ILLUSTRIERTE VÖLKERKUNDE

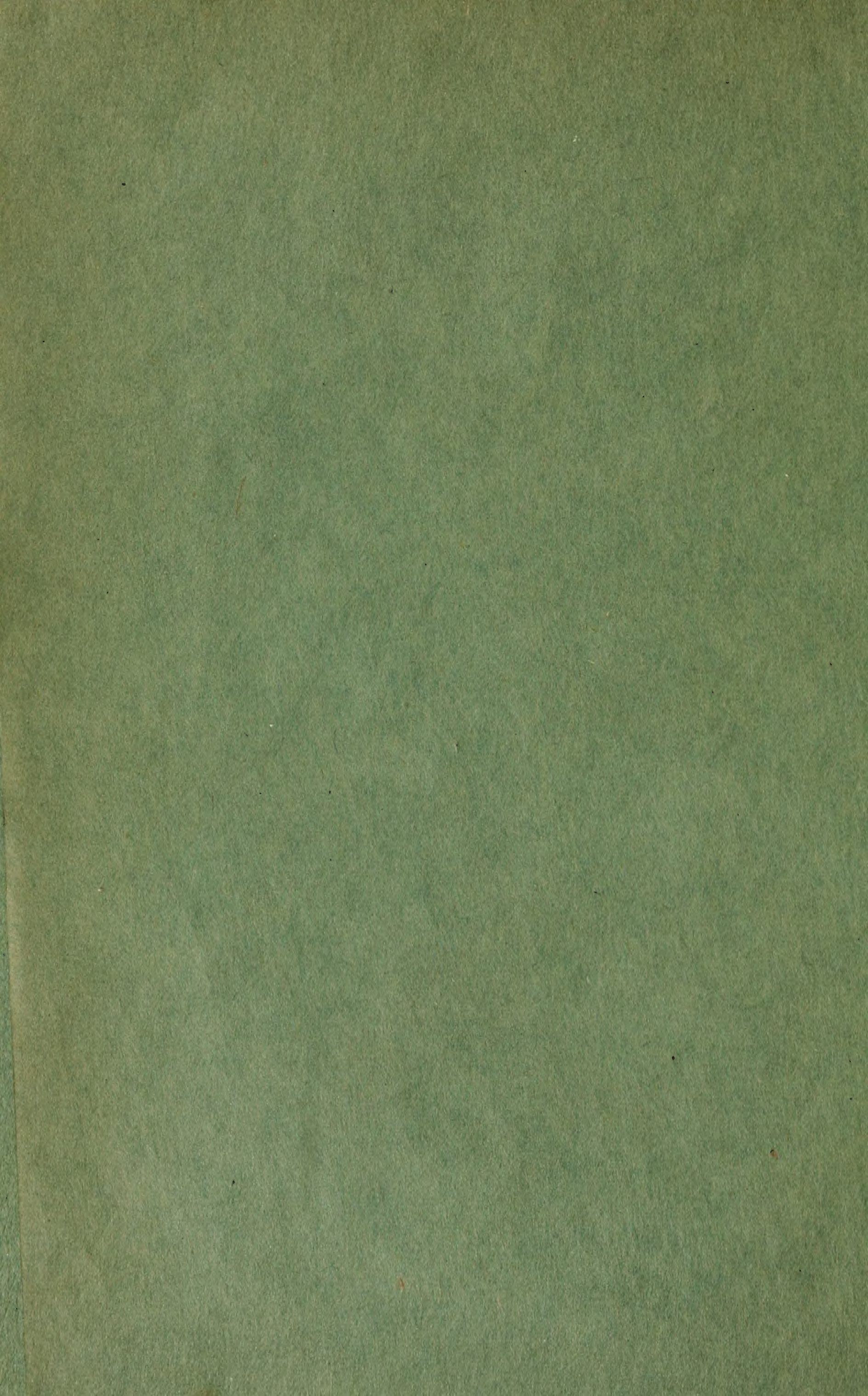
HERAUSGEGEBEN VON
DR. GEORG BUSCHAN



STRECKER u. SCHRÖDER, VERLAG, STUTTGART


Spiritus Est Qui Vivificat





ILLUSTRIERTE VÖLKERKUNDE





Der Siouxhäuptling He-asapa (Black Rock) in vollem Schmuck, mit dem Büffelfellmantel und der mit Hermelinfellen und Adlerfedern verzierten Hörnerhaube (dem Abzeichen des Kriegshäuptlings)

(Nach einem Originalgemälde George Catlins im Berliner Museum für Völkerkunde)

ILLUSTRIERTE

VÖLKERKUNDE

IN ZWEI BÄNDEN

Unter Mitwirkung von
Dr. A. Byhan, Dr. A. Haberlandt,
Professor Dr. M. Haberlandt, Dr. R. Heine-Geldern,
Dr. W. Krickeberg, Dr. R. Lasch,
Professor Dr. W. Volz
herausgegeben
von

Dr. Georg Buschan

I

Dritte Auflage
(Unveränderter Abdruck der zweiten, vollständig umgearbeiteten
und wesentlich vermehrten Auflage)

Stuttgart 1922
Verlegt von Strecker und Schröder


LIBRARY
UNIVERSITY
DUQUESNE
PITTSBURGH, PA.

VERGLEICHENDE VÖLKERKUNDE

AMERIKA – AFRIKA

Von Dr. Richard Lasch, Dr. Walter Krickeberg,
Dr. Artur Haberlandt

Mit 20 Tafeln, 289 Abbildungen
und 4 Völkerkarten



Stuttgart 1922
Verlegt von Strecker und Schröder

Druck von Strecker und Schröder in Stuttgart
Einbandzeichnung von Walther Thamm in Kempten

Vorwort zur zweiten Auflage

Die großen Fortschritte auf dem Gebiete der Völkerkunde, die seit dem ersten Erscheinen des Werkes zu verzeichnen sind und an denen nicht zum kleinsten Teile deutsche Gelehrte und Forscher Anteil genommen haben, machten eine vollständige Umarbeitung und wesentliche Ergänzung des Textes notwendig, so daß sich der Umfang um das Doppelte vermehrte und ein in jeder Hinsicht vollständig neues Werk entstand.

Bereitwillig haben die bisherigen Herren Mitarbeiter, mit nur einer Ausnahme, und neue Forscher sich der großen Mühe der Umarbeitung unterzogen und ein Werk geschaffen, das deutschem Geist, deutscher Sorgfalt und Gründlichkeit zur Ehre gereichen wird. Herausgeber und Verleger schulden ihnen allen aufrichtigen Dank.

Da auf eine wertvolle und reiche Bebilderung der neuen Auflage besonderer Wert gelegt wurde, mußten sehr viele neue Vorlagen beschafft werden. Zahlreiche Persönlichkeiten, Museen usw., die wir hier nicht einzeln nennen können, haben uns durch Überlassung von Bildermaterial wirksam unterstützt. Besonders aber haben sich um die Bebilderung verdient gemacht die Herren Professor Dr. Theodor Koch-Grünberg, Direktor des Stuttgarter Museums für Länder- und Völkerkunde, Linden-Museum, und Herr Heinrich Fischer, Kustos des gleichen Museums. Fräulein Hilda Schmidt in Stuttgart lieferte sehr viele Zeichnungen in sorgfältiger Ausführung. Herr Dr. W. Krickeberg vom Museum für Völkerkunde in Berlin unterzog sich mit bewährter wissenschaftlicher Gründlichkeit und mit umfassender Sachkenntnis der mühevollen Ausarbeitung des Registers, wodurch der Wert des Werkes wesentlich erhöht und sein Gebrauch erleichtert wird. Ihm verdanken wir auch die Entwürfe zu den drei Völkerkarten von Amerika, während Herr Dr. Bernhard Struck in Dresden die Beigabe einer Völker-

karte von Afrika ermöglichte, indem er in liebenswürdiger Weise sich dieser besonders schwierigen Arbeit unterzog. Es war uns dadurch möglich, dem Werke Völkerkarten nach dem neuesten Stand der Forschung beizugeben.

Allen genannten und ungenannten Förderern der „Illustrierten Völkerkunde“ sei an dieser Stelle herzlicher Dank gesagt. Möge die zweite Auflage eine ebenso günstige Aufnahme in allen Kreisen finden wie die erste und sich recht viele neue Freunde dazu erwerben.

Stettin, im März 1922.

Georg Buschan

Inhaltsverzeichnis

Verzeichnis der Tafeln, Abbildungen und Karten

a) Tafeln

b) Abbildungen

Afrika

c) Völkerkarten

Einführung in die vergleichende Völkerkunde

Von Dr. Richard Lasch in Wien

I. Begriff und Einteilung

Die vergleichende Völkerkunde oder Ethnologie ist die Wissenschaft vom psychischen und sozialen Menschen; sie beschäftigt sich mit ihm als einem geistigen und zu einem gesellschaftlichen Verbande gehörigen Wesen, dann mit diesen Verbänden selbst und ihren Schöpfungen. Da die Eigenart des menschlichen Geistes, sowohl beim Einzelindividuum wie bei den Gruppenverbänden, vornehmlich in der Erzeugung bestimmter stofflicher und geistiger Besitztümer zum Ausdruck kommt, welche, und zwar nur selten unverändert, zumeist aber vermehrt und verbessert, von Geschlecht auf Geschlecht übergehen und mit dem Ausdrucke Kulturgüter allgemein bezeichnet werden, muß auch die Ethnologie in der Untersuchung dieser Besitztümer eine ihrer Hauptaufgaben erblicken. Der Mensch kann eben ohne eine gewisse, wenn auch noch so geringe Kultur überhaupt nicht gedacht werden, und die vergleichende Völkerkunde ist daher auch Kulturwissenschaft im weitesten und wahrsten Sinne des Wortes. Als solche stellt sie auch einen Zweig der Kulturgeschichte dar, der „Wissenschaft von der kausalen Entwicklung alles dessen, was das geistige Leben und die äußere Lebensführung sämtlicher jetzt oder einst lebender Völker der Erde ausmacht“ (Foy).

In der neuesten Zeit ist das Studium der materiellen, der sozialen und der geistigen Seite der Kultur der Gegenstand besonderer Zweige der Ethnologie geworden, die jedoch miteinander dauernd in enger Fühlung und Beziehung bleiben müssen, um vor den Gefahren bewahrt zu sein, welche mit der Einseitigkeit eines jeden Spezialfaches stets verbunden sind. Die hauptsächlichsten Spezialfächer der vergleichenden Völkerkunde sind nach den oben angedeuteten Gesichtspunkten: 1. die Wissenschaft von den sozialen Kulturgütern und Einrichtungen (Gesellschaftslehre oder Soziologie), 2. die vergleichende Wirtschaftsforschung, 3. die Lehre vom stofflichen Kulturbesitz oder Ergologie, 4. die vergleichende

Rechtskunde (auch ethnologische Jurisprudenz genannt), 5. die Wissenschaft von der geistigen Kultur, umfassend Religion, Wissenschaft und Kunst. Über das Recht des einen oder anderen dieser Zweige der Ethnologie auf Selbständigkeit sind die Meinungen noch geteilt, insbesondere wird die Wirtschaftslehre oft nur als ein Bestandteil der Ergologie angesehen und der vergleichenden Rechtskunde bald innerhalb der Soziologie, bald innerhalb der Lehre von der Geisteskultur der Platz angewiesen. In bezug auf den geistigen Kulturbesitz hat die Erforschung der religiösen Regungen und Betätigungen des Menschen am frühesten eingesetzt und sich ebenfalls bereits zu einer gewissen Selbständigkeit durchgerungen, so daß man in der Tat von einer vergleichenden Religionswissenschaft sprechen kann, besonders seitdem man sich in der Erforschung der Religionen von den theologischen Einflüssen frei zu machen gewußt hat. Zur Lehre von der geistigen Kultur gehört, und zwar nicht an letzter Stelle, auch die vergleichende Sprachforschung, soweit ihr nicht nur die verwandtschaftlichen Beziehungen der Sprachen und Dialekte, sondern die in dem Bau und dem Inhalte der Sprachen zum Ausdrucke gelangende Kulturhöhe als Forschungsziel vorschweben. Aber auch die Sprachenverwandtschaft selbst gibt für die Geistesverwandtschaft und Kulturzusammengehörigkeit der Völker wichtige Fingerzeige.

Die Definitionen der Wissenschaft, mit der wir uns jetzt zu beschäftigen haben, sind leider noch nicht ganz feststehend. Es herrschen in dieser Hinsicht oft noch ganz gegensätzliche Anschauungen zwischen den einzelnen Forschern. Die englische Schule z. B. bezeichnet mit dem Sammelbegriffe Anthropologie jenes Wissensgebiet, welches unter Ethnologie und Ethnographie in diesem Buche verstanden wird. Die französischen Forscher, z. B. D'Ujfalvy, schlossen in die Ethnologie die (physische) Anthropologie, die Biologie, Prähistorik, Ethnographie, Linguistik, Demographie (Soziologie), Geschichte und selbst die Geographie ein! Morselli machte den Vorschlag, den Begriff Ethnologie auf das Studium der menschlichen Rassen unter vorwiegend naturwissenschaftlichem und zoologischem Gesichtspunkt zu beziehen, während die Ethnographie die am besten geographisch geordnete Beschreibung des Kulturbesitzes der Völker zu liefern hätte.

Im allgemeinen kann man aber sagen, daß wenigstens im Bereiche der deutschen völkerkundlichen Forschung nunmehr über diese Begriffe doch so ziemlich eine Einigung erzielt ist, und es wird einem späteren Zeitpunkte vorbehalten sein müssen, durch eine internationale Verständigung unserer zweifellos richtigen Definition allgemeine Annahme und Verbreitung zu verschaffen.

II. Geschichtliches

Die vergleichende Völkerkunde ist eine noch junge Wissenschaft im Gegensatze zur beschreibenden Völkerkunde (Ethnographie), deren Vorläufer in die Antike zurückreichen. Besitzen doch die Völkerbeschreibungen eines Herodot, Xenophon, Strabo, Cäsar, Tacitus noch heute einen nicht zu unterschätzenden ethnographischen Wert. Dagegen reicht die Ethnologie über den Anfang des achtzehnten Jahrhunderts nach Christi kaum zurück. Ihre Anfänge bestanden in Zusammenstellungen und Vergleichen der Sitten der Wilden, wie sie z. B. der Jesuit Lafitau in seinen viel gelesenen „Mœurs des Sauvages Ameriquains“ im zweiten Jahrzehnt des genannten Jahrhunderts der französischen Leserwelt darbot. Vor allem waren es die Probleme des geistigen Kulturbesitzes, insbesondere der religiösen Vorstellungen und Betätigungen, die den Forschungseifer anregten und die ältesten ethnologischen Spezialarbeiten entstehen ließen. Das vom Präsidenten de Brosses im Jahre 1766 veröffentlichte Werk über den Fetischismus kann wohl als die früheste wissenschaftliche Einzeluntersuchung auf religionskundlichem Gebiete angesehen werden.

Es würde den Rahmen des vorliegenden Buches weit überschreiten, eine eingehende geschichtliche Darstellung des Entwicklungsganges der vergleichenden Völkerkunde geben zu wollen. Wir müssen uns daher darauf beschränken, nur die Namen der wichtigsten neuzeitlichen Forscher, die in den einzelnen Zweigen bahnbrechend gewirkt haben, anzuführen.

Die gesellschaftlichen Einrichtungen wurden vom ethnologischen Standpunkt aus verhältnismäßig erst sehr spät erfaßt und studiert. Die französische Aufklärungsphilosophie des achtzehnten Jahrhunderts trug daran viel schuld, da sie die sozialen Zustände der Naturvölker vom Gesichtswinkel ihres Systems aus behandelte, was zu einer Idealisierung des Naturzustandes und einer vollkommenen Verkennung der wirklichen Verhältnisse führte. Erst Bachofen gelang es, mit seiner Entdeckung des Mutterrechtes (1861) der soziologischen Forschung neue Wege und Ausblicke zu eröffnen, wenn auch seine eigenen Ans chten über die Gesellschaftsbildung den späteren eingehenden Untersuchungen auf dem Gebiete nicht standhielten. In der Gesellschaftslehre entwickelte sich dann schnell eine eifrige Forschungstätigkeit. Vor allem haben sich der Schotte John

Ferguson Mac Lennan und der Amerikaner Lewis Morgan um den Ausbau dieses wichtigen Zweiges der Völkerkunde sehr verdient gemacht. Aus der neueren und neuesten Zeit wären die Namen Crawley, J. G. Frazer, Hartland, Starcke, R. S. Steinmetz und Edward Westermarck besonders zu nennen.

In jeder Geschichte der vergleichenden Völkerkunde müssen aber zwei Männer an erster Stelle genannt werden, deren Forschungen und Arbeiten das Gesamtgebiet der Wissenschaft umfaßten, wenn auch einzelne Zweige von ihnen besonders kultiviert und gefördert wurden. Es sind dies Bastian und Tylor. Bastian verdanken wir die erste Ergründung der Gesetzmäßigkeiten, die das geistige Leben der Völker und die Entwicklung der Kultur beherrschen. Von ihm stammen die Begriffe des Elementargedankens, das ist aller jener Kulturgüter, zu denen der Mensch aus sich selbst heraus, auf allen Räumen und ethnischen Gebieten selbständig gekommen ist, und des Völkergedankens, jener Kulturbesitztümer, die für bestimmte Völker und Gruppen charakteristisch sind, welche zumeist ein durch besondere Eigentümlichkeiten gekennzeichnetes und räumlich begrenztes Gebiet (geographische Provinz) bewohnen. Dem Völkergedanken steht der Begriff der Entlehnung von Kulturgütern, wie er durch Ratzel später ausgebildet wurde, gegenüber. Der letzteren sehr ähnlich, doch genetisch von ihr scharf zu trennen ist die Konvergenz: die vollständige oder teilweise Übereinstimmung von Kulturgütern oder ganzer Kulturkreise infolge innerer Momente (v. Luschan).

Leider sind die Verdienste Bastians wegen seiner verworrenen Schreibweise selbst von den Fachgenossen nur wenig erkannt und gewürdigt. Einer viel größeren Verbreitung und Verwertung haben sich dagegen die durch Verarbeitung eines außerordentlichen reichen Urmateriales mit exakter Quellenangabe und klarer Beweisführung ausgezeichneten Arbeiten Edward Tylors zu erfreuen, die ebenfalls das Gesamtgebiet der Ethnologie umfassen, für einzelne Zweige derselben aber geradezu grundlegend geworden sind. Auf religionskundlichem Gebiet ist die Begründung der Lehre vom Animismus, als dem ursprünglichsten Zustande der Religion, auf soziologischem die Erschließung der Ursachen und Bedeutung der bisher rätselvollen Einrichtungen des Männerkindbettes und des Totemismus dem genannten Forscher besonders zu danken. Dagegen sind die seinerzeit viel gelesenen, jedoch ziemlich ober-

flächlich gehaltenen und vor allem einer strengen Quellenkritik entbehrenden Werke von Tylors Landsmann John Lubbock (später Lord Avebury) für die Förderung der Ethnologie von nur geringer Bedeutung gewesen.

Aus dem Gebiete der Gesellschaftslehre, der Sprach- und Religionswissenschaft müssen unbedingt noch die Namen Herbert Spencer und Wilhelm Wundt, sowie H. Steinthal hier Erwähnung finden. Wenn auch keiner von ihnen ein zünftiger Ethnologe war, vielmehr die beiden ersten von Haus aus Philosophen, der letzte Sprachforscher war, so hat ihnen dennoch die Völkerkunde unendlich viel zu danken, da sie zuerst die Methoden und Erfahrungen der Philosophie — insbesondere der Psychologie — und der Linguistik auf die ethnologischen Erscheinungen anwendeten und über manche derselben auf diesem Wege viel neues Licht verbreiteten. Die Völkerpsychologie Wundts (von Krueger Entwicklungspsychologie genannt) ist übrigens eine im wesentlichen den sozialen und geistigen Teil der menschlichen Kultur umfassende vergleichende Völkerkunde.

Die Wirtschaftslehre wurde von entwicklungsgeschichtlich ethnologischen Gesichtspunkten aus von Karl Bücher neu geschaffen, nachdem einzelne Fragen des Faches von Schurtz und anderen schon früher eingehender behandelt worden waren. Die vergleichende Rechtskunde wurde von Post begründet, der sich jedoch wie sein Nachfolger Kohler von den Fesseln der historischen Jurisprudenz noch nicht recht frei zu machen vermochte.

Die sogenannte Kulturkreislehre, welche in der ethnologischen Forschung des heutigen Tages eine Hauptrolle spielt, wurde von Leo Frobenius begründet und von Graebner, Foy, Ankermann und P. Wilhelm Schmidt weiter ausgebaut.

III. Ursprung und Formen der menschlichen Gesellschaft

Um das Wesen der menschlichen Gesellschaft und ihre Entstehung zu verstehen, empfiehlt es sich, von den beiden durch die Natur gegebenen Möglichkeiten der Vereinigung der einzelnen Individuen zu Verbänden auszugehen. Die eine ist das auf dem Geschlechtstriebe beruhende, zeitlich beschränkte oder dauernde Zusammenleben von Personen verschiedenen Geschlechtes, die andere ist die aus

Sympathie begründete Vereinigung gleichgeschlechtlicher Individuen. Auch für diese hat Schurtz als Ursache eine natürliche Veranlagung, einen „Geselligkeitstrieb“ angenommen. Dem Sexualtriebe verdanken ihre Entstehung die blutverwandtschaftlichen Organisationen: Familie, Sippe, Horde, Stamm im engeren Sinne und die teils soziale, teils wirtschaftliche Einrichtung der Ehe; dieser Kategorie von Verbänden stehen als aus dem Geselligkeitstriebe hervorgegangene Vereinigungen von Personen gleichen Geschlechts die Altersklassen und Männerbünde gegenüber.

Die ältere Schule der Soziologen, vor allem Bachofen, Mac Lennan, Morgan, Post usw. nahm als Ausgangspunkt aller gesellschaftlichen Entwicklung ein urzeitliches Stadium allgemeiner Promiskuität (Weibergemeinschaft) an, in welchem dem Geschlechtsverkehr innerhalb der Gruppe noch keinerlei Rücksichten und Schranken auferlegt waren. Ein festeres Band bestand nur zwischen den Frauen und Kindern, und dies wäre der Ursprung der späteren mutterrechtlichen Familie. Ein die Befriedigung des geschlechtlichen Bedürfnisses überdauerndes Zusammenleben von Mann und Weib sei nur in den seltensten Fällen vorgekommen. Aus dieser hetäristischen Stufe sei die Einrichtung der eigentlichen Ehe und der (vaterrechtlichen) Familie erst nach und nach entstanden.

Mac Lennan unterschied vier aufeinanderfolgende Entwicklungsstufen: Promiskuität, Polyandrie, Monogamie, Polygynie (Polygamie). Die Polyandrie teilte er wieder in zwei Stadien: das ältere, mutterrechtliche oder den Nair-Typus; und das jüngere vaterrechtliche oder den tibetanischen Typus.

Diese ältere Anschauung ist heute so ziemlich allgemein aufgegeben, seitdem Westermarck nachgewiesen hat, daß die Familie, bestehend aus Mann, Weib und Kind, schon im Tierreiche bei den Primaten existiert und höchstwahrscheinlich auch schon der erste gesellschaftliche Verband gewesen ist. Ein urzeitliches Stadium der Promiskuität hat es sicherlich nicht gegeben. Bei den Spuren davon, die man in den Sitten der heutigen Naturvölker wie in den historischen Überlieferungen aus dem Altertume zu entdecken glaubte, handelt es sich durchwegs um Verwechslungen mit der Freiheit der Mädchen im Geschlechtsverkehr vor der Ehe, wodurch selbstverständlich die eigentliche Gesellschaftsbildung in keinerlei Weise beeinflußt worden zu sein braucht.

Auch die von Morgan aufgestellte Hypothese einer urzeitlichen „Gruppenehe“ hat ihren Ursprung nur in einer mißverständlichen Auslegung des sogenannten klassifizierenden Verwandtschaftssystems, wobei ganze Gruppen von Personen sich gegenseitig als Ehemann und Ehefrau, Vater und Mutter, die Kinder aller Mitglieder dieser Gruppen sich als Brüder und Schwestern bezeichnen. Diese Kollektivnamen bedeuten lediglich Altersunterschiede und beziehen sich in keiner Weise auf geschlechtliche Gemeinschaftsbeziehungen.

Allerdings war in der primitiven Familie das Band zwischen Mann und Frau ein sehr loses und andererseits jenes zwischen Frau und Kindern ein desto festeres. Es blieb deshalb noch ein weiter Weg zurückzulegen, bis aus dieser doch noch ziemlich lockeren Vereinigung der Geschlechter jene soziale, wirtschaftlich und rechtlich wohl umschriebene und bedeutungsvolle Einrichtung sich entwickelte, die von uns als Ehe bezeichnet wird.

Als Rest der „Gruppenehe“ wurde von Howitt und anderen Forschern auch das Pirrauruverhältnis der Dieri und anderer zentralaustralischer Stämme angesprochen, welches den in Einzelehe lebenden Männern akzessorische Frauen beistellt, den unverheirateten Männern aber bestimmte Rechte über die Ehefrauen anderer Männer verleiht. Die Männer einer Pirraurugruppe sind in der Regel leibliche Brüder, die Frauen leibliche Schwestern.

Wenn auch die durch das Blutband zwischen Mutter und Kindern von vornherein gegebene mutterrechtliche Form der Familie zweifellos die älteste sein dürfte, so erscheint es doch keineswegs zwingend, anzunehmen, daß alle Völker die gleiche Entwicklung durchgemacht haben müssen. Die Möglichkeit, daß auch vaterrechtliche Formen ein sehr großes Alter besitzen, ja sogar auch ursprünglich sein können, ist nicht von der Hand zu weisen. Dies hat z. B. P. Schmidt für die Pygmäen und Pygmoiden nachgewiesen.

Auch ist man vielfach mit Schurtz geneigt, die Ausbildung des Mutterrechtes als eine sekundäre Erscheinung, als eine Folge der zu Männerbünden sich entwickelnden Altersklassen anzusehen, wodurch die Frau vom Manne isoliert und zum Mittelpunkte der aus ihr und den Kindern bestehenden mutterrechtlichen Familie gemacht wird. Es bleibt dahingestellt, ob letztere Auffassung des Mutterrechtes als einer Degenerationserscheinung aufrechtzuerhalten sein wird.

Man fühlt sich allerdings versucht, die bei den Arunta und anderen zentralaustralischen Stämmen von Spencer und Gillen festgestellte und in neuester Zeit von Rivers auch aus Melanesien nachgewiesene Unkenntnis des Zusammenhanges zwischen Geschlechtsverkehr und Konzeption zugunsten der Priorität des Mutterrechtes zu deuten. Doch hängen andererseits diese Vorstellungen eng mit dem Totemismus zusammen, von

welchem in einem späteren Abschnitt noch ausführlich die Rede sein wird; es ist überhaupt zweifelhaft, ob die Zustände bei den Arunta gegenüber anderen Australiern noch als primär anzusehen sind.

Charakteristisch für die mutterrechtliche Familie ist, daß die Kinder zum Stamme der Mutter gehören und der Vater keine Rechte über sie besitzt; vielmehr ist es der älteste Mutterbruder, der die ganze maßgebende Macht über sie ausübt. Auch das Erbrecht ist in diesem Sinne geregelt, daß die Erbschaft niemals vom Vater auf die Kinder, sondern auf die Nachkommen der leiblichen Schwester übergeht: das sogenannte Neffenerbrecht. Das Mutterrecht oder die Mutterfolge wird häufig mit Frauenherrschaft zusammengeworfen und verwechselt, einem auf primitiven Stufen wohl nirgends anzutreffenden Zustand. Es ist sogar recht fraglich, ob die Andeutungen von Gynäkokratie in den Sagen und historischen Überlieferungen der Kulturvölker je einen realen Hintergrund gehabt haben oder nicht bloße Fabeln sind.

Mannigfache Übergänge und Zwischenstufen verbinden die mutterrechtliche Familie mit der vaterrechtlichen. Viele davon harren noch ihrer näheren Erforschung und Entzifferung. So wird die bereits erwähnte merkwürdige Sitte der Couvade (des Männerkindbettes) von vielen Autoren als eine solche Zwischenstufe zwischen der matriarchalen und der patriarchalen Organisation angesehen. Man betrachtet sie als einen symbolischen Akt der öffentlichen Anerkennung der Vaterschaft an dem neugeborenen Kinde, obwohl auch das Mitwirken religiöser Momente bei dem Zustandekommen nicht in Abrede gestellt werden kann. Eines der wichtigsten ursächlichen Momente für die Entstehung der vaterrechtlichen Familie war jedenfalls der Zerfall der auf dem Altersklassenprinzip aufgebauten Männergesellschaften, wodurch die verheirateten Stammesmitglieder von den durch diese Organisationen ihnen auferlegten Verpflichtungen befreit wurden und nun sich erst ihren Familien enger anschließen konnten. Die Befestigung der familiären Bande hatte naturgemäß zur Folge, daß der Mann in der Familie auch größeren Einfluß gewann und den Mutterbruder allmählich aus der ihm durch das Mutterrecht gegebenen Stellung verdrängte.

Hält man daran fest, daß die Urzelle der Gesellschaft bereits die Familie war, so ergibt sich sofort die weitere Frage, ob die letztere eine monogame oder polygame war. Obwohl manche tiefstehenden Naturvölker der Gegenwart (Wedda auf Ceylon, Mincopie auf den Andamanen, Kubus auf Sumatra, afrikanische Pygmäen) sich mit einem Weibe begnügen, so läßt sich dennoch nicht mit Sicherheit daraus schließen, daß in der Urzeit die Einehe allgemein gewesen sei. Andererseits läßt sich ebensowenig behaupten,

daß die Polygamie (Vielehe) die ursprüngliche Eheform gewesen sein muß. Zweifellos waren es äußere Umstände: die wirtschaftlichen Verhältnisse der männlichen Stammesmitglieder und das Zahlenverhältnis zwischen beiden Geschlechtern, welche das Vorherrschen der einen oder der anderen Eheform bestimmten. War z. B. die Zahl der weiblichen Mitglieder in der Horde oder im Stamm genügend groß, vor allem aber größer als die der männlichen, so war wohl die Vielehe die natürliche Folge davon. Es erscheint gewagt, die, wie erwähnt, bei den Pygmäen und Pygmoiden vorkommende Monogamie als durch sittlich-soziale Gründe veranlaßt anzusehen. Sicherlich liegen ihrem Vorkommen nur rein wirtschaftliche Momente und das Gebot der Not zugrunde.

Die merkwürdige Einrichtung der Polyandrie oder Vielmännerei, welche, wie bereits oben erwähnt, Mac Lennan für ein Stadium hielt, das alle Völker bei ihrem sozialen Aufsteigen aus der ursprünglichen Promiskuität durchlaufen hätten, ist ebenfalls sicherlich keine ursprüngliche Einrichtung und kein Überrest einer ehemals bestandenen Gruppenehe. Ihre Ursache liegt vielmehr, wie eine nähere Betrachtung der Verhältnisse bei den Völkern und Stammesgruppen, wo die Polyandrie sich heute noch erhalten hat (Nairen der Malabarküste, Todas in den Nilagiris, Tibetaner, verschiedene Himalayavölker) ebenso wie bei der Monogamie in rein örtlichen und wirtschaftlichen Momenten.

Meistens ist dann die Frau gemeinsames Eigentum einer Familie von Brüdern und das Hauptmotiv der seltsamen Sitte darin zu suchen, um jeder Güterentäußerung infolge des Erbganges entgegenzutreten. Das Kind oder die Kinder, welche aus einer solchen polyandrischen Verbindung hervorgehen, erben gemeinsam das Eigentum ihrer Eltern.

Auch die scharfe Unterscheidung zwischen der Endogamie, der Sitte, nur Weiber aus dem eigenen Stamme zu ehelichen, und der Exogamie, wo die Braut aus fremdem Stamme entnommen wird, dürfte dem Urmenschen schwerlich schon zum Bewußtsein gekommen sein. Man wird sich eben die Frauen dort geholt haben, wo man sie bekommen konnte. Frauenmangel im eigenen Stamme infolge Tötung weiblicher Neugeborener mag ebenfalls mit im Spiele gewesen sein (Mac Lennan). Das Verbot der Ehe unter Blutsverwandten ist eine Begleiterscheinung der mutterrechtlichen Familie und sicher späteren sekundären Ursprunges.

Eine mit der Exogamie zusammenhängende, aber noch keineswegs befriedigend erklärte Erscheinung auf sozialem Gebiete sind die australischen Heirats-

klassen. Jeder Stamm besteht aus zwei Hauptabteilungen oder Phratrien, jede derselben ist wieder in zwei, vier oder selbst acht Heiratsklassen geteilt. Diese Gruppen sind streng exogam. In keinem Falle ist es Angehörigen derselben Phratrie oder derselben Heiratsklasse gestattet, einander zu heiraten.

Ebensowenig wie Endo- und Exogamie bestimmte Typen der primitiven Ehe darstellen, können die beiden Hauptarten der Erwerbung der Frau durch Raub oder Kauf als besondere Eheformen angesehen werden. Sie sind, wie Wilutzky richtig bemerkt, nur besondere Arten des Eheschließungsaktes und können sowohl im mutterrechtlichen wie im vaterrechtlichen Stadium der Familie vorkommen. Doch ist nicht zu leugnen, daß Raub- und Kaufehe in letzterem weitaus häufiger sind als zur Zeit des Mutterrechtes.

Große Bedeutung für die Gesellschaftsbildung besitzen die bereits erwähnten, nicht auf Geschlechtsliebe, sondern auf Sympathie beruhenden Organisationen der Männer, mit denen Schurtz als erster sich eingehend beschäftigt hat, und die eine Einteilung der Horde nach Altersklassen zur Folge haben. Unter diesen spielen die Klassen der Jünglinge und die der erwachsenen, noch nicht verheirateten Männer eine Hauptrolle. Diese Organisationsformen waren es, welche auch jene scheinbar hetäristischen Verhältnisse im Geschlechtsverkehr schufen, die der Lehre von der ursprünglichen Promiskuität die Unterlage geliefert haben. Insbesondere gilt dies von den sozialen Zuständen auf einzelnen Inselgruppen in Mikronesien (Yap, Palau) und bei ostafrikanischen Hirtenstämmen (Massai). Eine charakteristische Eigentümlichkeit dieser Organisationen ist das sogenannte Männerhaus, in welchem die geschlechtsreifen Jünglinge und die ledigen Männer bei Tage sich aufhalten und die Nächte zubringen, wo aber auch die Beratungen stattfinden und alle wichtigen Angelegenheiten des Dorfes oder des Stammes entschieden werden.

Charakteristisch für die Organisation nach Altersklassen sind bei den primitiven Stämmen aller Erdteile gewisse beim Eintritte der Knaben und Mädchen in das Pubertätsalter geübte Zeremonien verschiedener Art, welche oft mit barbarischen Martern und grausamen Verstümmelungen verbunden sind (Initiationsbräuche).

Die Männergesellschaften wandelten sich später an vielen Orten infolge des Hinzutrittes religiöser und wirtschaftlicher Beweggründe in Klubs und Geheimbünde um, die in manchen Fällen auch die Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung und die Rechtspflege besorgen. Knüpft diese gesellschaftliche Umbildung unmittelbar an

die Einrichtung des Männerhauses an, dann entsteht das Klubwesen, das sich besonders in Melanesien zu großer Blüte entfaltet hat. Die Altersklassen verlieren bei ihrer Umbildung in Klubs einen Teil ihres ursprünglichen Inhaltes und Sinnes, dafür treten neue Zwecke an die Stelle der alten. Wenn bei dieser Umbildung schließlich der Klub alle erwachsenen Männer ohne Unterschied der Altersklassen umfaßt, sonst aber nur ein System von Graden enthält, deren höhere Stufen gegenüber den niederen mit einem Geheimnis umkleidet sind, wobei Nichtmitgliedern der Zutritt zum Klub und zu seinen Zusammenkünften und Festlichkeiten versagt bleibt, entsteht der Geheimbund, welcher in weiterer Ausbildung sich äußerer Mittel bedient, um namentlich Frauen und Sklaven einzuschüchtern und fernzuhalten.

Wiewohl die Altersklassen und Geheimbünde soziale Einrichtungen sind, welche hauptsächlich in dem männlichen Teile des Stammes ihre Stütze und Verbreitung finden, so haben analoge Bestrebungen auch in der weiblichen Hälfte desselben — wenn auch nicht mit derselben Intensität — sich geltend gemacht und insbesondere in Afrika zur Entstehung von ausschließlich aus Frauen zusammengesetzten Geheimbünden geführt.

Außer der natürlichen oder Blutsverwandtschaft gibt es noch eine künstliche, von welcher sich wieder verschiedene Unterformen unterscheiden lassen. Eine der bekanntesten ist die Milchverwandtschaft, welche zustandekommt, wenn zwei blutsfremde Kinder an ein und derselben Frauenbrust aufgezogen werden. Die Milchverwandtschaft geht häufig in die Pflegeverwandtschaft (Fosterage) über, wobei der Milchsohn auch nach der Entwöhnung in der Familie der Ziehmutter verbleibt. Künstliche Verwandtschaft ist auch die Blutbrüderschaft, welche durch den zeremoniellen gegenseitigen Genuß des Blutes der Bruderschaft schließenden Teile zustande kommt und eine nahezu universelle Verbreitung genießt. Aus diesen primitiven Riten ist die Annahme an Kindesstatt oder Adoption hervorgegangen, die im Familienrecht der Halbkulturvölker und der Kulturnationen der Gegenwart eine wichtige Rolle spielt.

Die Anfänge des Staatslebens scheinen, wie ein bahnbrechender Historiker der Gegenwart, Eduard Meyer, zuerst erkannt hat, auf die männergesellschaftlichen Organisationen der Urzeit zurückzugehen und haben mit der blutsverwandtschaftlichen Gruppierung der Familie und Sippe wenig zu tun. Auf alle Fälle sind sie mit der Entwicklung der Häuptlingschaft eng verknüpft. Der Ursprung der letzteren ist ein zweifacher. Neben dem Sippenhäuptling, gewöhnlich dem Ältesten einer Familie oder einer größeren durch Blutsverwandtschaft zusammenhängenden Gruppe, steht selb-

ständig das meist frei gewählte Oberhaupt der Altersklassen und Männergesellschaften. Während der Sippenhäuptling mehr für die Aufrechterhaltung der Ordnung im Dorfe oder in der Horde zu sorgen hat, bestehen die Aufgaben des Oberhauptes der Männergruppe in der Anführung des Stammes in Jagd und Krieg. Manchmal bestehen beide Typen selbständig nebeneinander bis in späte historische Zeitabschnitte hinein; häufiger jedoch ist eine Verschmelzung eingetreten, und der Häuptling hat dann die Stammesangelegenheiten in Friedenszeiten zu leiten und gleichzeitig Heerführer und Richter zu sein.

Die Macht des Oberhauptes war anfänglich sehr gering und keineswegs von seinem Amte, sondern nur von seinen persönlichen Eigenschaften abhängig; Individuen, die sich durch physische Stärke auszeichneten oder als besonders geschickte Zauberer gefürchtet waren, wußten sich naturgemäß leichter Ansehen und Gehorsam zu verschaffen. Stets aber hatte die Volksversammlung bei öffentlichen Angelegenheiten ein gewichtiges Wort mit dreinzureden; bedurfte schon der Sippenhäuptling der Zustimmung der Sippengenossen bei Durchführung seiner Anordnungen, so mußten auch die Mitglieder der Altersklassen und Männergruppen um ihre Meinung gefragt werden, bevor ihr Haupt bindende Aufträge erlassen konnte.

Der einzige soziale Unterschied auf der primitiven Stufe ist die Sklaverei, die auf Unterwerfung im Kampfe beruht, in hohem Maße aber schon von der Wirtschaftsform des betreffenden Volkes abhängig ist. Sie fehlt deshalb bei den unsteten Stämmen (die ihre Gefangenen gleich töten) zumeist noch ganz, bei Ackerbau treibenden seßhaften Völkern ist sie aber sehr bald zu hoher Bedeutung gelangt, namentlich in wirtschaftlicher Hinsicht.

Andere Klassenunterschiede entwickeln sich erst später, wenn nach erfolgter Ausbildung und Erblicherklärung der Häuptlingswürde die Familienangehörigen der Oberhäupter eine eigene Gruppe im Stamme bilden. Diese hebt sich dann von den übrigen Stammesmitgliedern scharf ab, oder es bleibt — wie es oft bei der Unterwerfung eines ganzen Volkes durch ein anderes der Fall ist — die Gesamtmasse der Sieger von jener der Besiegten trotz des Zusammen- oder Durcheinanderwohnens auf die Dauer sozial getrennt (z. B. Wahima und Watussi im Gebiete der oberen Nilquellen). So entsteht der älteste Adel. Außer dieser Schichtung der Gesellschaft

gibt es eine zweite nach Berufsgruppen, die jedoch nur von beschränkter Verbreitung ist und deren bekannteste Vertreter die Kasten sind, welche namentlich im heutigen Indien sich fast ins unbegrenzte entwickelt haben. Doch scheint die Berufsgruppierung allein nicht die Unterschiede in den Kasten erklären zu können, und zweifellos hat auch verschiedene ethnographische Abstammung bei Entstehung derselben eine wichtige Rolle gespielt.

IV. Formen und Entstehung der menschlichen Wirtschaft

Die Nahrungsgewinnung allein ist für die menschliche Wirtschaft wohl von hoher Bedeutung, bestimmt jedoch nicht ausschließlich deren Wesen und Typus. Zur Wirtschaft gehören alle Mittel, deren sich der Mensch bedient, um sich die zu seiner Lebensführung unentbehrlichen oder doch wertvollen materiellen Güter zu verschaffen. Die sozialen Zustände und die wirtschaftlichen Verhältnisse stehen miteinander in inniger Wechselwirkung, so daß der Versuch Grosses, jeder Form der Familienbildung eine bestimmte Wirtschaftsform als eigentümlich zuzuweisen, seine volle Berechtigung hat.

Die Befriedigung der wirtschaftlichen Bedürfnisse war ferner für die Entstehung und das Vorwärtsschreiten der Kultur schon deshalb von hoher Wichtigkeit, weil dadurch zuerst eine Art von Arbeitsverteilung (nach dem Geschlechte) geschaffen wurde, der auf einer späteren Entwicklungsstufe die Teilung der gesamten Güterproduktion nach Berufen nachfolgte.

Die einzelnen Wirtschaftsformen genau gegeneinander abzugrenzen und ihre zeitliche Aufeinanderfolge zu bestimmen, hat sich jedoch vorläufig als eine Unmöglichkeit erwiesen. Das bis in das klassische Altertum auf Plato und Dikäarch zurückgehende und in die neuere Nationalökonomie insbesondere durch Friedrich List als ein Axiom eingeführte Dreistufenschema: „Jagd — Viehzucht — Ackerbau“ ist nunmehr wohl endgültig aufgegeben. Eine den natürlichen Verhältnissen viel näher kommende Einteilung ist die von Friedrich, welcher vier Wirtschaftsstufen: 1. die des Reflexes oder der Sammelwirtschaft, 2. des Instinktes, 3. der Tradition und 4. der Wissenschaft unterscheidet. Auf der Wirtschaftsstufe des Reflexes oder der Sammelwirtschaft steht der Mensch dem Tiere

noch sehr nahe und ganz unter dem Naturzwang. Doch auch diese Klassifikation befriedigt nicht ganz, da sie dem wirklichen Formenreichtum der menschlichen Wirtschaft keineswegs ganz gerecht wird. Deshalb begnügt man sich in der neuesten Zeit, in der Wirtschaftslehre dem Begriffe der *aneignenden* oder Sammelwirtschaft die *Produktionswirtschaft* gegenüberzustellen, bei welcher der Mensch durch seine Aktivität sich von den Launen der Natur und den Zufälligkeiten der Sammlertätigkeit unabhängig gemacht hat. In den Bereich der Sammelwirtschaft (wo nur die von der Natur im Pflanzen- und Tierreiche ohne Zutun des Menschen dargebotenen Gaben verwertet werden) gehören die meisten Jäger- und Fischerstämme. *Reine Sammler* sind jedoch nur noch wenige von ihnen, vor allem die Mehrzahl der Pygmäen und Pygmoiden, da die Kenntnis und Übung der Bodenbestellung wenigstens in ihren rohesten Formen jetzt selbst den primitivsten Stämmen kaum mehr gänzlich fremd ist. Eine Ausnahme machen die durch die besonders ungünstigen klimatischeu Verhältnisse des Wohngebietes daran gehinderten West- und Zentralaustralier und Polarvölker. Auffällig ist andererseits, daß ein Großteil der Pygmäen und Pygmoiden, obwohl das Moment der ungünstigen klimatischen Verhältnisse bei ihnen nicht zutrifft (z. B. zentralafrikanische Pygmäen, Zwergstämme von Neuguinea, Aëtas der Philippinen), trotzdem auf der reinen Sammlerstufe verblieben sind. Je nach der Beschaffenheit des Landes wird auch bei der Sammlertätigkeit die eine oder die andere Form der Nahrungsgewinnung die Oberhand haben, so daß man innerhalb der Sammelwirtschaft von Jäger- und Fischervölkern sprechen kann. So sind die Tasmanier und Australier, die Buschmänner und zentralafrikanischen Pygmäen ausgesprochene Jäger, Feuerländer und Nordwestamerikaner typische Fischerstämme.

Die Wesenszüge der Produktionswirtschaft sind der Anbau von Nutzpflanzen, die Zähmung von Tieren und die Verwertung der so regelmäßig erlangten Rohprodukte im Haushalte. Die Erfindung der Bodenbestellung ist, darüber kann heutzutage kein Zweifel mehr obwalten, ein Verdienst des *weiblichen* Geschlechtes. Während die Männer jagten und fischten, waren die Frauen von jeher in ihrer Nahrung vorwiegend auf Pflanzenstoffe angewiesen. Sie müssen durch ihre Beobachtungen beim Aufsuchen und Einsammeln derselben auf den Gedanken gekommen sein, durch Einsetzen von Wurzeln, Knollen und Samen an bestimmten, leicht auffindbaren

Stellen sich die Mühe der Sammeltätigkeit zu erleichtern und einen ständigen Vorrat zu sichern. Die Bodenbestellung ist zwar bei Kulturvölkern und auch bei einem Großteil der Naturvölker schon seit langem zur Männersache geworden; eine Erinnerung an die Anfänge besitzen wir aber noch immer in der Pflege des bäuerlichen Haus- und Gemüsegartens durch die Hausfrau.

Mit Hahn unterscheidet man jetzt allgemein zwei Haupttypen der Bodenwirtschaft: 1. niederen Ackerbau oder Hackbau, welcher durch den Gebrauch der Haue zur Bearbeitung des Feldes, durch das Überwiegen des Anbaues von Knollengewächsen und Gemüsen charakterisiert ist und heute noch vorwiegend in Frauenhänden sich befindet, und 2. den eigentlichen Ackerbau oder die Pflugkultur, zu dessen Elementen außer der Anwendung des Pfluges die Benützung des Rindes als Zugtier, der Milchgenuß und die Männerarbeit gehören. Das Ursprungsland der Pflugkultur soll das alte Babylonien gewesen sein, wo nach der Hypothese Hahns die erste auf religiösen Motiven beruhende Zähmung des Rindes erfolgte. Diese scharfe begriffliche Scheidung beider Typen wird sich jedoch kaum aufrechterhalten lassen, da zahlreiche Verbindungsglieder zwischen ihnen nachgewiesen werden können und sich namentlich innerhalb des Rahmens der Pflugkultur an vielen Orten Reste des alten Hackbaues bis auf die Gegenwart erhalten haben.

Eine besondere Unterform des Hackbaues stellt der primitive Gartenbau dar, der oft noch mit grobem Grabstock betrieben wird, wobei aber bereits die Männer mitarbeiten, insoferne sie die Bäume ausroden. Trotz seiner Primitivität hat er gewisse Berührungspunkte mit dem Gartenbau der Kulturvölker, welcher die intensivste Form der Bodenausnützung darstellt. An die primitiven Verhältnisse erinnern bei ihm die Verzichtleistung auf das Zugtier und der Gebrauch des Spatens.

Die Viehzucht ist für die Nahrungsmittelbeschaffung der Naturvölker stets nur von untergeordneter Bedeutung gewesen. Sicher ist sie zeitlich jünger als die Bodenwirtschaft. Selbst dort, wo sie eine selbständige, wohlausgeprägte Wirtschaftsform darstellt, wo es sich also um den durch die Zucht von Herdentieren (Rind, Pferd, Kamel, Renn) charakterisierten Nomadismus handelt, kommt dem Tiere im Verhältnis zur Zahl, in der es gehalten wird, doch nur eine verhältnismäßig geringfügige Rolle für den menschlichen Haushalt zu. Nur die Milch wird als Nahrung — aber auch sie nicht regelmäßig und allgemein — verwendet; gegessen

werden aber meistens nur gefallene oder notgeschlachtete Tiere, so daß bezüglich der Fleischnahrung der Nomade beinahe ebenso oft dem Zufall anheimgegeben ist wie der Angehörige eines Jägerstammes. Nur sehr schweren Herzens entschließt er sich, von seinen Herden ein Tier freiwillig zu opfern. Die Motive der Viehzucht sind eben oft keine rein wirtschaftlichen, sondern Liebhaberei, Freude am Besitz, Streben nach Schatzbildung, — also Momente, deren Vorhandensein und Wirkung dem Individualpsychologen, der sich mit der seelischen Anlage des Einzelmenschen beschäftigt, wohl bekannt sind, jedoch in bezug auf ihre völkerpsychologischen Ursachen und Tragweite noch der näheren Ergründung harren. Selbst bei den Nomaden der Steppe und des Nordens, die auf ihre Herden in weitaus größerem Maße angewiesen sind als die wegen der Nachbarschaft von Ackerbauvölkern weitaus günstiger gestellten Viehzüchter der gemäßigten Zonen und der Tropen, findet keine rationelle Ausnützung der in den Herdentieren enthaltenen wirtschaftlichen Werte statt.

Die Domestikation unserer Hauptnutztiere, vor allem des Rindes, ist trotz der Hahnschen Theorie noch immer unerklärt. Ganz besondere Schwierigkeiten bereitet die Erklärung der Steigerung der Milchproduktion über die des wilden oder bloß gefangengehaltenen Tieres hinaus. Bisher hat uns die einzige hiezu berufene Wissenschaft, die Biologie, die Lösung dieses Rätsels nicht geben können.

Nahrungs- und Genußmittel. Es gibt fast nichts in der Tier- und Pflanzenwelt, was nicht der Mensch in irgendeiner Form zum Genusse heranzuziehen versucht hätte. Im Gegensatz zu den Tieren ist das Genus Homo im wahrsten Sinne omnivor. Natürlich schwankt die Art der Ernährung je nach der Wirtschaftsform, die vorliegt. Bei Jägervölkern spielt die Jagdbeute, bei Fischern Fische und Muscheln die Hauptrolle, während in beiden Gruppen die pflanzliche Zukost die Hauptnahrung der Frauen ausgemacht haben wird.

Ob dem Kannibalismus, der zu allen Zeiten und in allen Erdteilen eine große Verbreitung hatte, bei der Ernährung tatsächlich eine Bedeutung zukommt, erscheint recht zweifelhaft. Die Ernährung durch Menschenfleisch konnte nur eine Ausnahme bilden, weil ja das für diesen Zweck erforderliche Angebot meistens nicht zur Verfügung stand. Auch gehörten gerade die eingefleischtesten Anthropophagen (Menschenfresser) — wie z. B. viele Melanesier, die Maori, west- und innerafrikanische Negerstämme — keineswegs zu jenen Völkern, welche Mangel an animalischer oder vegetabilischer Nahrung litten. Sicherlich sind Aberglaube und Rachsucht die Hauptmotive bei der Entstehung der Sitte.

Wenn von Nahrungsmitteln die Rede ist, kann das Salz nicht unerwähnt bleiben. Nach Bunge erzeugen die Kalisalze, die in der Nahrung, vor allem in der vegetabilischen, enthalten sind, im Organismus einen Mangel an Chlornatrium, der ersetzt werden muß. Deshalb ist der Gebrauch des Kochsalzes

den Jägern und Hirten, die ausschließlich oder größtenteils von Fleisch leben, unbekannt und findet sich hauptsächlich bei den ackerbautreibenden, vorwiegend auf Pflanzenkost angewiesenen Völkern. Die Methoden der Salzgewinnung sind sehr mannigfaltig, und das Salz ist auch Gegenstand eines schwunghaften Handels in Afrika und Asien.

Die über den ganzen Erdkreis verbreitete Geophagie (Erdessen) ist auf verschiedene psychologische und selbst pathologische Ursachen zurückzuführen; als wirkliches Nahrungsmittel kommt sie, da der Erde ein eigentlicher Nährwert nicht zukommt, wohl nirgends in Betracht.

Die Genußmittel sind ebenfalls schon fast so alt wie die Menschheit selbst. Natürlich sind die geistigen Getränke, die den Rauschzustand herbeiführen, die ältesten und die anderen Narkotika einer jüngeren Stufe angehörig. Von den Rauschgetränken dürfte der Fliegenschwammabsud der Kamtschadalen eines der ältesten und primitivsten sein; andere berauschende Getränke werden aus Getreidearten (wie Merissa oder Pombe der Neger) und aus gegorener Milch hergestellt. Andere Pflanzen, welche alkoholische Getränke den primitiven Völkern liefern, sind die indische Somapflanze und die mexikanische Agave. Ein Übergang von den Rauschgetränken zu den Narcoticis, die gekaut oder geraucht werden, bildet die Kava der Südseeinseln (Piper methysticum). Die Wurzeln derselben werden gekaut, ausgespuckt und ergeben nach Wasserzusatz ein leicht berauschendes Getränk. Auch die Herstellung der Chicha oder des Rauschgetränkes der südamerikanischen Indianer aus Maiskörnern oder Mandiokamehl vollzieht sich in ähnlicher Weise. Von den eigentlichen Narkotika ist vor allem der Betel zu erwähnen, der heute über fast ein Viertel des Erdkreises gekaut wird; die Koka in Südamerika, das ein Alkaloid enthaltende Betäubungsmittel Pituri der Australier, Hanf und Opium und der Tabak. Alle drei letzteren werden gegessen, gekaut oder geraucht. Schließlich sei noch die Gewohnheit des Paricáschnupfens südamerikanischer Indianerstämme erwähnt, bei der ein aus den gestoßenen Bohnen einer Akazie (Acacia niopo) gewonnenes Pulver in die Nase eingeblasen oder eingestopft wird und Trunkenheit und Ekstase hervorruft. Eine andere Form der Einfuhr des Paricá ist, einen Absud davon als Klistier einzugeben. Andere Narkotika, wie Tee, Kaffee, Kakao, Guarana, wirken getrunken anregend oder, wie die Kolanuß gegessen, nervenstärkend und kräftigend.

Die Wirtschaft umfaßt, wie bereits erwähnt, außer der Nahrungsfürsorge auch die Erzeugung aller übrigen für die Lebensführung des Menschen erforderlichen Gegenstände und Güter. Das Rohmaterial hiezu liefert ebenfalls die Natur. Die weitere Verarbeitung muß jedoch wieder der Mensch besorgen. Die Erzeugung dieser Güter gehört in das Gebiet der Gewerbstätigkeit. Ursprünglich war sie, ebenso wie die Gewinnung der Nahrungsmittel, schon bestimmt durch das Geschlecht. Jagd und Rindviehzucht waren von vornherein männliche, der Anbau der Nahrungs- und Nutzpflanzen weibliche Beschäftigungen. In den Fischfang haben sich allerdings

die Geschlechter geteilt, indem gewisse Arten des Fischfanges, vor allem die Strandfischerei eine weibliche, die Hochseefischerei vom Boot aus dagegen stets eine männliche Tätigkeit war. Die ursprüngliche primäre Arbeitstrennung trägt noch vollständig den Charakter des Hausfleißes, der nur für den augenblicklichen Bedarf des Individuums oder der Familie arbeitet. Doch finden sich schon bei den primitiven Völkern Ansätze zu eigentlicher Gewerbstätigkeit und Berufsbildung. Ein eigener Typus derselben ist die Geschlechterindustrie, bei welcher die Gesamtheit der Männer oder Frauen einer Gruppe sich einem bestimmten Berufszweige widmen (z. B. die Frauentöpferei in Melanesien). Sie führt zu dem weitverbreiteten Stammes- oder Ortsgewerbe, das seine Entstehung der dem Vorkommen gewisser Rohstoffe zuzuschreibenden Begünstigung bestimmter Gruppen oder Örtlichkeiten verdankt. Dieses Ortsgewerbe bildet sich besonders in Afrika, haftet dort sogar an bestimmten Familien und bietet in vieler Richtung auffallende Ähnlichkeiten mit der Gewerbsbildung bei Kulturvölkern.

Ein typisches Beispiel eines solchen Stammesgewerbes bieten die von Junod beschriebenen Balemba im Zoutpansbergdistrikt in Nordtransvaal; sie brachten die Töpferei und die Kunst der Metallbearbeitung (Kupfer und Eisen) den schon früher im Distrikt ansässigen Betschuanenstämmen (Basuto und Bapedi).

In Südamerika ist der Bootbau, die Herstellung des berüchtigten Pfeilgiftes Curare, der Hängematten usw. Gegenstand des Gruppen- oder Stammesgewerbes. An manchen Orten entwickeln sich diese gewerbetreibenden Stammesgruppen zu ausgesprochenen Handwerkerkasten, indem das Gewerbe innerhalb der Gruppe von einer Generation auf die andere übertragen wird, wobei die betreffenden Gewerbegruppen von den übrigen Teilen des Stammes oft durch tiefgreifende soziale Unterschiede getrennt sind. Ein typisches Beispiel hiefür bildet das Gewerbe der Schmiede, das bei vielen Völkern eine Pariastellung einnimmt, während es andere wieder hoch einschätzen.

Handwerkerkasten gab und gibt es in der Südsee, in West- und Ostafrika und noch heute in großer Zahl in Vorderindien, wenn auch dabei dort, wie bereits S. 13 angedeutet, außer den sozialen, Rasseneinflüsse und religiöse Momente eine ausschlaggebende Rolle gespielt haben müssen ... Die höchste Entwicklungsstufe des Gewerbefleißes, von sozialen Gesichtspunkten aus betrachtet, ist die Einzelindustrie, welche die Berufswahl dem Individuum freistellt und dadurch die größte Möglichkeit gibt zur

Ausbildung der persönlichen Fähigkeiten und Neigungen; sie ist auf primitiver Stufe noch selten anzutreffen und zumeist schon eine Errungenschaft höherer sozialer und wirtschaftlicher Entwicklung.

Der Handel ist das Mittel des Güteraustausches von Gruppe zu Gruppe, von Stamm zu Stamm. Er ist gewiß so alt wie die Menschheit selbst und hängt innig mit dem Wirtschaftsleben zusammen. Ursprünglich besaß er wohl ausschließlich die Form des Schenkhandels; erst allmählich entwickelte sich daraus ein geregelter Warenaustausch.

Bei den kulturell wohl sehr tief stehenden Australiern von NW. Queensland besteht ein vollkommen durchgebildetes Handelssystem, das sich hauptsächlich mit der Beschaffung und Verbreitung des Pituri, eines Narkotikums, beschäftigt. Auch die afrikanischen Pygmäen des Kongo-Urwaldes stehen mit den benachbarten großwüchsigen Negervölkern in einem regen Tauschhandelsverkehr.

Eine sehr primitive Handelsform ist der sogenannte stumme oder Depothandel, bei dem die eine Partei ihre Tauschwaren an einer bestimmten Stelle niederlegt und sich zurückzieht, worauf die andere Partei ihrerseits herankommt, die Waren prüft und an ihrer Stelle eigene Erzeugnisse in entsprechender Menge hinlegt. Diese bereits aus dem klassischen Altertum bekannte Handelsform hat sich in der Gegenwart bei den afrikanischen Pygmäen, in Asien bei den Veddas auf Ceylon, den Kubus auf Sumatra und Stämmen im Innern von Borneo (Punans) erhalten.

Zweifellos ist aus dem primitiven Depothandel unser heutiger Markthandel herzuleiten. Beide haben fixierte Örtlichkeiten, an denen sich der Handelsverkehr abspielt, zur ersten und obersten Voraussetzung. Der Markthandel hat bei vielen primitiven Völkern bereits eine sehr bedeutende Ausgestaltung erfahren, namentlich in Afrika und in Melanesien; er fehlt dafür bei den viel primitiveren südamerikanischen Indianerstämmen so gut wie vollständig.

Auch im Handel zeigt sich schon früh eine Arbeitsteilung nach dem Geschlecht, indem der Fernhandel, der die Vornahme von Reisen in fremdes Gebiet erfordert, nahezu ausschließlich den Männern zufällt, während der Nahhandel den Frauen verbleibt. Der Markthandel ist ursprünglich Nahhandel und befindet sich ebenfalls durchweg in weiblichen Händen.

Das Marktwesen hat vom Standpunkt der Kulturentwicklung eine nicht zu unterschätzende Bedeutung, da es die Schaffung von eigenen Einrichtungen zum Schutz der Marktbesucher, eine eigene den Marktverkehr erleichternde Zeitrechnung (Marktwoche) und die Festsetzung bestimmter Wertmesser zur Folge hat. Die Entstehung unseres „Geldes“ ist in erster Linie wohl ihm zu-

zuschreiben. Solche Wertmesser sind bei jedem höher organisierten Handelsverkehr in irgendeiner Form vorhanden.

Der Handel hat sogar an manchen Orten zu der Ausbildung eines eigenen Jargons, einer sogenannten Handelssprache, geführt, wie das Pidgin-Englisch in China und in Melanesien, das Busch-Patois in Australien, das Neger-Englisch an der afrikanischen Westküste und der Tschinuk-Jargon in Nordwestamerika.

Die Geldformen sind sehr mannigfach; Schurtz unterscheidet sie dem Ursprung nach in Binnengeld, das ist die nur innerhalb des Stammes umlaufenden, hauptsächlich bei Nahhandel gebrauchten alltäglichen Dinge (in der Regel Schmucksachen, Nahrungs- und Genußmittel), oder Außengeld (Erzeugnis des Handelsverkehres zwischen verschiedenen Stämmen oder besonders wichtige Naturprodukte). Dem Material nach unterscheiden wir Schmuckgeld, Kleidergeld und Nutzgeld. Unter dem Schmuckgeld nimmt das Muschelgeld den größten Raum ein; am bekanntesten sind die Kaurimuscheln (Cypraea moneta), welche fast über die ganze Welt verbreitet sind. Sehr mannigfaltig ist auch das melanesische Muschelgeld, das Diwarra. In Afrika besitzen Glasperlen, namentlich die alten in der Erde gefundenen Aggriperlen, hohen Geldeswert. Abnorm geformte Eberhauer bilden das sogenannte Zahngeld Neuguineas; Kleidergeld als Wertmesser findet sich in der Form der aus der Rinde des Papiermaulbeerbaumes hergestellten Stoffe (Tapa) Polynesiens; in Afrika dienen einheimische Baumwollstoffe demselben Zwecke. Zum eigentlichen Nutzgelde gehören der Ziegeltee von Hochasien und Tibet, die Kakaobohnen im alten Mexico und das afrikanische Salzgeld.

Wir können das Kapitel der Entstehung der menschlichen Wirtschaftsformen nicht schließen, ohne noch des Verkehrswesens zu gedenken, dessen Anfänge ebenfalls schon in die Wiegenzustände der Zivilisation hinaufführen. Schon der primitive Mensch ersann zur Fortbewegung im Raum mannigfaltige, den örtlichen Bedürfnissen angepaßte Hilfsmittel: der Polarbewohner ist z. B. ohne Schneeschuh und Schlitten einfach gar nicht zu denken. Auch der Schlittschuh ist uralt; Knochenschlittschuhe fanden sich in Mitteleuropa bereits im Paläolithikum. Der Wagen allerdings ist eine verhältnismäßig späte Erfindung und den primitiven Völkern ganz unbekannt. Er setzt das Vorhandensein von Wegen voraus, die bei den Naturvölkern über schmale, nur die Vorwärtsbewegung im Gänsemarsch gestattende Pfade nicht hinausgediehen sind. Auffallend hohe Entwicklung zeigen dafür die Brücken-

bauten der Naturvölker, namentlich die sehr sinnreich konstruierten Hängebrücken im afrikanischen Urwaldgebiet, in den südamerikanischen Kordilleren und in Hinterindien. Ein Beweis, daß sich schon frühzeitig im Menschen das Bestreben regt, die Hindernisse, welche die Natur dem menschlichen Verkehr in den Weg legt, zu überwinden.

Was die Verkehrsmittel zu Wasser anbelangt, so ist die Schiffahrt keinem Volke der Erde fremd, wenn auch die heute ausgestorbenen Tasmanier sie zur Zeit ihrer Entdeckung wieder verlernt zu haben scheinen. Die Wasserfahrzeuge teilen sich in die beiden Hauptgruppen der Flöße und der Schiffe. Die Flöße kommen als Ambatschfloß am oberen Nil, als Balsa an der Westküste von Südamerika vor; ihrer bedienten sich auch neben den Schiffen die Maori Neuseelands. Die Urform des Schiffes ist der Einbaum, dem das Fell- und Rindenboot zur Seite stehen. Zu den zusammengesetzten Schiffsformen gehören das malaiische Doppelboot, das mikronesische Auslegerboot und das die höchste Entwicklungsstufe darstellende Plankenboot, das im Inneren Ostafrikas, in Polynesien und Mikronesien die Hauptstätten seiner Verbreitung gefunden hat.

V. Die Entstehung des stofflichen Kulturbesitzes

(Ergologie und Technik)

Der stoffliche Kulturbesitz des Menschen umfaßt alle jene Gegenstände und Prozesse von greifbarer oder sichtbarer Natur, die für die Existenz und Lebensführung des Menschen von wesentlicher Bedeutung sind. Hieher gehören vor allem das Feuer und die Hilfsmittel zu seiner Erzeugung. Kochgerätschaften und Kochkunst, Obdach, Kleidung, Schmuck, Waffen und Hausgeräte. Die Ergologie beschäftigt sich nicht nur mit den Gegenständen selbst, sondern auch mit den technischen Vorgängen bei ihrer Erzeugung. Der Besitz der Technik an sich ist keine ausschließliche Domäne der Menschheit; auch viele Tiere verfügen über hohe technische Fähigkeiten (vgl. z. B. die Wasserbauten der Biber, die kunstvollen Nester der Webervögel, der Termiten, vieler Ameisenarten und Wespen usw.).

Das älteste Rohmaterial für die Betätigung der menschlichen Technik waren Holz und Stein. Besonders der Stein hat

den vorgeschichtlichen Kulturstufen, in denen Metall noch unbekannt war, den Namen gegeben und die Signatur aufgedrückt. Die Prähistoriker unterscheiden ein Paläolithikum, eine ältere, und ein Neolithikum, eine jüngere Steinzeit. Das unterscheidende Merkmal bildet die erst im Neolithikum auftretende Technik des Steindurchbohrens. In der Steinzeit befanden sich aber nicht bloß die Vorfahren der europäischen und asiatischen Kulturvölker in einem schon an den Beginn der geschichtlichen Perioden grenzenden und häufig auf diese sogar übergreifenden Zeitpunkte; viele Naturvölker der Gegenwart leben heute noch in der Steinzeit oder gehörten dieser Kulturstufe bis zu einem noch nicht lange entschwundenen Zeitpunkte an.

Wo die Natur den Stein überhaupt nicht oder doch nur in einer Form und Beschaffenheit darbietet, die sich zur Bearbeitung nicht eignet, treten Holz, Knochen und Horn an seine Stelle. Man hat daher auch in der Prähistorik von einer Holzzeit, Knochenzeit gesprochen; manchmal kommen allerdings auch beide Materialien nebeneinander bei demselben Volke und in derselben Kulturperiode gleichzeitig vor.

Eine sehr alte Technik ist zweifellos auch die Bearbeitung der Felle. Schon der Urmensch mußte, um sich eine Bekleidung zu verschaffen, den Balg erlegter Tiere dazu verwenden und war gezwungen, ihn in irgendeiner Form zu konservieren. Die älteste Fellbearbeitung bestand wohl nur in einem Abschaben des Fleisches von der Haut mit Messern, später eigenen Schabern, Strecken und Trocknen der Häute. Die Erfindung der Gerberei ist eine verhältnismäßig späte Erfindung des Menschen; die älteste Form der Gerberei war die sogenannte Sämisch-Gerberei. An Stelle der Tierfelle tritt in räumlich ziemlich ausgedehnten Gebieten die Rindenstoffabrikation und die künstliche Erzeugung von Geweben. Erstere ist gebunden an das Vorkommen von Bäumen mit einer für diese Technik sich eignenden Rinde; es sind in erster Linie der Papiermaulbeerbaum (Broussonetia papyrifera) der Südseeinseln, eine Caesalpinie, Brachystegia, sowie verschiedene Ficusarten in Zentralafrika und Indonesien. Von der Erzeugung künstlicher Gewebe ist die Flechttechnik wohl die älteste. Sie diente zunächst der Erzeugung von Behältnissen der verschiedensten Art: Wassergefäße, Körbe usw. Aus der Flechttechnik ist die Weberei hervorgegangen, die bei manchen Naturvölkern bereits

zu der Konstruktion sehr sinnreicher Webstühle Veranlassung gegeben hat.

Die Webetechnik soll nach von Luschan nur einmal erfunden worden sein, und zwar im alten Orient, das heißt in Ägypten oder in Babylonien, und von da auch, allerdings zu verschiedenen Zeiten und auf ganz verschiedenen Wegen, mehrmals nach Amerika gelangt sein.

Die Färberei ist uralt; die Technik derselben natürlich äußerst einfach, aber doch vollkommen zweckentsprechend.

Die Technik der Töpferei ist wohl aus der Flechterei hervorgegangen, und zwar so, daß man durch Beschmieren eines Korbes oder einer geflochtenen Wasserflasche mit Lehm und nachträgliche Trocknung an der Luft oder im Feuer schließlich auf den Gedanken kam, das Gefäß aus Ton oder Lehm allein, ohne das Gerippe aus Flechtwerk, herzustellen. Die Töpferscheibe gehört einer viel späteren Kulturstufe an.

Was die Nutzbarmachung der Metalle anbelangt, so gilt die durch die prähistorischen Funde und die geschichtliche Entwicklung Europas und Asiens festgestellte Reihenfolge (Kupfer, Bronze, Eisen) nicht für alle Erdteile. Speziell in Afrika scheint die Eisenzeit direkt auf die Steinzeit zu folgen, in Nord- und Mittelamerika ist man bis zur Ankunft der Europäer über Kupfer und Bronze nicht hinausgekommen. Die Anfangsgeschichte der Eisentechnik ist noch in ein starkes Dunkel gehüllt; letztere ist nach ziemlich übereinstimmender Ansicht aller Forscher einheitlichen Ursprunges. Wo aber die Stätte der Erfindung war, darüber gehen die Meinungen auseinander. Während z. B. von Luschan in Afrika die Heimat der Eisentechnik sucht, erklärt Foy Süd- und Vorderasien als Ursprungsorte.

Die Verhüttung des Eisens (übrigens auch schon von Kupfer und Bronze) setzt das Vorhandensein einfacher Schmelzgeräte voraus, die sich aus verschiedenen Erdteilen belegen lassen.

In Amerika sind bei dem jetzt ausgestorbenen Volke der Quimbayas (im Gebiete des heutigen Columbien), welches das Gold aus dem Gestein zu gewinnen und zu verschiedenen Schmuckgegenständen zu verarbeiten verstand, Schmelztiegel und andere Werkzeuge in Metallbearbeitung nachgewiesen worden.

Eine sehr wichtige Rolle spielen bei der primitiven Eisenerzeugung die Blasebälge, von denen sich zwei Haupttypen unterscheiden lassen: Schlauchblasebalg und Stempelblasebalg. Bei dem ersteren wird der Luftstrom durch Zusammendrücken eines Fell- oder Lederbalges erzeugt, bei dem letzteren

durch eine Stempelvorrichtung aus Holz oder Bambus. Es gibt aber auch Zwischenformen, die von Ankermann als Gefäßblasebalg bezeichnet werden.

Von dem stofflichen Kulturbesitze hat naturgemäß die Feuererzeugung von jeher den Scharfsinn des Forschers gereizt und zu mannigfachen Hypothesen Anlaß gegeben. Die Märchen und Nachrichten mancher Schriftsteller von der Existenz feuerloser Menschen sind längst widerlegt; soweit wir die Spuren des Menschen in die vorgeschichtlichen Zeiten zurückverfolgen können, treffen wir auch auf deutliche Beweise, daß die Kenntnis und Benützung des Feuers damals bereits vorhanden war. Die erste Bekanntschaft mit ihm hatte der Mensch wohl dem Zufalle zu verdanken. Entweder war es das himmlische Feuer, das in Gestalt des Blitzes oder des feuerflüssigen Auswurfes tätiger Vulkane die Aufmerksamkeit des Menschen erweckte, der, nachdem er sich von seinem Nutzen überzeugt hatte, auf die Erhaltung und Bewahrung des kostbaren Elementes bedacht war; oder man gelangte (nach der Theorie von den Steinens) bei der Herstellung der Steinwerkzeuge, durch die beim Durchbohren der Steine oder beim Abschlagen von Stücken entstehenden Funken, zur Bekanntschaft mit dem Feuer. Auch bei der Bearbeitung des Holzes ergab sich die gleiche Möglichkeit. Die heute zur Feuerbereitung in Verwendung stehenden Apparate lassen sich in fünf Typen sondern:

1. Feuerpflug oder Feuerreiber,
2. Feuerbohrer,
3. Feuersäge,
4. Feuerpumpe und
5. Schlagfeuerzeuge.

Für jede dieser Grundformen ist wohl ein selbständiger Ursprung anzunehmen, wobei die Feuererzeugung durch Schlag im Hinblicke auf das Alter der Steinzeittechnik neben dem Feuerbohren die älteste sein dürfte. Vermutlich ist aber die Kunst der Feuererhaltung der Feuererzeugung lange vorausgegangen; einen entsprechenden Beweis hiefür liefert die Tatsache, daß die heutigen pygmäenartigen Urbewohner der Andamanen wohl das Feuer besitzen und bewahren, eine autochthone Methode der Feuererzeugung aber nicht kennen.

Über die Verwendung des Feuers im Haushalte viel zu sagen, erübrigt sich von selbst. Seine Hauptaufgabe war die Be-

reitung der Nahrung, eine zweite der Schutz vor Kälte und Nässe. Später spielte das Feuer in der Technik eine wichtige Rolle; beim Trocknen der Felle, bei der Herstellung von Waffen, z. B. zum Biegen des Holzes für die Bögen, beim Aushöhlen von Baumstämmen für Fahrzeuge, bei der Töpferei usw. war es nicht zu entbehren.

Die älteste Form der Nahrungszubereitung durch Feuer war die Steinkocherei, die sich noch bei vielen Naturvölkern erhalten hat.

Bei derselben wird entweder durch das Hineinwerfen von heiß gemachten Steinen in das Kochgefäß der Kochprozeß bewerkstelligt oder, wie beim polynesisch-melanesischen Erdofen (umu), die Nahrungsmittel in einem Erdloche mit heiß gemachten Steinen gebraten oder gedämpft. Friederici hält es nicht für unwahrscheinlich, daß die Steinkocherei, die sich in der Südsee, in Nordaustralien, Ostbrasilien, Nordamerika usw. findet, an verschiedenen Orten der Erde selbständig erfunden worden ist.

Außer der Nahrung bedarf der Mensch zu seiner Erhaltung vor allem eines Obdaches zum Schutz gegen die Unbilden der Witterung. Der Urmensch lebte deshalb in Höhlen oder unter Felsvorsprüngen (Abris sous roches der Franzosen), er lernte aber wahrscheinlich bald einfache künstliche Schutzvorrichtungen herzustellen. (Windschirme der Australier und Buschmänner.)

Auch der Toldo der Tehueltschen in Patagonien ist seinem Wesen nach ein solcher Windschirm. Die Entwicklung von ihm zur Kuppelhütte war ein leicht zu bewerkstelligender Fortschritt. Auf der primitiven Stufe des Windschirmes sind jedoch die wenigsten Völker stehengeblieben, und die Formen der Wohnbauten sind sehr mannigfaltig und zahlreich. Außer den klimatischen Einflüssen und der durch sie bedingten Lebensweise sind die von der Natur dargebotenen, nach der Örtlichkeit oft sehr verschiedenen Baustoffe für die Konstruktion der Wohnungen von wesentlicher Bedeutung. Diesen Ursachen verdankt die Filz- und Lederjurte des mittelasiatischen Nomaden und die Schneehütte des Eskimo ihre Entstehung. Anderen Momenten, vor allem der persönlichen Sicherheit sind die Erbauung der Pfahlbauten und die Baumhäuser von Neuguinea und Südasien zuzuschreiben.

Welche gewaltige Entwicklung die Baukunst selbst unter den Naturvölkern genommen hat, lehrt schon ein oberflächlicher Vergleich der primitiven bienenkorbartigen Rundhütten (Pontoks) der Hottentotten und Kaffern mit den imposanten, technisch wie architektonisch geradezu bewunderungswürdigen

Hausbauten der malaiischen Völker (namentlich der Batak und Dajak) und der Puebloindianer im westlichen Nordamerika.

Von den Gegenständen, die nach unseren Begriffen zur Hauseinrichtung gehören, sind auf den primitiven Stufen die wenigsten vorhanden. Die Schlafstätte ist in der Regel der bloße Erdboden, doch fand anderseits Grey bereits bei den Nordwest-Australiern, daß jedes Individuum sein eigenes Bett aus Baumrinde hatte. Auch Felle und Matten werden vielfach als Schlafunterlage benützt. Eine notwendige Ergänzung der Schlafstätte bildet die Kopfunterlage, die in Gestalt von Kopfbänken und Nackenstützen schon auf primitiver Stufe vielfach vorkommt (Innerafrika, Melanesien) und auch bei den alten Ägyptern gebräuchlich war; ihr Hauptzweck war wohl die Schonung der Frisur während des Schlafes.

Eine eigenartige, in ihrer Verbreitung räumlich beschränkte (Südamerika, Neuguinea) Vorrichtung zum Ruhen und Schlafen ist die Hängematte, welche einer vorgeschrittenen Technik des Flechtens und Netzeknüpfens ihre Entstehung verdankt.

Der übrige Hausrat besteht aus Gefäßen, teils geflochten, teils aus Lehm gebrannt, den Werkzeugen zur Nahrungsgewinnung und Bearbeitung der Rohstoffe und den Waffen zum Angriff und zur Verteidigung.

Die Feuerstätte des primitiven Menschen war noch sehr einfach; der älteste Herd bestand in auf- und nebeneinander gelegten Steinen, auf denen das Feuer offen loderte. Nur bei Polarvölkern sind, durch klimatische Einflüsse bedingt, frühzeitig Verbesserungen zustande gekommen, um den Wärmeeffekt zu erhöhen, z. B. der Kamin der Ostjaken und Samojeden, der aus einem mit Lehm überzogenen Geflecht von Holzstäben besteht.

Auch die Anfänge der Beleuchtung, Kienspan und Tonlampe, gehen bis in die ältesten Zeiten der Menschheitsgeschichte zurück. Kerzen aus gerollter Birkenrinde sind heute noch in einigen Schweizer Tälern, in Lappland und bei nordamerikanischen Indianern im Gebrauch.

Die Kleidung ist neben dem Feuer für den Menschen das zweite unentbehrliche Schutzmittel gegen die Unbilden der Natur.

Die ersten Kleidungsstoffe waren, wie schon oben erwähnt, die durch die Jagd erlangten Felle der wilden Tiere, die einfach getrocknet wurden. Aber man lernte auch bald für diesen Zweck geeignete Materialien aus dem Pflanzenreiche zu gewinnen und zu verarbeiten. Besonders die Rindenkleidung dürfte an Alter

hinter der Fellkleidung nicht weit zurückstehen. Ihre räumliche Verbreitung auch in der Gegenwart ist noch immer eine sehr bedeutende; auch die Arier trugen in alter Zeit das Lindwât, das Lindenbastgewand, von welchem sich unser Wort „Leinwand“ herleitet. Auch die Kunst des Webens und Spinnens ist sehr alt und reicht schon bis in die prähistorische Zeit hinein. Über den Zweck der Kleidung sind die Ansichten noch immer geteilt. Eine weitverbreitete Meinung ist, daß die Schamhaftigkeit bei der Entstehung der Körperbedeckung das Hauptmotiv gewesen sei. Diese Ansicht findet ihre Stütze in der Tatsache, daß die Anfänge der Bekleidung fast überall in einer Verhüllung der Geschlechtsteile bestehen. Ob diese Verhüllung nicht eher als eine Schutzmaßnahme zu deuten wäre, ist allerdings eine andere Frage, die sich bei manchen Völkern, wo die Hülle tatsächlich nur ein Rudiment darstellt, gewiß in bejahendem Sinne beantworten läßt.

Zu den Verhüllungen der Geschlechtsteile, die wohl lediglich als Schutzvorrichtungen aufzufassen sind, gehören die Peniskapseln, Penisstulpe usw. Die im klassischen Altertum wie bei vielen Naturvölkern der Gegenwart gebräuchliche Infibulation oder Kynodesme scheint wohl ebenfalls Schutzvorrichtung gewesen zu sein, daneben aber auch bezweckt zu haben, die Erektion des Gliedes und auch die Ejakulation zu verhindern. Schließlich scheint auch das Schmuckbedürfnis bei der Ausbildung der Penisfutterale (Nutschi der Kaffern) eine Rolle gespielt zu haben.

In anderen Fällen wird das Kleidungsstück wohl weder dem Schamgefühl noch dem Schutzbedürfnis zu dienen haben, sondern ist lediglich aus dem Schmuckbedürfnisse hervorgegangen. Der Umfang der Kleidung ist außerdem durch klimatische Verhältnisse bestimmt: zweifellos hat beim Polarbewohner der Kälteschutz bei der Körperbedeckung das Hauptmoment gespielt, im Gegensatz zum Tropenbewohner.

Die Kosmetik oder der Trieb des Menschen, sein Äußeres zu verschönern oder mindestens auffällig zu gestalten, ist zweifellos bedeutend entwickelt. Während im Tierreiche die Natur in dieser Hinsicht schon vorsorgt, muß der Mensch seine ganze Phantasie, technische Geschicklichkeit und künstlerische Begabung aufbieten, um den natürlichen Mangel an Ausschmückung des Leibes zu ersetzen.

Die einfachste und zugleich wohl auch die älteste Art des Schmuckes überhaupt ist die Körperbemalung. In ihr fallen Schmuck und Kleidung zusammen. An die Bemalung lehnen sich

an und sind zum Teil aus ihr hervorgegangen die Narbenzeichnung und die Tatauierung. Beide Methoden sind über die Erde ungeheuer weit verbreitet und unterscheiden sich voneinander nur dadurch, daß bei ersterer die Ziernarben ohne Zuhilfenahme eines Farbstoffes durch wiederholte Einschnitte in die Epidermis (Oberhaut) und selbst das Unterhautzellgewebe erzeugt und durch künstliches Offenhalten der Wunden, manchmal auch durch das Einbringen reizender Stoffe die Bildung breiter keloidaler Narben begünstigt wird; bei der Tatauierung werden mit einer Nadel und Farbstoffen, die unter die Epidermis gebracht werden, farbige Muster erzielt, die einzelne Körperstellen und selbst den ganzen Körper bedecken. Zu den Verunstaltungen des Körpers, welche aus dem Schmuckbedürfnisse hervorgegangen sind, zählen ferner die Epilation der Augenwimpern und der Barthaare, die künstliche Deformation des Schädels, die Verstümmelung der Zähne und die verschiedenen Ohren-, Lippen- und Nasenzierate.

Bei der Zahndeformation lassen sich zwei Haupttypen unterscheiden: die eine besteht im Spitzfeilen (meistens der Schneidezähne), die andere im Ausbrechen der Zähne. Natürlich gibt es zwischen beiden auch Übergangsformen und Kombinationen. Der Akt der Zahnausbrechung ist bei den Australiern mit den Initiationsbräuchen enge verknüpft und hat auch hervorragende religiöse Bedeutung. Die Ohrenzierate variieren von der einfachen Durchbohrung des Ohrläppchens bis zu den größten, die Ohrmuschel bis zur Schulterhöhe ausdehnenden Scheiben und Klötzen. Die Nasenzierate bestehen in Pflöckchen und Boutons im Nasenflügel und in Durchbohrungen der Nasenscheidewand, durch welche Schmuckgegenstände, Stifte und Gehänge aus den verschiedensten Materialien gesteckt werden. Der Lippenschmuck besteht in Scheiben verschiedener Größe, die in die durchbohrten und systematisch erweiterten Ober- und Unterlippen eingeschoben werden (Pelele afrikanischer Stämme).

Die Haartracht spielt in der primitiven Putzsucht kaum eine geringere Rolle wie bei uns. Man bindet das Haar auf oder in einen Knoten, oder man beschmiert es mit Lehm, Öl usw., um das Ungeziefer fernzuhalten. Manche Völker verwenden viel Mühe und Phantasie für den Aufbau ihrer Frisur und besitzen eigene Vorrichtungen, um dieselbe während des Schlafes vor Beschädigung zu schützen (vgl. S. 26 über Kopfbänke und Nackenstützen).

Im allgemeinen läßt sich sagen, daß das Schmuckbedürfnis in verkehrtem Verhältnis zum Kleidungsbedürfnis steht. Besonders Stirn-, Hals- und namentlich Schamschmuck sind dann am stärksten ausgebildet, wo eigentliche Kleidung in unserem Sinne fast oder ganz fehlt. Wie im Tierreiche so ist auch beim Menschen im

primitiven Zustande der Schmucktrieb beim männlichen Individuum größer als beim weiblichen. Beim Menschen ist aber die Triebfeder des Schmuckes nicht ausschließlich die Aufmerksamkeit des anderen Geschlechtes auf sich zu ziehen und somit der Fortpflanzung zu dienen, dem Schmucke kommt vielmehr auch eine hohe Bedeutung als soziales Abzeichen zu; er dient namentlich auf etwas vorgeschrittenen Kulturstufen zur Unterscheidung der verschiedenen Klassen, Stände und Berufe.

Zwischen Werkzeugen und Waffen bestand ursprünglich kein Unterschied. Ein scharfkantiger Steinsplitter diente dem diluvialen Menschen sowohl als Angriffs- und Verteidigungswaffe, als auch als Gerät im Haushalte beim Zerlegen der Beute, Abhäuten von Tieren usw. Von den beiden Hauptgruppen, in die man die Waffen einteilt: Nahwaffen und Fernwaffen, scheinen die ersteren ein höheres Alter zu besitzen. Dazu gehören das Messer, die Axt, die Keule, der Dolch, das Schwert und der Speer. Keule und Speer bilden, da sie auch geworfen werden und damit eine Fernwirkung entfalten können, den Übergang zu den Fernwaffen, als deren wichtigste und verbreitetste Formen Schleuder, Bogen und Blasrohr zu bezeichnen sind. Einen Übergang zwischen Schwert und Speer bildet das afrikanische Wurfeisen, welches wie das Wurfholz (Bumerang) der Australier und die Wurfkugeln (Bolas) südamerikanischer Indianer eine Sonderform der Fernwaffen mit nur beschränkter Verbreitung darstellt, aber eben aus diesem Grunde für die Probleme der Verwandtschaft räumlich weit entlegener Kulturen bedeutungsvoll ist.

Der Speer wurde anfänglich mit der Hand geschleudert; doch bald lernte man seine Fernwirkung durch die Anwendung der sogenannten Wurfbretter wesentlich verstärken. Dasselbe wird bei manchen Völkern auch statt des Bogens zum Abschießen der Pfeile verwendet (Aleuten, Amazonasindianer). Eine besondere Abart des Speerwerfers ist der Wurfstrick der Neuen Hebriden und Neukaledoniens und die Wurfschlinge (Kotaha) der Maori.

Von den primitiven Waffen hat neben dem Bumerang das Blasrohr das besondere Interesse der Ethnologen erweckt. Seine Hauptverbreitungsgebiete sind Indonesien sowie Mittel- und Südamerika. Es scheint, daß das Blasrohr sowie die Steinschleuder in seiner Verbreitung an die geographischen Verhältnisse gebunden ist, indem bei dem einen das Vorhandensein von Bäumen, deren Stämme zur Herstellung von Blasrohren sich eigneten, Voraussetzung war, während im baumarmen Gebiete der Kordilleren und südamerikanischen Steppen die Steinschleuder das Blasrohr ersetzen mußte. Als Jagd- und Kriegswaffe hat das Blasrohr jedenfalls nur dann Bedeutung gewonnen, wenn wirksame

Pfeilgifte vorhanden waren. So sind ja auch die Pfeilgifte, wie bereits auf S. 18 erwähnt, bei einzelnen südamerikanischen Indianerstämmen zum Gegenstande eines eigenen Stammesgewerbes geworden.

Die mannigfachen Abweichungen in der Konstruktion des Bogens, in der Art des Bogenspannens und in der Beschaffenheit der Pfeile machen auch den Bogen zu einem dankbaren Forschungsobjekt, der zur Aufdeckung bisher ungeahnter Völkerbeziehungen geführt hat.

Der Pfeilbogen, von dem der Kugelbogen nur eine Unterart darstellt, zerfällt in die beiden Hauptgruppen des einfachen und des zusammengesetzten Bogens. Die Art des Bogenspannens ist bei den beiden erwähnten Typen eine verschiedene, der einfache Bogen bleibt in der Regel stets gespannt, beim zusammengesetzten wird nach dem Gebrauche das eine Sehnenende abgehängt und muß daher vor jedem neuen Gebrauche frisch gespannt werden, was unter Umständen eine bedeutende Kraftaufwendung erfordert. Form, Größe und sonstige Ausstattung der Pfeile ist ungemein mannigfaltig, insbesondere je nachdem sie Jagd- oder Kriegszwecken dienen. Eine aus dem Bogen hervorgegangene, aber schon komplizierte und an die Maschinenwaffen erinnernde Waffe ist die Armbrust.

Von den Verteidigungswaffen, die auf der primitiven Stufe noch eine nebensächliche Rolle spielen und zumeist auf ziemlich kleine ethnographische Provinzen beschränkt sind, wären der Schild und der Panzer zu erwähnen. Das Material der Schilde bilden Holz, Fell und Flechtwerk aller Art. Ihre Größe schwankt von dem schmalen hölzernen Parierschild der Völker des oberen Nilgebietes bis zu den riesigen Formen der Abessinier und Somali des afrikanischen Osthorns und mancher Indonesier (Nias, Dajak). Unter den Panzern sind die Hauptformen die Mattenpanzer (aus gesteppter Baumwolle), die sich bei Sudanvölkern, aber auch in Altmexico und Altperu finden, und die Stäbchen- oder Holzplattenpanzer, die namentlich bei den nordwestamerikanischen Indianerstämmen eine große Ausbildung erfahren haben. Bei einzelnen Eskimostämmen sind sie in Ermanglung des Holzes aus senkrechten Knochenplatten hergestellt.

Waffe und Werkzeug sind, wie bereits betont wurde, ursprünglich eins. Doch die Unterscheidung blieb nicht lange aus. So entwickelte sich aus dem Messer die zu der friedlichen Beschäftigung der Bodenbestellung benutzte Haue und Axt, und der den gleichen Zwecken dienende Grabstock zeigt ebenfalls noch deutlich seine Abkunft von der Lanze und dem Speer.

Die Jagdgeräte waren in der Urzeit natürlich meist mit den

Kriegswaffen identisch; erst allmählich begann eine selbständige Ausbildung und Verfeinerung derselben. Die primitiven Jagdmethoden bestehen jedoch nicht allein in dem direkten Erlegen des Wildes mit der Waffe; auch die indirekten Jagdmethoden spielen im Wirtschaftsleben der Urzeit eine sehr bedeutende Rolle. Die Zahl der Wildfallen ist sehr mannigfaltig, und die Methoden sind sehr sinnreich: Fallgruben, Schlingen, Quetschfallen, Selbstschüsse usw. Ein anderes schon auf primitiver Stufe geübtes System ist die Treibjagd mit oder ohne Stellnetz; weniger verbreitet ist die Verwendung von Tieren bei der Jagd (verschiedene Falkenarten); auch die Einführung des Jagdhundes scheint nach allem, was wir bei den heutigen Naturvölkern sehen, keineswegs der primitiven Periode anzugehören.

Vielleicht noch produktiver und vielseitiger haben sich der Scharfsinn und die Erfindungsgabe des Menschen auf dem Gebiete der Fischerei erwiesen. Die ältesten Methoden sind wohl die gleichen wie die der Jagd gewesen (Schießen der Fische mit Bogen und Pfeil, Speeren der Fische), wenn wir von dem einfachen Greifen derselben und den durch bloße Abdämmung von Flußteilen errichteten primitiven Fischfallen absehen.

Die Angelfischerei ist nicht primitiv. Jhre Kenntnis fehlt bei dem großen Teil der Australier, Andamanesen, Melanesen von Neupommern und anderen Völkern. Hingegen scheint das Fischen mit Netzen, welches allerdings eine gewisse Entwicklung der Technik des Netzknüpfens voraussetzt, ein hohes Alter zu besitzen.

Da schon die Naturvölker und der vorgeschichtliche Mensch es verstanden, mit dem Spinnwirtel tierische und pflanzliche Fasern zu Fäden und Stricken zu vereinigen, und das Netzeknüpfen von der ebenfalls schon sehr alten Flechtkunst sich dem Wesen nach nicht sehr unterscheidet, kann es nicht wundernehmen, wenn wir der Netzfischerei bei Stämmen begegnen, denen der Angelhaken heute noch fremd geblieben ist. Einer großen geographischen Verbreitung erfreut sich auch das Verfahren, die Fische durch Gift zu betäuben, um sie dann greifen zu können. Sehr merkwürdig ist die Remorafischerei der Aruaken Westindiens zur Zeit der Entdeckung, die sich eines mit Saugnäpfen bewaffneten Fischchens (der Remora) bedient, um größere Fische zu fangen. Diese Methode findet sich außer auf den Antillen nur noch an der afrikanischen Ostküste und auf den Inseln der Torresstraße.

Vom stofflichen Kulturbesitze erfordern hier ferner noch die Gefäße eine Erwähnung. Die ältesten derartigen Haus- und Küchengeräte liefert die Natur (Fruchtschalen, Muscheln, ausgehöhlte Stammesstücke von Bambus usw.). Man lernte auch bald durch

Flechten solche Behälter künstlich herzustellen und, wie bereits erwähnt, sie durch Verschmieren mit Erde und nachheriges Trocknen zur Aufnahme von Flüssigkeiten geeignet zu machen. So entstanden die ältesten luftgetrockneten Tongefäße. Dagegen ist das erste Auftreten von Gefäßen von gebranntem Ton in völliges Dunkel gehüllt.

Die Weiterentwicklung ergab sich von selbst in der Richtung, daß zunächst das Skelett aus Flechtwerk wegblieb und die Gefäße aus freier Hand geformt wurden. Es sind dabei zwei Wege möglich gewesen: durch Treiben aus einem Klumpen oder durch Aufbauen aus meist spiralig aufgelegten Wülsten. v. Luschan meint, daß beide Verfahren sich gegenseitig nicht ausschließen und daß die Wulsttechnik erst aus dem Treiben hervorgegangen sei. Die Drehscheibe, die, wie ebenfalls schon oben bemerkt wurde, einer viel späteren Entwicklungsperiode angehört, scheint übrigens an vielen Orten selbständig erfunden worden zu sein.

Das unzureichende Trocknen an der Luft erhielt seine Vervollkommnung durch das Brennen im Feuer. Bis zur Töpferei sind jedoch keineswegs alle Völker vorgeschritten, wiewohl die Ursache der Rückständigkeit zumeist nicht die absolute Unbekanntschaft mit der Technik, sondern nur der Mangel eines geeigneten Materials zur Herstellung von Tongefäßen gewesen sein mag.

VI. Anfänge des Rechtslebens

Mit der Gesellschaftsbildung parallel geht die Entstehung geregelter Normen für die Abwicklung der meisten Vorkommnisse des sozialen und wirtschaftlichen Lebens. Das Recht ist geradezu eine Funktion der Gesellschaft, und je vorgeschrittener und komplizierter die sozialen Verbände sind, desto formenreicher und verwickelter werden auch die Rechtsbräuche und Gesetze. Von den zahlreichen Erscheinungsformen des Rechtslebens wollen wir an dieser Stelle nur die beiden für die Kulturentwicklung wichtigsten, das Besitzrecht und das Strafrecht, herausgreifen und das Gesellschafts- und Personenrecht unberücksichtigt lassen, weil die meisten bei letzterem in Betracht kommenden Rechtsanschauungen im soziologischen Teile bereits gestreift wurden.

Was das Besitzrecht anbelangt, so ist es von höchstem Interesse, seine Entstehung und Entwicklung zu verfolgen.

In der Urgruppe herrscht im allgemeinen familiales und Stammeseigentum, während der Begriff des persönlichen Eigentumes nur schwach angedeutet war und auf jene Objekte sich beschränkte, die der Schaffenskraft des Individuums ihre Entstehung verdankten.

Dies gilt auch von den Ergebnissen der auf den Nahrungserwerb eingestellten Tätigkeit, am meisten jedoch von den Werkzeugen, Waffen und Schmuckgegenständen, bei deren Herstellung schon der primitive Mensch auch seine künstlerischen Neigungen zum Ausdruck brachte. Je größer und höher die Zeit und Mühe war, die der primitive Mensch zur Anfertigung jener Gegenstände aufwendete, desto stärker sind in der Regel auch die Bande, welche das Objekt mit der Person des Erzeugers verknüpfen und die ersten Eigentumsbegriffe darstellen. Dieser älteste Besitz ist so persönlicher Natur, daß er das Leben des Individuums nicht überdauert.

Die Gegenstände werden ihrem Eigentümer nach dem Tode ins Grab mitgegeben oder vernichtet; zumindest dürfen sie nicht von den Überlebenden noch weiter im Gebrauch behalten werden, um nicht den Zorn des Verstorbenen auf sich zu laden.

Das Grundeigentum war ursprünglich Gruppeneigentum oder Stammbesitz. Aus ihm haben sich individuelle Besitzansprüche auf Grund und Boden in ähnlicher Weise entwickelt wie im Sachenrechte. Nur daß hier die persönlichen Beziehungen zwischen Person und Objekt vielfach direkt durch mystisch-religiöse Momente ersetzt wurden. In Neuseeland z. B. besaß jeder Mann Eigentumsrechte auf den Ort, wo seine Nachgeburt begraben war. Auch jeder Eingeborene Viktorias hat ein Recht auf das Stück Land, wo er geboren ist. Namentlich ist auch bei der Entwicklung des Grundeigentums der Totenkult in besonderem Maße wirksam gewesen.

Sicher spielte aber auch die Tätigkeit der Urbarmachung eine wichtige Rolle bei der Entstehung der Begriffe des persönlichen Eigentums an Grund und Boden. Wo dieses besteht, ist ein freies Veräußerungs- und Verfügungsrecht im Erbschaftswege möglich, im anderen Falle nicht. Bei manchen primitiven Völkern (z. B. den Papuas der Gazellehalbinsel auf Neupommern) findet sich bereits die Trennung des Eigentumsrechtes an Grund und Boden von dem Besitzrechte an den Erzeugnissen desselben und an den darauf errichteten Bauten. Der Baum und seine Früchte und das Haus können daher anderen Eigentümern gehören als den Besitzern des Bodens. Auf das ursprüngliche Stammeseigentum gehen auch jene Fälle zurück, wo heute der Häuptling oder Herrscher als Eigentümer des gesamten Grundes und Bodens bezeichnet wird. Als Repräsentant des Stammes hatte er ursprünglich nur die Verteilung des Bodens zu besorgen, und nur durch die spätere Usur-

pation absolutistischer Rechte konnte er auch über den Grund und Boden nach Gutdünken verfügen.

Die von Bücher und de Laveleye aufgestellte Hypothese: das Gemeineigentum am Ackerlande sei ein notwendiges Durchgangsstadium bei allen Völkern und sei die Urform des Eigentumbegriffes überhaupt, findet in den Tatsachen ihre Bestätigung nicht. Speziell sind alle Beispiele von Gemeindeeigentum bei ackerbautreibenden Völkern kein Beweis für die Primitivität dieser Form des Grundbesitzes. Eher würde der Gemeinbesitz für Jagdgründe noch als solcher gelten können, aber selbst auch in diesem primitivsten Stadium der menschlichen Gesittung finden sich bereits Abgrenzungen der Jagdgebiete innerhalb des Stammesterritoriums nach den einzelnen Familien. (Buschmänner der Kalahari, Australier.) Das Beispiel der Senoi im Innern der malaiischen Halbinsel, die nach Martin abgegrenzte Jagdbezirke absolut nicht kennen, steht ziemlich vereinzelt da.

Das Jagdrecht zerfällt in die rechtlichen Bestimmungen über die Jagdgründe und ihre Grenzen und über die Verteilung der Jagdbeute. Die Ausübung der Jagd ist bei den Jägervölkern eine Aufgabe aller Männer und auch bei den ackerbautreibenden meistens frei.

Meistens ist jeder befugt, auf seinem Grundstück zu jagen, und die nichtbebauten Gründe bilden außerdem den Jagdgrund des gesamten Stammes. Bei der Verteilung der Jagdbeute wird gewöhnlich dem Häuptling oder Herrscher ein Anteil gewährt und, wenn das Jagdtier auf fremdem Grund erlegt wird, auch dem Besitzer des Grundes. Ähnlich wie bei der Jagd finden sich bei der Fischerei schon frühzeitig bestimmte Rechtsnormen. Die Fischerei an bestimmten Punkten der Flüsse und Meeresküste ist entweder ein Privileg bestimmter Personen oder es wird ein Unterschied gemacht zwischen Fischfang in Küstennähe und auf der Hochsee.

Auf Ambon und den Uliasers in den Molukken hat jedes Dorf seine sogenannte Labuan, das ist seinen bestimmten Anteil an der See, die sein Gebiet bespült. Der Eingeborene unterscheidet zwischen der See in geringer Entfernung von der Küste und dem offenen Meer. In letzterem kann jedermann — Fremder und Einheimischer — frei fischen, aber nur die Dorfbewohner, und zwar alle in gleichem Maße, haben das Recht in der Labuan zu angeln oder auf andere Weise zu fischen. Auch gibt es bestimmte Regeln bezüglich der Art des Fischfanges und Unterschiede in der Erbeutung der einzelnen Arten von Fischen und Schildkröten.

Mit der Entstehung des Eigentumsbegriffes begann sich allmählich auch ein Erbrecht herauszubilden. Während ursprünglich der persönliche Besitz des Toten demselben in das Grab mitgegeben oder zumindest zerstört und unbrauchbar gemacht wurde, scheute

man sich dann nicht mehr, sein Eigentum an sich zu nehmen und zu verwenden, wobei man den Zorn des Verstorbenen anfangs durch Opfer und Ersatzgrabbeigaben zu beschwichtigen trachtete. Das Erbrecht richtet sich naturgemäß nach dem herrschenden Verwandtschaftssystem: wo dieses mutterrechtlich war, erbten nicht die Kinder, sondern die uterinen Verwandten des Verstorbenen, d. h. die Brüder von derselben Mutter, Geschwisterkinder des Erblassers und in dritter Linie die entfernteren Verwandten der Mutter des Verstorbenen. Das Neffenerbrecht ist stets ein deutliches und oft das einzige Merkmal für das Vorwalten des Mutterrechtes. — Frauen und Töchter sind meistens vom Erbrecht ausgeschlossen.

In der patriarchalischen Familie beerben die Kinder die Eltern.

Bei manchen Naturvölkern scheint merkwürdigerweise der jüngste Sohn bei der Erbteilung eine Bevorzugung zu genießen. Der gleiche Rechtsbrauch hat sich bekanntlich auch in der Gegenwart in England und anderen Ländern Europas und Asiens namentlich im Bauernrecht erhalten.

Der Stand der Mutter macht dem Erbrechte der Kinder auf primitiver Stufe meist noch keinen Eintrag.

Was die Entstehung des Strafrechtes anbelangt, so ist der Begriff vom Verbrechen und seiner Bestrafung dem primitiven Menschen eigentlich noch fremd. Das häufigste Vergehen war das am Leben und zog die Blutrache nach sich, wenn der Mord den Angehörigen einer fremden Sippe betraf, blieb jedoch ungesühnt, wenn der Getötete der eigenen Sippe angehörte oder ein Ausgestoßener oder Fremder war. In solchen Fällen, wo die Sippe keinen Anlaß hatte, als Rächerin aufzutreten, griff übrigens manchmal die Männergesellschaft ein und übte selbst Justiz, insbesondere dann, wenn wirtschaftliche Interessen der Gruppe auf dem Spiele standen. Aus dem Rachekampfe des einzelnen und der Justizübung der Männergesellschaft hat sich dann die staatliche Strafe nach Durchlaufung mannigfacher Zwischenstufen herausentwickelt und jene festen Formen erlangt, die selbst bei vielen scheinbar noch primitiven gesellschaftlichen Organisationen bereits anzutreffen sind.

Um Zweifel hinsichtlich der Person des Verbrechers zu beseitigen, wendet die Gesellschaft schon frühzeitig gewisse Beweismittel an, von denen Gottesurteil und Eide hier zu nennen wären. Der Eid wird vielfach selbst noch als ein Gottesurteil angesehen; es gibt aber Formen, die sich selbständig entwickelt haben

und nicht mit der Vorstellung des göttlichen Orakelspruches, sondern mit der Idee der aktiven Beeinflussung der Gedanken und Handlungen der Umwelt durch magische Handlungen im Zusammenhang stehen.

Von den Ordalen der primitiven Völker ist das Giftordal, welches über ganz Afrika, Madagaskar (Tanghin) und Teile Südasiens verbreitet ist, das ethnologisch wichtigste; außer ihm wäre noch das Feuer, welches in verschiedener Form angerufen wird (Heißwasserordal, Berührung glühendgemachter Metallgegenstände oder Steine) wegen seiner Häufigkeit zu nennen.

Endlich mag an dieser Stelle noch die große Verbreitung der Asyle bei den Naturvölkern Erwähnung finden. Asyle bestehen schon fast überall dort, wo feste Kultstätten sich entwickelt haben oder die Häuptlingsmacht zu einigem Ansehen gelangt ist. Das Asyl ist zumeist nur ein örtliches und gewährt Verbrechern und Fremden, dann auch entflohenen Sklaven Rechtsschutz. Es ist namentlich das Fremdenasylrecht, das für die Entstehung von geregelten Völkerbeziehungen und die Entwicklung von Handel und Verkehr hervorragende Bedeutung besitzt. Es wurde dadurch ein Schutz der außerhalb des Gruppenverbandes stehenden Fremden angebahnt und der Anschauung, daß Boten und Kaufleute unverletzlich sind, die Wege geebnet. Die ersten Keime eines Völkerrechtes sind aus dem Asylrechte entsprossen.

Sicher erfolgte die Entwicklung der staatlichen Rechtspflege erst ganz allmählich. Es ist merkwürdig, daß manchmal, noch bevor die öffentliche Gewalt die Justizausübung übernommen hat, andere soziale Faktoren, z. B. die Geheimbünde, zu Trägern einer geheimen Justiz nach Art der mittelalterlichen Feme werden. Wo sich die staatliche Rechtspflege durchsetzt, liegt das Amt des Richters häufig noch ganz in den Händen der Volksversammlung, später übernimmt es der Häuptling oder auch der Priester.

VII. Der geistige Kulturbesitz (Religion, Kunst und Wissenschaft)

1. Religion

Wenn der Ethnologe von Religion spricht, so meint er damit nicht den theologischen Begriff derselben, sondern die Gesamtheit der Vorstellungen, welche sich der Mensch über die übersinnliche Welt, ihre Gewalten und deren Einwirkung auf das Naturgeschehen und insbesondere auf die Lebensführung der Individuen und Völker macht, sowie alle Handlungen, zu denen der Mensch durch diese Vorstellungen veranlaßt wird (Stoll). Kein Volk, kein Stamm und

keine Horde ist ohne Anfänge solchen religiösen Lebens. Die von Lubbock und anderen behauptete Religionslosigkeit verschiedener Naturvölker ist längst als ein fundamentaler Irrtum erkannt worden. Die Entwicklung der Vorstellungen von der primitiven Religion hat im Laufe des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts die verschiedensten Wandlungen durchgemacht. Die älteste Ansicht ging dahin, daß der Fetischismus die Urform des religiösen Glaubens sei (de Brosses). Die fetischistische Lehre wurde durch die naturmythologische von Adalbert Kuhn, Max Müller und ihre Schule verdrängt, welche ihrerseits von der Lehre Herbert Spencers abgelöst wurde, die darin gipfelte, daß die Geister der Verstorbenen die primitiven Gottheiten gewesen seien (Manismus). Größere Verbreitung und Autorität bis auf die Gegenwart erlangte die Lehre Tylors, die als die Ausgangsstufe aller religiösen Regungen und Betätigungen den Animismus ansah, das Stadium des Glaubens an die allgemeine Beseelung der gesamten Natur. In den letzten zwei Dezennien sind King, Preuß und Vierkandt für die Existenz einer noch älteren präanimistischen Stufe eingetreten, einer Periode des Zauberglaubens, wo der Mensch einfach durch gewisse magische Handlungen und Riten die Mitmenschen und die ganze Außenwelt beeinflussen und seinen Zwecken gefügig machen zu können glaubt. Diese Zauberhandlungen sind nach Preuß, dem Hauptvertreter dieser Theorie, ursprünglich noch von jeder Vorstellung übersinnlicher Wesen und ihrer Mitwirkung frei und beruhen lediglich auf dem Glauben an die Wirkungskraft des sie ausübenden Menschen. Der Glaube an Seelen und andere übersinnliche Wesen ist nach der Preußschen Theorie jüngeren Ursprungs als die Zauberei und erst im Zusammenhang mit ihr entstanden.

Ein anderer neuester Forscher auf dem Gebiete der Religionswissenschaft, Beth, verwirft die Preußsche Hypothese. Nach ihm sind Religion und Magie schon von ihren ersten Anfängen an als zwei ganz wesenverschiedene Geistesrichtungen aufgetreten. Die Wurzeln der Religion sucht er in den unter den Naturvölkern sehr verbreiteten Vorstellungen von außernatürlichen und übersinnlichen Kräften, dem „Mana“ der Melanesier, „Wakonda“, „Orenda“ und „Manito“ der nordamerikanischen Indianer, dem „Ngarong“ der Dajak usw. Der viel später entstandene Magismus habe sich allerdings der Vorstellung von solchen Kräften bemächtigt und seinen Zwecken nutzbar gemacht.

Abgesehen von diesen noch älteren Formen religiösen Denkens und Handelns muß der Animismus als die primitivste und ver-

breitetste Religionsform anerkannt werden. Ihren ursprünglichen Vorstellungsinhalt bilden, wie Wundt dargelegt hat, die ungeteilte Körper- und die Schattenseele. Namentlich ist es aber die letztere, welche schon frühzeitig die Oberhand erlangt, die ganze Vorstellungssphäre beherrscht und zu jener Sonderform des Seelenglaubens führt, die als Ahnenverehrung bezeichnet und unter dem Begriffe Manismus von Spencer und anderen — wie bereits erwähnt — als ein eigenes Stadium der religiösen Entwicklung hingestellt worden ist. Die mit demselben verbundenen Anschauungen äußern sich besonders in der Gebarung mit den Leichen der Verstorbenen und in den verschiedenartigsten Riten, die den Totenkult zusammensetzen.

Eine andere Form des Seelenglaubens ist der sogenannte Animalismus, bei dem die Wundtsche Vorstellung der ungeteilten Körperseele noch vorwiegt mit der Besonderheit, daß die Tiere als beseelte, dem Menschen gleichartige oder ihm sogar überlegene Wesen angesehen werden. Infolgedessen bildet sich entweder ein allgemeiner Tierkult oder häufiger noch eine Verehrung bestimmter Tiere heraus, die als Schutzgeister gelten und durch die Mythologie auch mit den gesellschaftlichen Organisationen in Beziehung gebracht werden. Ist der Glaube an bestimmte Schutztiere mit der Vorstellung vereinigt, daß die Stammesgruppe mit diesen blutsverwandt zu sein, also von ihnen unmittelbar abzustammen meint (was durch die Namen, die die Sippen führen, durch das Wappentier usw. häufig auch nach außen zum Ausdruck gebracht wird), so spricht man von Totemismus.

Die religiöse Bedeutung des Totemismus ist im allgemeinen eine geringe und das Schwergewicht bei ihm auf die Beeinflussung der Gesellschaftsbildung zu legen. Der Totemismus führt zur Entstehung bestimmter Heiratsklassen und Eheformen (s. o. S. 7) und war auch durch die von ihm ausgehenden Speiseverbote für das Wirtschaftsleben nicht ohne wesentliche Bedeutung. Der Ausdruck Totem ist den Algonkinsprachen Nordamerikas entlehnt.

Andrew Lang und James G. Frazer unterscheiden drei Grundformen des Totemismus: 1. den Stammes- oder Gruppentotemismus, das ist den eigentlichen Totemismus, wo zwischen einer Gruppe von Blutsverwandten einerseits und einer Gattung von Tieren, Pflanzen (und selbst von unbelebten Gegenständen) andererseits ein spezifisches Verhältnis geschaffen wird, welches in der Regel als Verwandtschaft aufgefaßt wird, 2. den Geschlechtstotemismus, bei welchem die Männer der Gruppe und ihre Frauen verschiedene Totems haben, und 3. den Individualtotemismus, sonst auch Manituismus genannt, welcher die Brücke zu der bereits oben erwähnten Lehre des Ursprunges der Religion von dem Glauben an übernatürliche, übersinnliche Kräfte bildet. Beim Individual-

totemismus ist das Totem der persönliche Schutzgeist des Individuums ohne verwandtschaftliche Beziehungen zu ihm und nicht vererblich. Adam, welcher sich mit den Unterschieden zwischen Individual- und Gruppen- (Sozial-) Totemismus besonders beschäftigt hat, ist der Anschauung, daß trotz mancher Verschiedenheiten eine bedeutsame Wesensverwandtschaft zwischen den beiden Formen des Totemismus bestehe und daß insbesondere bei den Vorgängen beim Erwerb eines Individualtotems und denen bei der Entstehung vieler Gruppentotems höchstwahrscheinlich gleichartige Einflüsse im Spiele sein müssen. Kohler will jedoch den Ausdruck Totem und Totemismus auf den Gruppen- oder Sozialtotemismus beschränken. Ankermann will bei der Erklärung der Herkunft des Totemismus die Abstammung desselben von magischen und animistischen Ideen ausschließen. Ebenso bleibt nach ihm jede bewußte Überlegung und jede Absicht auf Zwecke außer Betracht. Alle Verknüpfungen des Totemismus mit magischen und animistischen Ideen sind sekundär. Den Ursprung des Totemismus sucht Ankermann vielmehr auf dem Gebiete der Ausdrucks- und Spieltätigkeit, wobei er die Entstehung desselben auf einen bestimmten der später hier noch zu erwähnenden Kulturkreise beschränken will. Auch Pater Schmidt will den Geschlechts- und den Individualtotemismus vom eigentlichen reinen Gruppentotemismus ausscheiden. Wie man sieht, ist, trotzdem der Totemismus im letzten Jahrzehnt der Gegenstand eingehender Untersuchungen und Erörterungen war, insbesondere die englischen und amerikanischen Ethnologenschulen sich mit ihm eingehend befaßt haben, die Frage seiner Entstehung und Bedeutung keineswegs als geklärt anzusehen. Van Gennep führt in seinem neuesten Buche über den Totemismus nicht weniger als zwölf verschiedene Erklärungshypothesen an. Sicher hat von Luschan recht, wenn er sagt, daß es sehr zweifelhaft ist, ob Totemismus und alles, was mit ihm zusammenhängt, einheitlichen Ursprungs ist.

Wohl die höchste Form des Animismus und schon zu der nächsten Religionsstufe, dem Theismus oder Götterglauben, hinüberleitend ist der Dämonismus oder Geisterglaube. Gekennzeichnet ist er durch das Vorherrschen der Vorstellung von übersinnlichen Wesen, deren Beziehungen zu den Körper- und Ahnenseelen bereits verlorengegangen sind, die selbständig existieren, oft mit übernatürlichen Kräften begabt sind und auf das Geschick des Menschen in gutem oder schlechtem Sinne gerne Einfluß nehmen. Aller Dämonenglaube geht jedoch auf die primitiven animistischen Anschauungen zurück, und dies wird dort besonders deutlich, wo die Dämonen die Tiergestalt noch erhalten haben. Der sogenannte Fetischismus ist nur eine Abart des Dämonenglaubens, indem die Geister an gewisse unbelebte Gegenstände gebunden gedacht werden; die letzteren sind zuerst Wohnstätten, dann bloße Symbole der Geister, mit denen sie in Beziehung stehen, und danach richtet sich auch der Kult.

Bis vor kurzem war man allgemein der Ansicht, daß die Göttergestalten der theistischen Periode aus den Dämonen und Ahnengeistern der animistischen Schule im Wege der Entwicklung hervorgegangen seien. Erst ungefähr vor zwei Jahrzehnten trat der bereits mehrmals erwähnte Schotte Andrew Lang mit der Lehre auf, daß die älteste Religionsform bereits eine sehr hohe, unseren heutigen Begriffen nahekommende gewesen sei und erst im Laufe der Zeit von ihrem ursprünglichen Inhalt wieder eingebüßt habe. Lang begründete diese Theorie mit dem Hinweis auf den Glauben einzelner Stämme Südaustraliens an ein höchstes, unsichtbares Wesen: Baiame, welches die Welt geschaffen habe, und den Pulugaglauben der Andamanesen. Pater Schmidt hat in seinem Buche „Der Ursprung der Gottesidee“ die Theorie Langs durch Beibringung weiteren Beweismaterials zu stützen und zu verallgemeinern gesucht, Tylor hat wiederum in seiner Kritik der Langschen Veröffentlichungen die scheinbar hochstehenden Vorstellungen von Gott bei primitiven Völkern als Entlehnungen aus Christentum oder Islam erklärt. Letzteres trifft nun bei vielen Beispielen von sogenanntem primitiven Monotheismus gewiß nicht zu; doch geht sicher auch Pater Schmidt viel zu weit, wenn er damit die evolutionistische Hypothese der Religionsbildung aus Zauberwesen und Animismus ein für allemal als abgetan erklärt. Die euhemeristische Auffassung der Entstehung der polytheistischen Gottesgestalten aus den Ahnenseelen wird wohl auch weiterhin ihre Berechtigung beibehalten. Die Fälle von primitivem Monotheismus (von denen übrigens manche erst der Nachprüfung durch ganz unvoreingenommene Forscher an Ort und Stelle bedürfen) gehören mit der Sprache und der Familienbildung zu jenen Rätseln der Anfänge der menschlichen Kultur, die wohl ewig ungelöst bleiben werden.

Die Zauberei, die nach der Preußschen Theorie mit ihrer Entstehung in die voranimistischen Zeiten zurückgeht, hat sich in der Folge gewaltig entwickelt und bildet einen wichtigen Bestandteil jedes Kultus. Sie ist sogar wichtiger als das Opfer, das in manchen Fällen sogar aus Zauberhandlungen sich erst herausgebildet haben dürfte. Die magische Beeinflussung der Natur und der übersinnlichen Wesen war dann das Primäre und der Gedanke der Günstigstimmung derselben durch Darbringung von Geschenken eine sekundäre Erscheinung.

Das Gebet, welches von Opfern absieht und sich auf die reine Bitte beschränkt, ist überhaupt nur auf höheren Stufen der Religionsentwicklung anzutreffen. Die Zauberhandlungen zerfallen in zwei Hauptkategorien: symbolische, wobei die Handlung eine Nachbildung oder pantomimische Andeutung der Zauberwirkung ist, und magische, wo die Fernwirkung des Zaubers durch andere Weise erreicht wird. Mit der Entwicklung der Zauberei ist auch die Person des Zauberarztes (Schamane) untrennbar verbunden. Der Schamane hat seine zauberischen Kräfte und Künste in den

Dienst der primitiven Gesellschaft zu stellen; Hauptanlässe dazu waren Krankheiten, Regenmangel (bei Ackerbau und Viehzüchtern), große Unglücksfälle usw. Es ist sicher, daß das Priestertum zum Teil auf diese Uranfänge zurückgeht. Personen mit leicht erregbarem Nervensystem und rasch entzündlicher Phantasie, die zum Schamanenberuf sich besonders eigneten, hat es gewiß schon in den ältesten Zeiten und bei allen Völkern gegeben; übrigens lernte man bald durch Betäubungsmittel und Fasten der etwa mangelnden Disposition nachzuhelfen, um sich künstlich in jenen Zustand der Ekstase zu versetzen, in welchem nach dem Glauben der Naturvölker dem Menschen der Verkehr mit der Seelen- und Geisterwelt offensteht und ihm von höheren Wesen über die mannigfachsten Dinge und Geschehnisse Auskünfte und guter Rat erteilt werden. Aus diesem schamanistischen Priestertum leiten sich auch die Fälle des Vorkommens des Glaubens an einen Messias bei den Naturvölkern ab, wie er sich bei verschiedenen Indianerstämmen der Gegenwart, afrikanischen Völkern und auch bei den alten Azteken und Peruanern findet.

Damit soll allerdings nicht gesagt sein, daß in anderen Fällen das Priestertum nicht auch aus der alten Stellung des Familienoberhauptes und dann der Alten und Weisen des Stammes überhaupt hervorgegangen sein könnte, welche ebenfalls die Aufgabe hatten die Beziehungen zur übersinnlichen Welt in besonderer Weise wahrzunehmen, und ebenso konnte es vorkommen, daß beide Entstehungsursachen gleichzeitig wirksam waren.

Eine besondere Form der primitiven Religion ist die Naturverehrung, speziell der Kult von Sonne, Mond und Sternen. Sie war, wie oben erwähnt, vor einem halben Jahrhundert durch Adalbert Kuhn, Wilhelm Schwartz und Max Müller als eine allgemeine Entwicklungsstufe der Naturvölker hingestellt worden, und wurde dann durch die Tylorsche Animismuslehre gänzlich verdrängt. In neuester Zeit ist sie nach den Untersuchungen von Roscher und Stucken für die antiken Völker und von Ehrenreich und Pater Schmidt für die Naturvölker wieder einigermaßen zu Ehren gekommen, die den Gestirnkultus als eine Degenerationserscheinung des primitiven Monotheismus deuteten. Nach Pater Schmidt tritt der Mond als Gottheit dort auf, wo das herrschende Mutterrecht das höchste Wesen in weiblicher Gestalt erscheinen läßt, während im patriarchalischen totemistischen Kulturkreis für das höchste gute Wesen die Sonne eintritt.

Omina und Orakel spielen bereits in den Religionsübungen der primitiven Völker eine wichtige Rolle; die Erschließung zukünftiger Geschehnisse hat für den Naturmenschen nicht weniger Bedeutung wie für uns. Die Methoden sind sehr vielgestaltig. Von der einfachen Deutung des Vogelfluges und des „Anganges“ bis zu den komplizierten Divinationsverfahren der nordasiatischen Scapulimantie und des afrikanischen Würfelorakels.

Religion und Moral sind nach unserem Gefühl voneinander nicht zu trennen. In den Uranfängen der Kultur und bei den Naturvölkern der Gegenwart ist dies aber durchaus nicht der Fall; die primitive Ethik ist meist eine ganz andere als die unsrige, und die Religionsformen kümmern sich gar nicht um sie. Am klarsten zeigt sich dieser Unterschied in dem Schicksal der Seelen der Verstorbenen: in der Regel wird von ihnen das irdische Leben im Jenseits einfach fortgesetzt. Bei etwas vorgeschritteneren Völkern entscheiden nur Rang oder Stand über das Schicksal der Seele, bei vielen auch die Todesart selbst. Doch auch hier zeigen sich schon Keime des Sittlichkeitsgedankens, und es gibt eine ganze Anzahl Völker, welche an himmlische Strafen mit moralischer Bedeutung für die ins Jenseits gelangenden Menschenseelen glauben. Auch der Gedanke an eine Belohnung des Verstorbenen für gewisse, während seines Erdenwallens erworbene Verdienste ist den Primitiven nicht ganz fremd, wenn auch die Beweggründe dafür von unseren Sittlichkeitsbegriffen nicht unwesentlich abweichen. Daher die Belohnung der Selbstmörder und der im Wochenbett gestorbenen Frauen bei verschiedenen Völkern.

2. Kunst

Der Trieb zur künstlerischen Betätigung wurzelt in der inneren Natur des Menschen, und auch das Vorhandensein der dazu erforderlichen Begabung ist von dem Kulturgrad unabhängig. Daher finden wir beide Hauptkunstgruppen, sowohl die der Ruhe wie die der Bewegung, schon in den ältesten Zeiten der Menschheitsentwicklung vertreten. Von den Künsten der Ruhe oder den bildenden Künsten ist die ursprünglichste wohl nicht die Plastik, sondern die Zierkunst (Kosmetik), die den menschlichen Körper als ihr Arbeitsfeld betrachtete. Schon in einem früheren Abschnitt (Seite 27) wurde angedeutet, wie vielseitig die Mittel und Wege des Naturmenschen sind, um seinen Leib zu verschönern. Vom Körperschmuck gelangte das künstlerische Schaffen zum Geräteschmuck, endlich zur Herstellung selbständiger Erzeugnisse der Bildhauerei und

Malerei. Ein lange ungelöstes Problem war die Herkunft und die Bedeutung der primitiven Felszeichnungen, häufig, jedoch fälschlich, als Bilderschriften bezeichnet. Die Vorgeschichte und die Entwicklung dieser Zeichnungen lassen sich nach Vierkandt in drei Stufen einteilen: Die erste Stufe bilden zufällig entstandene, vom Schleifen der Steinbeile und anderen Werkzeugen an den Felswänden herrührende Schleifrillen; die zweite ist die spielende Wiederholung oder Nachahmung solcher Leistungen, die dritte endlich das Zeichnen sinnvoller Figuren. Zu welch' hoher künstlerischer Auffassung und Vollendung primitive Völker es in dieser Hinsicht bringen können, lehrt ein Blick auf die Tierbilder in den Höhlen in der Dordogne und in Nordspanien oder die Buschmannzeichnungen Südafrikas.

Auch die Leistungen vieler Naturvölker im Bereiche der Plastik sind nicht unbedeutend zu nennen. Die in den Museen aufgehäuften Holzschnitzereien und Steinidole der Papua, Maori, Nordwestamerikaner und vieler Negerstämme erwecken nicht bloß das Interesse des Ethnologen, sondern auch die volle Bewunderung des Kunstkenners. Nur die Flächenmalerei ist vielleicht infolge technischer Schwierigkeiten etwas zurückgeblieben und hat sich nur selten über die Körperbemalung und buntangelegte Felszeichnungen hinausgewagt.

Was die Entstehung des Ornamentes anbelangt, so scheint die in neuester Zeit durch Max Schmidt und K. Th. Preuß vertretene Ansicht, daß das geometrische Ornament durch die Technik entstanden sei und daß insbesondere die durch das mechanische Flechten entstandenen Muster und Figuren sehr alt seien und dem eigentlichen figürlichen Ornament vorausgegangen sein können, eine gewisse Berechtigung zu besitzen. Insbesondere dann, wenn in diese geometrischen Figuren Naturobjekte, namentlich Tiere, hineingesehen werden, wodurch das Interesse an ihnen ganz außerordentlich wächst. Aus den beim mechanischen Flechten ohne besonderes Zutun des Arbeitenden entstehenden Mustern (Stufen, Kreuze, Rhomben, Mäander) entwickeln sich durch Hervorhebung durch andersfarbige Fasern kompliziertere geometrische Ornamente und stilisierte Darstellungen von Naturobjekten.

Preuß will auch den obenerwähnten Felszeichnungen und Bilderschriften eine ursprüngliche magische Bedeutung beigelegt wissen. Ebenso sollen Zeichnungen und Muster auf verschiedenen Gebrauchsgegenständen nicht bloß ästhetischen Zwecken gedient haben, sondern auch von magischer Bedeutung gewesen sein.

Von den Künsten der Bewegung genießt der Tanz eine besondere Beliebtheit bei den Naturvölkern. Wenn auch die profane Entstehung des Tanzes als Begleiterscheinung von Affekten ohne weiteres zuzugeben ist, so hat der Tanz doch seine Hauptbedeutung als Begleitung religiöser Zeremonien, denn das Auftreten von Dämonen oder Naturwesen wird ohne Tanz kaum denkbar sein. Mimische Tänze sind, wie Preuß wahrscheinlich gemacht hat, die Anfänge des Dramas. Andererseits tritt der bloße Tanz oft an die Stelle dramatischer Szenen. Der Tanz bedeutet aber für den einzelnen auch die Gewinnung von Zauberkräften, die sich der Schamane dadurch ebenso verschaffen kann wie durch andere Ekstase erzeugende Mittel (narkotische Gifte, Fasten usw.).

Bücher hat die Theorie aufgestellt, daß der Tanz aus dem Rhythmus der Arbeitsbewegungen hervorgegangen sei. Doch dürfte diese Ansicht nur bedingte Berechtigung haben, ebensowenig wie die von demselben Forscher angenommene Ableitung der Dichtkunst von den Arbeitsgesängen. Hiefür spricht, daß der Gesang anfänglich zumeist mit dem Tanze verbunden ist, während die Arbeitslieder zurücktreten. Gesang und Dichtkunst lassen sich auf primitiver Stufe überhaupt schwer trennen, dem Inhalte nach überwiegen unter ihnen die religiösen gegenüber den profanen.

Die Anfänge der Lyrik gehen auf das Tanzlied zurück, und ihr Inhalt sind Kinderlieder, Pubertätsgesänge und Totenklagen. Liebeslieder sind verhältnismäßig selten. Die erzählende Dichtung entwickelte sich verhältnismäßig spät aus der dramatischen, ist jedoch noch immer sehr reichhaltig, wenn man das gesamte Gebiet derselben (Sagen, Märchen und Mythus) hinzurechnet. Die primitive Instrumentalmusik scheint einen vom Tanz selbständigen Ursprung zu besitzen. Pastor unterscheidet drei Schichten in der Musik der Naturvölker: erstens als Zauber, zweitens als Rhythmus und drittens als Melodie. Allen dreien ist gemeinsam, daß sie zweidimensional, horizontal und einstimmig bleibt, im Gegensatz zu unserer Musik, die dreidimensional, vertikal und mehrstimmig sich in Akkorden aufbaut. Die mittlere Schicht, die Musik als Rhythmus, stellt das Zentrum aller Ur- und Naturvölkermusik dar. Über den Rhythmus sind die Naturvölker nicht hinausgekommen. Harmonie und Melodie sind für sie noch von ganz untergeordneter Bedeutung.

3. Wissenschaft

Die dem Menschen am nächsten stehende Wissenschaft ist die Heilkunde; selbst der Primitive hat bei Erkrankungen schon das

Bedürfnis, sich um Rat und Hilfe an seine Mitmenschen zu wenden. Wenn auch der Arzt bei den Naturvölkern zumeist Zauberer oder Priester ist, da die Ursache der Erkrankungen in der Regel in der Einflußnahme übernatürlicher Wesen oder in Hexerei gesucht wird, so sammelt sich dennoch sehr bald ein beträchtlicher Schatz an praktischen Erfahrungen. Selbst anerkannte Heilmethoden der wissenschaftlichen Medizin, wie die Massage, das Schröpfen und Aderlassen, manche hydrotherapeutische Prozeduren (Schwitzkuren) und schwierige chirurgische Eingriffe (z. B. die Trepanation des Schädels), sind den Naturvölkern nicht fremd. Groß ist die Zahl der heilkräftigen Pflanzen, deren Wirkungsweise schon von den Wilden erkannt wird. Nicht wenige derselben sind später in den Besitz der zünftigen Medizin übergegangen.

Von dem ärztlichen Instrumentarium der Naturvölker erwecken unter anderem besonderes Interesse die sogenannten Aderlaßbögen, von welchen kleine Pfeilchen an die zur Blutentnahme bestimmten Venen regelrecht abgeschossen werden. Ihr Vorkommen in mehreren durch große Erdräume voneinander geschiedenen Gebieten (Ostafrika, Mittel- und Südamerika, Neuguinea) wird wohl als eine der vielen Konvergenzerscheinungen zu deuten sein.

Die Geographie und ihre Hilfswissenschaft, die Kartographie, ist bei den Naturvölkern gleichfalls zu einer nicht unbedeutenden Entwicklung gelangt. Schon die Anfänge des Messens sind ihnen nicht unbekannt; Ortssinn und Orientierungsgabe sind in hohem Maß ausgebildet, und die von den Indianern, Eskimos und anderen Völkern entworfenen Landkarten haben selbst Forschungsreisenden nicht zu unterschätzende Fingerzeige und Behelfe abgegeben. Das Bewundernswürdigste sind wohl die Stabkarten der Marshall-Insulaner, die nicht nur die Lage der Inseln, sondern auch die durch die Meeresströmungen verursachten Dünungen und die einzuhaltenden Schiffskurse veranschaulichen.

Auch die astronomischen Kenntnisse der Naturvölker sind nicht gering. Frühzeitig werden einzelne Sterngruppen zu Konstellationen zusammengefaßt, und die so konstruierten Sternbilder spielen in der Schiffahrt, im Ackerbau und in der Zeitrechnung eine wichtige Rolle. Namentlich die Plejaden, der große Bär, die Milchstraße und andere Sterngruppen erregten schon früh die Aufmerksamkeit des Menschen. Er lernte bald die Regelmäßigkeit im Erscheinen und Verschwinden gewisser Sternbilder am Himmel mit gewissen klimatischen und atmosphärischen Veränderungen in Beziehung zu bringen und daraus nützliche Lehren für sein Verhalten zu ziehen.

Dagegen hat man für Sonnen- und Mondfinsternisse, Erdbeben, Gezeiten, Nordlichter, vulkanische Ausbrüche und andere terrestrisch-kosmische Phänomene zumeist nur eine mythologische Erklärung, und nur in den seltensten Fällen zeigt sich ein Anlauf zu einer den natürlichen Ursachen nahekommenden Naturerkenntnis.

Geschichtskunde und Geschichtsüberlieferung sind hingegen die letzten Wissenszweige, denen sich der Geist des primitiven Menschen zuwendet. Das Andenken an historische Ereignisse reicht nicht weit zurück, und was darüber hinausgeht, verliert sich in nebelhaften Sagen und Traditionen. Nur wenige Völker machen Ausnahmen, z. B. die Polynesier mit ihren Ahnenreihen und Urstandssagen, die wohl als historische Dokumente gelten müssen. Als die Erinnerung auffrischende Hilfsmittel dienen häufig Kerbhölzer und Knotenschnüre, zumeist im Rechenwesen des Alltagslebens, doch werden sie auch zum Festhalten wichtiger Ereignisse verwendet und haben ihre höchste Ausbildung als Wampumgürtel der nordamerikanischen Indianer und als Khipus der Inkaperuaner erfahren.

Eine wirkliche Zeitrechnung kennen nur wenige Naturvölker. Allerdings ist eine Rechnung nach Tagen (oder richtiger nach Nächten) und nach Mondumläufen oder Monaten wohl keinem primitiven Stamme ganz fremd, da die Gesetzmäßigkeit im Wechsel von Tag und Nacht und die regelmäßig wiederkehrenden Mondphasen auch dem Auge des Naturmenschen nicht entgehen konnten. Über diese Stufe hinaus sind aber nur wenige Völker gekommen. Namentlich ist der Begriff des durch die Bewegung der Erde um die Sonne schon von der Natur gegebenen Sonnenjahres, so befremdlich dies scheint, keineswegs allen Naturvölkern bekannt, und noch weniger wird danach die Zeitrechnung bestimmt. Man zählt zumeist nicht nach Jahren, sondern Jahreszeiten, die durch gewisse meteorologische Erscheinungen (Wechsel der Windrichtungen, Gegensatz von Regen- und Trockenzeit) oder menschliche, meist mit dem Nahrungserwerb zusammenhängende Tätigkeiten (Getreideanbau, Obsternte, Fischfang usw.) charakterisiert sind. Da aber in den tropischen und subtropischen Zonen die Zahl der auf ein Sonnenjahr entfallenden Jahreszeiten in der Regel auf zwei beschränkt ist, von denen meistens nur eine am meisten hervorstechende als Zeitmesser dient, fällt in der Tat schließlich die Rechnung nach Jahreszeiten mit der nach Solarjahren zusammen.

Das Mondjahr wurde erst sekundär geschaffen, um die durch die Mondumläufe gegebenen kleineren Zeitabschnitte in Beziehung zum Sonnenjahr zu setzen. — Die Wocheneinteilung findet sich im primitiven Stadium nur in sehr beschränkter Weise verbreitet und stand ursprünglich mit den Mondphasen in keiner Beziehung. Die Woche der Naturvölker ist übrigens nicht die von den Babyloniern stammende siebentägige des europäischen Kalenders, sondern eine vier-, fünf- oder sechstägige und entsprang den Bedürfnissen des Marktverkehrs. Am häufigsten ist in Afrika die viertägige Woche.

Die mathematischen Kenntnisse der Naturvölker sind im allgemeinen gering. Doch besitzen alle die Fähigkeit zu zählen, wenn auch in sehr verschiedenem Maße. Zahlenbegriffe, die über zweistellige Ziffern hinausgehen, sind der primitiven Denksphäre meistens fremd.

Über die Entstehung und Entwicklung der Sprache uns hier ausführlich zu verbreiten, dürfte überflüssig sein. Alle bisher aufgestellten Theorien über den Ursprung der Sprache befriedigen nicht. Auch die von Schurtz als Hauptquellen der Sprache angesehenen willkürlichen und Reflexlaute der höheren Tierwelt und die Arbeitsgeräusche der Primitiven reichen nicht aus, um die Entwicklung und Differenzierung der einzelnen Laute, noch weniger aber den Fortschritt zu Wort- und Satzbildung zu erklären. Ungeklärt ist auch das Verhältnis, in welchem die bei den Naturvölkern schon sehr verbreiteten Zeichen- und Gebärdensprachen zu der Lautsprache stehen.

Unter diesen letztgenannten Verständigungsmitteln mögen die afrikanischen Trommelsprachen wegen ihrer besonders hohen Ausbildung erwähnt sein.

Die Schrift, in deren Besitz der primitive Mensch verhältnismäßig spät gelangt ist, war ursprünglich — wie es auch die ältesten Schriftsysteme der Kulturvölker waren — eine reine Bilderschrift und lehnt sich eng an die bereits oben (S. 63) erwähnten primitiven Felszeichnungen (Petroglyphen) an. Zu diesen Bilderschriften gehören die Darstellungen der australischen Botenstäbe, die Malereien auf Tierhaut der nordamerikanischen Indianer und die Bilder an den Junggesellenhäusern der Palauinseln und Westkarolinen. Auch das vorhin erwähnte Wampum war nicht bloß Geld und mnemotechnisches Hilfsmittel. Die in ihm eingestickten Figuren hatten ganz bestimmte Bedeutungen, die den Empfängern dieses Gürtels verständlich waren. Die Entwicklung der Silben-

schrift aus der Bilderschrift, die sich ja bei wenigen Naturvölkern vollzog, war eine sehr bedeutende kulturelle Tat. Dagegen ergab sich die Weiterbildung der Silbenschrift zur Buchstabenschrift gewissermaßen von selbst. Alle existierenden Alphabete haben sich aus der Buchstabenreihe entwickelt, die, wie von Luschan meint, um rund 1000 vor Christi auf syrischem Boden geschaffen wurde. Andere Autoren verlegen die Heimat des Alphabetes nicht nach Syrien, sondern nach Kreta. Daß die von einigen primitiven Völkern (Wei in Westafrika, Tscherokiindianer in Nordamerika) erst in der Gegenwart ersonnenen phonetischen Schriftzeichen nur auf europäische Beeinflussung zurückgehen, bedarf wohl keiner besonderen Hervorhebung.

VIII. Die Totenbestattung

Die Behandlung der Leiche des Verstorbenen richtet sich ganz nach den herrschenden Vorstellungen über das Schicksal der abgeschiedenen Geister. Entweder hat man das Bestreben, die irdischen Überreste des Abgeschiedenen so rasch und so ausgiebig als möglich zu vernichten, oder man bewahrt sie in einer Weise, damit noch ein längerer Verkehr zwischen dem Verstorbenen und den Hinterbliebenen ermöglicht ist. Nach diesen Gesichtspunkten unterscheiden wir bei der Totenbestattung das Auffressen der Leiche (Endo-Kannibalismus), das Verbrennen und Begraben, das Aussetzen, die Mumifikation und die Skelettierung. Von allen Bestattungsformen sind am wichtigsten die Verbrennung und die Erdbeisetzung. Besonders letztere, weil die zu diesem Zwecke über den Gräbern aufgeführten Bauwerke (Dolmen, Menhirs, Kurgane, die Mounds Nordamerikas usw.) ihre inzwischen längst ausgestorbenen Erbauer lange überdauert haben und zu den wichtigsten Denkmälern des Kulturgrades der vorgeschichtlichen Epochen geworden sind.

Mit der Totenbestattung ist der Totenkult untrennbar verbunden, wenn auch sein Inhalt und seine Bedeutung zu den religiösen Vorstellungen ebenfalls in Beziehung steht. Die Trauer beim Eintritt eines Todesfalles und die ostentative laute Totenklage sind universelle Erscheinungen. Schon anläßlich der Bestattung oder Verbrennung werden dem Toten Opfer gebracht, die ihn teils günstig stimmen, teils nach der naiven Auffassung des Naturmenschen dazu dienen sollen, die Seele des Verstorbenen im Jenseits zu ernähren und auch seine anderen leiblichen Bedürfnisse zu befriedigen. Demselben Zwecke dienen auch die in periodischen Zwischenräumen sich wiederholenden Totenfeste und Leichenmahle.

IX. Die Kulturkreislehre

Es ist bereits an mehreren Stellen dieser Einführung in die Völkerkunde von der Kulturkreislehre die Rede gewesen, und es ergibt sich hiemit die Notwendigkeit, über das Wesen und die Bestrebungen derselben noch einiges zu sagen. Die Kulturkreislehre ist eine Schöpfung der neuesten kulturhistorischen Schule in der Ethnologie, vertreten durch Frobenius, Ankermann, Gräbner, Foy, P. Schmidt, P. Koppers und andere. Besonders Gräbner und Foy haben an Stelle der bisherigen naturwissenschaftlichen Methode die historische Methode in die Ethnologie einzuführen gesucht. Sie wollen eine Kulturgeschichte der geschichtslosen ethnographischen Einzelgebiete auf Grund der geographischen Verbreitung oder Verteilung gewisser engverwandter Kulturelemente konstruieren. Durch die Zusammenfassung einer Anzahl von räumlich und zeitlich zusammengehörigen Kulturmerkmalen entstanden Kulturkomplexe und Kulturkreise, die gewöhnlich dann nach einem besonders hervorstechenden Kulturmerkmale ihre Bezeichnung bekamen. Die wichtigsten dieser Kulturkreise sind:

1. die tasmanische Kultur (Gräbner) oder Urkultur (nach Ankermann und Foy);
2. die Bumerangkultur,
3. der westpapuanische Kulturkreis (nach Gräbner) gleich dem ostafrikanischen Kulturkreis (nach Ankermann) und der totemistischen Kultur (nach Foy);
4. der ostpapuanische Kulturkreis nach Gräbner; er entspricht dem westafrikanischen (nach Ankermann) und der Zweiklassenkultur (nach Foy);
5. der melanesische Kulturkreis nach Gräbner oder die Bogenkultur nach Foy und schließlich
6. die polynesische Kultur nach Gräbner oder die Sudankultur nach Ankermann und Foy.

Ein noch spezialisiertes, acht Hauptschichten umfassendes System stellt Pater Schmidt auf, wenn auch seine Kulturschichten im Wesen sich mit denen seiner Vorgänger decken und nur die Onomatologie eine verschiedene ist, indem sie sich ausschließlich auf die soziale Struktur stützt, welche der betreffenden Kulturschicht eigentümlich ist. Er unterscheidet:

1. den exogam-monogamistischen Kulturkreis, den er als den ältesten, die Urkultur καθ ἐξοχήν erklärt und dem hauptsächlich die Pygmäen und die Pygmoiden angehören;

2. den exogam-geschlechtstotemistischen Kulturkreis (gleich der tasmanischen Kultur Gräbners);

3. den exogam-gleichrechtlichen Kulturkreis (Bumerangkultur);

4. a) den exogam-vaterrechtlichen Kulturkreis (entspricht dem westpapuanischen Gräbners und dem totemistischen von Foy),

b) den exogam-mutterrechtlichen Kulturkreis (ostpapuanischen Gräbners und Zweiklassenkultur von Foy),

c) den vaterrechtlichen-großfamiliaren Kulturkreis;

5. a) den freimutterrechtlichen Kulturkreis (melanesischen Kulturkreis bei Gräbner und Bogenkultur bei Foy) und endlich

b) den freivaterrechtlichen Kulturkreis.

Es erscheint verfrüht, über den Wert oder Unwert der historischen Methode in der Ethnologie und über die Daseinsberechtigung der von ihr geschaffenen Kulturkreise ein abschließendes Urteil zu fällen. Zweifellos krankt sie an dem Fehler, daß zu viele heterogene Elemente zu dem Aufbau der einzelnen Kulturkomplexe benützt wurden, während andererseits, wie besonders M. Haberlandt hervorhebt, die sprachlichen und anthropologischen Verhältnisse ganz unberücksichtigt bleiben, so daß die dadurch entstandenen Kulturkreise sich in einzelnen Fällen als ebensolche Konstruktionen erweisen, als die von den Anhängern der neuen Lehre so scharf bekämpften Entwicklungsreihen der naturwissenschaftlich-evolutionistischen Richtung in der Völkerkunde.

Die naturwissenschaftliche Arbeitsweise muß ja durchaus nicht durch die Verfolgung des Entwicklungsgedankens gehemmt sein, andererseits ist denn der geschichtlichen Denkweise die Idee einer fortschreitenden Entwicklung vollkommen fremd? Wie einer der eifrigsten Vertreter der historischen Methode in der Völkerkunde, Pater Koppers, selbst zugeben muß, waren auch die Geschichtsvölker einmal Naturvölker und bieten daher ebenfalls das Bild einer Entwicklung. Selbstverständlich darf man bei der Umschreibung der einzelnen Entwicklungsstufen sich nicht durch vorgefaßte Meinungen leiten lassen, sondern muß die tatsächlichen Verhältnisse erfassen und festhalten; es ist dann aber nicht einzusehen, warum die für diesen Zweck mindestens ebenso scharf eingestellte Beobachtungsgabe des Naturforschers hinter der Arbeitsweise des

Historikers zurückstehen soll. In der Wissenschaft gibt es keine Privilegien und Monopole, und es besteht kein Hindernis, daß einzelne Kulturelemente und ganze Kulturkomplexe, ja die ganze Kulturgeschichte der Menschheit überhaupt, sich sowohl durch die naturwissenschaftliche als auch durch die historische Methode erschließen lassen.

Amerika

Von Dr. Walter Krickeberg in Charlottenburg

I. Die Amerikaner im allgemeinen

Von der Alten Welt durch gewaltige Meere getrennt und nur in den unwirtlichen Polargegenden durch Inselbrücken lose mit ihr verknüpft, erstreckt sich der Doppelkontinent Amerika über die ganze westliche Erdhalbkugel vom 72. Grad nördlicher bis zum 54. Grad südlicher Breite. Im Tertiär wurden Nord- und Südamerika durch mächtige Brüche, die das von einem Kranz von Vulkanen umgürtete „Amerikanische Mittelmeer“ schufen, getrennt. Seitdem bilden nur zwei schmale Verbindungsglieder, die mittelamerikanische Landenge und die Inselkette der Antillen, Brücken zwischen beiden. Aber ihre ehemalige Zusammengehörigkeit verrät sich noch in vielem: Beide sind im Gegensatz zur Ostfeste meridional gegliedert; ein gewaltiges Kettengebirge, dessen Züge sich bald eng aneinander drängen, bald weit auseinander treten und breite, vielfach abflußlose Hochländer zwischen sich entstehen lassen, begleitet ihren Westrand vom nördlichen Eismeer bis zur Magalhãesstraße, während sich östlich davon ungeheure Ebenen dehnen, die zur Entwicklung der größten Stromnetze der Erde Raum boten: Mackenzie, Nelson-Saskatchewan und Mississippi im Norden, Orinoco, Amazonas und La Plata im Süden. Kein ostwestlich verlaufender Gebirgszug unterbricht diese Niederungen, die mit borealen oder tropischen Urwäldern und endlosen Grasfluren (Prärien, Llanos, Pampas) bedeckt sind. Hier konnte der Mensch ungehindert von Norden nach Süden vordringen, die durch kurze Tragstellen (Portages) oder Gabelungen (Bifurkationen) eng verbundenen Stromnetze als willkommene Wanderstraßen benutzend. Hier im Osten hat daher auch der Schauplatz gewaltiger Völkerwanderungen von der Urzeit an bis in die Gegenwart gelegen, an denen gemessen die Ausdehnung der historischen Völkerwanderung Europas verblaßt, während der Westen, das Kordillerenland, die von diesen Völkerfluten zurückgedrängten, zersplitterten Reste älterer Bevölkerung aufnahm. Eine Reihe günstiger Umstände hat es dann gefügt, daß gerade in diesen

Hochlandsgebieten zwischen den Kordilleren unter subtropischen nnd tropischen Breiten hochstehende Halbkulturen erblühten, während die Völker in den Ebenen des Ostens sich nicht über die Wirtschafts- und Kulturstufe der meisten afrikanischen und ozeanischen Naturvölker erhoben. In Südamerika wurde neben dem Andengebiet auch das höher gelegene Land im Osten der großen Flußnetze (das brasilianische Hochland) die Zufluchtsstätte kulturell sehr altertümlicher Völker, die wirtschaftlich auf der Stufe der Sammler und Jäger stehengeblieben sind.

Nordamerika hat, vielleicht zu gleicher Zeit wie Europa, eine Folge von Eiszeiten durchgemacht, deren erste und größte zwanzig Millionen Quadratkilometer des Erdteils bedeckte und noch über den 40. Breitengrad ihre Endmoränen vorschob (Abb. 1). In den Zwischeneiszeiten bildeten sich hinter diesen die mächtigen Süßwasserbecken des großen Seengebietes, während der Moränenschutt selbst vor allem durch die gewaltigen Ströme des Mississippi-Beckens weit nach Süden verfrachtet wurde und sich längs den Flußufern in Schotterterrassen aufbaute, über die sich noch das feine, zerriebene Material als Lößdecke breitete. In diesen Löß- und Schotterablagerungen hat man die Hauptfunde gemacht, die die Existenz des Menschen in einer warmen Zwischeneiszeit beweisen.

Es sind in Nordamerika Funde gemacht worden, die, wenn die Fundumstände einwandfrei wären, dort das erste Auftreten des Menschen in den Anfang des Diluviums, ja ins Tertiär hinaufrücken würden: der Calaverasschädel und zahlreiche Steinwerkzeuge, die 1866 unter einer Decke basaltischer, von tertiären Ausbrüchen der Sierra Nevada in Kalifornien herrührender Laven gefunden wurden (der sogenannte „Auriferous Gravel Man") und der Lansingschädel, der 1902 unter einer zwanzig Fuß mächtigen, ungestörten Sedimentmasse im Staate Kansas unweit des rechten Missouri-Ufers hervorgezogen wurde. Aber beide Schädel zeigen so sehr den Typus der modernen Indianerschädel jener Gegenden, daß Hrdlička, der die fossilen Skelettfunde in Nordamerika einer eingehenden kritischen Prüfung unterzogen hat, schon deshalb an ihrem hohen Alter zweifelt. Noch mehr haben an Beweiskraft für das Alter des Menschen in Nordamerika die beiden Schädel verloren, die in der eiszeitlichen Drift am Ufer des Delaware bei Trenton (New Jersey) gefunden worden sind; der genannte Forscher hält sie für ganz rezenten Ursprungs und kommt zu dem Schluß, daß vorläufig das Auftreten einer primitiven Menschenform von geologisch höherem Alter in Nordamerika noch nicht erwiesen sei. Auch das paläolithische Steingerät der Trenton-Kiese zeigt keine Merkmale, die es von dem der späteren Indianer trennen. — Es heißt den Skeptizismus zu weit treiben, wenn man das hohe Alter von Schädelfunden nur deshalb bezweifelt, weil sie mit modernen Indianerschädeln Übereinstimmung zeigen. Jedenfalls bleibt



Abb. 1. Karte der Maximalvergletscherung Nordamerikas
(Nach Upham)

bestehen, daß man in Nordamerika auch in einwandfrei diluvialen Schichten Skelettfunde gemacht hat.

Die Einwanderung des Menschen in Südamerika ist offenbar schon früh erfolgt. Dafür sprechen die immerhin großen ethnographischen Unterschiede (auch zwischen den Kulturvölkern) und die Sprachverschiedenheiten — keine südamerikanische Sprache hat Verwandte auf nordamerikanischem Boden —; von zweifelhafterer Beweiskraft sind die bisher vorliegenden prähistorischen Funde, deren höheres Alter neuerdings sehr bestritten wird.

Nach den bisher geltenden Anschauungen reichte auch auf südamerikanischem Boden die Existenz des Menschen in sehr alte Zeiten hinauf, und zwar sind die ältesten Funde gerade in der Südspitze und im ostbrasilianischen Hochland gemacht worden, was an sich gut zu dem kulturgeschichtlichen Aufbau

Südamerikas (s. u.) stimmt. Freilich war man sich, da eine so gewaltig ausgebildete und tief eingreifende Eiszeit wie in Nordamerika im Süden fehlte, schon immer über die zeitliche Stellung der Fundschichten nicht recht einig. Die Hauptfunde entstammen der Pampasformation, einer fast ganz Mittelargentinien überlagernden Schicht sandiger Tone, an deren Bildung teils fluviale, teils äolische Ablagerungen (ähnlich unserem Löß) beteiligt waren, je nach bestimmten klimatischen Schwankungen; doch läßt sich mit einiger Sicherheit nur eine obere, der geologischen Gegenwart angehörende und ausschließlich äolische Pampasschicht von der unteren, das heißt der Gesamtheit der darunterliegenden Schichten, trennen. Nichtsdestoweniger hat Ameghino versucht, eine Schichtenfolge der Pampasformation aufzustellen und die in ihr gefundenen menschlichen Skelettreste und Steinwerkzeuge in sie einzuordnen. Er glaubte hier die Wiege der tertiären Vorfahren des Menschen (Tetraprothomo, Diprothomo und Prothomo oder Homo Pampaeus) entdeckt zu haben, von denen er alle anderen Menschenrassen ableitete, die sich über eine Landbrücke zunächst nach Afrika und dann nach der übrigen Alten Welt ausgebreitet haben sollten. Er sah in ihnen die Zeitgenossen gewaltiger Landwirbeltiere, des Riesengürteltiers (Glyptodon), Riesenfaultiers (Megatherium und Mylodon) usw., und ließ sie die Panzer der Glyptodonten als natürliche Obdache benutzen, während der Geologe Hauthal aus Funden in einer Höhle des südpatagonischen Fjordes Ultima Esperanza sogar den Schluß gezogen hat, der Pampasmensch habe eine der riesigen fossilen Faultierarten (Grypotherium) als Haustier gezüchtet.

Diese mehr oder weniger phantastischen Ideen sind neuerdings durch Lehmann-Nitsche, Hrdlička u. a. einer gründlichen Kritik unterzogen worden. Hrdlička hält die angeblichen tertiären Skelettreste nnd Artefakte sogar für ganz modern und weist nach, daß bei den Schädeln künstliche Verunstaltung und krankhafte Knochenbildungen für primitive Merkmale angesehen worden seien. Ein besseres Ansehen genießen immer noch die fossilen Schädel, die der Däne Lund 1843 in einer Höhle nahe Lagoa Santa, im Staate Minas Geraes (Ostbrasilien) fand und die man mit nordostargentinischen Skelettresten (dem 1881 von Santiago Roth bei Fontezuelas ausgegrabenen Skelett, dem Schädel von Arrecifes u. a.) unter dem Namen der „Lagoa-Santa-Rasse“ zusammengefaßt hat. De Quatrefages sah in ihr eine „paläamerikanische“ Rasse, durch deren Vermischung mit Polynesiern sich der heutige Amerikaner gebildet habe, und Rivet suchte nachzuweisen, daß dieselbe Rasse einst auch in den Andenländern (Ecuador) vertreten war. — Einen besonders primitiven Typus zeigen zwar auch diese Schädel nicht, sie stimmen aber gut mit modernen Schädeln der noch heute in derselben Gegend sitzenden Botokuden überein, die also wohl unmittelbare Nachkommen der Lagoa-Santa-Rasse sind und wenigstens kulturell zu den altertümlichsten südamerikanischen Völkern gehören.

In noch jüngere Zeit führen die Funde in den Muschelhaufen („Shellmounds“ in Nordamerika, „Sambakis“ in Brasilien), die die atlantischen Küsten von Neuschottland bis Nordmexico, von Guayana bis Feuerland und die pazifischen Chiles und Perus,

Kaliforniens und Alaskas umsäumen und nicht selten bedeutende Abmessungen erreichen.

Sie liegen bald unmittelbar an der Küste, bald an Küstenlagunen oder -flüssen und sind schichtweise aufgebaut, was im Verein mit Skelettresten und Erzeugnissen von Menschenhand — neben allerlei steinzeitlichem Hausrat auch Tongefäßscherben, in Nordamerika selbst Metallsachen — ihre Aufhäufung durch Menschen beweist. Ihr stellenweise bedeutendes Alter kann nicht bezweifelt werden, wenn auch die frühere Annahme, daß sie sowohl in Florida als auch in Südbrasilien in den ältesten Schichten jetzt ausgestorbene Muscheln aufweisen, näherer Prüfung nicht standgehalten hat. Die Kultur dieser Muschelhügel zeigt oft eine Stufenfolge, die seltener, wie in Kalifornien (an der Bai von S. Francisco), auf ein allmähliches Fortschreiten, häufiger, wie in Peru und Chile, auf einen Bevölkerungswechsel schließen läßt. In Alaska unterscheidet Dall eine älteste Periode, in der die Bevölkerung ausschließlich von niederen Meertieren (Echinus-Arten) lebte und keinerlei Kulturreste hinterlassen hat, eine mittlere mit einer hauptsächlich Fischfang treibenden Bevölkerung mit sehr primitivem Gerät und eine jüngere, in der die großen Seesäuger die Hauptnahrung lieferten und die Kultur sich der der heutigen Alaskavölker näherte. Er schätzt das Alter dieser Muschelhügel auf 3000 Jahre. Nach Steensby deutet hier mindestens die jüngste Periode auf das Auftreten eines neuen Bevölkerungselementes (der Eskimo) hin. — Muschelhügel in Verbindung mit alten Pfahlbausiedlungen an der Küste Floridas werden wir noch weiter unten (S. 106) kennen lernen. — Neben diesen Küsten-Shellmounds kennt man in Nordamerika auch zahlreiche binnenländische an den Flußufern des Mississippi-Beckens. In Südamerika bilden ein gewisses Seitenstück zu den Sambakis die argentinischen und patagonischen Paraderos, Lagerplätze und Feuerstätten von Jagdgesellschaften, in denen man neben Knochen einer noch heute lebenden Tierwelt Erzeugnisse einer reich entwickelten Steinzeit mit ähnlichen paläolithischen Formen wie in Europa angetroffen hat (Abb. 125).

Das hohe Alter des Menschen in Amerika wird besser als durch archäologische Tatsachen durch seine Rassenstellung bewiesen. Die Amerikaner müssen noch heute, wie zu Linnés und Blumenbachs Zeiten, als eine selbständige Rasse angesehen werden. Früher überschätzte man oft die mongoloiden Züge und war geneigt, sie für eine unmittelbare Abzweigung der mongolischen Rasse zu halten; von ihr trennen sie jedoch so tiefgehende Unterschiede, wie die größere und kräftig vorspringende Nase (oft Adlernase), das größere Auge mit nur schwacher oder ganz fehlender Schrägstellung der Lidspalte, der kleinere Augenabstand, das braunere Haar, die geringere Hand- und Fußlänge, die erheblich größere Länge von Arm und Bein und vor allem die weit schwächere Widerstandsfähigkeit gegenüber den Europäern. Auf amerikanischem Boden können nur die Eskimo als echte Mongoloide betrachtet

werden; schräg gestellte Lidspalten, hellere, mehr gelbliche Hautfarbe, kleinere, mehr untersetzte Statur und breites, fettes, flaches Gesicht unterscheiden sie von den Indianern. Bei neugeborenen Eskimokindern tritt auch nicht selten der „Mongolenfleck“ auf, eine blauschwarz gefärbte Stelle an der unteren Rückenpartie, die besonders häufig bei japanischen Kindern erscheint.

Unter den führenden Anthropologen sind die Meinungen über die Urverwandtschaft der amerikanischen Rasse noch immer geteilt. Aleš Hrdlička betont, daß man den Amerikaner bei aller Selbständigkeit doch in engste Beziehungen zu den süd- und ostasiatischen Völkern setzen müsse, ohne daß man gegenwärtig schon sagen könne, welche Gruppe dieser Völker — Malaien oder Tibeter, Jenissei-Völker oder Nordostasiaten den Amerikanern körperlich am nächsten stehe. Er, wie auch die meisten anderen nordamerikanischen Gelehrten, ist der Meinung, daß die Amerikaner schon als fertige Rasse, selbst schon mit beginnender Aussonderung von Untergruppen, in Amerika eingewandert seien.

Das Einfallstor verlegt man dabei gewöhnlich in die Gegend des Beringmeers, wo sich (nach Gidley u. a.) bis in postglaziale Zeit hinein eine breite Landbrücke bis zu den Aleuten ausdehnte, die, von dem warmen Kuroschiostrom auf ihrer Südseite bespült, ein wesentlich milderes Klima besaß als das heutige Alaska, da erst nach der Öffnung der Beringstraße ein kalter polarer Strom seinen Weg bis ins nordpazifische Meer gefunden hat. Eine üppige Wald- und Steppenflora breitete sich damals dort aus, wo heute „barren grounds“ der Landschaft den Grundzug trostloser Öde geben, denn die einwandernde asiatische Tierwelt der zweiten Hälfte des Diluviums, in deren Gefolge nach dieser Ansicht auch der Mensch erschien, bestand nur zum geringeren Teil aus arktischen Formen, zum größeren aus borealen Wald- und Steppentieren, u. a. dem Mammut, dessen Zeitgenosse der Mensch auch auf nordamerikanischem Boden gewesen ist.

Bei der Beurteilung dieser Auffassung ist zu beachten, daß Hrdlička bei seinen Forschungen vor allem anthropologisches Material aus Nordamerika verwertete, wo ja tatsächlich ein starker jungasiatischer Einschlag besteht, wie u. a. schon durch den mongoloiden Typus der Eskimo bewiesen wird. In Südamerika, wo wir doch zweifellos das reinere Indianertum zu suchen haben, liegen die Dinge nicht ganz so einfach. Ein Anthropologe von der Bedeutung Paul Ehrenreichs hat als Ergebnis seiner Untersuchungen zahlreicher verschiedener Indianerstämme Brasiliens den Satz ausgesprochen, daß die Indianer trotz gewisser mongoloider Züge in ihrer Gesichtsbildung und in ihren Körperverhältnissen vielfach

näher der kaukasischen Rasse stehen als der mongolischen; gibt es doch unter ihnen beispielsweise ausgesprochen semitische Typen. Am besten erklärt sich diese merkwürdige Mittelstellung nach Ehrenreich, wenn man bis ins mittlere und jüngere Tertiär zurückgeht, als Asien und Europa zusammen mit Nordamerika eine große zusammenhängende, um den Pol gelagerte Landmasse bildeten. Über sie hatten sich bereits damals der Mensch oder seine nächsten Vorfahren von ihrem vielleicht in Südasien gelegenen Ursprungsherde aus verbreitet, und man hat also, wie Ehrenreich treffend bemerkt, nicht den mindesten Grund, anzunehmen, daß Amerika zu einer Zeit menschenleer war, als Asien und Europa schon eine Bevölkerung besaßen. Erst nach der späteren Lostrennung Amerikas von der „Alten Welt" durch die Zertrümmerung der nordpazifischen und nordatlantischen Landbrücke und nach dem Hereinbrechen der Eiszeit konnte sich der Mensch auf dem amerikanischen Abschnitte in langen Zeiten verhältnismäßiger Abschließung zu einem bestimmten somatischen Typus entwickeln. Daß die Abschließung niemals vollständig war und besonders nach dem Rückzug der Gletscher wiederum einer Zeit lebhafterer Beziehungen zu Asien Platz machte, dafür bietet uns die Kultur der Amerikaner Beispiele zur Genüge (s. u.). Dann ist aber auch eine somatische Beeinflussung von der Alten Welt her nicht von der Hand zu weisen.

Mit der kaukasischen Rasse teilt die amerikanische neben anderen Zügen auch den großen F o r m e n r e i c h t u m. Schädelformen und Körpergrößen sind auf der anthropologischen Karte Amerikas bunt verteilt; Lockenhaar findet sich neben straffem Haar, Nasen mit gut ausgebildetem Rücken neben solchen mit eingesenktem usw., oft bei einem und demselben Stamm. Innerhalb der kaukasischen Rasse werden diese Verschiedenheiten schon seit langem als Ergebnisse der Mischung verschiedener Rassen (mindestens dreier) aufgefaßt; man darf daraus schließen, daß auch die amerikanische Rasse auf verschiedene Wurzeln zurückgeht und daß auf a m e r i k a n i s c h e m Boden (nicht schon auf altweltlichem, wie Hrdlička will) der Bildung der heutigen amerikanischen Rasse eine weitgehende Rassenmischung vorangegangen ist. Als älteste, in Ehrenreichs Sinne sich lange Zeit selbständig entwickelnde „paläamerikanische" Urrasse kann vielleicht die „Lagoa-Santa-Rasse" Südamerikas betrachtet werden; spätere Zuwanderungen aus der Alten Welt gaben dieser paläasiatische, mongolische, malaiische u. a. Ein-

schläge. Dennoch ist der eigentümliche amerikanische Charakter jener Urrasse trotz aller Beimischungen bei keinem Stamme ganz verwischt worden.

Seine Hauptmerkmale sind nach Hrdlička eine im allgemeinen bräunliche Hautfarbe, schwarzes, meist straffes Haupthaar mit bräunlichem Glanze, schwach entwickelter (auf den Wangen ganz fehlender) Bartwuchs, Fehlen eines Rassengeruchs, braune Augen mit schmutziggelber Bindehaut und leichter Neigung zur Schrägstellung der Lidspalte, gut entwickelte Nasen, Mesorhinie und mittlere Prognathie, schwache Entwicklung der unteren Gliedmaßen, mittelgroße, selbst kleine Hände und Füße und überall gleichbleibendes, von dem der Europäer abweichendes Längenverhältnis von Unter- und Oberarm, Unter- und Oberschenkel. Die Herausbildung dieses Rassencharakters ist zweifellos im gemäßigten Nordamerika vor sich gegangen, worauf (nach Ehrenreich) besonders Hautbeschaffenheit und -farbe der Bewohner südamerikanischer Tropen deuten. Es ist bemerkenswert, daß von allen Altweltrassen einzig die negroide nicht unter den Mischungsbestandteilen der amerikanischen Rasse vertreten zu sein scheint. Auch der Nachweis echter Pygmäen, um den sich besonders Kollmann bemüht hat, ist auf amerikanischem Boden noch nicht gelungen.

Der bei allem Formenreichtum wohl gekennzeichneten anthropologischen Selbständigkeit des Amerikaners entspricht eine noch viel ausgeprägtere sprachliche. Zunächst fällt auch hier eine nahezu unbegreifliche Zersplitterung auf. Mehr als hundertfünfzig voneinander unabhängige Sprachstämme sind auf amerikanischem Boden nachgewiesen, davon entfallen auf Nordamerika sechsundfünfzig, auf Kalifornien allein über zwanzig. Doch läßt sich diese Vielheit in eine Einheit überführen, indem es wenigstens ein oberstes Gesetz gibt, dem die Mehrzahl dieser Sprachen gehorcht: das Gesetz der „Inkorporation“, demzufolge das Subjekt, das nähere und entferntere Objekt und alle adverbialen Bestimmungen dem Verbum einverleibt werden, so daß sich schließlich wahre Wortungeheuer bilden können und ein einzelnes Wort einen ganzen Satz ausdrückt. Fast noch kennzeichnender ist das, was Franz Boas als eigentliche „Polysynthese“ von der Inkorporation, mit der sie früher gleichgesetzt wurde, unterscheidet: die Fähigkeit, die ursprüngliche Bedeutung des Wortstammes durch eine stellenweise fast unbegrenzte Zahl von Anhängseln und andere Veränderungen in weitgehendster Weise abzuwandeln. Rechnen wir zu den gemeinsamen Eigenschaften amerikanischer Sprachen noch die geringen Unterschiede von Nomen und Verbum — das intransitive Verbum ist fast immer ein Nomen —, die schwache Entwicklung des grammatischen Geschlechts, an dessen Stelle meist der Gegensatz von

Belebt und Unbelebt tritt, die häufige Ersetzung von Pluralformen durch Kollektiva, auf phonetischem Gebiet das häufige Auftreten explosiver Laute, so sind das bezeichnende Merkmale genug, um den amerikanischen Sprachen volle Selbständigkeit gegenüber allen altweltlichen zu verleihen. Damit soll übrigens nicht jede Möglichkeit einer zukünftigen Verknüpfung geleugnet werden.

Versuche, amerikanische Sprachen an irgendeinen altweltlichen Sprachstamm anzuknüpfen, sind übrigens weniger von grammatischen, als vielmehr vermeintlichen lexikalischen Übereinstimmungen ausgegangen. Sie haben sich bisher noch stets als unbegründet erwiesen, mochte nun das Mandan mit dem Keltischen, das Otomí mit dem Chinesischen, das Aztekische mit dem Sanskrit und das Khechua mit dem Sumerischen oder Semitischen zusammengebracht werden. Selbst die näherliegende polynesische Sprachverwandtschaft hat ein so ernster Forscher wie Horatio Hale verneint. Die einzigen bisher einwandfrei bewiesenen sprachlichen Beziehungen zur Alten Welt zeigen bemerkenswerterweise ein Übergreifen „amerikanoider“ Sprachen nach Nordostasien. Die Gelehrten der von Morris Jesup ausgerüsteten großen nordpazifischen Forschungsexpedition haben als eines ihrer Hauptergebnisse den Nachweis erbracht, daß die „paläasiatischen“ Völker vom Amur bis zur Beringstraße, die Gilyaken, Koryäken, Tschuktschen, Yukagiren, nicht nur in zahlreichen Elementen ihres stofflichen und geistigen Kulturbesitzes, sondern auch in den Sprachen ziemlich nahe mit den nordwestamerikanischen nördlich vom Columbia verwandt sind. Sie stellen nur „modifizierte Amerikaner“ dar, wie der Sprachforscher Alexander F. Chamberlain sich ausdrückt, und sind wahrscheinlich erst verhältnismäßig spät durch einen von Alaska herüberwandernden Teil der Eskimo (die Yuit am asiatischen Ostkap) von ihren nordwestamerikanischen Vettern getrennt worden.

Wie die sprachliche, ist bisher auch die kulturelle Unabhängigkeit des Amerikaners von der Alten Welt von der Mehrzahl der Amerikanisten behauptet worden. Das bedeutete unzweifelhaft einen Fortschritt gegenüber älteren, wenig begründeten oder ganz phantastischen Anknüpfungsversuchen, die bald nach dem Erscheinen der ersten ethnographischen Schilderung eines Volkes der Neuen Welt (des Berichtes des Hieronymitenpaters Ramón Pane über die Indianer von Haiti, 1496) einsetzten.

Bis auf Alexander von Humboldt und selbst noch später hat sich die merkwürdige Lehre von der Abkunft der Amerikaner von den verlorenen Stämmen Israels behaupten können; auch Phöniker und christliche Äthiopen haben als Stammväter herhalten müssen. Selbst ernsthafte Leute wie Gomara, Grotius, Adair und Lord Kingsborough huldigten dieser Ansicht. Mit Humboldt, Latham und Peschel setzt sich die Theorie von der nordostasiatischen Herkunft der Amerikaner durch. Polynesische Einflüsse nahmen schon Mitchell und Pickering an, dann vor allem de Quatrefages (auf anthropologischem Gebiet,

S. 55). Endlich ist auch die Frage nach europäisch-afrikanischen Beziehungen der Amerikaner noch einmal aufgerollt worden durch die Erneuerung der alten Atlantis-Hypothese, für die sich Oswald Heer und Daniel Brinton einsetzten.

Ernsthaften wissenschaftlichen Charakter gewannen diese Versuche erst, als die in Deutschland ausgebildete „kulturgeschichtliche Schule“ der Völkerkundler es unternahm, nicht einzelne Erscheinungen, sondern ganze „Komplexe“ amerikanischer Kulturen mit solchen der Alten Welt, vor allem Südostasiens und der Südsee, zu vergleichen, wo diese Komplexe, ihre Lagerung und Schichtung durch die Forschungen Gräbners und Foys bisher am gründlichsten herausgearbeitet worden sind.

Nicht nur die Zahl der Übereinstimmungen, sondern auch die besonderen, weder durch Material noch durch Naturumgebung bedingten Formgleichungen und die geographische Verbreitung der einzelnen Kulturformen Südamerikas schienen eine Verbindung südamerikanischer Kulturkomplexe mit entsprechend zusammengesetzten und entsprechend gelagerten der Alten Welt zu gestatten; wie in der Südsee sind auch in Südamerika die ältesten Kulturen der Einfallpforte, die im Nordwesten des Erdteils angenommen werden muß, am entferntesten gelagert (in der Südspitze und im brasilianischen Hochland), die jüngsten ihr zunächst. In Nordamerika liegen die Verhältnisse wesentlich ungünstiger; hier scheinen die älteren Kulturkomplexe eine sehr tief greifende Zersetzung, Umlagerung und Verarmung durch die weitgehende Überlagerung mit jungasiatischen und arktischen Kulturschichten erfahren zu haben. Die Bedeutung der letzteren für die nordamerikanische Kulturgeschichte ist übrigens schon von der älteren Völkerkunde allgemein anerkannt worden. Der Ausgangspunkt der wichtigsten Kulturwellen, die Amerika überfluteten, wird von Graebner nicht nach der Südsee, sondern nach Südostasien, mit dessen Kulturen die amerikanischen am meisten Ähnlichkeit zu haben scheinen, verlegt und die Kulturverbreitung im wesentlichen großen Völkerbewegungen (daneben auch weitgehenden Entlehnungen von Stamm zu Stamm) zugeschrieben. Meistens sei die Verbreitung auf dem Landwege über Nordostasien, wo später die Verbindungsglieder zwischen Südostasien und Nordamerika durch die Ausdehnung der asiatischen Hochkulturen überlagert oder verdrängt wurden, vor sich gegangen; nur die jüngsten malaio-polynesischen und jungasiatischen Kulturelemente seien auch auf dem Seewege nach Amerika gelangt. Daß die amerikanischen Kulturen neben diesen Elementen asiatischer Herkunft auch Sonderbestandteile enthalten, daß es sogar ganz selbständige amerikanische Kulturkomplexe ohne altweltliche Parallelen gibt, wird nicht geleugnet.

Eine Berechtigung kann diesen Anschauungen heute nicht mehr abgestritten werden; sie haben das unstreitige Verdienst, die Kulturgeschichte Amerikas aus ihrer glänzenden, aber für die Wissenschaft unfruchtbaren Isolierung befreit zu haben. Wenn die moderne amerikanische Anthropologie zu dem Ergebnis gekommen ist, daß

ausgedehnte Rassenmischung dem amerikanischen Rassenbilde bis in die Südspitze Südamerikas hinein jenen eigentümlichen Formenreichtum verliehen hat, der einer seiner Hauptkennzeichen ist; wenn im allgemeinen zugegeben wird, daß jungasiatische Kulturgüter in großer Zahl ihren Weg nach Nordamerika fanden; wenn bei einzelnen Elementen asiatischer Herkunft (Schiffstypen, Webereimethoden, Mythenmotiven) eine Verbreitung bis in die Kulturländer Mittel- und Südamerikas auch von Forschern angenommen wird, die der kulturgeschichtlichen Richtung fernstehen und im allgemeinen geneigt sind, asiatisch-amerikanische Übereinstimmungen mit dem der Biologie entlehnten Gesetz der „Konvergenz" zu erklären: so muß die Möglichkeit asiatischer Herkunft auch für Elemente älterer asiatischer Kulturen, und nicht nur für einzelne Elemente, sondern auch für ganze Komplexe, zugegeben werden. Gewiß hat der Uramerikaner, also etwa der Lagoa-Santa-Mensch, das aus der mutmaßlichen Urheimat mitgebrachte Kulturgut während der Dauer der Eiszeiten lange Zeit selbständig weiterentwickeln können. Aber dies Kulturgut haben wir uns nur äußerst dürftig vorzustellen — vielleicht entsprach es dem der Pygmäen-, tasmanischen und altaustralischen (Bumerang-) Kultur der Südsee —, und ohne entscheidende Anregungen von außen konnte ein Aufschwung nicht erfolgen. Diesen Anregungen war nach dem Rückgang der eiszeitlichen Vergletscherung Tür und Tor geöffnet. Große, im Norden sich vollziehende asiatisch-amerikanische Völkerverschiebungen brachten die ersten Elemente inzwischen entstandener asiatischer Kulturen nach der Neuen Welt, wo sie durch ausgedehnte Wanderungen der in Bewegung geratenden amerikanischen Völker weiterverbreitet wurden.

Die älteren Kulturen wurden von den nächstjüngeren immer wieder nach Süden und in die Gebirge gedrängt. Daß die heutige Zusammensetzung und Verbreitung der amerikanischen Kulturkreise neben zahlreichen Übereinstimmungen mit altweltlichen auch eine Menge besonderer Eigentümlichkeiten, die diesen fehlen, zeigt, kann nicht überraschen. Die Mischung der eindringenden asiatischen mit einheimischen altamerikanischen Kulturelementen; die weite Wanderung der ersteren durch fast alle Zonen, die nicht ohne tiefen Einfluß auf Material und Form bleiben konnte; die vorwiegende Landverbreitung, die manches verkümmern ließ, was Kulturen, die in ozeanischen Gebieten entstanden waren, ursprünglich eignete; die Naturbedingtheit vieler Kulturelemente, insbesondere die Abhängigkeit von der Verbreitung gewisser Tier- und Pflanzenarten, infolge der manche asiatische Kulturformen in Amerika ganz verschwanden; die gewaltigen Flußnetze, die eine Durchkreuzung der verschiedensten Kulturströme außerordentlich begünstigten und so vielfach unklare Verbreitungs-

bilder schufen; rückläufige Völkerbewegungen, durch die nordwestamerikanische Völker sogar auf nordostasiatischen Boden gelangten (s. o.) und südamerikanische zur Zeit der Entdeckung Amerikas sowohl in Mittelamerika als auch auf den Antillen in offenbarem Vordringen gegen Nordamerika begriffen waren; geschichtliche Ereignisse, die viele Völker und ihre Kultur spurlos weggewischt haben; und zuletzt, doch nicht am wenigsten, Charakter und Begabung der amerikanischen Rasse haben auf kulturellem Gebiet schließlich dasselbe Endergebnis gehabt, wie ähnliche Bedingungen auf somatischem: den erstaunlichen Reichtum an Typen, der sich bei näherer Betrachtung als Abwandlung verhältnismäßig weniger Grundformen herausstellt.

Die Untersuchung vieler, mit der Kulturgeschichte Amerikas zusammenhängender Fragen steckt heute noch in den Anfängen. Nur gediegene Kleinarbeit kann hier die Grundlagen schaffen, auf denen einst das Gebäude errichtet wird, und für einige Teile Amerikas (Arktis, Kanada, Kalifornien, Prärien, Pueblogebiet, Chaco) ist diese Kleinarbeit auch bereits durch die ergebnisreichen Untersuchungen Birket-Smiths und Steensbys, Krauses und Nordenskiölds geleistet worden. Das schwierigste Problem bleibt nach wie vor die Entstehung der amerikanischen Hochkulturen, die auf eine verhältnismäßig primitive Grundlage aufgepfropft erscheinen. Asiatische Einflüsse haben sicherlich auch hier mitgewirkt.

Graebner und P. Schmidt denken zunächst an polynesische Einschläge, wobei Graebner gegenüber den viel zu knappen chronologischen Ansätzen englischer Forscher darauf hinweist, daß die erste Ausbreitung der Polynesier von Indonesien über die Südsee in eine Epoche lange vor der indischen Überflutung der malaiischen Inselwelt (am Anfang unserer Zeitrechnung) fällt, also in Zeiten zurückreicht, die eine Einwirkung auf die Bildung der amerikanischen Hochkulturen keineswegs ausschließen, wenn wir diese auch auf Grund der Datierung mittelamerikanischer Denkmäler hoch in vorchristliche Zeiten hinaufrücken müssen (S. 171); die Urpolynesier, die noch auf ihrem östlichsten Vorposten, der Osterinsel, gewaltige Steinbauten, Skulpturen und eine entwickelte Bilderschrift hinterlassen haben, waren zweifellos imstande, selbst wenn sie nur in kleinen Flotten auftraten, Elemente ihrer Kultur auch bis ans amerikanische Gestade zu tragen, das von der Osterinsel nicht viel weiter entfernt ist als diese von ihren westlichen Nachbarinseln (den Paumotu und Markesas). Umgekehrt ist ein amerikanischer Einfluß auf die polynesischen Inseln bei der geringen Entwicklung amerikanischer Schiffahrt wenig wahrscheinlich.

Viel bedeutungsvoller als die polynesischen sind jungasiatische Einflüsse gewesen. Sie äußern sich nach Graebner und Foy in der Bearbeitung der Metalle (Gold und Silber, Kupfer und Bronze), der Baumwollweberei (die überall in verhältnismäßig junger Zeit die Weberei mit Pflanzenfasern verdrängt hat), der großen, im Dienst des Kultus stehenden Kunst (Steinarchitektur und -skulptur), dem ausgebauten Kultwesen mit reich gegliederter Priester-

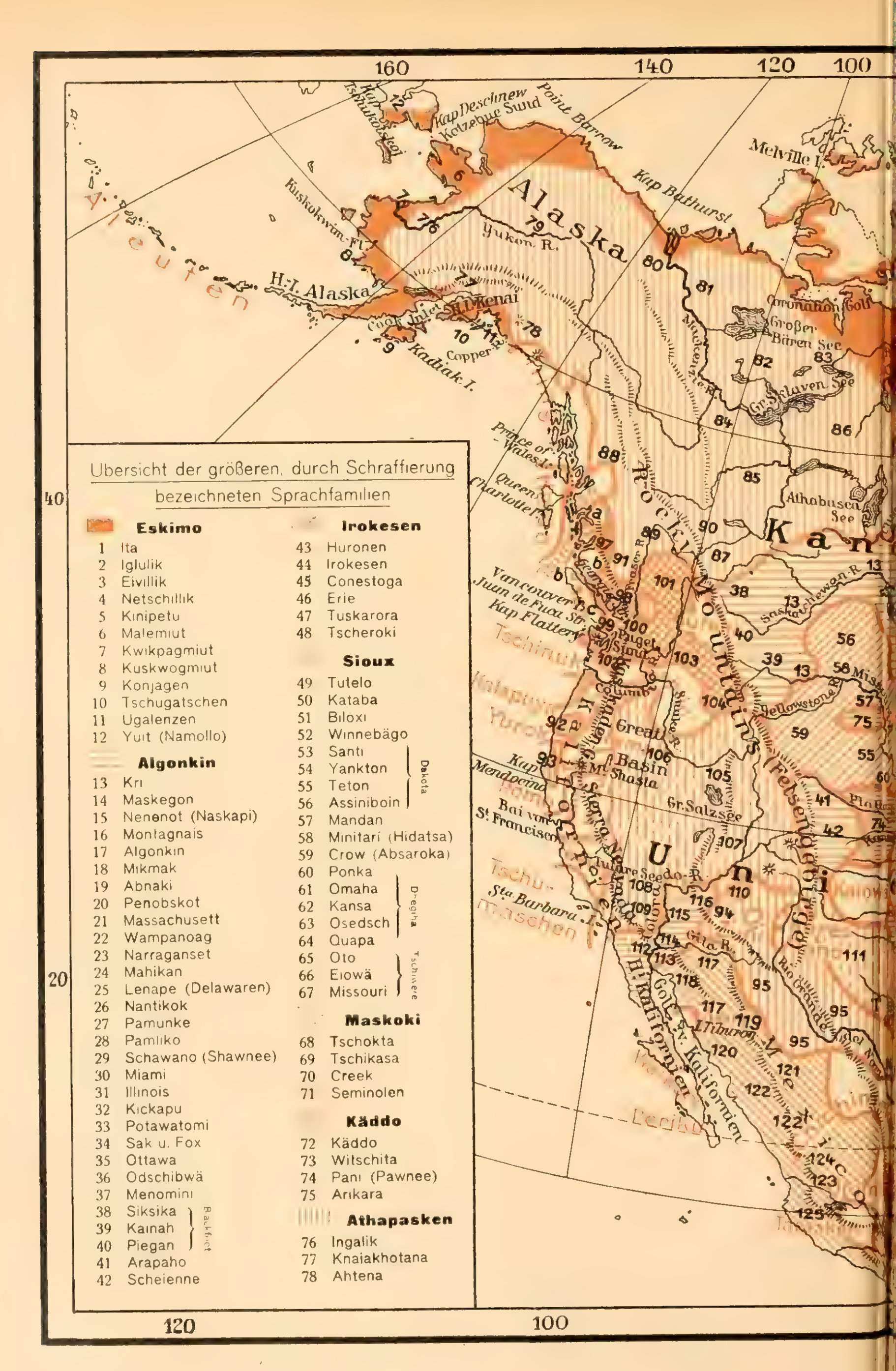
schaft, der straffen politischen Organisation in festgefügten Königreichen und vielen Errungenschaften der geistigen Kultur (entwickelte Bilderschrift, Kalenderwesen usw.). Auch hier zeigen sich Übereinstimmungen in ganz speziellen Formgleichungen, so wenn beim Metallguß Schmelztiegel, Windofen und Gußverfahren mit verlorener Form auftreten, in der Weberei der Webstuhl mit rollenförmigem Fadentrenner, in der Bodenkultur die bewässerten Terrassenfelder, in der Tempelarchitektur die Stufenpyramide mit dem Heiligtum auf der obersten Plattform, in der Mythologie der ganze Märchenkreis vom listigen Tierhelden, der alle Gegner narrt und zu Schaden bringt, im Kalenderwesen das sich überkragende Doppelsystem der Tageszeichen (z. B. zwanzig Tierbilder und dreizehn Zahlen). Gerade auf dem zuletzt genannten Gebiet hat jüngst Graebner die merkwürdigsten Übereinstimmungen zwischen Mexico einerseits, China, dem malaiischen Archipel und Hinterindien andererseits nachgewiesen — Übereinstimmungen, die sogar die Auswahl der Tageszeichentiere und ihre Reihenfolge betreffen und einen bloßen Zufall unbedingt ausschließen.

In fast allen Fällen von Übereinstimmungen treten die nächsten Parallelen zu den amerikanischen Hochkulturen in Südostasien (einschließlich Chinas) auf, und man wird es nicht mehr von der Hand weisen können, daß zu der Zeit, als sich die asiatischen Hochkulturen bildeten, Kulturelemente, die an ihrem Aufbau beteiligt waren, nicht nur nach Europa, sondern auch, wenngleich in abgeschwächterem Maße, nach Amerika ihren Weg fanden. Für eine im wesentlichen überseeische Verbreitung derselben spricht es, daß die Hochländer des westlichen Nordamerika nördlich des Pueblogebietes nichts von ihnen besitzen und daß da, wo sie außerhalb der eigentlichen Kulturländer im östlichen Nord- und Südamerika auftauchen, nur eine Rückstrahlung aus den Kulturgebieten vorliegen kann. Über alle diese wichtigen Fragen wird eine Entscheidung zu fällen erst möglich sein, wenn wir die Entwicklungsgeschichte der amerikanischen Hochkulturen und vor allem ihre ältesten Schichten kennen. Hierzu ist durch die bahnbrechenden Untersuchungen deutscher Forscher, Eduard Selers und Max Uhles, bereits der Grund gelegt worden.

II. Die Völker Nord- und Mittelamerikas

Mit Ausnahme der Eskimo, die als Unterabteilung der großen mongolischen Rasse zu betrachten sind und von Stratz wegen ihres besonders altertümlichen Rassencharakters sogar als Urform der „Xanthodermen“ angesehen werden, kennzeichnen sich die Nord- und Mittelamerikaner durch eine Menge übereinstimmender Züge im Körperbau als Teil der großen amerikanischen Rasse.





Buschan, Illustrierte Völkerkunde I



Verlag von Strecker und Schröder in Stuttgart



Die Hautfarbe dieser „Rothäute“ ist durchaus nicht rot (Rothaut ist ein irreführender Name, den die Indianer ihrer Körperbemalung wegen erhielten); man kann sie am besten als verschiedene, meist hellere Schattierungen von Braun definieren; im Süden und Südwesten hat die starke Einwirkung der Sonnenstrahlung auf den nackten Körper das Braun in schokoladenfarbene bis negerdunkle Töne verwandelt. Das Haar ist durchgehend straff, fast rund im Querschnitt, gröber als bei den Weißen, schwarz, aber mit bräunlichem Glanze. Barthaar ist im allgemeinen stärker entwickelt, als es scheint, wird aber meist sorgfältig entfernt; bärtige Individuen finden sich mehr im Nordwesten und Norden. Die Gesichtszüge sind für unsere Begriffe meist angenehm und interessant, oft hübsch. Die Nasen sind groß und springen stark vor (Adlernasen). Die Prognathie ist stärker als bei den Weißen; dasselbe gilt für die Vorwölbung der Jochbögen und Kieferwinkel. Wohlgebaute Körper, breite Brustkästen, seltene Dickleibigkeit, gute, aber nicht übermäßige Muskulatur, kleine, zierliche Hände und Füße finden sich bei den meisten Stämmen. Das Knochengerüst zeigt keine starken Abweichungen vom europäischen Typus. Die Schädelkapazität ist ziemlich beträchtlich: 1300—1500 ccm bei Männern, 1150—1350 ccm bei Frauen. Frederick Starr hat diese von Hrdlička für Nordamerika gewonnenen Ergebnisse durch seine Untersuchung der modernen mexikanischen Indianerbevölkerung durchweg bestätigt.

Die der amerikanischen Rasse eigene Variabilität äußert sich z. B. in dem Vorkommen von lockigem Haar (Chontal in Mexico u. a.) und vor allem in der oft bei einem und demselben Stamm beobachteten Verschiedenheit von Schädelformen und Körpergrößen. Soweit Rassenmischung als Ursache dieser Erscheinung in Betracht kommt, sind wir über die Herkunft der Beimischungen noch ungenügend unterrichtet. Vielfach hat auch (z. B. auf die Körperfarbe) die Umwelt ihren Einfluß ausgeübt; bei der Körpergröße tritt auch die Abhängigkeit von Lebensweise und Ernährungsverhältnissen öfter deutlich hervor.

Langköpfig sind nach Hrdlička im allgemeinen die Algonkin- und Präriestämme und die Schoschonen; extreme Langköpfigkeit zeigen besonders Delawarenschädel und Schädel aus vorgeschichtlichen Ansiedlungen des südlichen Utah. Rein kurzköpfig (brachykephal) sind die meisten Pueblo-Indianer, sowohl in prähistorischer als auch in moderner Zeit, ferner auch die nach Süden verschlagenen Athapaskenstämme (Navaho, Apatsche) und die alten Bewohner der Moundregion, in Mexico nach Starr die überwiegende Mehrzahl der Stämme vor allem die Totonaken (Maximalindex 95,8), nächst ihnen die verschiedenen Mayastämme und die isolierten Huave der Landenge von Tehuantepec. Die weitverbreitete Schädeldeformation macht es bei vielen Stämmen unmöglich, die ursprüngliche Kopfform zu bestimmen. — Kleinwüchsigkeit (160—165 cm) ist für die meisten Pueblo-Indianer, auch für einige Nordweststämme charakteristisch. Die stattliche Größe der Präriestämme (170—175 cm) und der ihnen kulturell nahestehenden Irokesen und östlichen Algonkin scheint z. T. eine Folge ihrer Lebens-

weise zu sein, wofür auch die Parallele der Patagonier in Südamerika spricht. Andererseits ist nach Sapper die durchgehende Kleinwüchsigkeit moderner mexikanischer Indianer teilweise als krankhafte Erscheinung infolge mangelhafter Ernährung, allzufrüher Heiraten usw. anzusehen.

Die Verteilung der Sprachgruppen in Nordamerika gibt ein deutliches Bild von den ausgedehnten Wanderungen, dem Hin- und Herfluten der Stämme in vorcolumbischer Zeit. Ausgangspunkt und Richtung der Völkerverschiebungen, die z. T. noch bis in die Gegenwart hineinreichen, lassen sich oft mit ziemlicher Sicherheit bestimmen, nicht nur auf Grund sprachlicher, archäologischer und ethnographischer Fingerzeige, sondern auch mit Hilfe der Stammessagen, an denen die nord- und mittelamerikanischen Völker überaus reich sind; sie enthalten einen durch mythisches Beiwerk oft nur leicht verhüllten geschichtlichen Kern. Das Walam Olum der Lenápe oder Delawaren (S. 112), der die aztekische Wandersage enthaltende Codex Boturini und das in spanischer Zeit aufgezeichnete Popol Vuh, das von den historischen Schicksalen der Qu'iche Guatemalas berichtet, sind bekannte Beispiele solcher schriftlich niedergelegten Stammessagen.

1. Die Eskimo sind längs der ganzen Nordküste verbreitet, vom südlichen Alaska, wo sie bereits im Waldgebiet wohnen, bis zur Ostspitze Labradors, und andererseits über einen Teil der arktischen Inselwelt und Grönlands West- und Ostküste. Ehemals hielten sie ein noch viel größeres Gebiet besetzt, wofür die Gräber und Hausruinen auf Melville-Insel, North Devon und Ellesmere Land, im nördlichsten Grönland und an der ganzen Ostküste dieser Insel zeugen, an der sie gegenwärtig nur ein verhältnismäßig kleines Gebiet nördlich vom 65. Grad bewohnen. Aus den Berichten der ersten Entdecker wissen wir, daß sie einstmals auch auf der Nordseite des Lorenzgolfes saßen und von dort sogar Neufundland gelegentlich Besuche abstatteten. Die Yuit (Namollo) am Kap Deschnew und Tschukotskoj sind ein auf asiatischen Boden vorgeschobener Zweig der Eskimo. Die große sprachliche und kulturelle Ähnlichkeit aller (zusammen kaum 40 000 Menschen zählender) Eskimostämme spricht dafür, daß die Verbreitung über ihr jetziges ungeheures Wohngebiet erst in verhältnismäßig neuer Zeit erfolgt sein kann. Als ihr Ausgangspunkt wurde früher entweder das paläolithische Europa, wozu die oberflächliche Ähnlichkeit mancher Knochengeräte südfranzösischer Höhlen mit solchen der Eskimo verleitete, oder Nordostasien wegen ihrer stark mongoloiden Rasseneigentümlichkeiten, die aber wahrscheinlich erst durch spätere Beimischungen entstanden sind, angesehen. Markham hat die zuletzt genannte Theorie besonders eifrig verfochten und die Auswanderung der Eskimo aus Asien mit den durch die Mongolenstürme verursachten Völkerbewegungen in Verbindung gebracht. Rink sucht die Ursitze der Eskimo im Innern Alaskas; sie lebten hier als Fischer an den Flüssen, um dann, von Indianerstämmen an die Küste gedrängt, an der Yukon-Mündung ihre ur-

sprünglichen Rindenboote in Kayaks umzuwandeln und als Küstenvolk bis nach Grönland vorzudringen. Boas sieht dagegen auf Grund der Eskimosagen das Seengebiet im Westen der Hudsonbai (Athabasca-See usw.) als Urheimat der Eskimo an, von wo sie sich an der Eismeerküste entlang nach Labrador und Alaska und, den Moschusochsenherden folgend, über die arktische Inselwelt nach Nordgrönland verbreitet hätten. Von Nordgrönland drang ein Zweig um die Nordspitze der Insel an die Ostküste vor. Der Bildungsherd der eigentlichen Eskimokultur liegt nach dieser, neuerdings besonders von Steensby ausgebauten Hypothese am Coronation-Golf und östlich davon, wo sich besonders primitive Formen derselben erhalten haben. Eine jüngere Form hat sich dann unter nordostasiatischem (besonders japanischem) Einfluß an der Küste des Beringmeeres entwickelt, wahrscheinlich erst im frühen Mittelalter, von wo sie in rückläufiger Bewegung die alten Wanderstraßen nach Osten verfolgte und nun auch an der Westküste Grönlands von Norden und von Süden her vordrang. Dies geschah erst im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert; die „Skrälinger", die die Normannenkolonien Südgrönlands vernichteten, waren die Träger dieser jüngeren Eskimokultur, die durch verbesserte Werkzeuge und vollkommenere Jagdmethoden eine weit größere Beweglichkeit besaß als die ältere. — In Alaska trafen die Eskimo wahrscheinlich eine ältere, hauptsächlich von Fischfang lebende Küstenbevölkerung an, die ihre Kultur annahm und, mit Kayak und Harpune versehen, nun auf die großen Seesäuger Jagd machen konnte (vgl. oben S. 56). Ein Rest dieser Bevölkerung sind die Aleuten, die kulturell ganz den Eskimo gleichen, sprachlich aber nur sehr entfernt mit ihnen zusammenhängen.

Die Indianerstämme Nord- und Mittelamerikas zerfallen sprachlich in zwei große Gruppen, eine östliche und eine westliche; es ist bemerkenswert, daß keine Sprachfamilie des Ostens im Westen Ableger besaß und umgekehrt. (Nur die Algonkin scheinen nach den neuesten Untersuchungen hiervon eine Ausnahme zu machen; vgl. das unten über die Selisch und Yurok Gesagte.) Zwischen beiden Gebieten dehnte sich, als trennender Landstrich, die Prärie, ursprünglich ein unbewohntes Gebiet, in dem sich erst spät und am stärksten erst seit dem Vordringen der Weißen nach dem Westen, eine Vermischung der beiden Völkergruppen vollzog. Über die Völkerverschiebungen, die das gegenwärtige Verbreitungsbild geschaffen haben, sind wir neuerdings besonders durch die Untersuchungen Birket-Smiths und Krauses aufgeklärt worden.

2. Im Osten sind die Nachbarn der Eskimo die Algonkinvölker. Sie bilden eine zusammenhängende Sprachgruppe im Norden, wo sie das Innere von Labrador und das Gebiet zwischen der Südküste der Hudsonbai und den Großen Seen bewohnen. Ausläufer erstrecken sich von hier aus nach Westen bis zum Felsengebirge und in die nördliche Prärie (Siksika, Scheienne und Arapaho), nach Süden über die großen Seen bis nach Tennessee und Südcarolina (Schawano) und nach Südosten an der atlantischen Küste von Neufundland bis Nordcarolina (Pamliko). Diese Verbreitung läßt deutlich ihre Herkunft aus dem Norden erkennen. Wahrscheinlich lag ihre Urheimat unfern der der Eskimo in den Gegenden um den Winnipegsee. Ihre letzten großen Bewegungen spielten sich bereits im hellsten Lichte der Geschichte ab. Die eng zusammengehörenden

Sak, Fox und Kickapu überschritten erst im siebzehnten Jahrhundert unter dem Druck der Irokesen die Mackinac-Enge und wanderten südwärts durch Wisconsin, und um dieselbe Zeit schoben sich die Miami, die von den Europäern noch um 1650 an der Green Bay des Michigansees angetroffen wurden, südwestlich durch Indiana nach Ohio vor. Noch später drang eine dritte Gruppe nahe verwandter Algonkinstämme, die Odschibwä, Potawatomi und Ottawa, die noch 1640 vereint in der Gegend des Sault St. Marie saßen, nach Westen bzw. Süden und Osten vor. Aber alle diese Bewegungen, in deren Strudel allein die alteingesessenen Menomini auf der Westseite des Michigansees nicht hineingezogen wurden, sind nur die letzten Ausklänge der großen vorgeschichtlichen Algonkin-Expansion. Ein breiter Strom von Algonkin hatte sich einst im Norden der großen Seen über den St. Lorenz bis zur Küste gewälzt und war hier im Norden bis Neufundland (Mikmak), im Süden bis zum Hudson (Mahikan) gelangt. Eine andere Gruppe, die ursprünglich ein Volk bildenden Schawano und Leni Lenápe, ging wahrscheinlich beim Sault St. Marie und an der Mackinac-Enge über die großen Seen nach Süden. Das Walam Olum erzählt noch von der Zeit, als die Lenápe, die mit den Schawano aus einem Lande der Kälte und des Schnees gekommen waren, in heftigen Kämpfen mit den sagenhaften Talligewi des Ohio-Gebietes ihren Weg längs des Susquehanna und Potomac in die Länder an der Küste des Ostmeeres erzwangen. Da die Talligewi mit den heutigen Tscheroki der irokesisch-huronischen Sprachfamilie gleichzusetzen sind, so beweist der Bericht zugleich, daß dieser Stamm einst nördlicher saß als in geschichtlicher Zeit, in der er die Gebirgsländer der südlichen Alleghanies bewohnte und nur durch einen schmalen Streifen fremdsprachlicher Sioux-Stämme von den verwandten Tuskarora Nordcarolinas getrennt war. Beider nächste Sprachverwandte sind die in zahlreiche Unterstämme zerfallenden Irokesen und Huronen, die das ganze Erie- und Ontariobecken füllten, südliche Ausläufer bis zum Ohio und zur Chesapeake-Bai entsandt hatten (die Erie und Conestoga) und 1534/35 von Jacques Cartier auch auf beiden Ufern des St.-Lorenz-Stromes angetroffen wurden. Sie werden rings von Algonkin-Stämmen umgeben; daß ihre ältesten Wohnsitze aber im Seengebiet lagen, ist kaum anzunehmen, da vieles, wie die von Boas wahrscheinlich gemachte Sprachverwandtschaft mit den Pani (Pawnee), die auch noch in ihren Überlieferungen von einer ehemaligen Zusammengehörigkeit mit den Irokesen sprechen, und die Kulturverwandtschaft der Irokesen mit den Maskoki auf eine Herkunft aus dem Süden deutet. Von dort sind sie offenbar erst in verhältnismäßig später Zeit durch das große appalachische Längstal nach Norden vorgedrungen und haben sich wie ein Keil in die breite Masse der Algonkin gedrängt, die Lenápe von den Schawano und die nördlichen Küstenalgonkin von ihren Brüdern im Seengebiet trennend. Eine ebensowenig mit der ursprünglichen übereinstimmende Verbreitung in geschichtlicher Zeit zeigt die dritte große Sprachfamilie des Ostens, die Sioux-Gruppe. Von ihr wissen wir schon durch Hale und Gatschet, daß ihre Urheimat nicht das Mississippi-Missouri-Gebiet von Arkansas bis Manitoba war, wo sie sich als echtes Prärievolk noch bis ins letzte Drittel des neunzehnten Jahrhunderts zähe gegen die weißen Eindringlinge behauptet haben, sondern der Osten, wo noch in der Gegenwart die sprachlich zu ihnen gehörenden Kataba,

Tutelo und Biloxi in Virginien und Carolina und an der Golfküste östlich der Mississippi-Mündung saßen. Es hat den Anschein, als seien die Sioux durch die von Norden vorstoßenden Algonkin in zwei Teile zersprengt und im Osten von der Küste in das Appalachenvorland, im Westen in das Waldgebiet zwischen die großen Seen und den oberen Mississippi gedrängt worden, wo sie noch bis 1700 mehr oder weniger seßhafte Ackerbauer waren und einer ihrer Stämme (die Winnebägo) noch bis heute am Westufer des Michigan-Sees unter den Algonkin wohnt; dann aber kamen die Dakota in den Besitz von Pferden und Gewehren und schoben sich, gedrängt von den in derselben Zeit längs des Oberen Sees auf der Suche nach neuen Wildreisgebieten westwärts wandernden algonkinischen Odschibwä, eine ungeahnte Stoßkraft entfaltend, wie ein Keil zwischen die damals das obere Mississippigebiet bewohnenden Stämme, die von ihnen teils nach Norden, teils nach Süden getrieben wurden. Zu den letzteren gehörten die algonkinischen Scheienne, die bis dahin als seßhafte Ackerbauer am Red River of the North gesessen hatten, und nun, über den Missouri in die Prärie gedrängt, ihrerseits die Kaiowä (s. u.) und Komantschen weiter nach Süden schoben. Die südlich von den Dakota wohnenden Siouxstämme (Minitari, Mandan, Dhegiha und Tschiwere) hatten schon weit früher ihre alten Wohnsitze am unteren Ohio und Wabash unter dem Druck der algonkinischen Illinois und Miami verlassen und sich missouriaufwärts verbreitet. — Von Westen endlich, über den Mississippi, kamen die M a s k o k i und erkämpften sich den Besitzstand in den südlichen Staaten der Union, den sie so lange und zähe zu verteidigen wußten. Die Natchez am unteren Mississippi sind ihre entfernten Sprachverwandten; einige andere kleine, heute fast erloschene Stämme der Golfküste, wie die T i m u k u a von Florida, die K a r a n k a w a und T o n k a w a westlich vom Mississippi, müssen aber noch immer als sprachlich isoliert betrachtet werden, und dasselbe gilt auch von den früher für einen Eskimostamm gehaltenen B e o t h u k Neufundlands (ursprünglich auch Neuschottlands), der von den Algonkin verdrängten Urbevölkerung der nordatlantischen Küste. Zwei größere Sprachgruppen sind heute ganz auf die Prärie beschränkt: die eine wird von den K ä d d o - S t ä m m e n gebildet, die von Süden nach Norden in drei getrennte Bestandteile zerfallen: die Käddo-Witschita am Red-River und Arkansas, die Pani (Pawnee) am Kansas und Platte, die Arikara am nördlichen Missouri. Aus ihren Stammessagen und ihrer Kultur geht hervor, daß sie aus dem Süden (Nordost-Mexico?) kamen und lange unter dem Einfluß der Maskoki standen, also zu den östlichen Völkerelementen gehören. Die K a i o w ä aber, die ihrer Überlieferung nach erst in jüngerer Zeit aus den nordwestlichen Felsengebirgen (Missouri-Quellgebiet) in die Prärie hinabgestiegen sind, können wir bereits zu den westlichen zählen.

3. Diese beginnen im Norden mit der großen Gruppe der A t h a p a s k e n oder D e n e (Tinneh), die das ganze Yukon- und Mackenzie-Becken füllen und am Churchill River an die Algonkin grenzen. Überall, auch an der Hudson-Bai, werden sie durch die Eskimo vom Meere getrennt, in Britisch-Columbien durch die Gruppe der Nordwestvölker, von denen zwei, die T l i n g i t und H a i d a, ihre wenn auch sehr entfernten Sprachverwandten zu sein scheinen. Ihre Urheimat lag wohl in Alaska; in sehr früher Zeit haben sie aber bereits die

Gebiete um den Athabasca-See besiedelt, von wo sie die Ureskimo verdrängten und die (weiter südlich wohnenden) Urahnen der Tsimschian, Selisch und Algonkin nach allen Seiten auseinandertrieben. Die Athapasken zeigen eine selbst für amerikanische Verhältnisse beispiellose Ausdehnungsfähigkeit, einen Zug nach Süden, der sie vom Eismeer bis ins nördliche Mexico geführt hat. Während sie aber in dem nördlichen Wald- und Tundrengebiet eine zusammenhängende Verbreitung besitzen, verfielen sie im Kordillerenlande der Zersplitterung, die für den durch hohe Gebirgszüge in zahlreiche abgeschlossene Tal- und Tafellandschaften zerlegten Westen kennzeichnend ist. Überall, in Britisch-Columbien, Washington, Oregon und Kalifornien, sitzen Splitter der Athapasken eingekeilt zwischen fremdsprachlichen Stämmen. Den Kaiowä sind Athapasken in die Prärien des Arkansas gefolgt, und vom Colorado haben sich die athapaskischen Navaho, Apatsche und Lipan bis fast an den mexikanischen Golf vorgeschoben. — Sprachenzersplitterung zeichnet die Bevölkerung der fjordenreichen Nordwestküste ebenso aus wie die der trockenen Tafelländer Arizonas und Neumexicos. Im Nordwesten erfüllt nur eine Sprachfamilie ein größeres, zusammenhängendes Gebiet: die Selisch auf der tertiären Basaltlavaplatte des Columbia und Fraser und in den angrenzenden Küstenstrichen. Vielleicht sind sie mit der auf Vancouver ihnen benachbarten Familie der Wakasch-Stämme (Kwakiutl, Nutka) urverwandt, während Schahaptin und Kutenä zwei kleinere isolierte Sprachfamilien des Columbia-Tafellandes bilden, denen sich weiter nördlich noch die Tsimschian anreihen, die sich erst in verhältnismäßig neuer Zeit zwischen Wakasch und Tlingit an die Küste gedrängt haben. Selisch und Tsimschian hatten wohl auch ihre Ursitze im Gebiet der kanadischen Seenplatte, wie die Eskimo und Algonkin; man erblickt in den Algonkin neuerdings sogar entfernte Sprachverwandte der Selisch. — Im Südwesten hat man die kleinen Reste dreier isolierter Sprachfamilien vorgefunden, die Zuñi, Keres und Tano. Ihren Höhepunkt erreicht die Zersplitterung aber in Oregon und Kalifornien: hier sind nicht weniger als einundzwanzig verschiedene Sprachfamilien nachgewiesen worden, mehr als ein Drittel der Gesamtzahl aller nordamerikanischen. Nach neueren Forschungen schrumpft diese Zahl allerdings beträchtlich zusammen; man unterscheidet jetzt nur noch drei in Kalifornien ursprünglich einheimische Sprachfamilien (mit den Maidu, Pomo und Yuki als Hauptstämmen) und sechs von außen hineingedrungene. Unter den letzteren sind die Yurok nach Sapir vielleicht zu den Algonkin zu rechnen, was ganz neue Ausblicke in die nordamerikanischen Völkerverschiebungen eröffnen würde. Die Hupa sind sicher Athapasken und eine ganze Reihe von kleinen Stämmen Schoschonen. Das ist eine weitverzweigte, an Ausdehnung den Athapasken fast ebenbürtige Sprachfamilie, deren Hauptschweifgebiet das „Great Basin" zwischen Felsen- und Kaskadengebirge bildet. Von hier ist einer ihrer Stämme, die Komantschen, bis in die Prärien von Texas vorgedrungen, ein anderer, die Hopi, sitzt in Arizona; wahrscheinlich gehören auch, wie schon Buschmann (1854) vermutet hat, die Völker der Pima-Sprachfamilie zu ihnen, die nur durch die nach neueren Ergebnissen von Norden (Kalifornien) her eingewanderten Yuma-Völker von ihnen getrennt sind. Somit hätten wir hier im Westen neben den Athapasken

noch einen zweiten gewaltigen Völkerstrom, der sich in fast lückenloser Folge vom fünfundvierzigsten Breitengrad bis tief nach Mittelamerika hinein ergossen hat: denn sprachliche Verwandte der Pima sind die Naua und mit ihnen die Azteken.

Über diese und die weiteren mexikanisch-mittelamerikanischen Sprachfamilien s. weiter unten, S. 161f.

Die Verteilung der Sprachstämme kann für eine ethnographische Betrachtung nicht als Grundlage dienen. Hier sind die einzelnen ethnographischen Provinzen das Maßgebende. An drei Stellen hat die nordamerikanische Eingeborenenkultur ihren Höhepunkt erreicht, wenn man von den alten Kulturländern im Süden absieht: in der atlantischen Provinz im Osten und im Pueblogebiet im Südwesten, wo die teilweise sehr intensiv betriebene Bodenkultur zu höherer Stufe emporgeführt hat, und an der nordwestamerikanischen Küste, wo Fischervölker eine eigenartig hohe Kultur entwickelt haben. Dazwischen dehnt sich in zahlreichen Abstufungen das Gebiet der niederen und höheren Jäger aus. Unter diesen wird man den Eskimo den Vorrang zugestehen können; sie bilden einen Höhepunkt des Jägertums mit freilich einseitiger, weil von allen Seiten eingeschränkter Entwicklung. Natürlich wird die Sprachengruppierung in mannigfachster Weise von diesen Kulturprovinzen durchschnitten.

Stämme, die zu einer und derselben Sprachfamilie gehören, stehen oft auf ganz verschiedenen Kulturstufen. Besonders tritt dies im Westen hervor, wo die Kultur überhaupt ein wechselvolleres Antlitz zeigt, entsprechend der Sprachenzersplitterung. Zu den Schoschonen gehören die elenden, wurzelgrabenden Yute, die wilden, kriegerischen Komantschen und die hochstehenden, ackerbautreibenden Hopi als ganz nahe Sprachverwandte. Athapasken sind in Kanada Renntierjäger, in Kalifornien Eichelsammler, in Arizona Schafzüchter. Sie haben sich kulturell am Yukon den Eskimo, in Britisch-Columbien den Nordweststämmen, am nördlichen Saskatchewan den Prärieindianern, am Trinity River den Kaliforniern, auf dem Coloradoplateau den Pueblostämmen oft so sehr angepaßt, daß es fast aussichtslos ist, unter dieser mannigfachen Verkleidung Züge ihrer eigenen ursprünglichen Kultur wiederzuerkennen, wie sie etwa bei den Dene-Stämmen am großen Sklaven- und Bärensee erhalten ist. Natürlich sind in den ethnographischen Provinzen die ursprünglichen Gegensätze der verschiedenen, durch „Akkulturation" zu einer Einheit verschmolzenen Stämme nicht völlig ausgeglichen, sondern treten uns nicht selten noch in Lokaltypen und Gruppenbildungen entgegen. Ein deutlicher Gegensatz zwischen Norden und Süden beherrscht z. B. den nordwestamerikanischen Kulturkreis. Ebenso ist es natürlich, daß sich die ethnographischen Provinzen nicht scharf gegeneinander abgrenzen. In den Grenzgebieten haben wir Übergangs- oder „Kontaktzonen" zu erwarten. So lagern sich um den Kern

typischer Kultur, die sich in dem großen kalifornischen Längstal und an der daran anstoßenden Küste gebildet hat, im Nordwesten eine Zone, in der die Kultur deutliche Übergänge zu derjenigen der nordwestlichen Küstenvölker zeigt, im Nordosten und Süden andere, die zur Kultur der Völker des Great Basin überleiten. Im Südwesten (auf den Sta.-Barbara-Inseln und der gegenüberliegenden Küste) hat sich sogar ein Fremdkörper eingenistet (die Tschumaschen), offenbar ein Ausläufer der nordwestamerikanischen Küstenkultur, worauf Friederici zuerst hingewiesen hat. Wo solche Fremdkörper in sonst einheitlichen ethnographischen Provinzen auftreten, wird man sie als verhältnismäßig junge Eindringlinge betrachten können. Das gilt besonders von den Navaho und Apatsche in der Südwest- oder Puebloprovinz. Inmitten friedlicher, seßhafter Ackerbauer haben die Apatsche noch bis in die Gegenwart hinein ihr altes kriegerisches Jägernomadenleben nicht aufgegeben. Die Navaho sind zwar infolge der Aneignung der von den Spaniern eingeführten Schafherden halbseßhaft und in mancher Beziehung (z. B. im Kultus) den Puebloindianern ähnlich geworden, haben aber in anderer (Hausbau) noch die unverfälschten Zeugnisse ihrer nördlichen Heimat bewahrt. — Endlich sind auch Reste älterer Kultur inmitten einer höherstehenden Bevölkerung hier und da, wenn auch nicht so häufig wie in Südamerika, anzutreffen. Die merkwürdig tiefstehenden, sprachlich isolierten Seri mit ihrer niedrigen Sammelwirtschaft inmitten der ackerbauenden sonorischen Völker am Ostgestade des kalifornischen Golfes (Insel Tiburon und gegenüberliegendes Festland) bilden ein gutes Beispiel hierfür.

Das Zusammenwachsen verschiedensprachlicher Stämme zu einer Kultureinheit bildet ein schwieriges, noch vielfach ungelöstes Problem. Auf dem Gebiet der Präriekultur hat Krause neuerdings diesen Vorgang in sehr ansprechender Weise rekonstruiert. Frühzeitig erfolgte bereits die Besiedlung der Unterstufe, des welligen Graslandes im Osten, das sich zum Anbau eignet und daher von ackerbautreibenden Völkern des Sioux-Sprachstammes aus dem Osten und des Käddo-Sprachstammes aus dem Süden besetzt wurde. Die Oberstufe, die eigentliche Prärietafel, wurde ursprünglich nur gelegentlich von ihnen und von Jägerstämmen des Nordens und Westens, Komantschen und Kaiowä, zum Zweck der Büffeljagd aufgesucht. Das ist der Zustand, den die ersten in das zentrale Steppengebiet eindringenden Europäer, nämlich Coronado am Arkansas (1541) und de Soto in Texas (1542), vorfanden. Erst als die Westwanderung der Odschibwä (s. o.) und der Vormarsch der Weißen die östlichen Randvölker immer mehr in die Prärie hineindrängten und die Einführung von Gewehren und Pferden ergiebigere Jagd und größere Beweglichkeit ermöglichte, entstand das schweifende Jägertum der Prärie; die Oberstufe wurde nun dauernd besiedelt, und aus der Vermischung westlicher und nördlicher, südlicher und östlicher Stämme ergab sich



a

jene eigentümliche Präriekultur, die aber nicht bloß ein Mischungsprodukt ist, sondern auch zahlreiche, nur ihr eigentümliche Elemente entwickelt und daneben andere wieder eingebüßt hat, da wesentliche, aus dem Süden und Osten stammende Elemente (Ackerbau, Gentilsystem, Töpferei, Kanu) entweder verkümmerten oder ganz verschwanden.

Wie die beiden Ackerbaukulturen im Osten und Südwesten entstanden sind, ist von Krause ebenfalls untersucht worden. In beiden Fällen ist der Anstoß zu höherer Kulturentwicklung von Mexico ausgegangen.

Im Osten entstand auf der Grundlage einer primitiven, durch die paläolithischen Steingeräte von Trenton usw. (S. 53) repräsentierten Kultur unter dem Einfluß der mexikanischen zunächst in den Ländern der Golfküste die Kultur der „Moundbuilder" (s. u. S. 102), die sich



b

Abb. 2. Gepanzerter Irokese (a) und Tschuktsche (b)
(Nach Champlain und Bogoras)

bis zum Ohio ausdehnte. Im Süden waren die Träger dieser Kultur die Maskoki und die damals noch mit ihnen vereint im Süden wohnenden Käddo und Irokesen, im Norden gerieten die Sioux im Ohiotal in ihren Bereich. Ein fremdes Element empfing die Ostkultur erst, als von Norden her Jägervölker, die Algonkin, über die großen Seen vordrangen, die Sioux zersprengten und weite Gebiete dieser seßhaften Völker, von denen sie ihrerseits den Ackerbau lernten, besetzten. Infolge der Nordwanderung der Irokesen erreichte eine zweite Welle der südlichen Ackerbaukultur mit zahlreichen südlichen Elementen (Gentilsystem, Mehrfamilienhäuser, Blasrohr, Sitte des Skalpierens, Zwillingsheroenmythus) die Länder an den großen Seen und am Lorenzstrom, wo wiederum die Algonkin in kulturelle Abhängigkeit, diesmal von den Irokesen, gerieten.

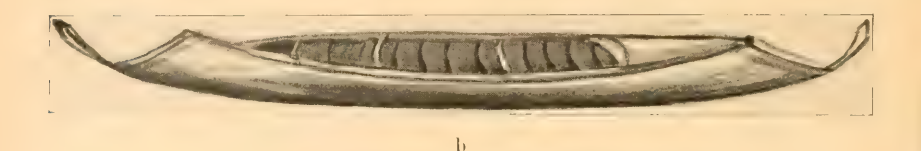
In ähnlicher Weise hat sich die Südwestkultur aus dem Zusammenfluß höherer, ackerbautreibender und niedrigerer, von der Jagd lebender Völker gebildet. Auf einer ursprünglich den ganzen Westen erfüllenden ältesten Kulturschicht, die einigermaßen der Kultur der kalifornischen Völker entsprochen haben muß, erwuchs, wiederum unter mexikanischem Einfluß, an drei Stellen eine höhere Ackerbaukultur: die „Casas-Grandes“-Kultur im Süden (s. u. S. 158), deren Träger die Vorfahren der heutigen Pima waren, die „Cliffdweller“-Kultur im Norden (s. u. S. 146), in die sich Schoschonen, Keres und Tano teilten, und eine westliche Kultur am Rio Verde und Little Colorado, die im Süden von den Yuma, im Norden von den Schoschonen entwickelt wurde. Dieser älteste Zustand ist durch das Eindringen athapaskischer Jägervölker (Navaho und Apatschen) ganz umgemodelt worden, so daß die gegenwärtige Pueblokultur aus einer Reihe von Neubildungen besteht. Völlig zersprengt wurde die Casas-Grandes- und die Rio-Verde-Kultur, deren Träger (Pima und Yuma) von ihrer einstigen Höhe herabsanken. Die Nachkommen der Cliffdweller zogen sich nach Süden zurück: die Tano ins Tal des Rio Grande und östlich davon, die Keres auf die Hochflächen im Westen dieses Flusses, wo sie die „Rundpueblos“ erbauten. Beide sitzen noch heute dort, sind aber infolge der Angriffe der Apatschen und der Kolonisation der Spanier von etwa fünfzig Pueblos (Dörfern) auf zwanzig zusammengeschmolzen. Die heutigen Zuñi und Hopi aber sind aus mehreren kulturell und sprachlich verschiedenen Bestandteilen zusammengewachsen, wie die Ursprungs- und Wandersagen ihrer Phratrien (Stammesabteilungen), die sicher geschichtlichen Kern haben, klar ergeben. In den Zuñi hat sich ein nördliches mit einem westlichen (Yuma-) Element verschmolzen; sie sind erst in spanischer Zeit von sieben auf einen Pueblo beschränkt worden. Die schoschonischen Hopi gehen von dem jetzt verlassenen Pueblo Homolobi am Little Colorado aus und haben nördliche, westliche (Yuma-) und südliche (Pima-) Elemente in sich aufgenommen, außerdem noch einen starken Bevölkerungszuwachs durch Tano erfahren, die 1680 vor den Spaniern vom Rio Grande flohen und sich in dem Hopi-Pueblo Hano niederließen. Die überaus verwickelte Kulturgeschichte des Pueblogebietes wäre unvollständig ohne den Hinweis auf die Beziehungen zur Kultur der Nordwestamerikaner, die nicht nur durch Schoschonen, sondern auch durch Yuma vermittelt werden konnten, da ja ein Ableger der Nordwestkultur, wie wir sahen, in Südkalifornien Wurzel gefaßt hat.

Einzeluntersuchungen wie diese sind für alle Gebiete erforderlich, ehe es möglich ist, mit einiger Sicherheit die Kulturgeschichte Nord- und Mittelamerikas im Rahmen der allgemeinen menschlichen Kulturgeschichte aufzubauen. Die besonderen Schwierigkeiten, mit denen die kulturgeschichtliche Schule der jüngeren Völkerkunde gerade auf diesem Felde zu kämpfen hat, sind in der unzweifelhaft starken jungasiatischen Beeinflussung weiter Strecken des Erdteils (s. o.) begründet. Die arktischen und subarktischen Jägervölker Nordamerikas sind von diesem Einfluß natürlich zuerst und am stärksten betroffen worden. Den Südwanderungen der Algonkin, Athapasken und Schoschonen ist es dann zuzuschreiben, daß der jungasiatisch-arktische Einfluß auch im übrigen Nordamerika eine so wesentliche Rolle spielt.

Er äußert sich z. B. in der vollständigen Lederkleidung (Wams, Hosen und Mokassins) und allerlei Behältern aus Rinde oder Leder, in der Versenkung, Gangtür und Erdbedeckung beim Hausbau, in Kuppel- und Kegelzelten mit Rinden- und Fellbekleidung, Booten aus einem Spantengerüst mit Rinden- und Fellüberzug, Schneeschuhen und Schlitten, verstärkten und zusammengesetzten Bögen, Reifentrommeln und Stäbchenpanzern. Wenn die Irokesen in alter Zeit einen Stäbchenpanzer besaßen, der bis in nebensächliche Einzelheiten hinein dem der Tschuktschen glich, und die Kutenä ein Rindenboot, das nach Form und Bau mit Rindenbooten vom Amur verwechselt werden kann (Abb. 2, 3), zeigt dies, wie stark die Fäden waren, die herüber- und hinüberliefen. Das Webegatter, ein Apparat, bei dem die Kettenfäden abwechselnd durch Spalten zwischen den Stäben und Löcher in den Stäben laufen, ist sogar fast lückenlos von Europa über Nordasien bis zu den Puebloindianern verbreitet. — Noch läßt sich nicht von jedem einzelnen dieser Kulturelemente sagen, ob es mit einem älteren oder jüngeren asiatischen Kulturstrom nach Amerika gelangte, doch sind die großen Züge der Entwicklung bereits durch die Untersuchungen der dänischen Forscher Gudmund Hatt und Kaj Birket-Smith klargelegt worden. Die älteste Schicht des arktischen Jägertums, die noch verhältnismäßig geringe asiatische Beeinflussung zeigt, hat sich in dem großen kanadischen Seengebiet, dem Ursitz der Eskimo und Algonkin, Selisch und Tsimschian herausgebildet. Birket-Smith hat sie die „Eisjagdkultur" genannt, weil diese Völker im Winter Säugetieren und Fischen an den Eislöchern der Seen auflauerten, während sie im Sommer Fischfang im offenen Wasser, im Herbst Bison- bzw. Renntierjagd auf Prärie und Tundra betrieben. Sie waren halbseßhaft und lebten im Winter in erdbeworfenen, versenkten Hütten, im Sommer in kuppelförmigen, mit Matten oder Rinde bekleideten Zelten. Ihre Hauptbeförderungsmittel waren ein primitives, halbgedecktes Fellboot und der Kufenschlitten. Am reinsten hat sich die Eisjagdkultur in der Gegenwart bei den Eskimo erhalten; Eisjagd, Eisschlitten (mit Kufen) und „Wigwams" (S. 106) der Algonkin des Seengebietes, Erdhäuser der Missouristämme und Fellboote, die bei den Beothuk und am Red River of the North erwähnt werden, sind Reste



a



b

Abb. 3. Rindenboote der Kutenä (a) und Amurstämme (b)
(Nach Mason und Maack)

dieser alten Kultur im Süden. Auch die Kalifornier besaßen, wie Krause gezeigt hat, ursprünglich dieselbe Jägerkultur, gingen aber in den an Samen und Früchten reichen Gefilden ihrer Heimat immer mehr zum Sammeln von Vegetabilien über und erfanden schließlich, anscheinend selbständig, die Mehlbereitung. — Die Eisjagdkultur wurde verdrängt, als die Athapasken von ihren alten Sitzen in die Gegend des Athabascasees vorstießen (s. o.). Ihre Stoßkraft beruhte auf der großen Beweglichkeit, die ihnen die neue, in Asien entstandene und noch vor der Ausbreitung der Eskimo nach Amerika verpflanzte „Schneeschuhkultur" verlieh. Die Einführung des Schneeschuhs bewirkte, daß die Eisjagd nun im größten Teil der Nordhälfte des Kontinents durch die Schneeschuhjagd ersetzt wurde; diese wieder hatte den Winternomadismus zur Folge, dem auch die Behausung dieser jüngeren Kultur, das kegelförmige Zelt, angepaßt war. Der schlanke Toboggan verdrängte den Kufenschlitten, da er sich besser als dieser für schmale, mit losem Schnee bedeckte Waldpfade eignete. Der eng mit dem Schneeschuh verknüpfte Ledermokassin wurde die bevorzugte Fußbekleidung. Im übrigen brachte erst diese Kultur die weitgehende Verwendung der Birkenrinde zu allerhand Gefäßen, als Überzug von Kanus usw. mit sich. Aus der Art der Rindenbehandlung und -verarbeitung beim Kanubau, die der Lederbehandlung nachgebildet zu sein scheint, hat Birket-Smith geschlossen, daß das zusammengesetzte Rindenboot in Nordamerika jünger als das Fellboot ist, von dem ja noch bis in die Gegenwart hinein sehr primitive Formen (das Bullboot, S. 115) vorkamen. Die Schneeschuhkultur verbreitete sich weithin; Schneeschuhe, Rindenkanus und kegelförmige Rindenzelte treten noch in Nordkalifornien auf, während im Osten das Seengebiet die Südgrenze des (zusammengesetzten) Rindenbootes ist, über die Schneeschuhe und Toboggan nur wenig hinausgehen. Einzelne Elemente, wie das Kegelzelt und die Ledertracht, haben sich dagegen noch viel größere Gebiete erobert. — In Alaska und an der Nordwestküste wurde die Schneeschuhkultur von noch jüngeren asiatischen Kulturen überlagert; so ist der Alaska-Schlitten mit seinem kompli-

zierten Aufbau ein Element des nordasiatischen Renntiernomadismus, und auch der Stäbchenpanzer gehört vielleicht hierher. Ein zweifellos jungasiatisches Element sind die den ganzen Westen Nordamerikas beherrschenden Bögen, die durch (aufgeleimte) Sehnenschichten, Sehnenstränge oder Umwicklung verstärkt werden. Die nordwestamerikanische Fischerkultur besitzt endlich noch eine große Zahl offenbar polynesischer Kulturelemente: entwickelte Holzschnitzkunst, Baststoffbearbeitung mit vierkantigen Knochenschlägeln, zweiteilige Angelhaken, Kniebeile, scharfkantige Knochen- oder Steinkeulen, Ständewesen (starkes Häuptlingstum und Sklaverei), Steinschüsseln mit steinernen Reibkeulen, Drillbohrer und Muschelschmuck (in Kalifornien auch Muschelgeld), in älterer Zeit vielleicht auch Doppelboote.

Zu den jungasiatischen Einflüssen tritt in jüngster Zeit noch die über ganz Nordamerika sich ausbreitende, nivellierende Wirkung der europäischen Kultur, die übrigens nicht immer nur zerstört, sondern auch neue Formen geschaffen hat (vgl. die Präriekultur). Manche ihrer Gaben haben die Indianer sogar mit Erfolg und Geschmack ihrem alten Kulturbesitz einzuverleiben verstanden. Eisen, Wolldecken und Glasperlen sind zwar vielfach an Stelle von Stein, Leder und Stachelschweinborsten oder Muschelperlen getreten, doch wurden die alten Formen, oft sogar die alten Ornamente, mit den neuen Stoffen wiederholt.

Durch alle diese Umwälzungen sind Elemente älterer Kulturen natürlich in hohem Grade verdrängt oder ganz weggewischt worden; in dichterer Verbreitung treten sie nur im Westen, Südwesten und Südosten, vor allem aber in den mexikanisch-mittelamerikanischen Ländern auf.

Hier mögen einige kurze Hinweise genügen. Uraltes Kulturgut hat besonders im mexikanischen Hochland, in Kalifornien und auf dem Colorado-, Columbia- und Fraserplateau seine Zuflucht gefunden: Wetterschirm, Bienenkorbhütte, Bumerang (im Osten der Union bumerangartige Keulen), Waffen mit eingekitteten Steinsplittern (in Florida auch Waffen mit Haifischzähnen), Binsenfloß, Spiralwulstkorb und Stäbchenangel. Etwas weitere Verbreitung zeigen die Elemente der sogenannten „Totemkultur". Zwei Hauptmerkmale, Speerschleuder und Kegeldachhütte, treten sowohl im Südosten als auch im Südwesten der Union auf, die Speerschleuder auch in Nordwesten und bei den Eskimo; es ist bezeichnend, daß in Altmexico verschiedene Elemente dieser Kultur entweder bereits als altertümlich galten und ihr Dasein nur noch im Kultus fristeten (Speerschleuder als Götterwaffe, Kegeldachhütte als Quetzalcouatl-Tempel, Stein- und Knochendolch, Muscheltrompete), oder einer älteren Bevölkerungsschicht angehörten (Lanzen mit Steinklingen) oder endlich eine reiche Weiterentwicklung erlebten (Kampf- und Tanz-Rückenschmuck). Der Totemismus ist in Nordamerika vielfach mit dem mutterrechtlichen Zweiklassensystem verquickt, andrerseits sind vaterrechtliche Lokalgruppen (Dorfgemeinschaften, nur z. T.

totemistisch) für die meisten Weststämme typisch. Alles in allem scheint auch die Totemkultur ein Asyl in den Gebirgsländern des Westens gefunden zu haben. Offenbar ist sie dorthin durch jüngere Kulturen gedrängt worden, die vielleicht in mancher Beziehung der sogenannten Zweiklassen- und Bogenkultur der Südsee entsprachen. Elemente, die Graebner diesen zuschreibt, wie die Steinknaufkeule, das ovale Firsthaus, die Schlitztrommel, der Breitschild mit Längsgriff (Zweiklassenkultur) und der Pfahlbau, die Hängebrücke, die Felltrommel und der Schädelschrein (Bogenkultur), treten nur im äußersten Süden der Union, in Mexico, Mittelamerika und auf den Antillen auf. Andere dagegen, wie die rechteckige Giebeldachhütte, das System zweier exogamer, mutterrechtlicher Heiratsklassen innerhalb einer und derselben Lokalgruppe, Geheimbund- und Maskenwesen, Kolbenkeule, mit Zweigschlinge geschäftetes Beil (Zweiklassenkultur) und Mehrfamilienhäuser, Stufenflechterei und Spiraltöpferei, Hockerfiguren und Spiralbandornamentik, Tabaksgenuß und Kopftrophäe (Bogenkultur), sind in typischer Ausbildung sowohl im Südwesten, Südosten und Osten, als auch im Nordwesten der Union verbreitet. Es liegt also nahe, anzunehmen, daß diese Elemente auf verschiedenen Wegen nach Nordamerika gelangt sind, soweit sie nicht überhaupt, wie so vieles andere, amerikanischen Sonderentwicklungen entstammen. Daß sich Mais- und Tabakskultur, Clan- und Geheimbundwesen, höhere politische Gebilde und entwickeltere Hausformen, Töpferei und Plastik, Kopfjagd und zahlreiche religiöse Anschauungen von Mittelamerika aus nach dem Südwesten, Südosten und Osten Nordamerikas verbreitet haben, kann als sicher gelten (s. o.). Nordwestamerika dagegen scheint die Elemente der Zweiklassen- und Bogenkultur von Ostasien oder Polynesien her, vielleicht mit jüngeren Kulturen (s. o.), erhalten zu haben.

1. Die Naturvölker

a) Die arktischen Völker

Im Gegensatz zu den übrigen amerikanischen Kulturprovinzen ist die arktische das Verbreitungsgebiet eines einzigen Volkes, der Eskimo, zu denen man auch die Aleuten rechnen kann; doch haben auch einige Athapaskenstämme, wie die Ingalik am unteren Yukon und die Kenai am Cook Inlet, einen wesentlichen Teil der Eskimokultur angenommen.

Die Eskimo (von esquimantjik, „Rohfleischesser“), wie die in Labrador ansässigen Angehörigen dieses Volkes von den Abnaki, ihren dortigen Algonkinnachbarn, genannt wurden, oder Inuit („Menschen“), wie sie sich selber nennen, sind ein ausgesprochenes „Randvolk“ an den Grenzen der bewohnbaren Erde. Sie haben in diesen unwirtlichen Ländern mit einer Zähigkeit den Kampf ums Dasein geführt und mit einem Scharfsinn all die spärlichen

Gaben der sie umgebenden Natur auszunützen verstanden, die unsere höchste Bewunderung erregen müssen. Nicht alle Eskimostämme sind allerdings in der gleichen ungünstigen Lage gewesen. Küstenbeschaffenheit, Eisbedeckung, Tierwelt sind stellenweise recht verschieden, und so hat sich eine Reihe von Untergruppen herausgebildet, die weniger in ihrer allgemeinen Kultur als vielmehr in ihrer wirtschaftlichen Betätigung im Kreislauf des Jahres oft stark voneinander abweichen.

Wenn auch die Unterschiede, die Steensby (dessen Darlegungen wir hier folgen) zwischen der arktischen und subarktischen Form der Eskimokultur hervorhebt, wichtig sind, so fällt doch der Gegensatz zwischen der älteren Osteskimo- und der jüngeren Westeskimokultur mehr ins Auge; Kap Bathurst, östlich der Mackenziemündung, kann etwa als Grenze zwischen den beiden Hauptgruppen angesehen werden. Die östlich davon hausenden Eskimostämme am Coronation-Golf, zwischen King-Williams-Land und Boothia (Netschillik), auf der Melville-Halbinsel (Eivillik, Iglulik) und im Binnenland zwischen dem Back-Flusse und dem Chesterfield-Golfe (Kinipetu) haben den altertümlichsten Charakter von allen und müssen dem Ausbildungsherd der Eskimokultur (S. 67) noch verhältnismäßig am nächsten wohnen. Es sind Binnenlandstämme, die den Sommer über der Renntier- und Moschusochsenjagd und der Lachsfischerei auf dem Festland obliegen und erst, wenn die aufgespeicherten Vorräte aufgezehrt sind, im Spätwinter zur Seehundsjagd (vor allem auf Ringelrobben, Phoca foetida) auf dem Küsteneise übergehen. Der Kayak dient bei ihnen noch im wesentlichen der Renntierjagd, oder, zu zweien nebeneinandergekoppelt, dem Wassertransport; Hochseejagd auf Robben und Walrosse wird nur ganz gelegentlich ausgeübt. Der Hundeschlitten ist das Hauptbeförderungsmittel auf dem Eise, und der Umiak (S. 84) fehlt meist ganz. Zu diesen Zentraleskimo sind auch die Bewohner des Baffinlandes zu rechnen, bei denen allerdings schon ein Teil des Stammes dem Weißwal in den Küstengewässern der Davisstraße auf Umiaks nachstellt, und die Ita oder Polareskimo auf der grön-



Abb. 4. Kiñugumut-Mann, Alaska
(Nach Nelson)

ländischen Seite des Smithsundes (zwischen 76. und 79. Grad n. Br.), die vor 1862 aus Holzmangel keine Kayaks mehr bauten und im Sommer nur von Vogelfang und Eiersammeln lebten, abgesehen von gelegentlichen Ausflügen nach Ellesmere-Land, um Moschusochsen zu jagen. Die Grönlandeskimo können nur im nördlichen Teil der Küste (nördlich von Holstenborg) und auf der Ostküste die winterliche Eisjagd ausüben und Hundeschlitten gebrauchen; im südlichen Teil herrscht während des ganzen Jahres die Hochseejagd auf Robben mit dem Kayak, der hier seine höchste technische Vollendung erreicht, während der Schlitten verschwunden ist. In älterer Zeit wurden auch Grönlandwale vom Umiak aus, der jetzt nur noch als Transport- oder Reisefahrzeug dient, und, besonders im Distrikt Godthaab, Renntiere mit Bogen und Pfeil gejagt, dagegen hat der Fischfang nie eine große Rolle gespielt. Während die Westgrönländer infolge ihrer frühzeitigen Bekehrung zum Christentum (Hans Egede, 1721—34) und der dänischen Kolonisation außer dem Jagdgerät das meiste von ihrem alten Kulturbesitz aufgegeben haben und auch fast nirgends mehr reinrassig sind, konnten sich die Ostgrönländer bis zu ihrer Entdeckung durch Holm (1884) fast unbeeinflußt erhalten und haben manche Besonderheit bewahrt, z. B. eine eigenartige ornamentale Verzierung (Taf. III, Fig. 13). Die Labradoreskimo ähneln den Südgrönländern sowohl in ihrer starken Beeinflussung durch die Mission (Herrenhuter, seit 1771), als auch in ihren wirtschaftlichen Verhältnissen, da infolge der schwachen Küsteneisbildung die Eisjagd hinter der Hochseejagd auf Robben und Weißwale (mit Kayaks) zurücktritt; doch sind bei ihnen auch Renntierjagd und Lachsfischerei im Binnenlande während des Frühjahrs von Bedeutung.



Abb. 5. Kiñugumut-Frau, Alaska
(Nach Nelson)

Im Westen bilden zunächst die Mackenzie- und Point-Barrow-Eskimo vom Kap Bathurst im Osten bis zu den Malemiut am Kotzebue-Sund wirtschaftlich eine eng zusammengehörige Gruppe, da bei ihnen allen die sommerliche Walfischjagd im breiten, eisfreien Küstenbecken die Hauptrolle spielt. Ein- oder zweimal während des Sommers zieht ein Teil des Stammes, dessen größere Hälfte diese Jahreszeit im Binnenlande mit Renntierjagd und Lachsfischerei zubringt, aus, um die Wale auf Umiaks in größeren Jagdgesellschaften

Erläuterungen zu

Tafel I

Hausbau der Nordamerikaner

1 Seminolen; 2 Witschita; 3 Cliffdweller: „Montezuma Castle" im Beaver Creek (Arizona); 4a Zuñi, 4b Hopi; 5 Pueblo Bonito (Neumexico); 6a, b Navaho (b das Gerüst); 7 Binnenselisch; 8 Menomini; 9 Omaha; 10 Gebirgsmaidu; 11 Secotan (alter Algonkinstamm zwischen Albemarle-Sund und Pamlico River, Nordcarolina); 12 Haida

(3 nach einem Modell, 4a nach einer Photographie im Berliner Museum für Völkerkunde; die übrigen nach dem Handbook of American Indians und nach Boas, Dorsey, Hoffman, MacCauley, Matthews, Mindeleff, Niblack, Powers und Simpson)



3
1
2
6b
W.
N.
O.
S.
6a
4a
4b
7

5

9

8

10

12

11

W. v. d. Steinen

Tafel I *Hausbau der Nordamerikaner*



anzugreifen. Die Anwendung des Netzes bei der winterlichen Robbenjagd und der starke Verbrauch von Treibholz, das der Mackenzie in Massen an die Küste schwemmt, sind weitere ethnographische Merkmale dieser Gruppe von Stämmen. Während auf der Diomedes- und Kings-Insel, deren Bewohner vor allem den Handelsverkehr zwischen den asiatischen und amerikanischen Küsten der Beringsee vermitteln, der Umiak seine höchste technische Vollkommenheit als Jagdboot erreicht (er dient hier in erster Linie zur Walroßjagd), verfolgen die Yukon-Eskimo (Kwikpagmiut, Kuskwogmiut) den Weißwal im Kayak. Sie sind sonst in der Hauptsache Fischer, die daneben auch dem Seehund auf dem Küsteneise nachstellen und Vögel und andere Tiere mit Fallen jagen, die Renntierjagd aber ganz ihren indianischen Nachbarn, den Ingalik, überlassen. Von Indianern und asiatischen Stämmen sind sie kulturell stark beeinflußt und verfügen daher über einen reicheren Kulturbesitz als alle anderen Eskimostämme (vgl. z. B. Taf. III, Fig. 15, 16). Sehr ausgeprägt ist bei ihnen ein starker künstlerischer Trieb, der sich in zierlichen Knochenschnitzereien und -ritzzeichnungen (Abb. 11, Fig. 1; Taf. III, Fig. 12), auch in reicherem Schmuck äußert. Die Ausbildung der Maskentänze, die sich bei den östlichen Stämmen nur spärlich finden, ist bei ihnen auf eine Beeinflussung seitens der indianischen Stämme der Nordwestküste zurückzuführen. Schon ganz in deren Bannkreis wohnen die Eskimo von Südalaska (Konjagen oder Kadiaker, Tschugatschen und Ugalenzen), mit denen die Bewohner der Aleuten, die sich selbst Unungun („Menschen") nennen, kulturell nahe verwandt sind. Hier stehen, wie in Südgrönland und Labrador, die Hochseejagd auf die großen Seesäuger und die Fischerei (Lachs und Kabeljau) so sehr im Vordergrunde, daß daneben alles andere Wild (außer etwa Vögeln) zurücktritt. Man verfolgt Seehunde im einsitzigen, Wale und Seeottern im zweisitzigen Kayak und erlegt die ersteren mit Wurfbrett und Blasenspeer, die Wale mit Lanzen, die Seeottern mit Bogen und Harpunenpfeil. Der Umiak dient hier als Kriegskanu bei den häufigen Stammesfehden. Es ist eine eigenartige Erscheinung, daß diese bereits im Waldgebiet wohnenden Stämme trotz weitgehender Beeinflussung durch die Nordwestvölker in ihrer Wirtschaft zähe an den Kulturerrungenschaften ihrer nördlichen, baumlosen Heimat (Fellboot, Erdhaus, Bogen mit Sehnenverstärkung) festhalten, ja sogar fortfahren, ihre Geräte aus Treibholz anzufertigen. Nur der Schlitten ist südlich vom Kuskokwim aufgegeben worden, da hier, wie in Südgrönland, die Eisjagd fortfällt.

Renntierjagd, Lachsfischerei und Vogelfang hatten die Eskimo an den zahlreichen Seen und Flüssen des Binnenlandes schon seit unvordenklichen Zeiten betrieben, ehe sie zu dem echten Küsten- und Meervolke wurden, als das sie uns heute entgegentreten. Die Renntiere (die der Eskimo nicht zu zähmen gelernt hat, wie die asiatischen Arktiker) erlegt man mit Vorliebe, wenn sie bei ihrer Nordwanderung im Frühjahr und Südwanderung im Herbst die Binnengewässer überschwimmen, vom Kayak aus mit der Lanze. Von Alaska bis Grönland ist es dabei üblich, die Tiere zu umkreisen und zwischen zusammenlaufenden Zäunen oder Steinreihen

ins Wasser zu treiben. Bei der winterlichen Einzeljagd auf den mächtigen Moschusochsen und Eisbären läßt man das Wild durch Hunde stellen und erlegt es dann durch Bogen und Pfeil; die Bögen sind teils aus Holz und durch Knochenstücke und Sehnenstränge verstärkt (Taf. III, Fig. 9, 10), teils bestehen sie aus einzelnen zusammengebundenen Knochenstücken (Taf. III, Fig. 11). Die Fische werden geangelt, in Schleppnetzen gefangen und gespeert. Beim Lachsfang baut man Wehre in den Flüssen, die der Fisch hinaufgeht, und speert sie mit dem Dreizack (Taf. III, Fig. 8). Der Vogel-

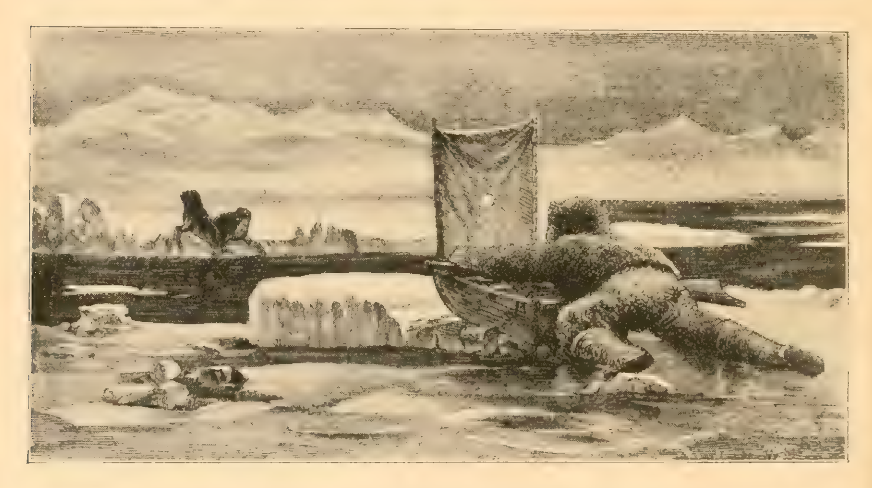


Abb. 6. Eisjagd mit kleinem Schlitten. Smithsund
(Nach Bessels)

welt stellt man mit Bogen und Pfeil, Wurfbrett und dreispitzigem Vogelspeer (Taf. III, Fig. 3, 4), in Alaska auch mit Schlingen und einer Art Bola mit knöchernen Endstücken nach.

Die Eisjagd auf Robben wird in dem ganzen Gebiet nach zwei Methoden betrieben. Im Winter übt man die „Maupok"-Jagd an Eislöchern, die sich der Seehund zum Luftschöpfen offenläßt; regungslos wartet der Jäger, auf einem dreieckigen Jagdstuhl sitzend, bis der Seehundskopf an dem Eisloch zum Vorschein kommt, oder er lockt ihn (in Alaska) durch leises Kratzen auf dem Eise mit einem Instrument, das einer krallenbewehrten Tierpfote gleicht, an. Im Frühjahr befolgt man die „Utok"-Methode, indem man den auf dem Eise sich sonnenden Seehund beschleicht und ihm den Rückweg nach dem Eisloch abschneidet; hierzu bedient sich der

Polareskimo eines kleinen Schlittens mit Segel, hinter dem gedeckt er gut zum Schuß kommen kann (Abb. 6). Die Hauptwaffe bei der Eisjagd ist die schwere *Stoßharpune* (Abb. 7), das Hauptbeförderungsmittel der von Hunden gezogene *Schlitten*; der letztere zeigt im Zentralgebiet und im Osten gedrungenere Formen (er hat hier hohe, mit Walroßelfenbein beschlagene Kufen) als in Alaska (hier mit niedrigen Kufen, erhöhtem Sitz und Seitenlehnen).

In den breiten, offenen Spalten des Wintereises hat es der Eskimo nach Steensby zuerst gelernt, den Seehund in seinem eigentlichen Elemente anzugreifen. Eine lange Zeit muß vergangen sein, ehe sich sein bisher nur bei der Land- und Eisjagd gebrauchtes Gerät so vervollkommnet hatte, daß er es wagen konnte, auch kühne Fahrten weit hinaus aufs offene Meer zu unternehmen. Die schwere Stoßharpune mußte erst zur leichteren *Wurfharpune*, deren ablösbare Spitze durch Riemen mit einem Schwimmer aus dem aufgeblasenen Fell einer jungen Robbe verbunden ist, oder zum *Blasenpfeil* (Taf. III, Fig. 2) umgebildet werden. Beide werden mit dem *Wurfbrett* geschleudert, das von Alaska bis Grönland verbreitet ist und gewöhnlich mittels eines Knochenzapfens oder einer Kerbe am hinteren Ende der Harpune angesetzt wird (Taf. III, Fig. 5—7), in Grönland dagegen bei einer Harpunenform (unâq) ein Loch zeigt, durch das ein im Schwerpunkt der Harpune befestigter Knochenstift greift, bei einer anderen (ernangnâq) einen Vorsprung, der in eine Knochenkerbe zwischen zwei als Steuer dienenden langen Knochenflügeln gelegt wird. Die Harpune dient eigentlich mehr zum Festhalten als zum Töten des Tieres; den Gnadenstoß erhält es mit der *Lanze*, die keine ablösbare Spitze hat. Beide sind die unentbehrlichen Begleiter des Jägers, sobald er den *Kayak*, das fellüberzogene Einmannsboot, bestiegen hat. Auch dies unübertrefflich seetüchtige und elegante Wasserfahrzeug hat sich erst nach und nach



a Der obere Teil mit der ablösbaren Spitze und dem in einem Kugelgelenk beweg. knöch. Zwischenstück

Abb. 7. Harpune der Smithsund-eskimo. (1/18 n. Gr.)

aus dem plumperen Flußkayak entwickelt, der seinerseits auf ein noch älteres, halbgedecktes Fellboot zurückgeht.

Der Kayak (Abb. 88, Fig. 1) besteht aus einem Gerippe U-förmig gebogener, durch Kiel- und Bordrandstangen und Verdeckquerleisten verbundener Spanten aus Treibholz mit einem strammsitzenden Überzuge aus zusammengenähten Seehundshäuten; es ist ganz gedeckt bis auf eine enge, runde Öffnung, die der auf dem Kayakboden sitzende Fahrer völlig ausfüllt und noch besonders dadurch vor dem Hereinlaufen des Wassers schützt, daß er bei stürmischem Wetter seinen Leder- oder Darmrock, der nur das Gesicht freiläßt, bei leichterem Wellengang einen bis zu den Achselhöhlen reichenden Lederring mittels eines Zugriemens fest um die Holzeinfassung des Einsteigschachtes schnallt. Da er in dem wasserdicht abgeschlossenen Innern des Bootes also nichts unterbringen kann, sind an der Außenwand Gurte zur Befestigung der Harpune und auf dem Verdeck vor dem Fahrer ein Teller zum Hinauflegen der Harpunenleine angebracht. Die Fortbewegung geschieht mit einem Doppelruder (bei den Westeskimo auch mit einblattigem). In Südalaska und auf den Aleuten hatte man neben dem einsitzigen Kayak (Baidarke) auch zwei- und dreisitzige (Baidare). — Der Umiak ist oben offen und besteht ebenfalls aus einem fellüberzogenen Holzgerippe. Er war, wie wir sahen, nur in Grönland zum bloßen Transportmittel und „Weiberboot" herabgesunken. Sein Gebrauch bei der Walfischjagd ist aber, wie der Umiak selbst und manche anderen bei der Hochseejagd gebrauchten Geräte (Doppelruder, Harpunenschwimmer), nach Steensby ein junges, nordostasiatisches Element der Eskimokultur.

Wiewohl sich der Eskimo vorwiegend von Tieren nährt, benutzt er doch jede Gelegenheit, pflanzliche Kost zu erlangen, die ihm die Natur freilich nur in geringen Mengen in Sauergräsern und Tangarten bietet. Darum ist auch der Mageninhalt des Renntieres, das von diesen Pflanzen lebt, ein gesuchter Leckerbissen. Weniger verständlich ist uns die Vorliebe für Fleischspeisen (Lachse, Seehundsköpfe), die in Fäulnis übergegangen sind. — Wenn die sommerliche Jagd mit dem unsteten Leben in den Fellzelten vorüber ist, werden die festen Winterhäuser wieder bezogen. Diese liegen meist an Küstenvorsprüngen und werden bei den Zentraleskimo, in Labrador und am Mackenzie in der zweiten Hälfte des Winters, wenn die Eisjagd beginnt, mit Schneehäusern vertauscht, die in kürzester Zeit zu errichten sind und daher dem nomadischen Leben auf dem Eise besser entsprechen.

Die Winterhäuser sind in Alaska rechteckig, aus Holzplanken, erdüberdeckt und haben einen versenkten Innenraum, der zur Abwehr der Kälte nur durch eine Gangtür unter der Erde zugänglich ist (Abb. 8, Fig. 1). Eine Schlafpritsche zieht sich an der Rückwand entlang. Auch in Grönland gibt es rechteckige Häuser, die mehreren Familien als Obdach dienen, Wände aus abwechselnden Schichten von Steinen und Grassoden und ein flaches Dach aus

Treibholz haben (Abb. 8, Fig. 3, 4). Im Zentralgebiet hat man, wohl erst innerhalb der letzten zweihundert Jahre, den älteren festen Winterbau (Qarmang) mit rundem Grundriß, Stein- oder Torfwänden und einem gewölbten, von Walfischrippen mit Fellüberzug gebildeten Dach, der mit Erde überdeckt

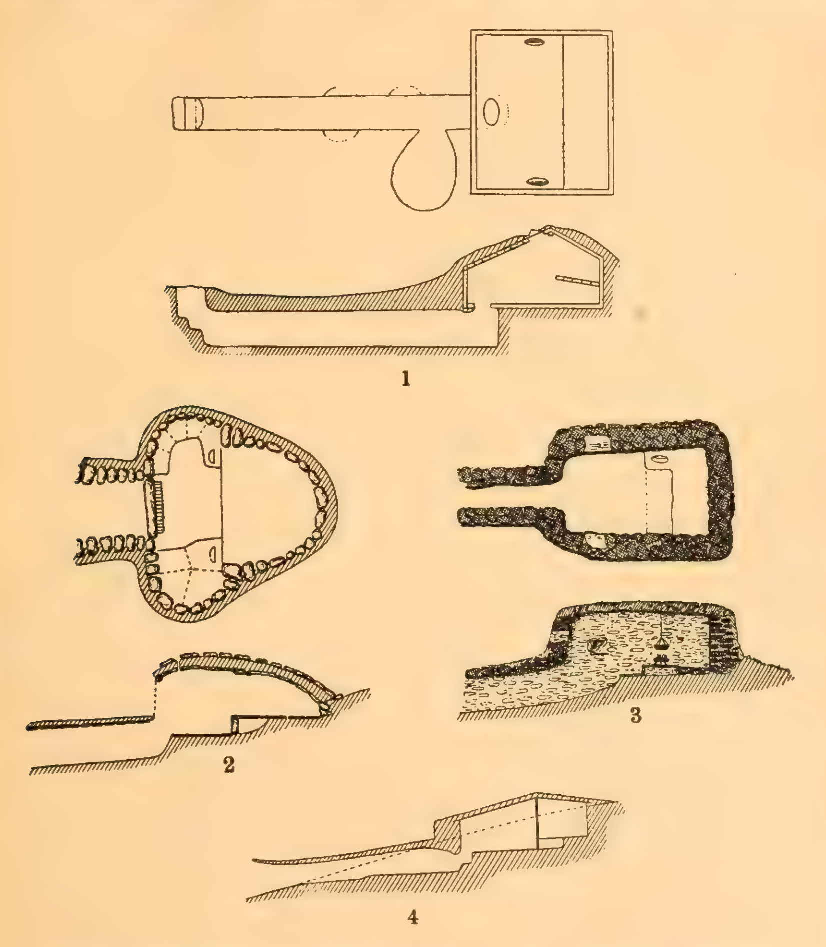


Abb. 8. Winterhäuser der Eskimo: 1 Point Barrow (Alaska), 2 Smithsund. 3 Scoresbysund (Ostgrönland), 4 Angmagsalik (Ostgrönland)
(Nach Steensby)

und außerdem noch in den Abhang eines Hügels hineingebaut wurde, meist ganz zuliebe des Schneehauses aufgegeben. Die Polareskimo gebrauchen dagegen das Steinhaus noch neben dem Schneehaus, doch sind sie gezwungen, es aus Mangel an Walfischknochen ganz aus Erde und Torf herzustellen (Abb. 8, Fig. 2). Das Schneehaus (Iglu) ist eine der bedeutungsvollsten technischen Leistungen der Eskimo, die sich ebenbürtig neben ihre Konstruktion der

Harpune (mit Kugelgelenken), der Pfeilspitzen (mit Schraubenwindungen), des Kayaks usw. stellt. Es ist nämlich ein echter Gewölbebau: die mit einem Knochenmesser (Taf. III, Fig. 14) aus dem Schnee herausgeschnittenen „Quadern" bilden in spiralig aufsteigenden, immer enger werdenden Kreisen die Kuppel, die eine Deckquader oben abschließt. Innen wird sie (auf Baffinland) mit Fellen überkleidet; ein Vorbau hält die Kälte ab, eine vertiefte Gangtür führt ins Innere, und der Schlafbank gegenüber ist ein Fenster in der Kuppelwand durch eine Eisplatte verschlossen. Das Zelt ist nur in Alaska gewöhnlich kegelförmig wie bei den Prärieindianern; sonst besteht es aus einem rechteckigen Vorderteil mit schräg angelehnten Stangen, die einen halbkreisförmigen hinteren Abschluß bilden. Steensby hält nur die Rundbauten (Qarmang und Iglu) für echt eskimoisch, und zwar für Nachbildungen des Zeltes in festerem Material; er führt alle übrigen, viereckigen Hausformen, ebenso wie die Pfahlbauten auf der Diomedes-Insel, auf späte, nordostasiatische Kultureinflüsse zurück. — Vor der Schlafpritsche, die auch im Qarmang und Iglu nur an einer Seite vorhanden ist, stehen die den Herd vertretenden, aus Speckstein geschnitzten Lampen (Taf. III, Fig. 17); der Docht aus trockenem Moos wird mit Tran gespeist. Über ihnen hängen Kessel und Gefäße aus Speckstein (Taf. III, Fig. 18), Fischbein (mit Holzboden) oder Kupfer (im Zentralgebiet). Der Feuerbohrer hat bei den Eskimo wesentliche Verbesserungen erfahren; der Bohrstab wird nicht quirlartig mit den Händen, sondern mittels eines herumgelegten Strickes oder Knochenbügels, der die beiden Enden des Strickes verknüpft, bewegt. Daneben kommt auch ein Schlagfeuerzeug aus Feuerstein und Schwefelkies vor.



Abb. 9. Mann in Wintertracht: Jacke aus Renntier-, Hosen aus Eisbär- und Stiefeln aus Moschusochsenfell. Smithsund
(Nach einer Modellfigur im Berliner Museum für Völkerkunde)

Das arbeitsreiche Winterleben ist vor allem der Verarbeitung der Felle zu Kleidungsstücken, Boot- und Zeltdecken gewidmet.

Mit dem Weibermesser (Ulu) oder besonderen Schabern mit steinerner Klinge werden die Haare abgekratzt; die Felle werden sorgfältig gewalkt und in Urin eingeweicht, ja selbst mit den Zähnen gekaut, bis sie vollkommen geschmeidig und weich geworden sind. Mit Knochennadeln, die man in hübsch verzierten Futteralen aufbewahrt, werden dann die Anzüge genäht. Die Eskimo gehören zu den am vollständigsten bekleideten Naturvölkern; sie haben Unter- und Oberkleider, die bei beiden Geschlechtern aus einem Ärmelwams mit daransitzender Kapuze, einer Art Badehose (Frauen) oder längerer Hose (Männer), je nachdem höher oder weniger hoch hinaufreichenden Stiefeln und Fausthandschuhen bestehen und aus Renntier- und Robben-, Eisbär- und Moschusochsenfell hergestellt sind (Abb. 9). Im Hausinnern geht man fast nackt; im Sommer wird die innere Kleiderschicht fortgelassen. Es gibt auch Regenmäntel aus Fischhäuten und Robbendärmen; den neugeborenen Kindern zieht man Hemdchen aus Vogelbälgen an. Natürlich hat jedes Gebiet seine Trachtbesonderheiten.

Hierher gehört die hübsche Verbrämung mit Pelzwerk in Alaska und bei den Zentraleskimo; die Grönländerinnen wissen an den Nähten eine zierliche Mosaik aus gefärbten Lederstückchen anzubringen. Unförmig ist die Tracht der Frauen bei einigen Zentralstämmen, deren Wämser gewaltige Kapuzen und einen langen Frackschoß aufweisen, während ihre Beinfutterale sich über der Kniekehle stark nach hinten ausbauschen. In Südalaska sind Haupttrachtstücke die Parka, der lange Pelzrock, und die Kamleika, das Kayakhemd aus Seehundsdärmen; die Kapuzen fallen hier gewöhnlich fort, und an ihre Stelle tritt die geflochtene nordwestamerikanische Kopfbedeckung oder (auf den Aleuten) ein spitzer Hut, der durch aufgemalte Muster, Glasperlen, Federn und Bartborsten von Seelöwen verziert ist und zu den hölzernen Augenschirmen Alaskas (Taf. III, Fig. 12) überleitet. Augenschirme anderer Form tragen die Ostgrönländer (Taf. III, Fig. 13), alle übrigen Eskimo dagegen Brillen aus Holz oder Knochen mit schmalen Augenschlitzen zum Schutz gegen die Schneeblindheit.

Obwohl der Körper größtenteils durch die Kleidung verdeckt wird, läßt man ihn doch nicht unverziert; Unterlippenpflock, Backenknöpfe und Ohrgehänge finden sich besonders in Alaska, Tatauierung hier und im Zentralgebiet (bei den Frauen, vgl. Abb. 5, 10). Das Haar nehmen die Grönländerinnen zu einem bänderumwickelten Schopf hoch, während es bei den Eivillikfrauen (Zentralgebiet) gescheitelt ist und in zwei steifen Zöpfen herabfällt, bei den Labradorfrauen in zwei Flechten mit dicken Quasten aus Glasperlen um die Ohren gelegt wird.

Wie in seiner materiellen Kultur, so hat sich der Eskimo auch

in seinen sozialen Verhältnissen der Natur seines Gebietes vollkommen angepaßt. Von einem straffen Sippenwesen, von Häuptlingstum und Stammesfehde konnte in diesen Gegenden nicht die Rede sein; die Bewohner einer Hütte oder eines Winterlagers waren die gesellschaftliche Einheit, die auch Jagd- und Fischzüge gemeinsam unternahm, und innerhalb welcher ein streng durchgeführter Kommunismus, der dem einzelnen fast kein persönliches Eigentum überließ, die Lebensführung regelte. Blutsbrüderschaft und Frauentausch konnten die Bande zwischen einzelnen noch enger knüpfen. Spuren von Mutterrecht sind in der wichtigen Stellung des Mutterbruders bei den Aleuten und in dem Übersiedeln des Mannes in die Familie der Frau bei manchen Eskimostämmen zu erblicken. Sonst herrscht überall Vaterrecht. Große Sippenhäuser gab es nur auf den Aleuten.

Streitigkeiten werden im allgemeinen friedlich beigelegt. Bekannt sind die „Singkämpfe" der Grönländer, bei denen sich die Gegner in Liedern vor ihren Stammesgenossen verspotten. Doch wird die Blutrache geübt, wenn sie auch meist durch ein Wergeld abgelöst wurde. Am kriegerischsten waren die Eskimostämme Südalaskas, die unter dem Einfluß der Nordwestkultur auch eine feste Stammesorganisation mit Häuptlingstum und Sklaverei besaßen. Sie schützten sich bei ihren Fehden mit mächtigen Schilden, während auf den Inseln der Beringstraße unter nordasiatischem Einfluß Panzer aus Walroßzahnplatten, die mittels Schnüren in einzelnen Reihen übereinander befestigt waren, getragen wurden. Bei dem friedlichen Verkehr von Stamm zu Stamm, auch mit den Indianerstämmen des Innern, den man in erster Linie zu Handelszwecken (Hauptartikel: Treibholz und Speckstein) pflegte, wurde ausgedehnte Gastfreundschaft geübt; doch ist ein Rest der alten Abneigung gegen den Fremden, den Eindringling in das Jagdgebiet, noch in den eigentümlichen „Grußduellen" zu erblicken, bei denen sich die Begrüßenden einen richtigen Zweikampf mit Ohrfeigen lieferten. Sonst ist der Nasengruß eine weitverbreitete Sitte.

Ein Ausdruck der kommunistischen Lebensweise ist auch das Männerhaus oder Kaschim der Alaska-Eskimo, in dem sich zur Winterszeit das ganze Leben abspielt; ihm entsprechen bei den Zentraleskimo größere Schneehäuser. Hier finden auch die Feste statt. Auch der Schamane (Angekok) zeigt hier seine Künste und Fertigkeiten, die hier wie überall in Hineinversetzen in eksta-

tische Zustände, Krankenheilung, Wetterzauber, magischer Beeinflussung von Tieren u. dgl. bestehen. Seine Hauptgeräte sind Masken (Abb. 10), deren Attribute nicht selten die Zauberkraft des Schamanen versinnbildlichen, und Trommeln aus einem mit Haut überspannten Reifen; sein übernatürlicher Helfer ist der Tôrnarsuk, ein Meerdämon, der als mächtigster der „tôrnak" gilt. Jedes Wesen, jeder Gegenstand besitzt nämlich nach dem Glauben der Eskimo einen Schatten oder ein spirituelles Abbild (inua, tôrnak); die grotesken Holzmasken der Alaska-Eskimo sollen z. B. diese schattenhaften Doppelgänger darstellen. Die Seelen (nach dem Glauben einiger Stämme hat jeder Mensch zwei oder drei) kommen nach dem Tode in ein Totenreich, das teils unterirdisch gedacht wird (Adlivum) und dann zugleich Aufenthaltsort der bösen Geister ist, teils oberirdisch (Qudlivum) nach Art der „glücklichen Jagdgründe" der Indianer, in diesem Falle aber nur ausgezeichneten Jägern oder im Kindbett gestorbenen Frauen vorbehalten bleibt. Zu beiden ist der Zugang schwer; die Seelen müssen ein dünnes Seil, eine spiegelglatte Eisbrücke oder dergleichen überschreiten. Die Leichen werden entweder in Renntierfelle gehüllt unter einem Steinhaufen (Osteskimo) oder oberirdisch auf Plattformen oder in Kisten, die auf Pfählen ruhen, bestattet (Alaska). Die Aleuten übten regelrechte Mumifizierung; die Leichen wurden in Hockerstellung, mit Holzmasken vor dem Gesicht, in Pakete eingeschnürt und in Höhlen beigesetzt.

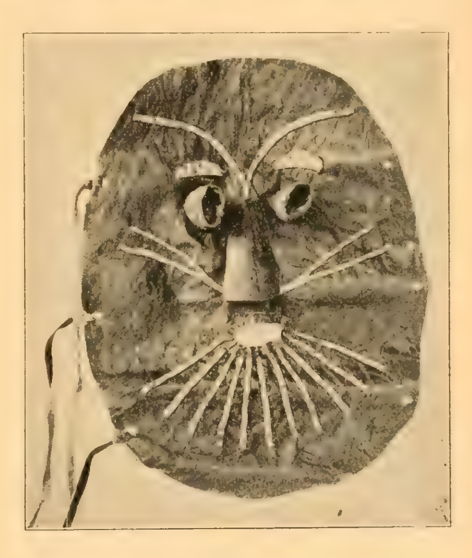


Abb. 10. Gesichtsmaske aus schwarzem Leder mit aufgenähten gelben Lederstreifen, die die Tatauierung des Frauengesichts wiedergeben. Vom Angekok bei Krankenheilungen getragen. Cumberlandgolf, Baffinland
(Berliner Museum für Völkerkunde)

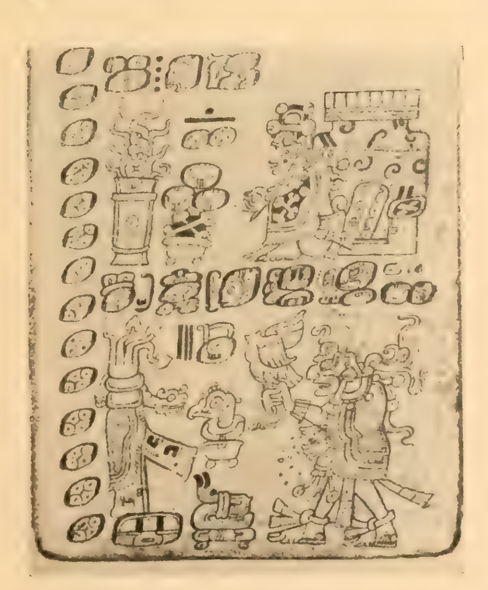
Die ihn umgebende Natur hat der Eskimo mit einem reichen Schatz von Mythen ausgestattet; für alles, was in sein Leben eingreift, schafft er sich in ihnen eine Erklärung.



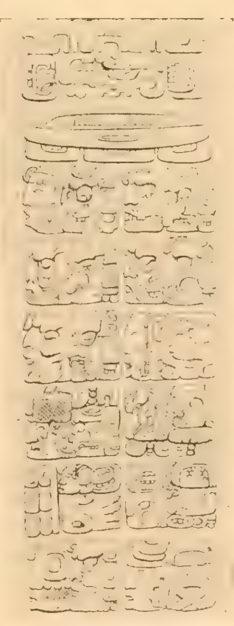
Abb. 11. Amerikanische Bilderschrift I. 1 Knochenpfeife der Alaska-Eskimo mit Ritzzeichnungen (1/3 n. Gr.), 2 Wampumgürtel der Ottawa (1/13 n. Gr.), 3 Birkenrinde mit Ritzzeichnungen der Odschibwä, 4 Stück eines bemalten Fellmantels der Dakota (1 nach Hoffmann, 2—4 Originale im Berliner Völkerkundemuseum)



1 Blatt aus dem Codex Borbonicus, einer aztekischen Bilderhandschrift. In der Mitte die Götter Quetzalcouatl und Tezcatlipoca, ringsum 26 Jahresdaten mit zugehörigen Gottheiten. Die Reihe beginnt links unten und besteht aus den Zeichen „Feuerstein", „Haus", „Kaninchen" und „Rohr", kombiniert mit den Ziffern 1—13



2 Blatt aus dem Codex Dresdensis, einer Maya-Bilderhandschrift. Die Hieroglyphen sind teils Daten, teils erläutern sie den Vorgang, nämlich die Zeremonien, die in den fünf letzten Tagen eines Jahres vorgenommen wurden (unten Wachtelopfer)



3 Datenkolumne einer Quiriguá-Stele (= 60. Tag des Jahrs 3876 der Maya-Ära)

Abb. 12. Amerikanische Bilderschrift II

Am weitesten verbreitet ist bei den Osteskimo der Mythus von einer Göttin, die auf Baffinland Sedna oder Nuliayoq, bei den Grönländern Arnakwagsaq heißt und Herrin über alle Seetiere ist, die dem Eskimo Nahrung und Felle liefern. Der Mythus erzählt (auf Baffinland), daß diese Tiere aus den Fingergliedern der Göttin entstanden, die ihr Vater ihr abschnitt, als er im Umiak auf hoher See vom Sturm überfallen wurde und sich seiner Tochter, die sich verzweifelt an den Rand des Bootes klammerte, entledigen wollte. Sie wohnt, so erzählen die Grönländer, auf dem Grunde des Meeres und sendet die Tiere aus einem Gefäß, in das der Tran ihrer Lampe abtropft, den Menschen zur Nahrung hinauf. Nur wenn sie einmal arg von Ungeziefer geplagt ist, hält sie die Tiere zurück, und der Angekok des Stammes muß dann die gefährliche Fahrt wagen, um die Göttin zu kämmen und den Menschen dadurch wieder geneigt zu machen. — Allen Eskimo gemeinsam ist nach Boas die Vorstellung von einem Geschwisterpaar Sonne und Mond, von der Entstehung des Donners durch Reiben von Fellen, von der Abstammung der Menschen von Hunden und von der Erschaffung der Fische aus Holzspänen.

Auch sonst läßt das geistige Leben der Eskimo auf einen lebhaften, phantasiebegabten Geist schließen. Auf die Kunst der Alaskastämme und Ostgrönländer wurde bereits hingewiesen. Die von einem starken zeichnerischen Können zeugenden Darstellungen auf Pfeifen, Pfeilstreckern und Bohrerbügeln der Yukonstämme (Abb. 11, Fig. 1) sind eine Art Bilderschrift, die fortlaufend Ereignisse aus dem Leben des Besitzers wiedergibt. Bei den Zentralstämmen entdeckten die englischen Polarfahrer sogar ein merkwürdiges Talent zum Kartenzeichnen, das ihnen nicht selten gute Dienste bei der Entschleierung der arktischen Inselwelt geleistet hat. Am erstaunlichsten ist wohl die von Hall veröffentlichte Karte eines Eivillik-Eskimo, die beweist, daß ihrem Urheber die durch nahezu vierzehn Breitengrade sich hinziehende Küstenstrecke vom Fort Churchill bis zum Lancaster-Sund wohlbekannt war. Schließlich sei noch auf die Spiele hingewiesen, unter denen das Fangspiel, bei dem es darauf ankommt, eine Elfenbeinfigur mit vielen Löchern mittels eines Stöckchens aufzufangen, am weitesten verbreitet ist.

b) Die kanadischen Jäger

Zu den kanadischen Jägern sind die Hauptmasse der Athapasken (Dene) und von den Algonkin die Kri südlich von der Hudsonbai sowie die Montagnais und Nenenot (Naskapi) in Labrador zu rechnen.

Die Athapasken zerfallen in drei Gruppen: Im Innern Alaskas, längs des Yukon, wohnen die Kutschinstämme (auch am unteren Mackenzie, wo sie Loucheux „Schieler“ heißen); zum Meere vorgedrungen sind im südlichen Alaska nur die Ahtena (am Copper River) und Knaiakhotana oder Kenai (am Cook Inlet). Im Hinterlande der Nordwestküste sitzen die teilweise stark von den Nordweststämmen beeinflußten Nahane, Sekani, Takulli (Carriers) und Tsilkotin. Die reinste Form des Athapaskentums stellen die Stämme des Mackenziebeckens und der kanadischen Seenplatte dar. Es sind (von N. nach S.) die Gelbmesser, Hundsrippen-, Hasen- und Biberindianer, die Tschipewayan und Sarsi.

Alle diese Stämme sind nicht seßhaft und streifen bandenweise, ohne straffere Stammesverfassung, durch die weiten Wälder und Tundren ihrer Heimat. Sie gewinnen ihre Nahrung durch Jagd und Fischfang, daneben auch in geringem Maße durch Sammeln von Pflanzen. Die Jagd spielt die Hauptrolle, beschränkt sich auf die Erlegung weniger, wirtschaftlich besonders wichtiger Tierarten und ist durch intensive Ausbildung der einzelnen Methoden gekennzeichnet. Hierin sind die kanadischen Stämme den Eskimo, die ja einst aus ihrer Mitte hervorgegangen sind (vgl. S. 67), ebenbürtig; da sie aber Binnenlandjäger sind, bedurften sie nur weniger, verhältnismäßig einfacher Waffen und Geräte — in erster Linie des Bogens (Taf. II, Fig. 11) —, im Gegensatz zu den Eskimo, die erst der Übergang von der Binnen- zur Küsten- und Hochseejagd zu jener oben geschilderten vollendeten Ausbildung des gesamten Jagdapparats gedrängt hat.

Gejagt werden vor allem Renntiere und Moschusochsen (im Norden), Elche und Büffel (im Süden), daneben Hirsche, Hasen und Biber. Der Winter steht ganz im Zeichen der Schneeschuhjagd auf Renn und Elch, die dann in den lockeren, tiefen Schnee einsinken und eine leichte Beute der Jäger werden. Im Frühjahr und Herbst, wenn diese Tiere ihre Nord- bzw. Südwanderung antreten, jagt man sie beim Überschwimmen der Flüsse vom Kanu aus mit dem Speer oder einem stählernen (ursprünglich kupfernen) Dolch (Taf. II, Fig. 24); oft wird auch die Herde eingekreist und zwischen lange, zusammenlaufende Zäune getrieben, die entweder ins Wasser oder auf Schlingen oder spitze, den Tieren entgegenstarrende Pfähle zuführen. Im Süden spielte ehemals die Büffeljagd in dieser Jahreszeit die Hauptrolle. Während der Frühjahrs- und Herbstjagd der Männer stellen Frauen und Kinder den Fischen mit Netzen nach. Im Sommer wird der Fischfang die Hauptbeschäftigung der Männer, die ihn aber seltener mit Netzen als mit Speeren vom Kanu aus betreiben, mit Vorliebe unterhalb der Fälle und Stromschnellen, an denen die Flüsse Kanadas so reich sind.

Die West- und Nordstämme betreiben den Lachsfang mittels Reusensystemen oder Zaunwehren, mit denen sie die Flüsse absperren.

Die Kultur der kanadischen Stämme ist eng mit dem Walde verknüpft. Da sie die Tranfeuerung der Eskimo nicht kennen, müssen sie bei Einbruch des Winters aus der Tundra in den Bereich des Waldes zurückkehren, um Holz zur Feuerung zu erlangen. Feste Winterhäuser sind, weil die Schneeschuhjagd auch in dieser Jahreszeit ein Nomadisieren verlangt, selten üblich, und auch da, wo sie vorkommen, unterscheiden sie sich nur wenig von den Wetter-

schirmen, die die sommerlichen Behausungen der meisten athapaskischen Stämme bilden.

Sie bestehen in ihrer einfachsten Form aus zwei Stangen, die an einen Baumstamm gelehnt und mit Rindenstücken bedeckt werden, wie bei den Nahane. Die Loucheux besitzen halbkreisförmige, mit Zweigen bekleidete Wetterschirme, die oft paarweise einander gegenüberstehen, und auch das kuppelförmige Fellzelt ihrer Verwandten, der Kutschin, verrät noch in seiner Form die Entstehung aus einem doppelten Wetterschirm. Einen Schritt weiter gehen die Carrier, indem sie als Winterwohnung eine giebeldachförmige Hütte mit halbkreisförmigem Abschluß an einem Ende bauen. Im übrigen haben die Athapasken vielfach die Hausformen ihrer Nachbarn entlehnt: im Nordwesten das rechteckige, versenkte Erdhaus der Eskimo, im Südwesten das runde Grubenhaus der Binnenselisch, im Westen das nordwestamerikanische rechteckige Giebeldachhaus und im Osten das kegelförmige Stangenzelt der Prärievölker. Das letztere ist bei den Kri, Montagnais und Nenenot allgemein und wird mit Renntier- oder Elchfellen oder mit Birkenrinde bedeckt.

Als Verkehrsmittel dient im Sommer ein Kanu aus Birken- und weiter im Norden Tannen- oder Kiefernrinde, bei den Nenenot und Kri von ganz besonders eleganter Form (s. u.); im Winter der kanadische Schlitten (Toboggan) — ein einfaches, vorn hochgebogenes und durch Stricke in dieser Lage gehaltenes Bretterpaar — und der Rahmenschneeschuh, den die Westeskimo von ihnen entlehnt haben (bei den Nenenot auch ein Bretterschneeschuh). Der Hund ist überall das Pack- und Zugtier. Beim Schwimmen halten die Nenenot in jeder Hand ein kleines Brett, mit dem sie die Ruderbewegungen der Arme unterstützen. Die Kleidung wird aus Hirsch- und Elch-, Renntier- und Hasenfellen hergestellt (nach den letzteren hieß ein Stamm die „Hasen“) und besteht bei den Athapasken aus einem langen Ärmelwams, das vorn und hinten in eine Spitze ausläuft (die Tschipewayan haben daher ihren Namen), und Hosen, die mit den Mokassins ein Stück bilden; beide sind hübsch mit Pelzbesatz und Stachelschweinborsten verziert (Abb. 13). Der Körperschmuck ist verhältnismäßig schwach entwickelt.

Ganz merkwürdig sind die vorn offenen, wildledernen „Gehröcke“ der Nenenot-Männer, die wohl die europäische Kleidung des achtzehnten Jahrhunderts im Schnitt und in der reichen ornamentalen Bemalung, die die Stickerei ersetzen soll, nachahmen. Ihre Leggings, Mokassins und Stirnbänder sind dagegen Elemente der Algonkinkultur des Lorenzseengebietes, aus deren Bereiche die Nenenot erst spät nach Norden gewandert sind. — Tatauierung übten die Kri. Ein den Athapasken eigentümlicher Schmuck sind Dentaliumgehäuse, die paarweise in der durchbohrten Nasen-

scheidewand getragen werden (Carrier, Kutschin). Die Kutschin sind durch ihren überaus reichen Glasperlenschmuck berühmt; sie färben ihr Haar mit Ocker und verfilzen es am Hinterkopf mit Fett und Schwanenfedern zu einem dicken Schopf, neben dem noch über jeder Schläfe Haarknoten angebracht werden (Abb. 13). Die Carrier-Häuptlinge tragen einen Festschmuck aus



Abb. 13. Kutschin-Männer in ihrer alten Tracht
(Nach Richardson)

Frauenhaar, der vom Kopf nach hinten und nach beiden Seiten herabfällt und zu dem noch seitlich abstehende Wedel aus den Barthaaren des Seelöwen treten. Eine derartige Haarverlängerung ist auch bei den Präriestämmen nicht selten.

Das Material zu Gefäßen und Kanus, Schneeschuhen und Toboggans, Bögen und Pfeilen liefert überall in erster Linie die Birke mit ihrem zähen Holz und ihrer geschmeidigen Rinde.

Wasserdichte, hübsch mit Haaren und Stachelschweinborsten verzierte Körbe, in denen mit heißen Steinen gekocht wird, verfertigen die Kutschin, und im Westen versteht man selbst hübsche Gewebe aus Kaninchenfellstreifen auf einem sehr einfachen Rahmen herzustellen. Doch sind das Ausnahmen, denn Fell und Birkenrinde beherrschen fast das ganze Gebiet. Aus dem Kupfer, das am Kupferminenfluß ansteht, stellten die Gelbmesser in älterer Zeit Messer und Äxte her (daher ihr Name), die sie weithin verhandelten. Ein echtes Handelsvolk sind auch die Kutschin um Fort Yukon, die Weiße und Eskimo mit Fellen versorgen und als Wertmesser sieben Fuß lange Perlenstränge (Nakieik) gebrauchen.



Abb. 14. Kindertrage aus Birkenrinde (1/6 n. Gr.). Ingalik (Berliner Museum für Völkerkunde)

Über soziale und religiöse Verhältnisse sind wir nur dürftig unterrichtet. Augenscheinlich haben wir noch mit recht primitiven Zuständen zu rechnen. Ursprünglich scheinen überall lose exogame Verbände mit Vaterrecht geherrscht zu haben, die nur bei den westlichen Stämmen unter dem Einfluß der Nordwestkultur einem mutterrechtlichen Zweiklassensystem mit fester Clanorganisation gewichen sind. Bei den Kutschin und Loucheux zerfällt der Stamm in drei exogame Lokalgruppen mit Mutterrecht; auf Totemismus läßt die Stammessage der Hundsrippenindianer schließen, die von einem Hunde abstammen wollen und ihre Hunde mit großer Liebe behandeln, und dasselbe gilt von den mannigfachen Jagd- und Speiseverboten, durch die Elch, Renntier und Biber bei anderen Stämmen des Ostens geschützt sind. Wo die Anfänge eines Ständewesens, starkes Häuptlingstum und Sklaverei vorkommen, wie bei den Carrier und Kutschin, können wieder nur nordwestamerikanische Einflüsse wirksam gewesen sein. Die Ehe steht überall auf der Stufe des Frauenraubes und des Zweikampfes um den Besitz der Frau; bei den Loucheux wechselte die Frau bei diesen öffentlichen, meist unblutigen Kämpfen nicht selten mehrmals ihren Besitzer, bis sie dem stärksten verblieb. Es herrscht meist Vielweiberei;

Erläuterungen zu

Tafel II

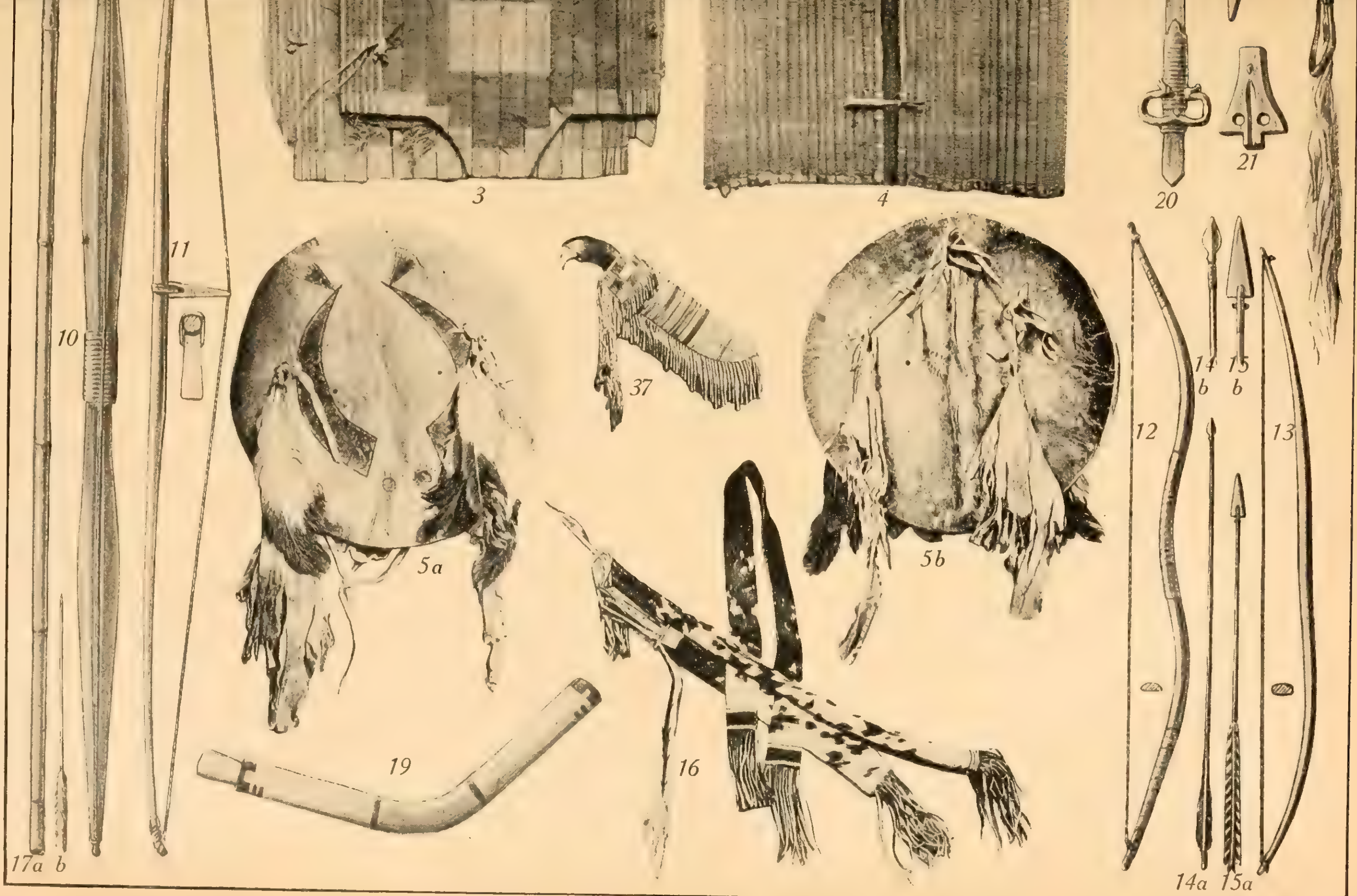
Waffen der Nordamerikaner

1 und 3 Tlingit; 2 Ahtena (von den Tlingit entlehnt): 4, 6 und 7 Schasta; 5 Crow; 8 Küstenselisch; 9 Yaki; 10, 23, 25 und 26 Nutka; 11 und 24 Kaiyukhotana (Ingalik); 12, 16 und 33 Apatsche; 13 Dakota; 14, 29—32, 34—36 Prärieindianer (ohne Stammesangabe); 15 Omaha; 17 Tschokta; 18 Cora und Huitschol; 19 Hopi; 20 Cliffdweller des Mancos Cañons (Colorado); 21 Tschumaschen; 22 Haida; 27 Tsimschian; 28 Mohave; 37 Blackfeet. – Die in einem Grabe gefundene Speerschleuder Fig. 20 birgt unter der dicken Yuccaschnurumwicklung des Griffes eine Pfeilspitze aus Chalcedon, den Zahn eines Berglöwen, ein merkwürdig gestaltetes Stück Hämatit und vier Türkisperlen. Diese Gegenstände dienten offenbar als Jagdzauber, wie die S. 152 erwähnten Tierfigürchen der Zuñi. 10 : 1/7; 26 : 1/9; 6, 20, 22—25, 27, 28, 33, 35 : 1/10; 17, 31, 37 : 1/11; 7—9, 11, 19 : 1/12; 5, 12, 14, 15 : 1/13; 13, 29, 34 : 1/14; 16 : 1/20 n. Gr.

(3 und 4 nach Hough, 20 nach Mason, 21 nach Dalton, 30, 32 und 36 nach Schoolcraft, die übrigen nach Originalen im Berliner Museum für Völkerkunde)



8 b
7 b
9
8 a
7 a
6
22
23
26
27
1
36
28
31
34
32
18
24
25
2
29
35
30
7 c
8 c
33



Tafel 11

Waffen der Nordamerikaner



die Kinder werden bei vielen Stämmen in eigenartigen Birkenrindenbehältern auf dem Rücken getragen, in denen sie nicht liegen, sondern wie auf einem Sattel reiten (Abb. 14). Sitte und Brauch zeigen manchen eigentümlichen, primitiven Zug.

Bei der Geburt des Kindes muß der Vater bei den Hundsrippenindianern seinen Namen aufgeben und darf sich fortan nur „Vater des N. N." nennen. Beschneidung war anscheinend allgemein bei den östlichen Athapasken. Die Absonderung der Mädchen bei der ersten Menstruation wird streng durchgeführt; sie tragen eine besondere Leder- oder Perlenkappe mit Fransen, die ihr Gesicht bedecken, und gebrauchen Trinkröhren und Kopfkratzer, damit nichts mit ihnen in Berührung komme (Carrier). Von allen Bestattungsformen ist die Sitte der Sekani, die ihre Toten in aufrechter Stellung in hohlen Bäumen bergen, die primitivste; daneben findet sich Bestattung auf Plattformen oder Bäumen. Diese Behandlung wird aber nur hervorragenden Mitgliedern des Stammes zuteil; die Leichname der übrigen werden, nur mit Rindenstücken überdeckt, zu ebener Erde bestattet. Die Carrier verbrennen ihre Toten, und eine Witwe muß bei ihnen die Asche ihres Gatten drei Jahre lang in einem Korb mit sich herumtragen, ehe sie sich wieder verheiraten darf. Von dieser Sitte rührt ihr englischer Name („Träger") her. Die Frauen der Biberindianer schnitten sich zum Zeichen der Trauer einzelne Fingerglieder ab, so daß alte Frauen nicht selten nur noch einen Finger besaßen.

Weitgehender Glaube an die Wirksamkeit von Amuletten tritt unter den religiösen Anschauungen der Athapasken am stärksten hervor. Ihre Mythologie zeigt Anklänge an die ihrer Algonkin-Nachbarn. Der Medizinmann spielt dieselbe Rolle wie im Süden und arbeitet mit denselben Mittelchen; im übrigen ist durch die Tätigkeit französischer Missionare (Petitot u. a.) heute überall das Christentum verbreitet.

c) Die Völker des Ostens und Südostens

Wir haben es hier mit dem Gebiete zwischen der Golfküste, den großen Seen und dem Mississippi zu tun, einer ethnographischen Provinz, in der wir, abgesehen von dem westlichen Seengebiete, wo noch heute die algonkinischen Odschibwä und Menomini und der Siouxstamm der Winnebägo sitzen, ganz auf das Studium älterer Werke angewiesen sind, denn ihre alten Bewohner, die Indianer, sucht man heute dort vergebens. Am zähesten haben sich noch die Irokesen in ihren alten Wohnsitzen im Staate New York erhalten, wo heute noch etwa fünftausend in Reservationen leben. Aber die Kette der Algonkinstämme, die sich einst an der Küste in ununterbrochener Folge von Neuschottland bis Nordcarolina hinabzog

(Mikmak, Abnaki, Penobskot, Massachusett, Wampanoag, Narraganset, Mahikan oder Mohikaner, Leni Lenápe oder Delawaren, Nantikok, Pamunke und Pamliko), ist so gut wie ganz verschwunden, ebenso wie die zusammenhängende Masse ihrer Brüder südlich von den großen Seen, die Sak, Fox, Kickapu, Potawatomi, Illinois, Miami, Schawano (Shawnee). Auch von den Maskoki-Stämmen, die zur Zeit, als Narvaez (1528) und de Soto (1540) ihr Gebiet durchzogen, den ganzen Südosten von der Golfküste bis zum Ohio und Cumberland erfüllten (Creek, Tschokta, Tschikasa und Seminolen), ist in ihrem alten Gebiet bis auf einen Rest Seminolen in Florida und Tschokta in Louisiana nichts übrig geblieben. Sie bilden jetzt mit den irokesischen Tscheroki die fünf autonomen Völker des Staates Oklahoma, des alten „Indianerterritoriums“ westlich vom Mississippi, in dem auch die Reste anderer östlicher Stämme ihre Zuflucht gefunden haben.

Die Geschichte der Algonkin ist reich an bedeutenden Führern, die es verstanden, ihre Stammesgenossen allen inneren Hader vergessen zu machen und für ihre Idee des Zusammenhaltens aller Indianer im Kampfe gegen den gemeinsamen weißen Feind zu begeistern. Daß sie dabei unterlagen, war nicht ihre Schuld. Schon 1675 begannen die Neuenglandstämme unter der Leitung des Wampanoag-Häuptlings Metakomet („King Philipp“) einen blutigen Krieg gegen die Puritaner, der nach anfänglichen Erfolgen mit ihrer Ausrottung endete. 1682 traten die Delawaren unter ihrem Häuptling Tamenend (Tammany) in dem Vertrage von Shackamaxon das heutige Pennsylvanien an die Quäker (William Penn) ab; als sie dann 1720 von den mit den Engländern verbündeten Irokesen zur Waffenniederlegung überredet und bald darauf von den Engländern zur Auswanderung gezwungen wurden, war das letzte Bollwerk gefallen, das die Algonkin noch an der Küste behaupteten. In der Folgezeit wichen sie immer weiter nach Westen zurück, zunächst ins Ohiotal, wo sich ein ziemlich lose gefügter Völkerbund von Algonkinstämmen und Huronen, der seine Spitze gegen Irokesen und Engländer richtete, bildete. 1763 versuchte der Ottawa-Häuptling Pontiak an der Spitze zahlreicher, nördlich vom Ohio sitzender Stämme durch einen gleichzeitigen Angriff auf alle englischen Siedlungen im Gebiet der großen Seen dem Vordringen der Weißen einen Damm entgegenzusetzen, scheiterte aber vor den festen Wällen der Forts Detroit und Pitt. Der letzte Indianeraufstand großen Stils unter der Führung des politisch hervorragend befähigten, redegewaltigen Schawano-Häuptlings Tecumseh und seines Bruders Tenskwatawa, des „Propheten“, der bezweckte, die immer stärker nach dem Westen flutende Europäermasse aufzuhalten, erlitt in der Schlacht von Tippecanoe (1811) einen blutigen Abschluß, und die Reste der Algonkinstämme wurden über den Mississippi hinausgedrängt. Nicht anders erging es den südlichen Stämmen, den Tscheroki und Maskoki. Die ersteren waren, schon seit längerer Zeit zum Christentum bekehrt, 1820 zur

endgültigen Annahme der europäischen Zivilisation übergegangen, indem sie sich ein Regierungssystem nach dem Vorbilde der Union schufen. Als man aber in ihren blühenden, reich bebauten Distrikten in den südlichen Alleghanies Gold fand, wurden sie erbarmungslos zum Auswandern gezwungen und siedelten sich nach einer Wanderung voll schrecklicher Entbehrungen (1838—39) im Indianerterritorium an. Die Golfstaaten hat man auch noch vor 1840 von ihren Bewohnern „gesäubert", allerdings nicht ohne erheblichen Widerstand; berühmt ist vor allem General Jacksons Unterwerfung der Creek und der Heldenkampf der Seminolen unter ihrem Häuptling Osceóla (1835—42).



Abb. 15. Einernten des wilden Wasserreises. Odschibwä und Menomini (Nach Schoolcraft)

Charakteristisch sind für den Osten und Südosten der überall und teilweise sehr intensiv betriebene Ackerbau, die Töpferei, die Seßhaftigkeit, größere und solidere Hausformen, das Vorwalten der Dorfsiedlung, die meist befestigt war, eine wohlgegliederte Stammesorganisation (Clanwesen), starke politische Verbände, höhere Religionsformen. Angebaut wurden Mais, Kürbis, Bohnen, Tabak, Wassermelonen, Sonnenblumen (deren Samen man röstete und zu Mehl zerrieb), im Süden auch süße Kartoffeln. Die Maiskultur nahm in manchen Gebieten gewaltige Ausdehnungen an.

Die Felder waren im allgemeinen klein und wurden dem Walde durch Niederbrennen und Ausroden der Bäume abgewonnen. Außer durch die Asche

verstand man die Felder mit Fischen und Muscheln zu düngen. Als Ackerbaugeräte dienten Pflanzstöcke und Hacken mit hölzernem Stiel, an dem das Schulterblatt eines Hirsches, eine Schildkröten- oder Muschelschale als Klinge befestigt waren; spatenartige Hackenblätter aus Stein hat man vielfach in Mounds des mittleren Mississippitales gefunden (Taf. V, Fig. 19). Nachdem die Maiskörner in Holzmörsern zerstampft waren, wurde aus dem Mehl entweder Brei in Tontöpfen gekocht oder Brot in Asche gebacken.

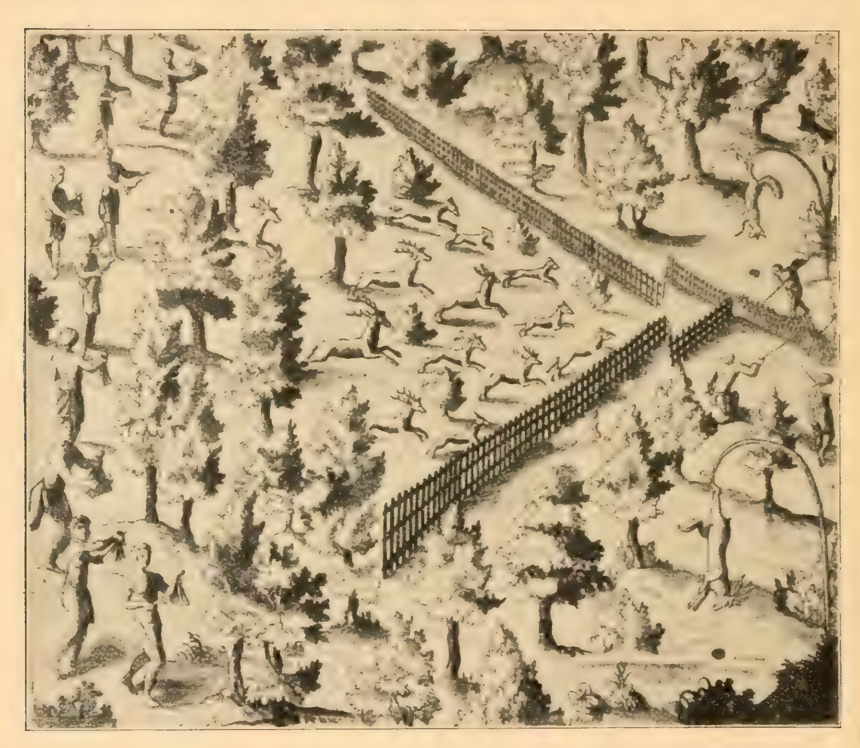


Abb. 16. Hirschjagd mit Zäunen und Fallen. Irokesen
(Nach Champlain)

Auch die Mikmak, die später ausschließlich Jäger und Fischer waren, gaben erst die Bodenkultur auf, als sie den Mais bequemer als durch den Anbau von den Franzosen durch den Handel erhielten. Dasselbe gilt von den Algonkinvölkern (Odschibwä und Menomini), die in den Sumpfdistrikten des westlichen Seengebietes vom wilden Wasserreis (Zizania aquatica) lebten, der zur Zeit der Reife im Herbst in der Weise eingeerntet wurde, daß man die (vorher zum Schutz gegen die Vögel zu Büscheln zusammengebundenen) Halme mit Holzschlägeln abklopfte, so daß die Samen ins Kanu

fielen (Abb. 15). Es ist bezeichnend für das Alter dieser primitiven Sammelwirtschaft, daß man den Wasserreis trotz der benachbarten Maiskultur im allgemeinen nicht anbaute. Ebenfalls im Seengebiet verschafften sich Irokesen und Algonkin Zuckersaft durch Anzapfen der Ahornbäume; dieser Saft wurde auch zu berauschenden Getränken verarbeitet. Im Süden war bei Tscheroki- und Maskoki-Stämmen der „schwarze Trank", ein Tee aus den Blättern von Ilex cassine, verbreitet.

Die nördlichen Stämme hielt im Sommer die Feldarbeit in ihren Dörfern zurück, während sie im Winter im Wald und auf den Steppen der Schneeschuhjagd auf Büffel, Hirsch und Elch oblagen oder Eisfischerei und Eisfang von Bibern und Moschusratten an den Seeufern betrieben. Im Frühjahr und Herbst trieb man die Hirsche zwischen zusammenlaufende Zäune (Abb. 16) und jagte die Büffel durch Einkreisen mit Feuer, während bei den Timukua Floridas einzelne Jäger, als Hirsche verkleidet, die Herde beschlichen. Die fischreichen Gewässer des Südens wurden in mannigfacher Weise ausgebeutet; insbesondere blühte der Fischfang in der ungeheuer fischreichen Chesapeake-Bai, deren alte Anwohner reusenartige Zaunwehre in den Flüssen errichteten und die Fische mit Handkäschern fingen. Eine nördliche Methode war der nächtliche Fischfang mit dem Speer (bei Fackellicht), eine südliche das Fischeschießen mit Bogen und Pfeil und der Fischfang mit der Schlinge. Einfache Angelhaken aus Knochen oder Muschelschale sind häufig in den Mounds gefunden worden, Netze aus Pflanzenfaser mit dicken Muschelstücken als Senkern in den alten Wohnplätzen der Florida-Keys. Die letzteren haben auch Belege dafür geliefert, daß unter den Waffen der südöstlichen Stämme Speerschleudern vorkamen, neben einfachen Flachbögen, die allgemein verbreitet waren, und Blasrohren aus Bambus oder Holz, mit denen die Maskoki, Tscheroki und Irokesen Holzpfeilchen mit baumwollenen Verschlußpolstern schossen (Taf. II, Fig. 17 a, b). Als Kriegswaffen dienten in erster Linie „Tomahawks" (Algonkinwort, das die Engländer zuerst an der Küste Virginiens hörten). Es waren teils sichelförmig gekrümmte, bumerangartige Wurfkeulen (Taf. II, Fig. 29), teils Keulen, die an dem umgebogenen Schlagende eine kugelförmige Verdickung trugen (Taf. II, Fig. 31, 32); die Axt mit Steinklinge war mehr Werkzeug als Waffe. Schilde aus Rinde werden wiederholt erwähnt. Die Irokesen und Küstenalgonkin besaßen einen merkwürdigen Panzer

aus Holzbrettern oder -stäben, der aus Brust- und Bauchschutz, Nackenschirm, Kegelhelm und Beinschienen bestand (Abb. 2a). Die gesamte materielle Kultur der atlantischen Stämme tritt uns in reiner, unbeeinflußter Form in den Funden der Mounds (Taf. V) entgegen.

Es sind Erdhügel verschiedener Form, die über das ganze Gebiet östlich vom Mississippi verbreitet sind und sich in besonders dichter Menge im Ohiotal und in den Golfstaaten drängen. Zum Teil waren sie Grabhügel (Taf. V, Fig. 2), in denen die Leichen teils einzeln, teils in größeren Mengen, teils in Steinkisten, teils in Urnen beigesetzt sind. Als Beigaben enthalten sie Steingeräte von neolithischem Typus (Taf. V, Fig. 13—19), Tongefäße in reicher Formenfülle mit aufgemalten, plastischen und eingeritzten Ornamenten (Taf. V, Fig. 24—31), Tabakspfeifen aus Stein mit plastischer Verzierung (Taf. V, Fig. 41—43), Kupferwerkzeuge, darunter Beilklingen mit Schaftlappen, breite Messer und Speer- oder Pfeilspitzen mit Schafthülsen oder Schaftdornen (Taf. V, Fig. 6—12) und eine große Menge von Geräten und Schmucksachen aus Knochen (Taf. V, Fig. 23), Muschelschale (Unio, Venus) und Schneckengehäusen (Strombus, Busycon, Fulgur), darunter wieder Beilklingen, Hackenblätter, Schaber, Löffel, Pfriemen. Die mannigfachen Axt- und Beilformen beweisen, daß verschiedene Arten von Schäftung vorkamen; die Klingen wurden teils in den verdickten Stiel eingelassen (Taf. V, Fig. 15), teils durch eine herumgelegte Zweigschlinge geschäftet (Taf. V, Fig. 13, 14), teils auf das knieförmige Schaftende aufgesteckt (Taf.V, Fig. 12). Von einer vierten Schäftungsart zeugen die „Bannerstones“, fein gearbeitete, äußerst sauber geglättete Steingeräte von Doppelaxt-, Halbmond- oder Schmetterlingsform mit einer senkrechten Durchbohrung, durch die ein Stab gesteckt wurde (Taf. V, Fig. 33—38). Tracht und Schmuck der alten Mound-Erbauer lernen wir aus eingeritzten und getriebenen Darstellungen auf Kupfer- und Muschelplatten, die man in Georgia und dem mittleren Mississippi-Gebiet gefunden hat, kennen (Taf. V, Fig. 21, 22), verschiedenartiges Hausgerät (hölzerne Schemel, Schalen, Tröge, Mörser) aus den reichen Funden in den Muschelhügeln der Florida-Keys. Viele Steingeräte sind ihrer Bedeutung nach noch unerklärt; dahin gehören die „Bannerstones“, die vielleicht Zeremonialwaffen waren, die merkwürdigen Gebilde in Vogelgestalt („Birdstones“, Taf. V, Fig. 40), die sehr an Wurfbretthaken aus Columbien, Ecuador und Peru erinnern, die durchbohrten Platten („Pierced tablets“, Taf. V, Fig. 39), die wohl als Schmuckanhänger dienten, und die berühmte „Cincinnati-Tafel“ (Taf. V, Fig. 32), die eine Menschen- oder Tierfigur in merkwürdiger Stilisierung zeigt.

Ältere Forscher, vor allem Squier und Davis, die Begründer der Mound-Archäologie, pflegten die Mound-Altertümer einem längst ausgestorbenen, womöglich vor der geologischen Gegenwart lebenden, von den späteren Indianern verdrängten Kulturvolke zuzuschreiben. Wir wissen heute, daß die Mounds keineswegs in entlegene Zeiten hinaufzurücken sind, da man in einigen sogar Gegenstände europäischer Herkunft entdeckt hat, und daß es die Vorfahren der heutigen Indianer (vor allem der Maskoki und Sioux) waren, von denen

diese Bauten herrühren. Denn die ersten Entdecker und Reisenden sahen die Indianer allenthalben Erdwälle, Plattformen und Grabhügel errichten, die sich in keiner Weise von den prähistorischen Werken dieser Art unterschieden. Auch von Grabkammern, Steinkisten- und Urnengräbern hören wir bei den modernen Stämmen des Moundgebietes (Illinois, Schawano), und die bedeutenden technischen Fertigkeiten der „Moundbuilder“ sind keineswegs unvereinbar mit der verhältnismäßig hohen Kultur, die z. B. de Soto bei den Maskokistämmen in den Golfstaaten der Union antraf. Natürlich verteilen sich die Moundfunde auf verschiedene Zeitepochen, deren Aufeinanderfolge noch vielfach strittig ist; die einzelnen Moundprovinzen lassen sich dagegen dank den Arbeiten Cyrus Thomas' u. a. bereits gut gegeneinander abgrenzen. In der Golfprovinz liegt die Zone der „Plattformmounds“ (Taf. V, Fig. 1, ein ähnlicher Mound aus Illinois), die den Vorfahren der heutigen Maskoki zuzuschreiben sind; nördlich schließt sich die Tennesseeprovinz an, das Gebiet der Steinplatten-Kammergräber und der gravierten und getriebenen Schmuckplatten; an diese wieder die Ohioprovinz mit ihren Wallburgen (Taf. V, Fig. 4), regelmäßig-polygonalen Umwallungen (Taf. V, Fig. 5) und „Altarmounds“, die flachschüsselförmig vertiefte Altäre oder Herde aus Lehm oder Ton umschließen, die stets Spuren intensiver Feuereinwirkung aufweisen und Depotfunde, u. a. schön geschnitzte Steinpfeifen, bergen. Wahrscheinlich sind die Vorfahren der Sioux, Tscheroki und Schawano die Erbauer der Ohio- und Tennesseemounds gewesen. Die Altertümer des Seengebietes tragen ein viel roheres, primitiveres Gepräge, stammen aus jüngerer Zeit und sind den Algonkin und Irokesen zuzuschreiben. Dahin gehören die einfachen Walldörfer der New Yorkprovinz, die kleinen kegelförmigen Grabhügel mit roh aus Feldsteinen (durch Überkragen) erbauten Kammern und die prähistorischen „Gartenbeete“ der Illinoisprovinz und endlich die merkwürdigen Erdhügel in Tiergestalt (die sogenannten „Emblematic Mounds“) der Wisconsinprovinz (vgl. Taf. V, Fig. 3, eine ähnliche Anlage aus Ohio). — Auch die keramischen Funde sind durch William Holmes in ähnlicher Weise nach Stilprovinzen geschieden worden. Wiederum ist der Süden durch höher entwickelte Formen, reichere und mannigfachere Dekoration ausgezeichnet. Für Florida ist die Stichpunktverzierung kennzeichnend (Taf. V, Fig. 30), für die ganze Golfküste einschließlich Floridas eine Ware mit teils plastischen, teils eingeritzten Ornamenten, die die Elemente von Tierfiguren wiedergeben (Taf. V, Fig. 29). Stempelverzierung, die durch Eindrücken von Modellierhölzern in den noch feuchten Ton erzielt wurde (Taf. V, Fig. 31), läßt sich von Florida nach Norden bis in die südlichen Appalachenländer verfolgen, wo noch in historischer Zeit Maskoki, Tscheroki und Kataba ähnliche Tonwaren herstellten. Das Mississippigebiet besitzt eine ausgesprochene Spiralbandornamentik, deren Muster im Süden eingeritzt (Taf. V, Fig. 28), am mittleren Mississippi aufgemalt wurden (Taf. V, Fig. 24). Das mittlere Mississippigebiet ist außerdem durch reichentwickelte Tonplastik gekennzeichnet; lebensvoll modellierte Gesichtsurnen (Taf. V, Fig. 26) und Gefäße in Gestalt von Buckligen (Taf. V, Fig. 27) sind besonders häufig. Aus der weit primitiveren Keramik des Nordens seien nur die Tongefäße des ehemaligen Irokesengebietes im Staate New York hervorgehoben (Taf. V, Fig. 25), weil sie mit

ihrem viereckigen, vorspringenden Halsteil und ihren Ritz- und Stichornamenten offenbar Nachahmungen von Gefäßen aus Birkenrinde darstellen. — Die Töpfe sind entweder aus einem Tonklumpen herausgearbeitet oder aus Tonrollen spiralig aufgebaut.

Das Kupfer wurde kalt gehämmert, nicht gegossen; es wurde also wie jeder Stein behandelt und hat nicht vermocht, die atlantischen Stämme über die Steinzeitstufe emporzuheben. Das Zentrum seiner Verbreitung liegt am Südufer des Oberen Sees, insbesondere auf der weit in den See vorspringenden Keweenawhalbinsel; hier steht das Kupfer gediegen an, und hier hat man auch vorgeschichtliche Tagbaue gefunden. Neben dem Kupfer erscheinen unter den Moundfunden Obsidiangeräte, die nur aus den vulkanischen Gebieten Kaliforniens oder Mexicos stammen können, Muschelperlen (Wampum) von der atlantischen, Dentaliumgehäuse von der pazifischen Küste, grüner Schiefer aus dem Küstenlande nördlich von Rhode Island und Catlinit aus den Steinbrüchen des Coteau des Prairies (S. 120). Das deutet auf einen ausgedehnten Handel in vorgeschichtlicher Zeit, der sich, wie in geschichtlicher, wohl hauptsächlich der Wasserwege bediente. Tragstellen (Portages) vermittelten den Übergang vom Ottawa zum Nipissing-, vom Mohawk zum Ontario-, vom Hudson zum Champlain-See und verbanden insbesondere Mississippi und Ohio mit den großen Seen. Auf ihnen konnte das leichte Birkenrindenkanu der Algonkin (Abb. 88, Fig. 2) und selbst das plumpere Ulmenrindenkanu der Irokesen mit Leichtigkeit aus einem Stromgebiet ins andere geschafft werden. Auch im Süden waren an den oberen, noch flachen Stromläufen Rindenkähne in Gebrauch, die aber ähnlich den südamerikanischen kein Spantengerüst besaßen und nur eine Abart der Einbäume waren, die bei den Illinois, Miami und Schawano bereits ihren Platz neben dem Birkenrindenkanu behaupteten, in Virginien schon ausschließlich herrschten und bei den Tscheroki und am unteren Mississippi ihre höchste Entwicklung erreichten. Birkenrinde wurde im Seengebiet auch sonst noch viel, z. B. zu allerhand Gefäßen, verarbeitet, während man im Süden hübsche Körbe in Stufengeflecht herstellte.

Die Kleidung bestand bei den nördlichen Stämmen aus Leder, im Süden mehr aus gewebten Zeugen; daneben trug man kostbare Pelz- und Federmäntel. Charakteristisch ist für den Osten die Bestickung mit Wampum.

„Wampum" heißen die dunkelvioletten und weißen, zylindrischen Muschelperlen, die aus der Schale von Venus mercenaria bzw. Pyrula carica, Buccinum undatum u. a. geschliffen wurden; sie wurden auch zu Strängen aufgereiht und waren so ein vielgebrauchter Wertmesser, oder zu breiten Gürteln zusammengesetzt, die als Freundschaftszeichen und zur urkundlichen Bekräftigung bei Abschluß von Verträgen überreicht wurden; die Muster der Gürtel hatten dann bestimmte Bedeutung (vgl. Abb. 11, Fig. 2).

Reichen Kupferschmuck fanden die Entdecker bei den Eingeborenen Floridas; von den heutigen Seminolen werden silberne Halbmonde auf der Brust, silberne Manschetten und Kopfreife getragen. Die südlichen Stämme übten Schädelabplattung, Tatauierung und Haarschuren, bei denen man einen über den Schädel laufenden Kamm stehen ließ, der mit Federn, Haarbüschen u. dgl. verziert war. Sie stachen Löcher in den äußern Ohrrand und verzierten sie mit Silberdraht und Gehängen (vgl. auch Abb. 17). Die Kleidung beschränkte sich bei ihnen auf eine gewebte Schambinde (Georgien und Carolina) oder einen Fellschurz (Virginien), während die Irokesen einen mit einem Gürtel um den Leib befestigten Schurz, über dem Knie zusammengebundene Beinfutterale (Leggings), Mokassins und einen barettartigen, mit einer Adlerfeder verzierten Kopfputz trugen.



Abb. 17. Musquacki- (Fox-) Krieger
(Nach dem Prinzen Wied)

Der Hausbau war am einfachsten bei den nördlichen Küstenalgonkin und bei den Odschibwä, Menomini, Sak und Fox des Seengebiets; sie wohnten in „Wigwams", kuppelförmigen Zelten aus kreisförmig in die Erde gesteckten, oben zusammengebundenen

Stangen, die mit zusammengenähten Stücken Weißtannen- oder Birkenrinde bedeckt waren (Taf. I, Fig. 8). Sonst herrschte im Norden das viereckige Giebeldachhaus vor, das im Langhaus der Huronen und Irokesen seine höchste Entwicklungsstufe erreicht hat (unter seinem Einfluß nahmen die Wigwams der Illinois, Schawano und südlichen Küstenalgonkin die Form tunnelartiger Langhäuser an, vgl. Taf. I, Fig. 11); im Süden die runde Kegeldachhütte, die bei den Tscheroki beschrieben wird, und für deren einstige weite Verbreitung Tausende von „Hüttenringen“ (Resten zerstörter Häuser) in Tennessee, Illinois und Missouri zeugen. Endlich gibt es auch Pfahlbauten einfachster Art bei den Seminolen Floridas (Taf. I, Fig. 1). Reste prähistorischer Pfahlbauten sind von Cushing auf den Florida-Keys neben Terrassenbauten entdeckt worden, die ganz aus großen Meerschneckengehäusen errichtet waren.

Bei den Huronen waren die Langhäuser bis zu 50 m lang; sie besaßen einen langen Gang in der Längsachse, in dem die gemeinsamen Feuer brannten, und seitliche Abteile für die einzelnen Familien. Die Wände waren aus Rinde; in Virginien dagegen bildeten Matten die Wände, die beliebig hoch- und heruntergenommen werden konnten (Taf. I, Fig. 11). Im Süden hatte man für die Wandbekleidung ein künstliches Material in einer Art Strohlehm gewonnen; die vorgeschichtlichen Bewohner dieser Gebiete, ebenso wie die Tschokta, Natchez, Schawano und Tscheroki, bedienten sich seiner sowohl zu Rund- als auch zu Viereckbauten (Sarfert). An der sumpfigen und häufigen Überschwemmungen ausgesetzten Golfküste legte man die Häuser, insbesondere die Häuptlingshütte, das Versammlungshaus usw., gern auf terrassenartigen Unterbauten aus Erde an. Eine ganze Klasse der vorgeschichtlichen Erdwerke jener Gebiete scheint vornehmlich diesem Zwecke gedient zu haben, daneben natürlich auch dem der Verteidigung; zu ihr sind gewaltige Erdwerke, wie der Cahokia-Mound in Illinois (Taf. V, Fig. 1) und der Etowah-Mound in Georgia, zu rechnen, während andere prähistorische Erdwerke, die, wie z. B. Fort Ancient am Little Miami, ein ganzes Plateau allseitig von einem Walle umgeben zeigen (vgl. auch Taf. V, Fig. 4), offenbar nur Zufluchtsstätten waren.

An der atlantischen Küste umgab die Dörfer ein Ring aus Schanzpfählen; dies war auch der Fall bei den Dörfern der Huronen und Irokesen, zur Zeit als Cartier (1534) und Champlain (1615) sie besuchten. Bei den Illinois zählte das größte Dorf 500 Häuser; die Anordnung derselben war im allgemeinen kreisförmig, doch kamen neben den Runddörfern auch Straßendörfer (z. B. in Virginien) vor.

Die sozialen Verhältnisse der atlantischen Stämme haben seit den Arbeiten Morgans ganz besondere Beachtung gefunden, weil man außer in Australien nirgends auf der Erde ein so klar entwickeltes

Gentilsystem mit zwei Heiratsklassen und Mutterfolge antraf wie hier. Die Irokesen, Maskoki und südlichen Küstenalgonkin waren sämtlich in dieser Weise gegliedert, und selten ist eine streng mutterrechtliche Familienverfassung, innerhalb deren sich jeder einzelne dem weiblichen Oberhaupt unweigerlich beugen mußte, so folgerichtig durchgeführt worden wie bei den Irokesen und Huronen. Bei den Algonkinstämmen des Seengebiets (Odschibwä und Menomini, Schawano und Miami) und bei den Abnaki herrschte Vaterfolge in den Gentes, und die Delawaren und Mohikaner zerfielen in drei Lokalgruppen, deren jede sich in zwölf Untergruppen teilte.

Die „Zelle“ des Gesellschaftsverbandes ist bei den Irokesen die Ohwachira oder Großfamilie, d. h. die gesamte männliche und weibliche Nachkommenschaft einer Frau. Mehrere Ohwachiras bilden eine Gens (die Zahl der Gentes schwankt bei den verschiedenen Irokesenstämmen zwischen drei und zwölf), und mehrere Gentes eine Phratrie oder Heiratsklasse, deren es gewöhnlich zwei, auch vier, gibt, und innerhalb deren ein strenges Heiratsverbot besteht; ein Mitglied der einen Phratrie kann sich eine Frau nur in der anderen Phratrie suchen. Während die Gens im Besitz bestimmter Personennamen, Gesänge und Tänze ist, Anteil am Gemeindeland und Vertretung im Stammesrat hat und einen gemeinsamen Begräbnisplatz ihr eigen nennt, ist die Phratrie die gesellschaftliche Einheit für Zeremonien und Feste. Die fünfzig Häuptlingsschaften, die den Bundesrat bilden, sind mit bestimmten Ohwachiras verknüpft und werden von den Matronen der Ohwachira vergeben; damit nicht genug, gehört auch das ganze Land der Ohwachira den Frauen. Sie sind die Eigentümerinnen der Häuser mit ihrer gesamten Ausstattung, sie haben das Recht, Fremdlinge in die Ohwachira durch Adoption aufzunehmen, über die Annahme oder Ablehnung eines Freiers und über das Los der Kriegsgefangenen zu entscheiden, ja sogar im Rat der Männer beschlossene Kriegszüge durch ihr Veto rückgängig zu machen. Selbst den Gentilgenossen ihrer Männer können die Matronen der Ohwachira befehlen, den Kriegspfad zu beschreiten, wenn Kampf oder Krankheit Lücken in den Bestand der Ohwachira gerissen haben und es ratsam erscheint, diese Verluste entweder durch Einbringung von Skalpen zu rächen, oder durch Adoption von Kriegsgefangenen zu ersetzen.

In allen Fällen ist mit diesem Gentilsystem ein nicht minder typischer Totemismus verbunden. Das Wort Totem stammt aus den Algonkinsprachen (ototeman im Odschibwä), bedeutet dort aber ursprünglich nur die Verwandtschaft innerhalb der Gens, nicht etwa „tierischer Schutzgeist“, den Begriff, den wir jetzt mit dem Worte verbinden. Jede Phratrie und jede Gens besaß einen solchen (so zerfielen bei den irokesischen Seneka die beiden Phratrien „Bär“ und „Hirsch“ in die Gentes 1. Bär, Wolf, Biber und Schildkröte, 2. Hirsch, Schnepfe, Reiher und Falke), ebenso jede der drei Lokal-

gruppen der Delawaren und Mohikaner (Wolf, Schildkröte und Truthahn). In den meisten Fällen sind diese Totems bloße Namen geworden, und nur selten, wie bei den sprachlich isolierten Yutschi Südcarolinas, begegnet man noch dem Glauben an die Abstammung von dem mythischen Totemtier, dessen lebende Vertreter von den Angehörigen der Gens, die seinen Namen trägt, weder erlegt noch gegessen werden dürfen. Darin unterscheidet sich der Totem scharf von dem persönlichen Schutzgeist, dem Oyaron der Irokesen, dessen Verbindung mit seinem menschlichen Schützling so eng war, daß dieser sich, wenn es sich um ein Tier handelte, ängstlich hütete, diesem ein Leid zu tun, um nicht selbst Schaden zu erleiden.

Um einen Schutzgeist zu erlangen, geht der Knabe (oder das Mädchen) zur Zeit der Geschlechtsreife unter der Begleitung eines älteren Mannes (oder einer älteren Frau) in die Einsamkeit, wo er sich einem strengen Fasten unterwirft und auch sonst in jeder Weise Träume oder Visionen zu erzwingen sucht, in denen sich der Schutzgeist, der ein Tier, eine Pflanze oder ein lebloser Gegenstand sein kann, enthüllt. Diese Schutzgeister haben verschiedene Macht und können ihren Besitzer unter Umständen zu gefürchteten Zauberern machen. Beim Neujahrsfest wird dem Jüngling ein Abbild seines Schutzgeistes in Holz, Rinde oder Stein übergeben; er trägt es, in ein Fell gewickelt, beständig bei sich, bringt ihm Opfer dar usw.

Eine merkwürdige Umbildung erfuhr das Gentilwesen bei den Natchez. Hier hat sich ein auf Besitz und Sklaverei aufgebautes Ständewesen herausgebildet, in dem die beiden ursprünglichen Phratrien zu Rangklassen (Adel und Volk) geworden waren, deren erste sich wieder in drei Untergruppen, die „Sonnen“, die „Edlen“ und die „Geehrten“, abstufte; Heiraten waren nur aus einer Rangklasse in die andere gestattet, und die Kinder der Ehe gehörten im allgemeinen in die Klasse der Mutter, stiegen jedoch, wenn eine „Sonne“ oder ein „Edler“ eine Frau aus dem Volk heiratete, in die Adelsklasse empor. Der ganze Staat der Natchez war eine Theokratie, an deren Spitze die „Große Sonne“ stand, König und Hoherpriester zugleich. Nur selten hat sich sonst das Häuptlingstum der atlantischen Völker zum Königtum erhoben; im allgemeinen gab es lebenslänglich amtierende Friedenshäuptlinge, die von den Gentilvorstehern oder -vorsteherinnen gewählt wurden (Sachem bei den Algonkin, Miko bei den Creek), und für den Bedarfsfall ernannte Kriegshäuptlinge. Stärker tritt die politische Begabung der atlantischen Stämme in der Schaffung großartig angelegter Völkerbünde hervor.

Ein solcher war die ziemlich lose gefügte Konföderation der Creek, ferner der Powhatan-Bund, der mehrere Algonkinstämme in der Umgebung der Chesapeake-Bai umfaßte (im ganzen zweihundert Dörfer) und seinen Namen von seinem Gründer (um 1600) erhalten hat, dessen Tochter Pocahontas so lange freundschaftliche Beziehungen zu den Engländern aufrechterhielt, bis unter seinem Nachfolger Opechancanough ein blutiger, aber erfolgloser Ausrottungskrieg gegen die englischen Ansiedler Virginiens ausbrach. Die wichtigste Rolle in der Geschichte Nordamerikas zu spielen war aber der Irokesen-Bund berufen. Der Sage nach 1570 von Hiawatha gegründet, offenbar als Gegengewicht gegen den in dieser Zeit mächtigen Waiandot-Bund der Huronen, umfaßte er zunächst fünf Stämme — die Onondaga, Oneida, Mohak, Kayuga und Seneka; 1722 wurden noch die Tuskarora, die aus Nordcarolina vertrieben waren, zugelassen. Den Bundesrat bildeten fünfzig Sachems der verschiedenen Stämme. Der Bund hat eine beispiellose kriegerische Tätigkeit entfaltet; er wurde die Geißel aller umwohnenden Stämme bis nach Tennessee und Illinois. Ein furchtbarer Vernichtungskrieg gegen die ihnen nahe verwandten Huronen, der über ein Jahrhundert dauerte, mit der Vertreibung der Huronen vom Lorenzstrom, wo sie noch Cartier 1534 angetroffen hatte, begann und mit der völligen Zersprengung dieses Stammes 1650 endete, machte die Irokesen zu Herren des ganzen Seengebietes und zu einer beständigen Gefahr für die französische Herrschaft in Kanada, deren erbittertste Feinde sie von jeher gewesen waren. Ihr Übergewicht über die anderen Stämme beruhte auch darauf, daß sie zu ihren ursprünglichen Waffen schon sehr früh (1643) durch die Holländer Flinten bekommen hatten. Nach einer förmlichen Kriegserklärung begann der Kampf, der, wie immer bei den Indianern, aus einer Reihe von Überfällen bestand. Einen furchtbaren Namen machten sie sich durch ihre barbarischen Kriegssitten, Skalpieren, eine Form der Kopfjagd, und Martern der Kriegsgefangenen, das mit kannibalischen Szenen (Herausreißen und Verzehren des Herzens) verbunden war. Doch wurden die Kriegsgefangenen vorher erst zur Adoption und Aufnahme in den Stamm vorgeschlagen. Die Reste der Huronen sammelten sich nach 1650 am Westufer des Erie-Sees und gründeten einen Völkerbund, zu dem auch zahlreiche Algonkin-Stämme gehörten (s. o.).

Wie das soziale Leben zeigte auch die Religion vielfach eine Tendenz zu höherer Entwicklung. Allerdings ist eine primitive Grundidee der Religion, der Glaube an eine ganz unbestimmt und unpersönlich gedachte Zauberkraft, die allen Dingen, Personen, Naturerscheinungen, Tätigkeiten innewohnt, gerade hier mit einer ganz besonderen Schärfe ausgebildet. Diese Kraft nannten die Irokesen Orenda, die Algonkin Manito; sie wird keineswegs allmächtig und allgegenwärtig, sondern immer örtlich beschränkt und beeinflußbar gedacht, und es kommt für den Menschen vor allem darauf an, daß er durch zauberische Mittel feindliche Orendas unschädlich mache und selbst in den Besitz eines mächtigen Orenda gelange. Ganz besonders den Tieren ist große Zauberkraft zu

eigen, die sie dem Menschen zum Guten oder zum Schlimmen kehren. Durch ihr Orenda bewirken sie die Naturerscheinungen — der Adler den Donner, der Hase das Morgengrauen, die Eule die Dämmerung —, Gedeihen und Vergehen der Pflanzenwelt, endlich auch die Krankheiten, und ein ganzes System von Zauberformeln und homöopathischen Vorschriften wird bei den Tscheroki gegen sie aufgeboten. Daß die östlichen Indianer von sich aus zur Idee eines Inbegriffs aller magischen Kräfte, zu einem Kitschi manito („die große Zauberkraft“) gelangen konnten, ist wohl möglich; nur wo dieser ganz persönlich gedacht wird, liegt ein schon sehr früh wirksamer Einfluß christlicher Anschauungen vor.

Mächtige Helfer der Menschen sind bei den Irokesen die persönlichen Schutzgeister (Oyaron, s. o.) und die Fetische (Ochinakenda). Die letzteren können im Gegensatz zu den Schutzgeistern, die sich ebenso wie sie in materiellen Gegenständen verkörpern, gekauft, entliehen oder vererbt werden. Zu den Fetischen gehören auch die zahlreichen Gegenstände (Tierbälge, Wurzeln, Fossile oder sonstige merkwürdig geformte Steine, Haarbüschel, Federn, Knochen) in den Medizinbündeln der zentralen Algonkin und die Stammesheiligtümer, z. B. die heilige Kiste der Tscheroki und die sieben heiligen Metallplatten der Creek; die letzteren sind wohl eine spanische Reliquie aus der großen Schlacht von Mavila im Jahre 1540.

Neben diesen Vorstellungen von der Zauberkraft hatten die östlichen Stämme auch den Glauben an mehrere Seelen und an die Verschiedenheit ihres Schicksals nach dem Tode mit vielen andern Nordamerikanern gemein. Mit der Vorstellung von der „Knochenseele“ hängt es zusammen, wenn die Algonkinstämme Virginiens die Leichname ihrer Fürsten ausweideten und dann auf Gerüsten niederlegten; dieselbe Plattformbestattung kehrt bei den Irokesen und Huronen wieder, aber nur als vorläufige Beisetzung, denn alle zehn Jahre wurden die Skelette bei dem großen Totenfest der Huronen von dem Pfahlgerüst herabgenommen und in ein Massengrab gelegt. Die Seelen der Abgeschiedenen leben nach dem Glauben der Algonkin im Westen; nur über einen breiten Strom, über den als einzige Brücke ein schwanker Baumstamm führt, können sie dorthin gelangen. Zur Verkörperung der Naturerscheinungen in Göttergestalten scheinen besonders die südlichen Stämme — wohl unter mexikanischem Einfluß — fortgeschritten zu sein. Eine regelrechte Sonnenverehrung bestand bei den Natchez (s. o.). Die nördlichen Stämme, Irokesen und Algonkin, haben ihre naturmythologischen Anschauungen in großartigen Mythen niedergelegt, in deren Mittel-

punkt ein Zwillingspaar von Gottheiten steht, das die schaffende und zerstörende Macht der Natur versinnbildlicht und in seiner Feindschaft gegeneinander den ewigen Gegensatz von Sonne und Mond, Licht und Dunkel, Sommer und Winter widerspiegelt: Teharonhiawagon (Juskeha) und Tawiskaron bei den Irokesen, Nanabozho (Michabo, Gluskap) und Tschakekenapok bei den Algonkin.

Teharonhiawagon „der Halter des Himmels" oder Juskeha „der Sprossende" ist nicht nur der Schöpfer und Erhalter allen Lebens auf der Erde, sondern auch der große Kulturheros, der die Erde für den Menschen bewohnbar macht, schiffbare Flüsse und Seen schafft, die Jagdtiere durch einen Vertrag bindet, daß sie sich vom Menschen erlegen lassen, und die Haupterrungenschaften der Kultur (Landbau, Hausbau, Feuererzeugung) erfindet. In allem, was er tut, wirken ihm seine Großmutter Awenhaï (Ataentsik) und sein Bruder Tawiskaron entgegen, der Eisriese und Winterdämon, der als Steinmesser gedacht wird und daher bei seiner Geburt seiner Mutter das Leben kostet, indem er sich aus ihrem Leib herausschneidet. Im Endkampf unterliegt Tawiskaron; sein Leib zerbricht in Scherben, und aus seinem Rumpf entstehen Berge und Felsen. Mit dieser irokesischen Mythe, die bis zu den Tscheroki verbreitet war, stimmt in allem wesentlichen die der Algonkin überein, in der Nanabozho „der große Hase" der Kulturbringer, Tschakekenapok der Steinmesser- und Eisriese ist. Bei beiden Völkern wird auch die Erschaffung der Erde übereinstimmend erzählt: im Anfange der Dinge ist das Urmeer, aus dem nach mehreren vergeblichen Versuchen wassertauchende Tiere (Biber, Fischotter, Moschusratte) ein Sandkorn heraufbringen, das auf den Panzer der Schildkröte oder auf ein Floß gelegt wird, sich ausbreitet und schließlich die Erde bildet.



Abb. 18. Holzmaske für das Fest des Weißen Hundes. Irokesen
(Berliner Museum für Völkerkunde)

Zum Kultus gehörten vor allem Musik und Tanz. Es gab im Süden große Fellpauken in der Form von Standtrommeln mit Pflockspannung, im Norden kleine Holzblocktrommeln mit Fellbespannung und Rasseln aus einem Schildkrötenpanzer; das ganze Gebiet beherrscht die Kürbisrassel und die hölzerne Gesichtsmaske, die von den alten Pfahlbauern Floridas bis zu den Irokesen (Abb. 18) verbreitet war. Auch das im ganzen Osten mit Leidenschaft geübte

Ballspiel, bei dem die Leder- oder Holzbälle mit einer Art Tennisschläger (Abb. 19) durch „Tore“ aus Holzstangen getrieben werden mußten, hatte nicht bloß sportlichen, sondern auch sehr ernsten religiösen Charakter. Tempel gab es in erster Linie bei den Golfstämmen; sie erhoben sich bei den Natchez auf Erdhügeln und bargen im Innern das heilige Feuer, das dauernd von bestimmten Priestern unterhalten wurde, Körbe mit den Knochen der verstorbenen Priesterfürsten (s. o.) und das steinerne Kulturbild der Sonne. — Das Gedeihen der Saaten, die Ernte und die Erneuerung des Lebens im Frühling wurden bei diesen ackerbautreibenden Völkern in einer Reihe von Festen gefeiert; obenan steht das Grünkornfest und das Neujahrsfest, das bei den Creek zugleich ein Fest der Neuerbohrung des Feuers war, während bei den Irokesen das Opfer eines weißen Hundes als Boten an die Götter damit verbunden wurde. Die mannigfachen, oft schon ziemlich verwickelten heiligen Handlungen und das Festritual hatten bereits zur Entstehung einer besonderen Priesterklasse geführt, die sich von den Schamanen absonderte.

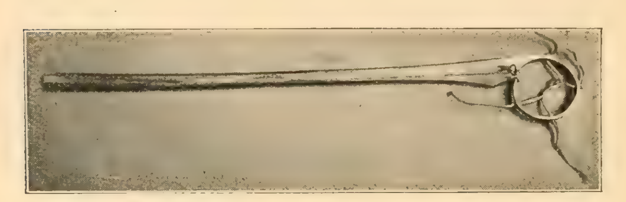
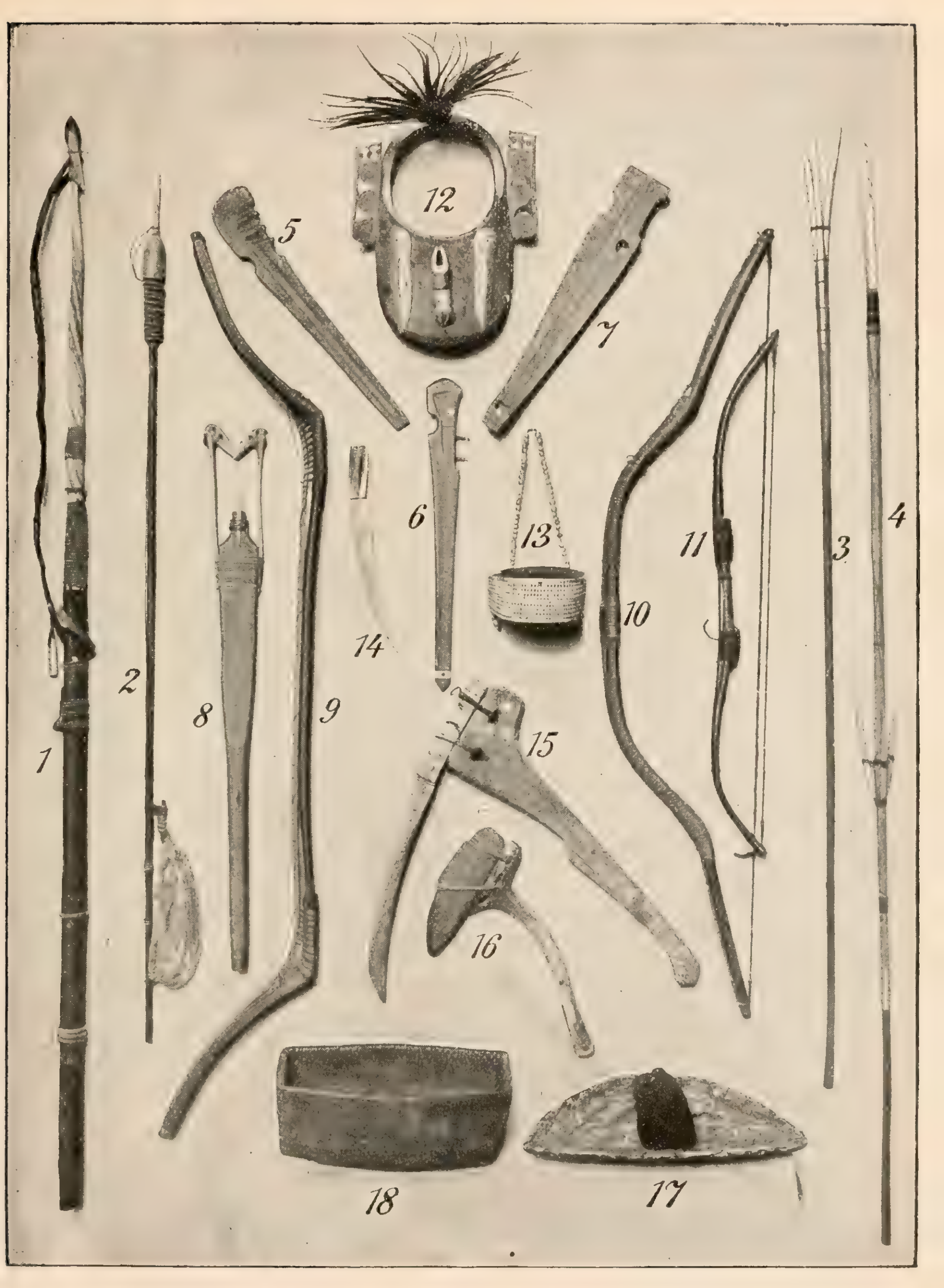


Abb. 19. Ballschläger. (Etwa $^{1}/_{7}$ n. Gr.) Sak und Fox (Berliner Museum für Völkerkunde)

So sind bei den Odschibwä die Wabeno, die Krankenheiler, geschieden von den Jessakid, den Sehern und Propheten, und von den Mide, den Mitgliedern der Midewiwin, eines Geheimbundes, der Männer und Frauen umfaßt, vier Grade aufweist, in die man sich nacheinander einkaufen kann, und in erster Linie der Krankenheilung dient, daneben auch dem Kultus seines göttlichen Stifters Minabozho (Nanabozho). Ähnliche Midebünde zum Zweck der Krankenheilung gab es auch bei den Ostalgonkin (Delawaren).

Den Fortschritt in der geistigen Kultur der östlichen Stämme kennzeichnet nichts besser als die Entwicklung einer Bilderschrift, in der es kein Stamm nördlich von Mexico weiter gebracht hat als die Delawaren und Odschibwä.

Die Figuren wurden auf glatten Rindenstücken eingeritzt; die Delawaren schrieben auf diese Weise ihre ganze Stammestradition in dem 1820 aufgefundenen Walam Olum, der „roten Einritzung“, nieder, während die Odschibwä in der gleichen Weise die Geheimnisse ihres Midebundes aufzeichneten (Abb. 11. Fig. 3). — Zur Erfindung einer Silbenschrift ist es, allerdings unter europäischer Beeinflussung, durch den Tscheroki Sequoya gekommen.



Tafel III *Jagd- und Fischereigeräte der Eskimo*

1, 11, 17 und 18 Smithsund; 2 Kuskwogmiut (Alaska); 3, 4—6, 8 und 12 Kwikpagmiut (Alaska); 7 Labrador; 9, 10, 15 und 16 Alaska; 13 Ostgrönland; 14 Baffinland. — 15 und 16 Knochenhacke und Steinaxt mit krückenförmigem Holz- bzw. Knochenschaft, die zum Eispicken bzw. zur Holzbearbeitung dienen. 1/11 n. Gr.

(Sämtliche Originale im Berliner Museum für Völkerkunde)



Tafel IV — *Dekorative Kunst der Prärieindianer*

Meist ältere, kostbare Stücke der Sammlungen des Prinzen Wied, Herzogs Paul v. Württemberg usw. ohne nähere Stammesangabe (außer 3: Dakota). Moderne Stücke sind 5, 9, 10 (Omaha) und 6 (Crow). — Fig. 2 ist ein Modell der typischen Kindertrage der Prärieindianer, deren Frauen diese Gestelle mittels eines Stirnbandes auf dem Rücken trugen. — 6 und 11 : $1/8$—$1/9$; 2 : $1/10$; 10 : $1/16$; 1, 3, 4 und 5 : $1/18$—$1/19$; 7 und 9 : $1/22$; 8 : $1/30$ n. Gr.

(Sämtliche Originale im Berliner Museum für Völkerkunde)

d) Die Präriestämme

Das Gebiet der Präriekultur liegt zwischen Mississippi und Felsengebirge und reicht im Norden bis zum kanadischen Waldgebiete. Wir können jedoch auch die Stämme des Great Basin (Schoschonen und Nezpercés zwischen Kaskaden- und Felsengebirge) hier anschließen. Die Einführung des Pferdes und die dadurch erlangte größere Beweglichkeit der Stämme hat in ethnographischer Hinsicht ein sehr einheitliches Bild geschaffen; sprachlich gehören die Präriestämme einer ganzen Reihe verschiedener Familien an.

Die Sioux (eine Abkürzung des Namens Nadovessioux, den ihnen französische Grenzbewohner des siebzehnten Jahrhunderts nach einem Odschibwä-Worte gaben) stellen den Hauptanteil. Sie zerfallen in mehrere Gruppen: 1. die Dakota, zusammen sieben Stämme, von denen die Mehrzahl am oberen Mississippi sitzt (die Santi-Dakota) und nur ein Teil (Yankton und Teton) sich bis zum mittleren Missouri vorgeschoben hat. Kurz vor der ersten Bekanntschaft mit den Weißen hatten sich die Assiniboin von den Yankton abgezweigt und waren nordwärts bis zum Saskatchewan gezogen. 2. die Mandan und Hidatsa (Minitari) am oberen Missouri; von den letzteren haben sich erst 1775 die Crow (Absároka) getrennt, um zum reinen Prärieleben zwischen Yellowstone und Platte am Fuß der Felsengebirge überzugehen. 3. die Dhegihastämme (Omaha, Ponka, Osedsch, Kansa) auf dem Westufer des mittleren Missouri und 4. die Tschiwerestämme (Eiowä, Oto, Missouri) ebenda und östlich vom Missouri, wo die Eiowä zu den nahe verwandten Winnebägo überleiteten, die am Westufer des Michigansees zwischen Algonkinstämmen sitzen und sich diesen kulturell vollkommen angepaßt haben (S. 69). — Von der Verbreitung der Käddo und Kaiowä ist schon im einleitenden Kapitel die Rede gewesen; außer ihnen sind noch die zum Prärieleben übergegangenen Algonkinstämme zu erwähnen (ein Teil der Kri, die Siksika oder Blackfeet, Kainah oder Blood und Piegan in der Nordprärie und die Scheienne und Arapaho in der Mittelprärie, am Fuß der Laramie und Park Mts.) und die Schoschonen des Great Basin (Schoschoni, Yute und Bannock), denen sich die Schahaptin (Nezpercés) am untern Snake River anschließen. Natürlich ist die Verteilung dieser Stämme heute nicht mehr die alte; das Vordringen der Weißen, die schonungslose Ausrottung des Büffels, eine Reihe blutiger Aufstände (zuletzt die „Geistertanzbewegung“ 1890—91), die Einschleppung der Pocken, die Einführung des Alkohols haben sie dezimiert und zur Abtretung des größten Teils ihres Gebietes an die Weißen gezwungen, so daß sie heute auf eine Anzahl kleiner „Reservationen“ und auf das Indianerterritorium (Oklahoma) beschränkt sind.

Die Grundlage gemeinsamer Kultur war für alle diese Stämme in der Büffeljagd gegeben, die ihnen die Hauptnahrung und das Hauptmaterial für Geräte, Kleidung und Wohnung lieferte, und neben der im Norden auch die Jagd auf Biber und Elch, Anti-



Abb. 20. „Horse-travois“, Schleife zum Fortschaffen des Zeltes durch ein Pferd
(Nach „The Living Races of Mankind“)

lopen und Wapitis, im Felsengebirge auf den grauen Bären betrieben wurde. Der Büffel wurde im Sommer zu Pferde mit der Lanze, im Winter auf Rahmenschneeschuhen mit Pfeil und Bogen oder (seit der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts allgemein) mit der Flinte gejagt. Bei der sommerlichen Jagd wird die Herde eingekreist; einige als Präriewölfe verkleidete Jäger beschleichen sie und schießen ein paar Tiere nieder, so daß die Herde gegen die Linie der Jäger ausweicht, dort mit neuen Schüssen empfangen und so hin und her getrieben wird, bis das letzte Tier erledigt ist (Krause). Vor der Einführung des Pferdes wurden die Büffel wie im Osten mit Feuer eingekreist; eine andere alte Methode, die Treibjagd zwischen konvergierende Steinreihen, die an Abstürzen oder Pferchen enden, wird im Herbst befolgt. Die Einführung von Pferden und Gewehren hat überhaupt erst den echten Jägernomadismus geschaffen (S. 72). Aber reine Jägernomaden sind immer nur wenige Präriestämme gewesen: in der Südprärie die Komantschen und Kaiowä, in der Mittelprärie die Scheienne und Arapaho, in der Nordprärie die Teton und Crow, Assiniboin und Siksika. Nur für sie ist das Bild zutreffend, das die populäre Indianerliteratur von dem wilden Sohn der Prärie entworfen hat. Im Sommer und Winter war sein Haus

das Tipi, ein kegelförmiges Zelt aus Stangen (drei Hauptstangen und einer Anzahl Nebenstangen) und einer großen, halbkreisförmigen Decke aus Büffel- oder Elchfell, die vorn, über dem ovalen Türausschnitt, mit Holzpflöcken zusammengesteckt war und zwei, je nach der Windrichtung verstellbare Klappen besaß (Taf. I, Fig. 9). Vortrefflich paßte es sich der leichten Beweglichkeit des schweifenden Jägers an; schnell war es abgebrochen, und das Fortschaffen besorgten dann Pferde und Hunde, denen man die Zeltstangen an einem Gurt über dem Rücken befestigte, so daß sie nachschleiften und verbunden noch einen Sitz für die Kinder und eine Trage für das Gepäck ergaben (Abb. 20); im Winter zogen die Hunde bei den nördlichen Stämmen den Toboggan (S. 94). Bei Flußübergängen bediente man sich eines sehr einfachen, kreisrunden Bootes, das wie ein aufgespannter Regenschirm aussah und aus einer über ein biegsames Gestell gezogenen Büffelhaut bestand („Bullboot“).

Im Osten lehnt sich an die eigentliche, 1000—1800 m hohe Prärietafel, die nur für die Jagd geeignet ist, eine niedrigere Unterstufe, die, ein welliges Grasland mit Waldbestand an den Flüssen, infolge besserer Niederschlagsverhältnisse den Ackerbau begünstigt und nach Osten und Süden allmählich in das große Waldgebiet übergeht. Hier wohnten Indianer, die nur zu bestimmten Zeiten (im Sommer zwischen Anbau und Ernte stammesweise, im Winter in einzelnen kleinen Partien) auf die Büffeljagd auszogen und dann wie die rein nomadischen Stämme in Lederzelten wohnten. Sonst trieben sie M a i s b a u und wohnten in festen Häusern wie die Völker des Ostens; zu ihnen gehören sämtliche Käddostämme und ein großer Teil der Sioux (Dhegiha, Tschiwere und Santi-Dakota, Mandan und Hidatsa), lauter Stämme, die, wie Krause gezeigt hat, nicht nur wirtschaftlich, sondern auch in ihrem sonstigen stofflichen und geistigen Besitz vieles mit der Kultur der östlichen und südlichen Völker gemein haben. Dahin gehört zwar nicht das runde, versenkte, mit einer Gangtür versehene Erdhaus der Mehrzahl dieser Stämme (Abb. 21), das wahrscheinlich ein uraltes Erbteil der nördlichen „Eisjagdkultur“ (S. 75) ist, während die kuppelförmige Grashütte der südlichen Käddostämme (Taf. I, Fig. 2) vielleicht aus dem Süden oder Südwesten stammt. Dagegen sind echte, in der Kultur dieser Randvölker auftretende (z. T. bis zu den schweifenden Stämmen verbreitete) östliche Elemente die Holzmörser und sonstigen Holzgeräte, Korbflechterei und Töpferei (gelegentlich sogar Weberei), manche Tracht- und Schmuckformen (besonders Tatauierung und Haarschur), Gentilverfassung und Ackerbaukulte (wie der Grünkorntanz).

Endlich hat sich noch als dritte Kulturform eine tiefstehende S a m m e l w i r t s c h a f t, die ihren Trägern den Namen der „Digger Indians“ verschafft hat, in dem wüstenhaften, regenarmen Kordillerenhochlande (Great Basin) erhalten, das nicht nur zum Ackerbau gänzlich ungeeignet ist, sondern auch von allem größeren Wild gemieden wird. Hier lebten die Schoschonen und Schahaptin



Abb. 21. Jnneres eines Erdhauses der Missouri-Stämme (Mandan)
(Nach dem Prinzen Wied)

den größten Teil des Jahres über von ausgegrabenen Wurzeln, Kräutern und Beeren, daneben von Kaninchen- und Fischfang; gelegentliche Jagdausflüge in die Prärie wurden nicht selten durch die Angriffe ihrer Todfeinde, der Siksika, gestört, so daß sie ohne Büffelfleisch und -felle zurückkehren und den Winter über das Leben in ihren elenden, windschirmartigen Zweighütten mit Wurzeln fristen mußten. Das Tipi haben sie nur teilweise angenommen; in ihrer Kultur treten stärker als bei den Kaiowä und Komantschen westliche Elemente auf, zu denen außer den Fischfangmethoden besonders eine entwickelte Flechtkunst zu rechnen ist.

Dem schweifenden Leben entspricht bei den meisten Stämmen die Dürftigkeit des Hausrats; er war selbst in den geräumigen Erd- und Grashäusern nicht viel reichhaltiger als in den Zelten. Eine einfache Streu und Felle, bei den ackerbautreibenden Völkern eine Art Bett, dienen als Lagerstatt, ein staffeleiartiges Gestell aus Stäben und Latten als Rückenlehne beim Sitzen (Abb. 21). Die Gefäße sind aus Leder, Büffelhorn und Holz. Man kocht in ihnen, ebenso wie in den Birkenrindengefäßen der Stämme des Seengebietes, durch Hineinlegen heißer Steine, ein Verfahren, nach dem die Assiniboin („Steinkocher") ihren Namen bekommen haben. Man versteht sich auch auf die Herstellung einer Dauerform

der Jagdbeute: Der Pemmikan, gedörrtes und zusammen mit trockenen Rüben zerstampftes Bisonfleisch, das man in rechteckigen Felltaschen aus steifem, bunt bemaltem Rohleder (parflêches, Taf. IV, Fig. 3) aufbewahrt, um bei Bedarf Brei oder Kuchen daraus zu bereiten, ist wohl ein Ausläufer der Mehlbereitung des Ostens. Zum Zerstampfen dient eine flache Steinunterlage und der Steinhammer, ein runder Stein, der durch eine herumgelegte Zweigschlinge geschäftet und einen dichten Lederüberzug festgehalten wird. — Das Höchste leisten diese Stämme in der Lederbearbeitung.

Die Häute werden angefeuchtet und die Haare mit einem Schaber aus der Geweihstange eines Elches, an dem eine scharfe Eisenklinge befestigt ist, (Abb. 22), abgekratzt. Man gerbt mit einem Gemisch von Tiergehirn, Leber und Moos; zum Schluß werden die Häute über einer Grube geräuchert, mit Steinen gewalkt und zwischen zwei Riemen hin und her gezogen, bis sie weich und geschmeidig wie Tuche sind. — Die Lederbearbeitung ist auch hier, wie bei den Eskimo, Sache der Frauen.

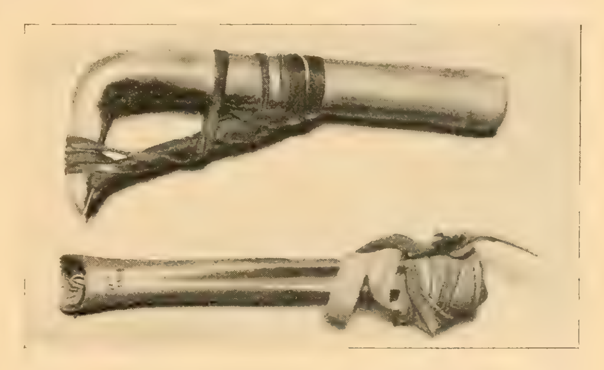


Abb. 22. Werkzeuge zur Fellbearbeitung aus Elchhorn und Knochen. (1/5 n. Gr.) Scheienne und Omaha (Berliner Museum für Völkerkunde)

Aus Leder wurde ehedem vor allem die Kleidung hergestellt; die Männer trugen Schamtuch, Beinfutterale (Leggings), die mittels Zipfeln am Gürtel befestigt waren (Taf. IV, Fig. 8), und Mokassins, hackenlose Schuhe aus frischgegerbtem Wildleder, von anderem Schnitt als bei den östlichen Stämmen (Taf. IV, Fig. 6, 11); der Oberkörper der Männer blieb meist unbekleidet, oder man zog ein ledernes Ärmelwams (Taf. IV, Fig. 7) über, das bei den Frauen tiefer hinabreichte. Ein wichtiges Trachtstück war noch der große Mantel aus Büffelfell, dessen Haare nach innen oder außen getragen wurden, und auf dessen Innenseite die Taten des Trägers in reichbewegten Bildern gemalt waren (vgl. das Titelbild und Abb. 11, Fig. 4). — Das beliebteste Schmuckmaterial neben den Federn (des Adlers, Truthahns, Raben und der Eule) waren Stachelschweinborsten.

Sie wurden gefärbt, mit Falzbeinen abgeplattet und aufgenäht und gestatteten so die zierlichsten Muster zu bilden. Streifen in dieser Stickerei säumten Hosen- und Jackennaht, bedeckten die Oberfläche der Mokassins und zierten Gebrauchsgegenstände und Waffen (Taf. IV, Fig. 1, 2, 5, 10, 11). Der übrige Schmuck richtete sich ganz nach Rang und Ansehen des Trägers. Panzerartige Brustschmucke aus Hirschknochen (Abb. 24), Kragen aus Bärenklauen, vor allem aber die großen Lederhauben, die mit einem Federkranze oder mit Büffelhörnern und einer langen Federschleppe ausstaffiert waren (vgl. das Titelbild), durften nur ausgezeichnete Krieger und hervorragende Jäger tragen.



Abb. 23. Crow-Indianer
(Nach Photographie im Besitz des Berliner Museums für Völkerkunde)

Die Haare wurden entweder lang getragen (gescheitelt, in die Stirne gestrichen oder hochgebürstet; vgl. Abb. 23 und 24) und sogar durch Büffelhaar künstlich verlängert, oder man schor sich den Schädel bis auf die Skalplocke kahl, die bei den Pani eingefettet und bemalt wurde und hornartig emporstand, eine Tracht, nach der der Stamm seinen Namen bekommen hat. Häufig zierte in diesem Fall noch ein Haarkamm wie im Osten oder ein kammartiger Schmuck aus rotgefärbten Hirschschwänzen den Kopf (Abb. 17). Verunstaltender Ohrschmuck (besonders Ohrrandschmuck) und Tatauierung waren nur sporadisch verbreitet (die Witschita hießen nach ihrer Tatauierung bei den Weißen „Pawnee Picts“), Bemalung dagegen allgemein und eine Angelegenheit von höchster Wichtigkeit, die vor den Festen, dem Auszug in den Krieg, dem Ballspiel vorgenommen wurde; Ocker, weiße Infusorienerde, Ruß und Graphit lieferten die Farben.

Eine Gentilverfassung treffen wir nur bei wenigen Präriestämmen an. Bei den Omaha ist sie noch ziemlich rein erhalten;

der Stamm ist in zehn Gentes (mit Vaterfolge) geteilt, und jede Gens besitzt als Totem ein Tier, das für heilig und unantastbar gilt und bei den vier- bis siebenjährigen Kindern durch eine bestimmte Haarschur angedeutet wird. Doch hat auch hier die Gentilverfassung weiter keine Wirkung auf das gesellschaftliche Leben, als daß Verbote bestehen, in die väterliche oder mütterliche Gens zu heiraten, und daß bei der Aufstellung der Zelte die beiden Gruppen, in die die Gentes zerfallen, auch räumlich getrennt bleiben. Ähnlich liegen die Verhältnisse bei den übrigen Dhegiha- und Tschiwerestämmen. Die Mehrzahl der sonstigen Stämme (vor allem die rein nomadischen) zerfällt in ziemlich lose zusammenhängende Banden, deren Unterabteilungen Namen tragen, die meist bestimmte Örtlichkeiten bezeichnen, jedenfalls nicht totemistischen Charakters sind. Die Heiratsbeschränkungen fallen fort, und Vaterfolge ist die Regel. Die Einteilung in Gentes bzw. Banden trat am deutlichsten hervor, wenn der Stamm bei den großen sommerlichen Büffeljagden vereint war; dann hatte jede Abteilung ihren bestimmten Platz in dem großen, nach Osten offenen „Lagerkreis“, dessen Mittelpunkt das Beratungszelt bildete. Dieser Lagerkreis ist für die Präriekultur ebenso kennzeichnend wie das Männerbundwesen, durch das recht eigentlich erst der feste Zusammenhalt der Stämme geschaffen wurde, und dessen einheitlicher Ursprung aus der Gleichheit der Namen hervorgeht, mit denen sich bei der Mehrzahl der schweifenden Stämme die Bünde belegen.



Abb. 24. Kaiowä-Indianer
(Nach Photographie im Besitz des Berliner Museums für Völkerkunde)

Einerseits sind diese Bünde religiöse Gesellschaften, deren Mitglieder den gleichen persönlichen Schutzgeist besitzen, den sie durch Träume und Visionen an abgelegenen Orten erworben haben (vgl. die Oststämme). Bei den Omaha und Pani gibt es eine große Zahl solcher Bünde, die den verschiedensten Zwecken dienen, z. B. die wichtige Büffelgenossenschaft der Krankenpflege. Bei den Omaha muß jeder Jüngling, dem als Schutzgeist ein Tier erschienen ist, dessen lebendes Abbild erlegen (im Gegensatz zu dem irokesischen Brauch!), um sich einen Teil davon (Feder, Haarbüschel) zu verschaffen, der dann sein lebenslang sorgfältig gehüteter Talisman bleibt. — Weit häufiger und für die eigentliche Präriekultur kennzeichnender ist die zweite, rein soziale Art von Bünden, die einen ausgesprochen militärisch-polizeilichen Charakter trägt und daher vor allem bei großen Unternehmungen des Stammes als Helfer der Häuptlinge auftritt (Leitung der Büffeljagd, Überwachung der Marsch- und Festordnung); sie findet sich bei den Dakota und Assiniboin, Mandan, Hidatsa und Crow, Blackfeet, Scheienne und Arapaho. Hier umfassen diese Bünde die gesamte, nach Altersklassen geschiedene Gemeinschaft der Männer; lediglich Alter und Einkauf entscheiden über die Zulassung. Die einzelnen Bünde („Hunde", „junge Füchse", „Verrückte") haben ihre besonderen Trachtabzeichen, Tanzgeräte und Tänze.

Rangunterschiede innerhalb des Stammes wurden fast nur durch das Ansehen geschaffen, das kühne Kriegstaten begründeten. Bei den Dakota, Blackfeet und Scheienne gab es eine Stufenleiter der Wertschätzung von Kriegstaten, der ein ebenso sorgfältig geregeltes Abzeichensystem entsprach. Die „Orden" bestanden meist aus verschieden getragenen, verschieden bemalten und zugestutzten Adlerfedern, und als höchster „Coup" wurde nicht die Tötung, sondern die Berührung eines unverwundeten Feindes bewertet. Das Häuptlingstum war wenig entwickelt und der Häuptling in der Ausübung seines Amtes meist durch die Ratsversammlung der Krieger des Stammes eingeschränkt. Nur wie ein schwacher Abglanz der starken Völkerbünde der östlichen Indianer muten die „Sieben Ratsfeuer" (Stämme) der Dakota und ähnliche lockere Bünde an. Von Stamm zu Stamm wurde ein lebhafter Handel betrieben, vor allem mit dem roten Pfeifenstein (Catlinit), der nur in einem bestimmten Gebiete des „Coteau des Prairies" zwischen Mississippi und Missouri gefunden wurde und das Material zu den knie- oder ⊥förmigen Pfeifenköpfen lieferte, die, mit einem runden oder flachen Holzrohre versehen, eines der Hauptgeräte im öffentlichen und religiösen Leben des Indianers bildeten (Taf. IV, Fig. 4, 5; bei Fig. 4 ist das Holz durch feuchte Hitze biegsam gemacht und korkzieherartig zusammengedreht, der Steinkopf mit Blei eingelegt). — Oft genug wurden die friedlichen Verhältnisse

durch die Stammesfehden gestört. Als Kriegswaffe hat die Flinte früh Pfeil und Bogen verdrängt.

Der Bogen ist ein einfacher, nicht selten asymmetrischer Flachbogen (Taf. II, Fig. 13) oder ein durch aufgeleimte Sehnen auf der Vorderseite verstärkter Bogen. Der letztere ist häufig doppelt gekrümmt (Taf. II, Fig. 12) oder hat rückwärts gebogene Enden, Eigenschaften, die seine asiatische Herkunft noch deutlicher machen. Die Präriestämme haben ihn wohl erst durch die Vermittlung der Schoschonen erhalten. Der Köcher, aus Fell (Taf. II, Fig. 16) oder Leder, besaß neben dem Pfeil- einen besonderen Bogenbehälter. Die Pfeile (Taf. II, Fig. 14, 15) sind kurz, aus Holz, haben hochhinaufgehende Befiederung und in Kerben eingebundene Spitzen. Daneben gab es lange Lanzen (vgl. Titelbild). Die kennzeichnenden Waffen der Prärieindianer waren Streitkolben (Tomahawks) von denselben beiden Formen, die uns schon im Osten begegnet sind (Taf. II, Fig. 30—32), — nur trug bei ihnen die sichelförmige Flachkeule auf der Außenseite gewöhnlich noch eine breite Stahlklinge —, dazu ein spitzeiförmiger Doppelhammer mit federndem Griff (Taf. II, Fig. 34) und eine Keule mit Steinkopf, der in Leder eingenäht und beweglich war (Taf. II, Fig. 33). Später wurden mit dem Namen „Tomahawk" meist die eingeführten europäischen Eisenäxte bezeichnet (Taf. II, Fig. 35). Mittels einer Schnur umgehängte runde Schilde aus Büffelhaut, bemalt mit Figuren, die sich auf Visionen und Träume des Trägers bezogen, und geschmückt mit Federn, waren die einzigen Schutzwaffen (Taf. II, Fig. 5a, b). Das Skalpieren (Taf. II, Fig. 36; Fig. 37 ein Skalpiermesser mit reichverzierter Scheide und einem Stück Bärenkiefer als Griff) war allgemeine Kriegssitte; doch haben die Skalpprämien der Europäer, die das Grenzgesindel zu einer ganz besonders regen Tätigkeit in dieser Richtung ermunterten, wohl erst zur Verbreitung dieser Sitte aus dem Osten, wo sie ursprünglich heimisch war, den Anlaß gegeben, wenn auch einige Stämme, z. B. die Dakota, eine ähnliche Form, die Kopftrophäe, bereits kannten. Kannibalische Gebräuche kamen im Norden nur vereinzelt vor, waren dagegen bei den südtexanischen Stämmen allgemein: die Tonkawa gaben noch 1862 Proben davon.

Von allen Präriestämmen waren die Teton-Sioux die kriegerischsten; unter hervorragenden Führern, wie Makhpiya-luta („Red Cloud") und Tatanka-yotanka („Sitting Bull") haben sie den Weißen zähen, wohlorganisierten Widerstand entgegengesetzt und blutige Niederlagen beigebracht, unter denen die Vernichtung des Custerschen Korps am Little Bighorn River im Jahre 1876 am bekanntesten geworden ist.

Dem Orenda- oder Manitubegriff der östlichen Stämme entspricht in der Religion der Prärieindianer das Wakonda der Sioux: die bewegende, belebende Zauberkraft, die allen Naturgegenständen innewohnt, denn nichts gilt als unbelebt. Weiterhin bedeutet wakonda alles Wunderbare überhaupt, auch ohne örtliche

Beschränkung, und durch Steigerung dieses Begriffs ist der Prärieindianer dann, anscheinend selbständig, zum Begriff eines höchsten Wesens gelangt, das gewöhnlich nur ganz unbestimmt benannt wird mit Ausdrücken wie „großer Geist“ (wakan tanka), „Herr des Lebens“, „der Alte, der nie stirbt“. Auch der Tirawa der Pani, der alle Himmels- und Sterngottheiten geschaffen hat, ist ein solches höchstes Wesen.

Den Glauben an eine Mehrzahl von Seelen, deren eine mit

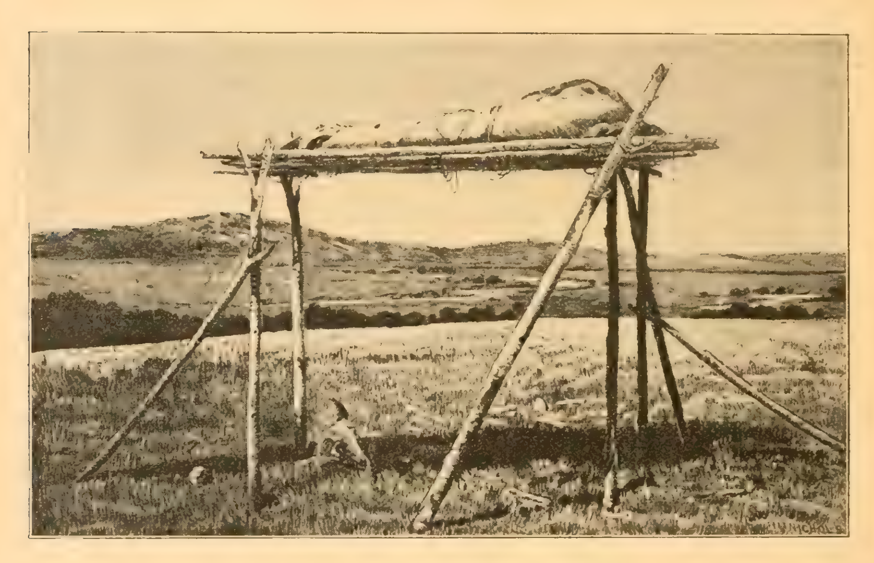


Abb. 25. Plattformgrab der Dakota
(Nach Yarrow)

dem Körper stirbt, treffen wir auch bei ihnen an; er mag durch Träume und Visionen verursacht sein, die eine so große Rolle im Leben dieser Stämme spielten. Die Toten bestattete man oberirdisch, auf Plattformen (Abb. 25) oder in den Ästen hoher Bäume; das Jenseits ist ein getreues Abbild des Diesseits: die „glücklichen Jagdgründe“, in denen schattenhafte Seelen schattenhafte Büffel jagen. Die ganze Natur wird beseelt gedacht.

Donner und Blitz verursachen riesige Vögel durch ihren Flügelschlag und das Öffnen und Schließen ihrer Augen; die Dakota glauben an die Unktehi, unterirdische Ungeheuer, die das Gewitter erzeugen, und den Winddämon Takuschkanschkan, der alles durchdringt und von keinem wahrgenommen werden kann. Bei den Pani und Witschita war ein ausgesprochener Gestirndienst im Schwange; jedes Dorf besaß ein heiliges Bündel, das eine auf Haut gemalte

Sternkarte enthielt. Die allen Algonkin gemeinsame Mythe vom Kulturheros (S. 111) haben auch die schon lange vom Hauptstamm getrennten Arapaho bewahrt.

Der Kultus bestand, da höhere Formen noch fehlten, im wesentlichen aus Zauberhandlungen, die sich naturgemäß vor allem mit den Jagdtieren beschäftigen, von deren Gedeihen ja die Existenz des Stammes abhing. Man suchte daher den erlegten Büffel durch Anblasen mit Tabaksrauch zu versöhnen und lockte die Herden heran oder sorgte für die magische Vermehrung ihrer Zahl dadurch, daß man mit Büffelfellen maskiert Tänze aufführte. Wenn einem Pani im Traum oder in einer Vision der Morgenstern erschienen war, wurde als Opfer für ihn ein gefangenes Mädchen an ein Pfahlgerüst gebunden und mit Pfeilen erschossen, wodurch zugleich ein Fruchtbarkeitszauber ausgeübt werden sollte. Sonst sind eigentliche Opfer selten, ebenso wie Götterbilder, an deren Stelle Stammesheiligtümer traten. Hierzu gehören das Taimé, ein kleines Steinbild der Kaiowä, das mit Bildern der Sonne und des Mondes bemalt war, die heilige Pfeife der Arapaho, die vier Medizinpfeile der Scheienne und der heilige Pfahl der Omaha, der vor jeder Jagd mit Büffelfett eingeölt wurde, und vor dem man opferte. Ein solcher Pfahl wurde auch beim Sonnentanzfeste aufgerichtet, das wie der Lagerkreis und die militärischen Männerbünde der Präriekultur eigentümlich ist und nur bei der Mehrzahl der Dhegiha, Tschiwere und Schoschonen nicht bekannt war. Die Okipazeremonie der Mandan, bei der die Aufnahme der jungen Leute in die Zahl der Krieger erfolgte, ist nur eine Abart des großen Sonnentanzes.

Es war ein Fest, das einzelne zur Mittsommerzeit auf Grund von Gelübden veranstalteten, zu denen sie große Lebensgefahr, Mangel an Nahrungsmitteln im Winter oder besondere Erscheinungen und Träume bewogen hatten. Nach langen, vorbereitenden Geheimriten fand der öffentliche Tanz um den Sonnenpfahl in einer großen, runden Festhalle oder auf einem umhegten Platz statt, der neben dem Pfahl auch einen Altar mit Büffelschädeln, Sandgemälden und allerlei sonstigen Symbolen umschloß. Die Tänzer, nackt bis auf einen Schurz, bemalt und mit Kränzen geschmückt, tanzten dann um den Pfahl, starr das Antlitz auf die Sonne gerichtet, und ein Zeichen besonderer Frömmigkeit war es, wenn sie sich Pflöcke in Einschnitten der Haut befestigen ließen, die durch Stricke mit dem Sonnenpfahl oder mit Büffelschädeln verbunden waren (Abb. 26); nicht selten zog man den Tänzer an den Stricken am Pfahl empor, bis die Knebel ausrissen und er bewußtlos zu Boden stürzte. Bei der Okipazeremonie der Mandan gingen diesen blutigen Selbstkasteiungen dramatische Aufführungen voraus, die sich auf kosmische Vorgänge bezogen. Der Zweck der ganzen Feier ist wohl eine magische Herbeiführung solcher kosmischen Vorgänge, von denen man Regen und Fruchtbarkeit erwartete.



Abb. 26. Marterszene am Sonnentanzfest (Eingeborenenzeichnung). Dakota
(Nach J. Owen Dorsey)

Ein anderes, ehemals weitverbreitetes Fest war der Kalumettanz, der noch in neuerer Zeit von den Omaha und Pani veranstaltet wurde und bei den ersteren die Adoption eines Stammesgenossen durch den Veranstalter des Tanzes ausdrückte.

Hierbei wurden Pfeifenattrappen (Kalumets, Taf. IV, Fig. 9) von den Tänzern in feierlichem Zuge herumgetragen und segnend über den Häuptern der Zuschauer bewegt. Alles an diesen Attrappen — die Farbe des Stiels, die rote Furche, die daran entlangläuft, die Federn (des Adlers, Spechts, der Eule und Ente), der Spechtkopf am Ende des Stiels — hat bestimmte symbolische Bedeutung.

Zu erwähnen sind noch der Skalptanz, den die Frauen des Stammes zu Ehren tapferer Krieger aufführten, und eine Menge kleinerer Zeremonien, unter denen die Krankenheilungen die Hauptrolle spielten. Der Schamane, dem diese oblagen, arbeitete mit Reifentrommeln und

ledernen Rasseln, Tabakspfeifen, Medizinbeuteln (Taf. IV, Fig. 1, ein Otterbalg mit reicher Stachelschweinborstenstickerei) und allerlei Fetischen. Die starke religiöse Veranlagung der Prärieindianer war der günstige Boden, auf dem sich die 1888 von einem schoschonischen „Propheten“ hervorgerufene, 1890/91 zu dem letzten großen Indianeraufstand führende Geistertanzbewegung in kurzer Zeit über zahlreiche Stämme des Westens verbreitete; zugrunde lag ihr der Glaube an die baldige Wiederkehr der Toten und die Sehnsucht nach der Auferstehung eines indianischen Messias, der die Bleichgesichter vertreiben und die alten Verhältnisse wiederherstellen würde.

In der Kunst der Prärieindianer herrscht ein merkwürdiger Gegensatz zwischen den rein geometrischen Formen der aufgemalten und aufgestickten Verzierungen auf Parflêches, Mokassins usw. (Taf. IV) und der überraschenden Wirklichkeitstreue der Darstellungen auf Fellmänteln und Zeltdecken (vgl. Abb. 11, Fig. 4). Während die ersteren symbolisch gedeutet werden — oft ein und dasselbe Muster bei verschiedenen Stämmen in ganz verschiedener Weise —, hat sich aus den letzteren eine Art Bilderschrift entwickelt, deren fortgeschrittenste Form die sogenannten „Wintercounts“ der Dakota sind: fortlaufende Aufzeichnungen, in denen jedes Jahr durch ein abgeschliffenes Bild bezeichnet wird, das das wichtigste Ereignis des Jahres (eine Epidemie, eine glückliche Jagd, einen Kriegszug) wiedergibt.

e) Die Nordwestamerikaner

Mit ihren nördlichsten Ausläufern an Eskimostämme grenzend, im Hinterlande überall von Athapasken umgeben und nur im Süden tiefer ins Innere vordringend, bewohnt die inselreiche Fjordküste des nordwestlichen Amerika eine Völkergruppe, die sich mit ihrer eigenartigen Kultur scharf von allen Nachbarn absondert und fast wie ein fremdes Gewächs auf amerikanischem Boden anmutet. Eine Reihe verschiedener Sprachfamilien hat sich zur Bildung dieser Kultureinheit zusammengeschlossen.

Im Norden die Tlingit (Koloschen), vom Copper River bis zum 55. Grad; im Süden hat ihr Verbreitungsgebiet Einbuße erlitten einerseits durch die Tsimschian, die nach Boas ziemlich neue Eindringlinge an der pazifischen Küste sind, andererseits durch die Haida der Queen-Charlotte-Inseln, deren Unterstamm Kaigáni den Süden der von Tlingit bewohnten Prince-of-Wales-Inseln besetzt hat. Südlich vom 52. Grad wohnen die Wakasch- und Selischstämme. Zu den Wakasch rechnet man die Nutka auf Vancouvers West-

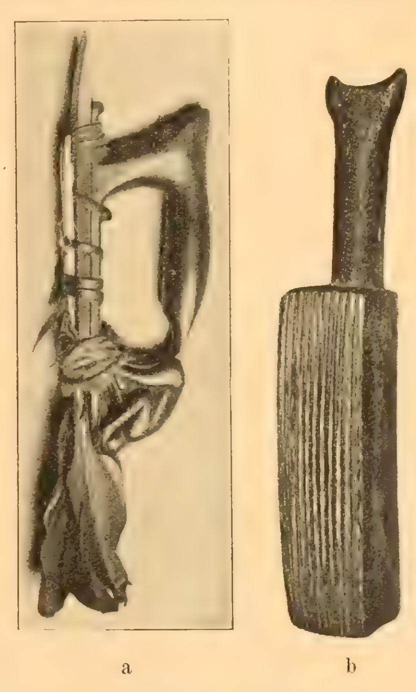
küste und die Kwakiutl im Nordosten dieser Insel und auf dem gegenüberliegenden Festlande (hier die zu ihnen gehörenden Heiltsuk oder Bellabella). Die große Masse der Selisch setzt sich teils aus Küstenstämmen an der Georgia- und Juan-de-Fuca-Straße, am Pugetsund und an der Küste von Washington und Oregon, teils aus Binnenstämmen in den Stromgebieten des Fraser, Columbia, Snake und Clarke zusammen. Zu den ersteren gehören u. a. die Kauitschin (Cowichin) und Komox auf Vancouver, die Dwamisch am Pugetsund; zu den letzteren die Lilluet und Schuschwap im Frasergebiet, die Cœur d'Alênes und Flathead in Idaho und Montana. Ein Selischstamm, die Bilchula (Bellacoola), ist noch weiter nach Norden gelangt; er hat sich zwischen Tsimschian und Wakasch an die Küste gedrängt. Die südliche Grenze der nordwestamerikanischen Provinz bildet ungefähr der untere Columbia mit der isolierten Gruppe der Tschinuk; Schahaptin und Kutenä grenzen an die Binnenselisch im Süden und Osten. Die östlichen Binnenselisch (Flathead) und die Schahaptin (Nezpercés) bilden bereits den Übergang zu den Prärieindianern (s. o.).



Abb. 27. Makah-Indianer vom Kap Flattery (Unterabteilung der Nutka) mit deformiertem Kopf
(Nach Photographie im Besitz des Berliner Museums für Völkerkunde)

Alle diese Stämme, selbst die Binnenselisch, sind Fischervölker, die im Sommer dem Lachs mit Speeren, Hakenstangen, Reusen und anderen Fallen nachstellen, wenn er im seichten, klaren Wasser der Flüsse hinaufzusteigen beginnt; eine andere Lachsart, die hauptsächlich Öl liefert, fängt man mit beutelartigen Handnetzen. An den Küsten werden Robben, Seelöwen und Wale, Tintenfische und Katzenhaie harpuniert und Dorsche und Heilbutten mit großen, am Meeresgrunde verankerten Angeln gefangen, um, heraufgeholt, mit kurzen Holzkeulen erschlagen zu werden. Die Angelhaken sind zweiteilig; der Haken ist an der Innenseite eines hölzernen, **U**förmig gebogenen oder **V**förmig zusammengesetzten Trägers befestigt. — Der getrocknete Lachs und das in großen Holzgefäßen oder auch Kanus mittels heißer Steine ausgelassene Fischöl bilden die Hauptnahrung im Winter, neben der die Produkte der Sammeltätigkeit der Frauen im Wald und an der

Küste (Beeren, Wurzeln, Tang, Seegras und Muscheln; aus Farnwurzelmehl wird eine Art Brot bereitet) und die winterliche Jagdbeute in den Bergen (Hirsche, Bären, Bergziegen) zurücktreten. Während des Wanderlebens im Sommer ist das eigentliche Heim des Indianers sein Boot (Abb. 88, Fig. 3), ein schön geformter, täuschend einem Plankenboote ähnelnder Einbaum aus dem Stamme der roten Zeder (Thuja gigantea); im Winter sucht er wieder die großen Plankenhäuser auf, die sich in langen Zeilen an der offenen Küste oder im inneren Winkel der Buchten erheben. Die Plankenhäuser sind bei allen Küstenstämmen verbreitet und zeigen von Süden nach Norden immer entwickeltere Formen. Im Süden, bei den Tschinuk und bis hinauf zum Pugetsund, gibt es ein noch fast gerüstloses Haus mit senkrecht gestellten Wandbrettern, einer schwachen Vertiefung im Innern und ohne jede Verzierung. Bei den Küstenselisch ist das Gerüst schon ausgebildet, die Wandplanken sind horizontal und schindelartig gelagert, und das Dach ist flach, mit leichter Neigung nach vorn. Von Vancouver nach Norden finden wir ein technisch höchst vollendetes Giebeldachhaus, in dem entweder (Kwakiutl-Nutka) eine erhöhte, mit besonderen kleinen Schlafhäuschen besetzte Erdbank an den Wänden herumläuft oder (Tsimschian-Haida-Tlingit) das vertiefte Innere um den zentralen Feuerplatz stufenförmig ansteigt (Taf. I, Fig. 12: Die Holzverkleidung der Vorderseite ist fortgenommen; die Tür bildet ein rundes, durch den Wappenpfahl führendes Loch). In allen diesen Fällen handelt es sich um Mehrfamilienhäuser. Bei den Kwakiutl-Nutka gab es auch Pfahlbauten; die Binnenselisch und die benachbarten Athapasken und Schahaptin wohnen in



a b

Abb. 28. Handmeißel zur Holzbearbeitung (a) und Bastklopfer aus Knochen (b). (1/4 n. Gr.) Kwakiutl und Nutka (Berliner Museum für Völkerkunde)

runden, erdbedeckten **Grubenhäusern** mit vier Zentralpfosten und Dachtür (Taf. I, Fig. 7). — Boot und Haus sind die glänzendsten Leistungen der hochentwickelten **Holzschnitzkunst**, die das hervorragende Merkmal der Nordwestkultur bildet.

Mit den einfachen Werkzeugen — Steinaxt und Steinhammer, deren Klingen auf dem krückenartig geformten Schaft festgebunden sind (vgl. Taf. III, Fig. 15, 16), Holz- oder Hirschhornkeilen, Meißeln (Abb. 28a), Steinschlägeln — weiß man Planken zu spalten und wahre Wunderwerke der Kunst und Technik aus dem Holze der Zeder hervorzuzaubern. Alles ist mit einer reichen, eigenartigen Ornamentik bedeckt, die auschließlich menschliche und tierische Motive (Biber, Bär, Schwertwal, Hai, Habicht, Adler, Rabe, Frosch usw.) verwertet und diese in einer ganz eigenartigen Form der Stilisierung wiedergibt: Bei jedem Tiere werden gewisse Hauptmerkmale hervorgehoben und stets wiederholt, mag sich auch die Darstellung sonst noch so sehr von der realistischen Treue entfernen. Bei der Dekoration von Flächen werden stets zwei Profilansichten gegeben, und zwar in der Weise, daß das Tier gewissermaßen auseinandergeschnitten auf die Fläche gebreitet wird. Hierbei kann das Bild des Tieres infolge der Neigung, alle Gelenke des Körpers durch augenartige Gebilde zu ersetzen, bis zur völligen Unkenntlichkeit in ein Gewirr von Augen und Gesichtern aufgelöst werden, wie Boas gezeigt hat. — Die Hauptleistung dieser Kunst sind die mächtigen Wappenpfähle, die vor der Front der Häuser stehen und auf der Außenseite einer halbierten Zeder eine Fülle in grotesker Weise miteinander verschlungener Tier- und Menschenfiguren zeigen (Taf. I, Fig. 12; Taf. VI, Fig. 5 ist ein kleinerer Pfahl, anscheinend eines Angehörigen des Schwertwalclans; zu unterst der Schwertwal mit der charakteristischen, hochaufragenden Rückenflosse, darüber der Ahnherr, dann der Bär, zu oberst der Kranich). Ähnlich verziert sind Wandpfosten im Innern des Hauses, ferner der ganze Hausrat: bemalte viereckige Deckelkisten mit zusammengebogenen und genähten Seitenwänden zur Aufnahme der Kleidung (Taf. VI, Fig. 3), aus-

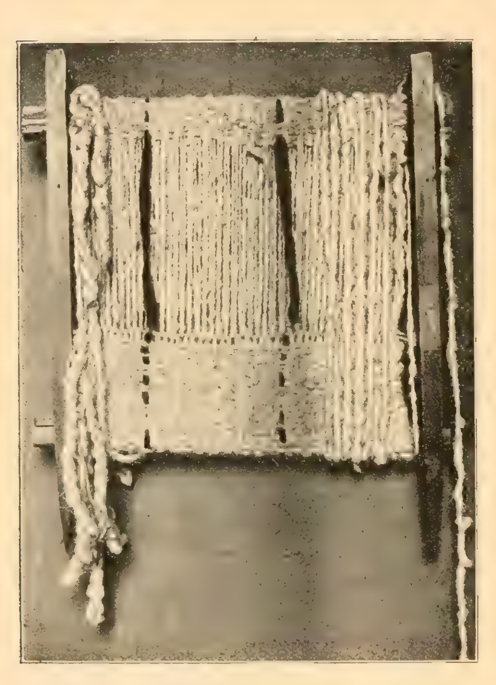


Abb. 29. Weberahmen für Bergschafwolle. (1/8 n. Gr. Küstenselisch)
(Berliner Museum für Völkerkunde)

gehöhlte Fettkufen, deren äußeren Umriß meist die Gestalt eines Tieres bildet (Taf. VI, Fig. 1), große Schöpflöffel, Angelhaken und Fischkeulen. Masken, Rasseln und Häuptlingsstäbe. Auch anderes Material versteht man in derselben kunstvollen Weise zu gestalten; das beweisen die viereckigen Eßnäpfe und kleinen Löffel mit zierlich geschnitztem Griff aus dem Horn der Bergziege (Taf. VI, Fig. 8) und die Tabakspfeifenköpfe aus schwarzem Schiefer, die wohl das Kunstvollste darstellen, was die Pfeifenindustrie unter den Naturvölkern überhaupt erzeugt hat (Taf. VI, Fig. 2).



Abb. 30. Häuptling der nördlichen Stämme (Tlingit, Haida, Tsimschian) in Festtracht
(Nach Niblack)

Die Zeder ist noch in anderer Weise nutzbar; ihr Bast liefert, mit breiten, flachen Knochenspateln losgelöst und mit viereckigen, gerieften Knochenschlägeln (Abb. 28 b) geklopft, das Material zu pelerinenartigen Schultermänteln und zum Tanzschmuck, der aus dicken Kopf- und Halsringen mit Zederbastbüscheln besteht; die Wurzeln und Zweige werden zu Körben und konischen, oben in einem schmalen Zylinder endenden Hüten (Taf. VI, Fig. 4) verflochten. Zederbast wurde auch in die prächtigen, mit reicher „Augenornamentik" bedeckten Tanzdecken aus Bergziegen- und Hundehaar (Taf. VI, Fig. 11) verwebt (vgl. auch Abb. 29). Diese gehörten nebst einer ähnlich verzierten Ärmeljacke, einem Kopfaufsatz (der auf der Vorderseite geschnitzt und mit Haliotismuscheln ausgelegt ist, eine Bekrönung von Bartborsten des Seelöwen und ein langes Rückengehänge aus Hermelinfellen besitzt), sowie hirschledernen Gamaschen mit rasselnden Papageienschnäbeln zum Zeremonialschmuck der Häuptlinge bei den nördlichen Stämmen (Tlingit, Haida und Tsimschian; Abb. 30). Die ursprüngliche Kleidung aus Pelzwerk (bei den Binnenselisch aus Büffel- oder Hirschleder) ist jetzt ganz durch europäische Wolldecken (blankets) verdrängt. Das wichtigste Schmuck-

material waren früher Dentaliumgehäuse und Haliotismuscheln (jetzt Glasperlen, Messingknöpfe usw.); die Frauen trugen einen ovalen Unterlippenpflock aus Holz. Manche Stämme (z. B. die Tschinuk, Kwakiutl) verunstalteten den Kindern auf brett- oder trogförmigen Wiegen in verschiedener Weise die Köpfe (vgl. Abb. 27). Merkwürdigerweise nahmen aber gerade die „Flathead“ genannten Binnenselisch diese Kopfabplattung nicht vor. Die Blüte der Stammesgewerbe — die Haida waren z. B. die besten Holzschnitzer, die Tschilkat (Tlingit) die besten Weber von Tanzdecken — und die Seetüchtigkeit der nicht selten mit Mattensegeln versehenen Kanus (Abb. 88, Fig. 3), mit denen man sich selbst über Meeresarme von der Breite des Queen-Charlotte-Sundes wagte, ließen einen lebhaften Handel entstehen, bei dem sich sogar schon Wertmesser eingebürgert hatten, nämlich Blankets und große ornamentierte Kupferplatten (Abb. 31); letztere waren mehr eine Art Renommiergeld, dessen Wert sich danach richtete, wie viele Decken der letzte Eigentümer dafür gezahlt erhalten hatte. Manche Küstenstämme, wie die Tschinuk und Tschilkat, maßten sich das Recht eines Alleinhandels mit den Stämmen des Inneren an. — Doch es wohnte auch ein kriegerischer Geist in diesen Nordweststämmen, und die ältere Zeit hat manche blutige Fehde gesehen.

Die Angriffswaffen waren kupferne oder stählerne Dolche, deren Griff mit Hirsch- oder Elchleder umwickelt ist (Taf. II, Fig. 22, 23) und die die Athapasken teilweise von den Nordwestamerikanern entlehnt haben, ferner große Lanzen, Bögen und Pfeile (Taf. II, Fig. 8, 10), schwertartige Stein- und Knochenkeulen (letztere [Taf. II, Fig. 26] bei den Nutka und Selisch). Zu besonderen Schutzwaffen haben es die Tlingit und Haida gebracht; sie besaßen neben Lederkollern (Taf. II, Fig. 2) Panzer aus zusammengenähten senkrechten Holzlatten (Taf. II. Fig. 3) und Holzhelme (Taf. II. Fig. 1) mit maskenartigem Gesichtsschutz. Binnenselisch und Tschinuk hatten Stäbchenpanzer (vgl. Kalifornien). Kriegsgefangene wurden zu Sklaven gemacht, und oft unternahm man Kriegszüge zu dem ausgesprochenen Zweck, Sklaven zu erbeuten. Sie und ihre Nachkommenschaft bildeten bei allen Stämmen der Nordwestküste, vor allem aber bei den Tlingit, Nutka und Tschinuk, einen sehr wesentlichen Teil der Bevölkerung. Sie wurden im allgemeinen gut behandelt und halfen ihren Herren beim Rudern, Fischen und Jagen, waren aber sonst Handelsware und liefen allezeit Gefahr, bei Festen und sonstigen besonderen Anlässen getötet zu werden.

Der Zusammenfluß beträchtlicher Reichtümer an Decken, Kupferplatten und Sklaven in den Händen einzelner infolge glücklicher Handels- und Kriegszüge hat zu einer schroff ausgebildeten sozialen Schichtung (Adel, Mittelstand, Hörige, außerdem Sklaven) geführt.

Adel und Häuptlingstum erwuchsen auf rein plutokratischer Basis. Aufhäufen von Besitz verschaffte Ansehen, doch nicht so sehr der Besitz selbst, als vielmehr die Möglichkeit, bei besonderen Gelegenheiten (Hausbau, Errichtung eines Wappenpfahls, Aufnahme in einen Geheimbund) große Feste (sog. Potlatsch) zu geben und bei diesen Festen durch unerhörte Freigebigkeit zu glänzen. Man suchte sich hierin gegenseitig zu überbieten und ging sogar bis zum unsinnigen Verschleudern und Vernichten des Besitzes, indem man die wertvollen Kupferplatten zerschlug und die Sklaven hinschlachtete (vgl. die Holzstatue Taf. VI, Fig. 6, die ein solches Ereignis verherrlicht). Dem letztgenannten Zwecke dienten besondere, hackenartige Keulen; sie bestanden aus einer Elchgeweihstange, in deren abstehenden Ast am vorderen Ende eine scharfe Steinspitze eingelassen war (Taf. II, Fig. 27), oder aus hölzernen Kopfbrechern mit querstehenden Knochen-, Stein- oder Stahlklingen (vgl. Abb. 32, Fig. 3). Daneben gab es auch kurze, plumpe Steindolche, die denselben Dienst verrichteten (Taf. II, Fig. 25). — Den Binnenselisch fehlte ein ausgeprägtes Ständewesen.



Abb. 31. Ornamentierte Kupferplatte (Renommiergeld). ($^1/_{10}$ n. Gr.) Haida (Berliner Museum für Völkerkunde)

Der Gegensatz zwischen Norden und Süden, der bei aller Einheitlichkeit der nordwestamerikanischen Kultur schon im materiellen Kulturbesitze hervortritt — Holzschnitzkunst, Haus- und Kanubau, der nach strengen Gesetzen geregelte Kunststil haben bei den Nordstämmen (Tlingit, Haida, Tsimschian) ihre Hauptausbildung erfahren —, führt zu einer direkten Scheidung auf sozialem Gebiete. Der Norden (einschließlich der Heiltsuk) ist das Gebiet des Clan- und Totemwesens.

Jeder Stamm zerfällt in eine Reihe von mutterrechtlichen Gentes oder Clanen, die sich auf zwei bis vier Phratrien (meist zwei, „Rabe“ und „Adler“ bzw. „Wolf“) verteilen. Jeder Clan hat sein Totemtier, dessen Erlangung einem Abenteuer des sagenhaften Ahnherrn zugeschrieben wird. Das Totemtier tatauiert man sich auf den Körper und bildet man auf allen möglichen Gebrauchsgegenständen ab; die großen Wappenpfähle (totem-posts) zeigen den Ahnherrn in Verbindung mit allerhand Wappentieren, die sich meist aus der Clanlegende

erklären (vgl. Taf. I. Fig. 12, und Taf. VI. Fig. 5). Eine dramatische Vorführung dieser Legende sind die Maskentänze. Gleiche Totemtiere begründen, trotzdem sie selbst nicht als Clanahnen gelten, eine eingebildete Verwandtschaft zwischen allen Individuen, die sie besitzen, mögen sie selbst verschiedenen Stämmen angehören; dies hat zur streng durchgeführten Exogamie innerhalb der einzelnen Clane geführt.

Den Selischstämmen, Tschinuk und Kutenä ist dagegen das Clan- und Wappenwesen ursprünglich fremd. Die „Zelle“ ihres Gesellschaftsverbandes ist die endogame Dorfgenossenschaft mit Vaterfolge und schwachentwickeltem oder ganz fehlendem Totemismus. Sie war auch bei den Kwakiutl ursprünglich die Grundlage; doch haben sich diese lokalen Verbände bei ihnen infolge andauernder Berührung mit den Nordstämmen in Clane umgewandelt; die ursprüngliche Vaterfolge ist mutterrechtlichen Einrichtungen angepaßt worden, insofern als man durch Einheirat Wappen und Privilegien des Clans der Frau zu den eigenen hinzu erwerben kann. Hierbei wird die Frau gekauft, während sich bei den übrigen Nordweststämmen die beiden Parteien beim Eheschluß gegenseitig beschenken. — Zugleich läuft bei den Kwakiutl, mit denen sich besonders eingehend Boas beschäftigt hat, neben der Gentilverfassung eine Gruppierung nach Geheimbünden her, durch die während des Winters sogar die Claneinteilung vollständig aufgehoben wird. Von den Kwakiutl aus haben sich die Geheimbünde wiederum zu den nördlichen Stämmen verbreitet, sind aber hier (z. B. bei den Bilchula) dem Clansystem angepaßt worden.

Außer dem ganz farblosen Wappentier verfügt nämlich jeder Clan über eine Reihe lebendig-wirksamer, persönlicher Schutzgeister, die jeder Clanangehörige durch Visionen infolge von Fasten, einsamem Leben usw. erlangen kann. Diese Schutzgeister sind Dämonen, die ihren Schützlingen verschiedene Gaben (Unverwundbarkeit, Fähigkeit, Menschenfleisch zu essen, zu fliegen usw.) verleihen. Unter ihrer Führung gruppiert sich nun im Winter der ganze Stamm in eine Reihe von Geheimbünden, deren jeder aus Leuten besteht, die die gleiche Vision gehabt haben, und bestimmte Tänze, Masken und Abzeichen sein Eigen nennt. Die stattliche Zahl der Bünde erklärt sich daraus, daß eine ganze Reihe auf friedlichem oder feindlichem Wege, d. h. durch Beerbung infolge Einheiratens (s. o.) oder Tötung eines Geheimbundmitgliedes, von Nachbarstämmen (besonders den Heiltsuk), entlehnt worden ist; vielleicht haben überhaupt die Bünde, wie Boas meint, in alter Zeit in engem Zusammenhange mit kriegerischen Aktionen gestanden, worauf auch der Inhalt der alten Gesänge, die wilden und blutigen Riten hindeuten. — Als der vornehmste gilt der Bund der Hamatsa (Hametzen), dessen Mitglieder kannibalische Gewohnheiten haben. Die Bünde führen große Tanzfeste auf: maskierte Personen stellen dabei die Erlangung des Schutzgeistes dramatisch dar. Im Mittelpunkt des Ganzen steht ein Maskentanz, in dem die



Abb. 32. Tanzausrüstung eines Mitgliedes des Nutlmatl-Bundes, der im Gefolge der Hamatsa erscheint und sie gegen Insulten beschützt. Fig. 1 u. 2 Lanzen, Fig. 3 Streitaxt, mit denen diese Tänzer vorwitzige Zuschauer attackieren, in früherer Zeit sogar töteten; Fig. 4 u. 5 Masken, die besonders an der merkwürdigen Gestalt der Nase kenntlich sind. ($^1/_{10}$ n. Gr.) Kwakiutl

(Originale im Berliner Völkerkundemuseum)

Herbeilockung eines neugeweihten Hamatsa aus dem Walde, wo der Dämon von ihm Besitz ergriffen hat, dramatisch vorgeführt wird. Hierbei wirken sämtliche Bünde mit, und die mit phantastischen Holzmasken ausgeputzten Mitglieder eines jeden befleißigen sich, die ihnen zuteil gewordenen Fähigkeiten in höchst geschickten Clown-, Gaukel- und Taschenspielerkünsten zur Geltung zu bringen. So benehmen sich die Mitglieder des Nutlmatl-Bundes (vgl. Abb. 32) wie Tolle, necken und belästigen die Zuschauer. Die Tochuit-Tänzer operieren mit einer beweglichen Attrappe, die die fabelhafte Schlange Sisiutl darstellt, sie lassen sich scheinbar enthaupten oder verbrennen usw. Die Hámshamtse-Tänzer, die vor der Entlehnung der Hamatsa-Riten von den Heiltsuk einen der wichtigsten Bünde der Kwakiutl bildeten, wahrscheinlich überhaupt die Stelle der Hamatsa vertraten, tragen Klappmasken (Abb. 33).



Abb. 33. Hölzerne Klappmaske. ($^1/_{10}$ n. Gr.) Kwakiutl
(Berliner Museum für Völkerkunde)

Von einer eigentlichen Verehrung der Geheimbunddämonen ist nicht die Rede; die Religion hat mit diesem Geheimbundwesen wenig zu tun. Der Seelen- und Zauberglaube bewegt sich in denselben Bahnen wie bei den übrigen amerikanischen Stämmen. Als Ursache von Krankheiten sieht man den Seelenraub an; daher bemüht sich der Schamane vor allem, die Seele wieder einzufangen.

Bei den Tlingit und Haida gelingt es ihm, sie in einen hohlen, geschnitzten Knochen einzuschließen und dann wieder in den Kopf des Patienten einzusetzen. Bei den Binnenselisch sind dazu Unterweltsfahrten des Schamanen notwendig. Der Schuschwap-Schamane führt mimisch einen erbitterten Kampf um die Seele auf; bei den Dwamisch wird aus bemalten Brettchen ein Bootsumriß abgesteckt, in dem die Schamanen scheinbar die Fahrt in die Unterwelt antreten. Der Schamane der Nordstämme erbte gewöhnlich sein Amt vom Oheim (Mutterbruder), konnte es aber erst antreten, nachdem er im Trancezustand seine Weihe durch den Schutzgeist erhalten hatte. Seine Geräte waren Rasseln (Taf. VI, Fig. 7; außer Holzrasseln auch Reifen mit rasselnden Seepapageienschnäbeln), Reifentrommeln und Masken; eine Form der Maske, die hinter einem aufklappbaren Tierkopf ein Menschengesicht zeigt (Abb. 33), beruht ursprünglich wohl auf dem Glauben an einen geisterhaften Doppelgänger menschlicher Gestalt, den jedes Tier besitzt (vgl. den Inua der Eskimo, S. 89).

Die Beseelung der Naturerscheinungen hat sich nur bei den Bilchula zu einem richtigen Pantheon entwickelt, an dessen Spitze die Göttin Qamaits und der Sonnengott Sench stehen. Der Mythus vom Donnervogel (vgl. oben S. 122) ist auch hier verbreitet; nach dem Glauben der Binnenselisch schießt er mit seinen Flügeln Pfeile ab, deren Spitzen man nachher auf der Erde findet („Donnerkeile“). Allgemein begegnen wir der Sage von Kulturheroen. Im Norden (Tlingit, Tsimschian, Bilchula) vertritt ihn der Rabe Yelch (Yetl), der die Sonne aus dem Kasten des Himmelskönigs stiehlt und den Menschen bringt, nachdem er sich in Gestalt einer Fichtennadel von dessen Tochter in übernatürlicher Weise hat empfangen und gebären lassen. Er spielt überhaupt, wie im Süden der Nerz, die Rolle des listenreichen, verschlagenen Tierhelden — des Reinecke Fuchs der deutschen Sagen —, der z. B. auch dem Adler Kanuk das Wasser fortnimmt und daraus Seen und Flüsse macht und den Hirsch oder Biber veranlaßt, das Feuer mittels eines Stückes harzigen Holzes, das er ihm an den Schwanz bindet, zu holen. Bei den Kwakiutl und Küstenselisch ist der Kulturheros (Kanigyilak, Kumsnootl) dagegen ein Mensch, der große Wanderer, der die Menschen aus dem Bauche eines Ungeheuers, das sie verschlungen hat, befreit, Berge und Flüsse schaffend über die Erde dahinzieht und die Halbtiere der Vorwelt in wirkliche Tiere und Menschen scheidet.

f) Die Völker Oregons und Kaliforniens

Die reiche Gliederung der Nordwestküste schließt zwar mit dem Columbiaflusse ab, doch sind Völker der Nordwestprovinz (Selisch) noch etwas weiter südlich verbreitet. Zwei Breitengrade südlich von der Mündung des Flusses kann man etwa die Nordgrenze der kalifornischen Kulturprovinz annehmen, die den Küstenstrich bis zu den Sta.-Barbara-Inseln und das große Längstal zwischen Küstenkordillere einerseits, Kaskadengebirge und Sierra Nevada andererseits umfaßt. Die zahlreichen, früher für sprachlich isoliert gehaltenen Völkchen dieser Provinz gehören wahrscheinlich einigen wenigen, größeren Sprachgruppen an.

So lassen sich die Maidu und Wintun, Miwok und Yokuts zu einer Zentralgruppe zusammenfassen, die das ganze Längstal erfüllt; nur ein Zweig (die Kostano) saß einst an der Küste südlich der Bai von San Francisco. Im Nordwesten lagert sich eine andere Gruppe sprachverwandter Stämme

(Schasta, Karok, Pomo) bogenförmig um die Zentralgruppe; sie ist durch eindringende Athapasken (u. a. die Hupa) auseinandergesprengt worden. Dasselbe gilt von den Nachbarn der Karok, den Yurok, die vielleicht einen äußersten, bis an den Pazifischen Ozean gelangten Ausläufer der großen Algonkin-Familie darstellen. Der seenreiche Nordosten des Gebietes wird von den sprachverwandten Klamath und Modok eingenommen, der Küstenstrich im Südwesten mit den davor gelagerten Sta.-Barbara-Inseln von den Salinas und Tschumaschen, die ebenfalls eine Gruppe bilden. Der ganze Südosten ist von Schoschonenstämmen besetzt, die sich erst in neuerer Zeit aus dem Great Basin bis an die Küste zwischen Tschumaschen und Yuma geschoben hatten und in der Richtung auf den Tularesee (im Gebiet des Kern-River) in tatkräftigem Vordringen gegen Zentralkalifornien waren. An der Küste sind sie (wie die Yuma) schon frühzeitig (seit 1769) in den Bereich der spanischen Missionen S. Diego, S. Luis und Los Ángeles geraten und haben die Bodenkultur übernommen.

Mit Ausnahme dieser „Missionsindianer“ und zweier „Kontaktzonen“ (s. Einleitung) im Nordosten und Südosten ist das Kulturbild der kalifornischen Stämme ziemlich einheitlich. Doch dürfen nicht jene Fremdvölker übersehen werden, die zahlreiche Elemente nordwestamerikanischer Fischerkultur nach Kalifornien gebracht haben. Dazu gehören im Nordwesten die Hupa, durch welche die Karok, Yurok und Schasta kulturell stark beeinflußt und so typisch nordwestamerikanische Dinge wie der Einbaum, das viereckige Plankenhaus und der Stäbchenpanzer in Kalifornien eingeführt wurden (der letztere kommt auch bei den Klamath, Schasta und Maidu vor, vgl. Taf. II, Fig. 4); noch mehr aber im Südwesten die 1853 ausgestorbenen Tschumaschen, die mit ihren Harpunen, ihrer Hochseefischerei, ihren seetüchtigen Booten mit Plankenaufsatz, ihrer Neigung zu Krieg und Handel, ihrer festen Stammesverfassung mit despotischen Häuptlingen und ihren buntbemalten „Totempfählen“ ganz aus ihrer Umgebung herausfallen und offenbar ein weit nach Süden verschlagenes Volk des nordwestamerikanischen Kulturkreises darstellen (Friederici). Ihr Einfluß ist noch bei den Yokuts zu spüren.

Die Kultur der Kalifornier steht im allgemeinen auf einer niedrigen Stufe, doch sind, wie Krause in einem jüngst erschienenen Buche über diesen Gegenstand ausgeführt hat, die primitiven Züge in einer ganz merkwürdigen Weise „intensiviert“ und nach einer bestimmten Richtung hin entwickelt worden. Das gilt zunächst von ihrer Sammelwirtschaft. Es ist eine höchst bemerkenswerte Tatsache, daß Völker in einem mit allen Gaben der Natur gesegneten Lande, aus dem die Amerikaner seit 1848 einen „Garten Gottes“ gemacht haben, auf dieser niedrigen Wirtschaftsstufe stehengeblieben sind, ohne je den Schritt zum Anbau zu tun. Allerdings wird wohl nirgends auf der Erde das Sammeln pflanzlicher Nahrungsmittel so intensiv betrieben wie hier. Hauptnahrungsmittel sind Eicheln; daneben kommen Nüsse von Pinus Sabiniana, Früchte

der Roßkastanie, Beeren des Manzanitastrauchs, Samen von Grasarten, wildem Hafer, Ranunculus und Sonnenrosen, Wurzeln von Camassia esculenta und Lilienzwiebeln in Betracht. In den Seengebieten des Nordostens fischen noch heute die Klamath und Modok die auf dem Wasser schwimmenden reifen Samen der Seerose (Wokas) auf, und in den meilenweiten Grasfluren des großen Längstales wurde der Klee frisch vom Stengel weg gegessen, wobei die Wintunkinder auf allen vieren, wie das Vieh auf der Weide, in den Kleefeldern herumkrochen.



Abb. 34. Steinkochen in Körben. Kalifornien
(Frei nach einer von Holmes veröffentlichten Zeichnung)

Die Eicheln werden mit Stangen vom Baum geschlagen, die Grassamen mit dem „Samenschläger“, einer Art Kelle aus Korbgeflecht, abgestreift, die Wurzeln mit dem Grabstock (der im Süden in alter Zeit einen ringförmigen Beschwerstein trug) aus der Erde gehoben. Die Zubereitung der Früchte ist ein verwickelter Prozeß. Die Eicheln werden auf einem Stein enthülst, die Samen in einem Korb ausgedroschen; dann röstet man sie mit glühenden Holzkloben in Korbschalen, zerstampft sie auf flachen Steinen oder anstehenden Felsplatten, denen ein Korb ohne Boden als Rand mittels Asphaltes aufgeleimt wird (Steinmörser gab es in vorgeschichtlicher Zeit), und bereitet nun aus diesem Mehl, das zuvor noch in flachen Sandvertiefungen durch Auslaugen mit heißem Wasser von Bitterstoffen befreit wird, Brei, Brot oder Kuchen. Zur Herstellung des Breies wird, wie sonst in Amerika (S. 116, 126), das „Steinkochen“ (hier in Korbschalen) angewandt (Abb. 34); Brotlaibe werden, in Blätter gewickelt, in heißer Asche oder Erdöfen gebacken und flache Kuchen dadurch erzielt, daß man den Brei auf sonnenerhitzte Felsplatten gießt (Hupa). Ein weinartiges Getränk gewinnt man aus Manzanitabeeren und Zucker aus dem Saft der Zuckerföhre (vgl. den Ahornzucker im Osten, S. 101).

Wenn auch die Herstellung von Mehl und Brei, Brot und Kuchen auf den ersten Blick sehr an die Art der Nahrungszubereitung, wie sie in der Maisbaukultur des Südens und Ostens im Schwange ist, erinnert, so sind doch, wie Krause ausführt, die in Kalifornien angewandten Methoden (Zerstampfen, Steinkochen,

Backen in Erdöfen) andere und weisen auf die nördliche Jägerkultur hin, wo ja auch das Sammeln, freilich in viel geringerem Maße als in dem reich gesegneten Kalifornien, betrieben wurde (S. 93, 100). Im Jägertum ist die ganze sonstige Kultur der Kalifornier tief verankert. An Hirschen und Elchen, allerlei Kleinwild und zahlreichen Land- und Wasservögeln waren die weiten Grasfluren mit ihren parkartig eingestreuten Eichenwäldern im großen Längstale, die Koniferenwälder mit ihren riesigen Sequoien im Gebirge und die breiten Rohrsümpfe an den Flüssen einst überreich. Auch hier ist das Beschleichen der Herde durch verkleidete Jäger, die Hetzjagd gegen aufgestellte Schützen, das Einkreisen mit Feuer, das Treiben zwischen zusammenlaufende Zäune üblich, wie bei den anderen nordamerikanischen Jägervölkern. Schlingen gebrauchen die Maidu zur Wachteljagd, und Netze werden besonders gegen Wasservögel angewandt. Hauptwaffe ist der flache Bogen, der auf der Vorderseite einen Überzug aus Sehnenfaserleim trägt (Taf. II, Fig. 6), mit kurzen Pfeilen, die eine Steinspitze haben (Taf. II, Fig. 7); daneben (bei den Südkaliforniern) auch ein gebogener Wurfstock und in alter Zeit auf den Sta.-Barbara-Inseln eine merkwürdig kurze Speerschleuder (Taf. II, Fig. 21). Die Lachsfischerei in den Küstenflüssen tritt stärker im Nordwesten hervor, wo nordwestamerikanische Einflüsse vorwalten. Die Flüsse werden mit Zaunwehren abgesperrt, oder der Fischer harpuniert den Lachs von einer im Wasser errichteten Plattform aus. Netze, Haken- und Stäbchenangeln sind gleichfalls bekannt und werden auch gegen andere Fische (Aale, Forellen) angewandt. Im Nordwesten (bis zum Kap Mendocino) und bei den Klamath und Modok tritt auch der Einbaum auf, während sonst überall



Abb. 35. Hupa-Frau in alter Tracht
(Nach Powers)

ein einfaches Floß aus Binsen- oder Rohrbündeln als Fahrzeug auf Flüssen, Seen und Küstengewässern dient. Auf sumpfigem Gelände benutzen die Klamath einen Sumpfschuh, der als letzter Ausläufer des nordischen Schneeschuhs aus einem Reifen besteht, der mit einem Netzwerk von Riemen versehen ist.

Auch der Hausbau weist viele Beziehungen zum Norden auf, die sich vor allem in der Versenkung und Erdbedeckung der Hütten äußern.

Die jüngste Form ist das rechteckige Bretter- oder Rindenplattenhaus mit Giebeldach und versenktem Innenraum, das bei den Hupa und ihren Nachbarn üblich und zweifellos ein Ableger des nordwestamerikanischen Plankenhauses ist. Bei den meisten übrigen waltet der Rundbau vor; im nördlichen Teil des Küstengebirges (Pomo usw.) herrscht ein kegelförmiges Zelt mit Rindenplattenbedeckung und Gangtür (Taf. I, Fig. 10), bei den Miwok eine Kegeldachhütte mit Wänden aus senkrecht gestellten Brettern und einem Dach aus Holzschindeln, im großen Längstal ein rundes, versenktes Erdhaus mit Dachtür und endlich an der kalifornischen Küste südlich von der Bai von San Francisco der vielleicht älteste kalifornische Haustypus, eine Kuppelhütte aus zusammengebogenen Stangen mit Gras- oder Binsenbedeckung. Die furchtbare Erdflohplage zwang die Bewohner der zuletzt genannten Häuser, sie alle Frühjahre niederzubrennen. Eine große Verbreitung haben die Schwitzhäuser, die vielfach gleichzeitig als Versammlungsräume dienen.

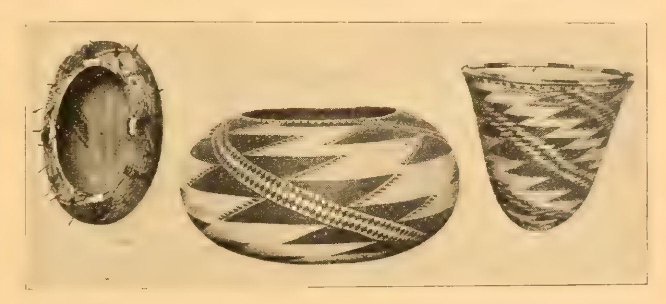


Abb. 36. Körbe der Pomo. Links ein Korb mit eingeflochtenen Federchen und Muschelscheibchen; der kegelförmige Korb rechts ist ein Tragkorb. ($^1/_{14}$ n. Gr.)
(Berliner Museum für Völkerkunde)

Wenig beeinflußt von nördlichen Formen ist die Tracht. Oberkörper und Beine bleiben meist unbekleidet; um die Hüften legt der Mann ein Hirschfell, die Frau einen Gürtel aus Rehleder, an dem vorn und hinten ein Schurz aus Gras, zerfaserter Rinde oder Fellstreifen befestigt wird. Bei den Nordweststämmen (Hupa usw.) flechten die Frauen die Haare in zwei Zöpfe, bedecken den Kopf mit einer Kappe aus Korbgeflecht und legen um die Hüften einen Rock aus Hirschleder, der vorn offen ist und darunter den Schurz

aus Lederfransen mit aufgereihten Fruchtschalen hervorblicken läßt (Abb. 35). Hübsch und geschmackvoll sind die großen Mäntel, die durch Ineinanderflechten zusammengedrehter Fell- oder Vogelbalgstreifen hergestellt werden und auf beiden Seiten einen weichen Pelz zeigen; sie sind zugleich die hervorragendste Leistung der kalifornischen Technik neben der außerordentlich hoch entwickelten Flechtkunst, in der die Kalifornier alle anderen Indianer weit hinter sich lassen, und neben der Feder-, Muschel- und Steinbearbeitung, durch die sich die Kalifornier gleichfalls weit über die Stufe eines niedrigen Sammler- und Jägertums erhoben haben.

Die Flechtkunst erzeugt Körbe in allen Größen, Formen und Techniken (meist in einer entwickelten Spiralwulsttechnik); sie sind mit farbigen Mustern verziert, die bestimmte Namen tragen (Abb. 36), und (bei den Pomo) mit einem bunten Federpelz überzogen. Die breiten ledernen Zeremonialkopfbinden der Nordwestkalifornier zeigen eine regelrechte Mosaik aus Streifen weißen Hirschfells, metallisch grünen Entenbälgen und scharlachroten Spechtkopfhäuten, während die Zentralkalifornier Stirnbinden aus den Schwanzfedern des Goldspechtes mit flatternden Enden, Federkronen, -büsche und -stäbe (gewöhnlich in Verbindung mit einem geflochtenen Haarnetz, Abb. 38), sowie Mäntel aus Adler- oder Falkenfedern, die in ein Netzgeflecht eingeknüpft sind, als Festputz tragen. Neben dem Feder- war der Muschelschmuck weit verbreitet. Meist werden runde, weiße Scheibchen aus Muschelschale (Saxidomus in Zentralkalifornien, Olivella in Südkalifornien) geschliffen; in Nordwestkalifornien benutzt man — wie in Nordwestamerika — die ganzen Gehäuse der Dentalium- und viereckige Stücke aus der in allen Farben des Regenbogens schillernden Haliotisschnecke. Die oft viele Meter langen Stränge aus Muschelscheibchen oder Dentaliumgehäusen sind Wertmesser, die bei Spielen und Festen, Brautwerbung und Adoption, Totenfeiern und Friedensschluß, kurz bei jedem wichtigen Ereignis im Leben des Kaliforniers, eine große Rolle spielen; daneben gibt es noch andere Sorten „Geld“, wie die sauber polierten Zylinder aus Magnesit oder Dolomit bei den Pomo und die Kopfbälge des Rotkopfspechtes bei den Hupa. Die Bälge werden in kleinen, hübsch geschnitzten Elchhornschachteln aufbewahrt (Abb. 37). Da die Töpferei vollkommen fehlt, werden neben Elchhorn auch Muschelschale und Holz zu allerhand Behältern und Löffeln verarbeitet. Eine ziemliche Höhe hat auch die Technik der Steinbearbeitung erreicht. Obsidian, der vom Mount Shasta herkommt, Feuerstein und Jaspis geben den Stoff zu Lanzen- und Pfeilspitzen, Messern und Dolchen. Die letzteren wurden durch herumgewickelte Fellstreifen oder Holz- und Knochengriffe geschäftet. Die Nordwestkalifornier besitzen große blattförmige Klingen aus Obsidian, die eine Art „Schatzgeld“ sind und nur bei hohen Festen zum Vorschein kommen. Wahrscheinlich dienten sie ehedem als wirkliche Waffen, wie die großen Stahldolche der Nordwestamerikaner.

Die gesellschaftliche Verfassung der Kalifornier, deren Aufhellung wir Krause verdanken, ist durch das völlige Fehlen des Gentilwesens, die schwache Ausbildung des Häuptlingstums und das

Zurücktreten der Stammesorganisation gekennzeichnet. Die Grundlage bildet überall die vaterrechtliche Familie, die zugleich Blut-, Wohn-, Besitz- und Kultgemeinschaft ist, und als höhere Einheit, wie weiter

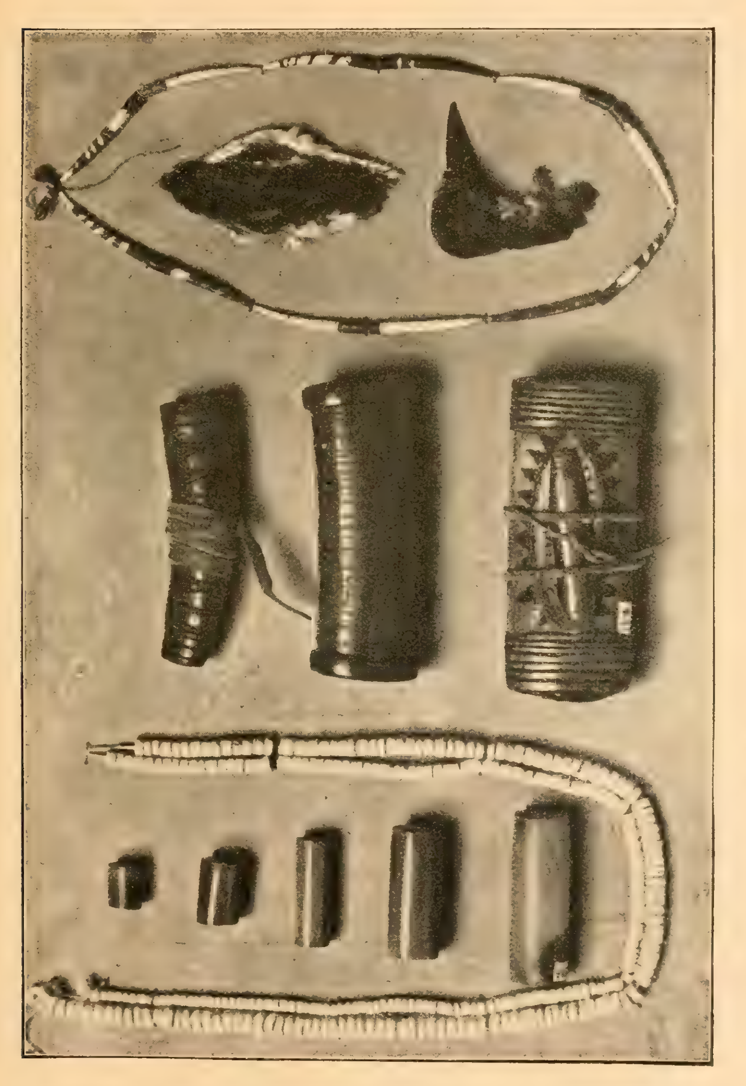


Abb. 37. Schmuckgeld der Hupa, Maidu und Pomo. Links Saxidomusperlen und Dolomitzylinder, rechts Dentaliumgehäuse und Spechtkopfhäute, in der Mitte „Portemonnaies" aus Elchhorn. (Etwa $^1/_3$ n. Gr.)
(Berliner Museum für Völkerkunde)

nördlich (S. 132), die endogame Dorfgenossenschaft. Jede Familie hat ein Anrecht auf bestimmte Jagd-, Fisch- und Sammelgründe, die durch Grenzmarken gekennzeichnet werden. An der Spitze des Dorfes steht der Rat der Familienhäupter, bei den Pomo, Maidu,

Miwok u. a. auch ein erblicher oder gewählter Häuptling mit geringen Machtbefugnissen. Ausschlaggebend für seine Wahl ist eine gewisse Wohlhabenheit, die ihn instandsetzt, Gäste zu bewirten und in Zeiten der Not das ganze Dorf zu beköstigen. Neben ihm gibt es gewöhnlich noch einen Leiter der Zeremonien und einen Anführer im Kriege. Als Ansatz zu höheren staatlichen Gebilden ist der Zusammenschluß mehrerer Dörfer zu betrachten, der bei den Nordwestkaliforniern, Schasta und Pomo aus religiösen Gründen (zur gemeinsamen Feier von Festen) erfolgt; eine eigentliche feste Stammesverfassung mit starkem Häuptlingstum besaßen aber nur die Tschumaschen und Yokuts (s. o.).

Wenn das sommerliche Jagd- und Sammelleben vorüber ist, bezieht der Stamm wieder seine festen Winterdörfer, um von den aufgespeicherten Vorräten zu leben. Dann finden die Feste statt, gewöhnlich in besonderen Versammlungshäusern, die größer als die Wohnhütten sind und im Nordwesten aus viereckigen, im übrigen Gebiet aus runden, überdachten Grubenhäusern bestehen. In ihnen wohnen die Männer bei den Nordwestkaliforniern (Hupa, Karok, Schasta) den ganzen Winter über, getrennt von ihren Familien. Die übrigen Stämme besitzen einen Männerbund, der alle Männer des Dorfes umfaßt und noch ausgesprochen den Zweck verfolgt, die Weiber einzuschüchtern, die auch nicht die Zeremonialhütte betreten dürfen. Die Bünde suchen durch ihre Tänze, bei denen die Mitglieder lediglich durch umgelegte Felle oder bezeichnenden Federschmuck (Abb. 38) und durch Bewegungen, nicht aber durch Masken, bestimmte Tiere oder Totengeister andeuten, vor allem Zauberwirkungen auszulösen, durch die die Abwehr böser Einflüsse und die Beeinflussung der Tier- und Pflanzenwelt (besonders ihre magische Vermehrung) erzielt werden soll.

Beim „Ententanz“ der Maidu tragen die Teilnehmer eine ganz mit Daunen bedeckte Netzkappe auf dem Kopfe und ahmen das Geschnatter der Enten nach; beim „Eicheltanz“ wird die ganze Eichelernte mimisch vorgeführt, beim „Spechtstanz“ das hurtige Erklettern der Bäume durch den Specht. Die beiden Haupttänze der Nordwestkalifornier sind der „weiße Hirschtanz“ im Sommer, bei dem Stammesheiligtümer darstellende weiße Hirschfelle und große Obsidianmesser (s. o.) feierlich vorgeführt werden, und der „Springtanz“ im Herbst, zu dem sich die Tänzer mit den (S. 140) erwähnten breiten Stirnbinden schmücken. — Federstäbe (Yokoli) werden bei den Maidu ähnlich wie bei den Pueblos als Gaben dargebracht oder dienen dazu, einen heiligen Ort als solchen zu kennzeichnen. Unter den Musikinstrumenten treten neben Doppelflöten aus den Knochen des wilden Schwans besonders Rasseln aus den Kokons des

Attacus californicus hervor; beide sind bei den Maidu Hauptgeräte des Schamanen.

Die Totenseelen werden sehr gefürchtet; man sucht mit allen Mitteln jede Erinnerung an den Toten durch Verbrennen seines Hauses, Zerstören seines Eigentums, Vermeiden der Nennung seines Namens auszulöschen und verbrennt bei der großen jährlichen Totenfeier eine Menge Gaben (Kleidung, Schmuck, Geräte,



Abb. 38. Tanzkopfputz kalifornischer Stämme, wie er 1816 in der Gegend des heutigen S. Francisco getragen wurde. Links die beiden Arten der Befestigung des Spechtfederbandes
(Nach Choris)

Nahrung), um sie dem Toten ins Jenseits nachzusenden. Im Kultus ist die Ausbildung eines festen Rituals und eines Symbolismus — Dinge, die so kennzeichnend für amerikanische Völker sind — noch kaum zu spüren; bei den Nordwestkaliforniern überwiegt die Rezitation der heiligen Formel, deren Kenntnis schon genügt, um das Priesteramt auszuüben, alle anderen Kulthandlungen. Die Mythologie zeichnet sich vor den meisten anderen nordamerikanischen Mythologien durch den Glauben an einen höchsten Gott und eine Weltschöpfung aus, während Wandersagen und Fabeln von mythischen Ahnherren ganz fehlen.

Ein höchstes Wesen ist der im Himmel thronende Kareya der Karok. Yimantuwingyai, der Kulturheros der Hupa, wohnt jenseits des Ozeans und hat der Erde ihre jetzige Gestalt gegeben. Am folgerichtigsten aufgebaut ist die Mythologie der Maidu, die in einer fortlaufenden Folge von Ereignissen, durch die sich wie ein rotes Band der Gegensatz zwischen dem Schöpfergotte Kodoyanpe und seinem Widersacher, dem listigen Koyoten, zieht, von der Schöpfung der Welt bis zum Erscheinen der Menschen hinüberleitet. Am Anfang der Dinge war das unbegrenzte Urmeer, auf das sich der Schöpfergott vom Himmel herabläßt; die Menschen entstehen aus kleinen Holzfiguren. Der Kulturheros Oankoitupeh gewinnt im Ratespiel mit Knochenstäbchen, dem die Maidu noch heute mit Leidenschaft nachhängen, die Menschheit zurück, die sein Großvater dereinst an seinen Rivalen verspielt hatte.

g) Die Puebloindianer

Die Hochebenen Neumexicos, Arizonas, Colorados und des südlichen Utah sind und waren schon in alter Zeit die Sitze einer ackerbauenden Bevölkerung mit eigenartiger, sehr einheitlicher Kultur, deren Träger heute vier verschiedenen Sprachfamilien angehören und im ganzen sechsundzwanzig „Pueblos“ (Dörfer) bewohnen.

Der Schoschonenstamm der Hopi (Hopitu schinumu = friedliche Leute; Moki ist ein anderer Name fremden Ursprungs) bewohnt in Arizona gegenwärtig sechs Pueblos, die sich auf drei „Mesas“ (isolierten kleinen Plateaus) erheben und deren bedeutendster heutzutage Oraibi ist. Das endgültige Hinaufsiedeln auf die Mesas ist erst in geschichtlicher Zeit (Ende des siebzehnten Jahrhunderts) erfolgt, als sich die Angriffe der wilden Nomadenstämme (s. u.) mehrten und ein Eroberungszug der Spanier zu befürchten war; ursprünglich lagen die Hopidörfer, wie noch heute Zuñi, im Tale, wo sie den Feldern und dem Wasser nahe waren. — Schon früh, 1540, wurde das Gebiet der Hopi (Tusayan) von einem Streifkorps der spanischen Expedition unter Coronado besucht, und 1629 wurden bei ihnen Missionen angelegt. Doch als in dem großen Aufstande von 1680 die Missionare vertrieben wurden und 1700 Awátobi, ein großer und volkreicher Hopi-Pueblo, der noch Missionen zuließ, von den erbitterten Stammesgenossen zerstört wurde, versanken die Hopi ganz in Vergessenheit, bis sie in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts wieder neu entdeckt wurden. Ebenso ging es den Zuñi (oder Aschiwi, wie sie sich selbst nennen), die jetzt nur noch einen großen Pueblo bewohnen, einer selbständigen Sprachgruppe, die Coronado 1540 ebenfalls besucht hatte. Damals wohnten sie in sieben Pueblos, den sogenannten „sieben Städten von Cibola“, deren bedeutendste Hawikuh war. Die Keres und Tano (letztere mit den Unterabteilungen der Tewa, Tigua, Jemez und Piro), die in etwa zwanzig Pueblos im Tal des mittleren Rio Grande und auf den benachbarten Hochflächen sitzen, sind dagegen dauernd mit den Spaniern in Berührung geblieben und haben daher auch am meisten ihre kulturelle Eigenart eingebüßt. Einigermaßen rein

Erläuterungen zu

Tafel V

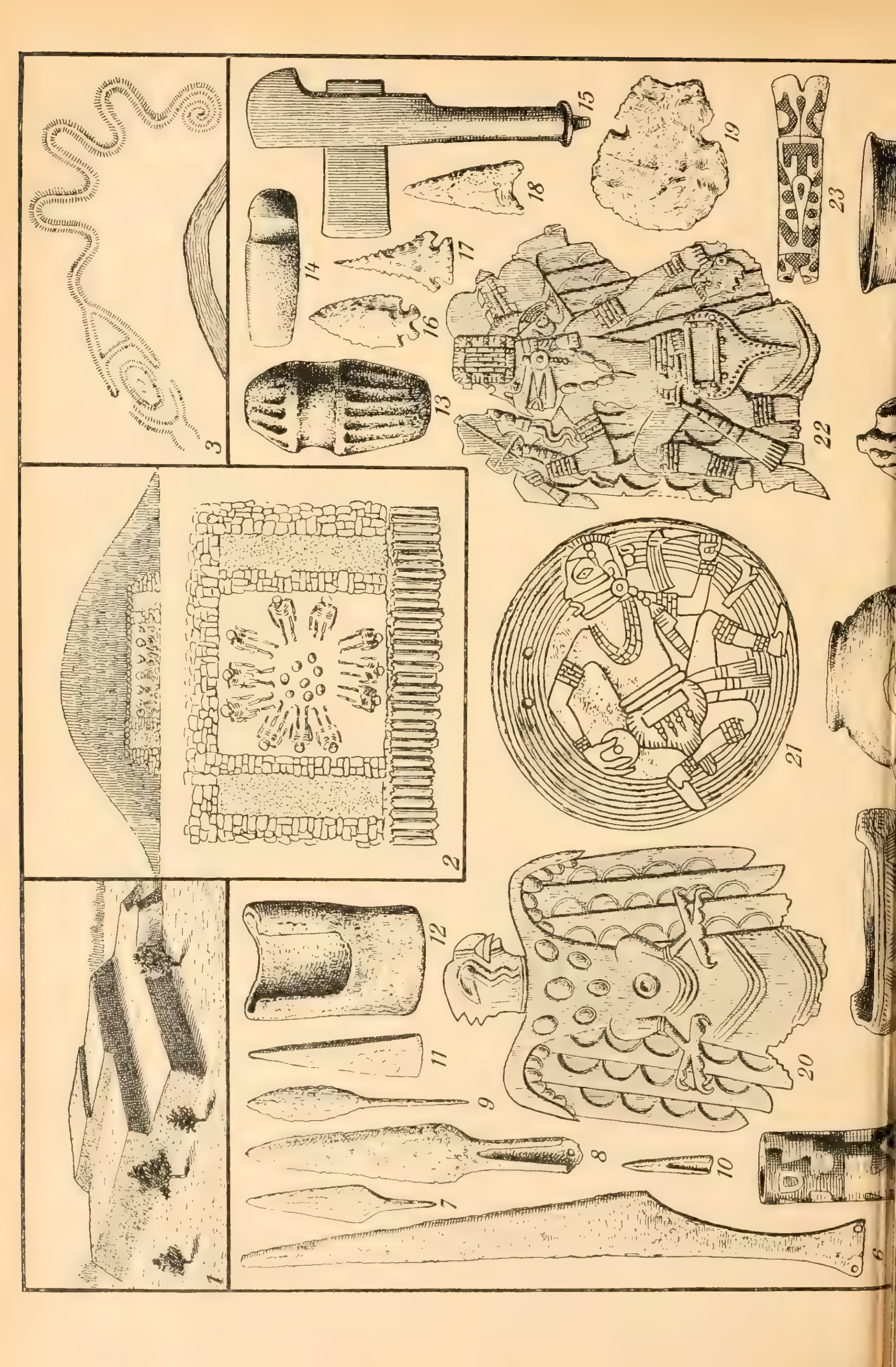
Mound-Kultur

1 Cahokia-Mound, Madison Co. (Illinois); 2 Steinkammergrab von Dunleith (Illinois); 3 Serpent Mound, Adams Co. (Ohio); 4 Wallburg, Butler Co. (Ohio); 5 Wallviereck, Kanawha Co. (Westvirginien). — Die Altertümer stammen aus New York (25), Pennsylvanien (40), Ohio (23, 32, 36, 39, 42), Indiana (37, 38), Kentucky (16, 17, 21), Illinois (14, 18, 20, 33, 35), Wisconsin (6 – 12, 13, 34, 41), Georgia (22), Alabama (15, 43), dem mittleren Mississippi-Gebiet (19, 24, 26, 27), dem unteren Mississippi-Gebiet (28), dem Südappalachen-Gebiet (31), der Golfküste (29) und Florida (30).

Fig. 32 ist in der Zeichnung versehentlich auf den Kopf gestellt worden; bei richtiger Stellung sieht man deutlich, daß das Ornament auf eine merkwürdig stilisierte Menschenfigur zurückgeht. Fig. 21, eine aus der Schale von Busycon perversum geschliffene Scheibe, zeigt nach der Auffassung Holmes' die Darstellung des fast allen nordamerikanischen Indianern bekannten „Chunkey"-Spiels, bei dem es darauf ankommt, einen Stab durch einen rollenden Stein- oder Holzring zu werfen; vielleicht kann man auch an ein Ballspiel nach altmexikanischer Art (vgl. S. 167, 196) denken. Der Spieler trägt Mokassins, Schambinde, Fellschurz (mit Besatz), Scheitelhaarkamm und Gesichtsbemalung. Ganz ähnlich ist auch der Tänzer auf der Kupferplatte Fig. 22 geschmückt, der in der linken Hand eine Maske (?), in der rechten eine Rassel (?) und als Haarzierat einen doppelaxtförmigen Schmuckpfeil trägt.

20 : $^1/_4$; 21 : $^1/_3$; 22 : $^1/_6$ und 32 : $^2/_7$ n. Gr.

(6—12, 16—18, 27, 34, 35, 38 und 40 nach Originalen im Berliner Museum für Völkerkunde; die übrigen nach dem Handbook of American Indians und nach Holmes, Moorehead, Peet, Squier und Davis, Cyrus Thomas und Wilson)





Tafel V

Mound-Altertümer



haben sich die alten sozialen und religiösen Einrichtungen noch in Sia, einem Pueblo der Keres, erhalten.

Alle Siedlungen der Pueblostämme zeigen große Übereinstimmung in ihrer merkwürdigen, auf der Erde einzig dastehenden Bauart.



Abb. 39. Zuñifrau
(Nach M. C. Stevenson)

Die „Zelle" dieser Bauten ist ein viereckiges, nahezu würfelförmiges Gemach, dessen Wände aus Steinplatten mittels Mörtels oder Lehms aufgemauert oder (am Rio Grande) aus Adobes (an der Luft getrockneten Ziegeln) gebildet sind. Das Dach besteht aus mehreren Lagen (Balken, Sparren, Zweigen, Erde). Türen, bisweilen T förmig gestaltet, Fenster, Dachrinnen, Schornsteine aus übereinandergesetzten Tongefäßen ohne Boden (zweifellos spanischen Ursprungs) und halbkugelförmige Backöfen vervollständigen den äußeren, getünchte Wände, eine aufgemauerte Schlafbank, die Mahlsteine — mehrere hintereinander, rings umstellt von Steinplatten — und der oft kaminartige und dann sicher auch von den Spaniern eingeführte Herd den inneren Eindruck (Taf. I, Fig. 4 a und b; letztere der Grundriß eines Einzelraums mit Kamin und Mahlsteinen). Wie die Bienen aus einzelnen Zellen ihre Waben, so haben die Puebloindianer aus unzähligen solcher Gemächer ihre großen „Dorfhäuser" aufgebaut, indem sie jene terrassen-

förmig übereinander ansteigen ließen; den untersten gibt man dann keine Türen, sondern macht sie mit Hilfe von Leitern und Dachtüren zugänglich, um bei etwaigen Angriffen gesichert zu sein. Diese „Dorfhäuser“ bilden teils regellose, von allen Seiten terrassenförmig ansteigende Haufen, teils „Straßendörfer“ mit mehreren Häuserzeilen, die parallel nebeneinander liegen, teils „Hofdörfer“, bei denen die Terrassen von einem ganz geschlossenen oder an einer Seite offenen Hofe ansteigen, während sie nach außen nur die hohen, glatten Wände kehren. Während die heutigen Pueblos meist Haufen- oder Straßendörfer sind, besteht eine Ruinengruppe im Chaco-Tal (Nordwest-Neumexico) fast ganz aus Hofdörfern; die größte und wichtigste der Chaco-Ruinen, Pueblo Bonito (Grundriß Taf. I, Fig. 5), hat eine Länge von 667 bei einer größten Breite von 315 Fuß, stieg einst in fünf Stockwerken an und besaß neben zahlreichen (angeblich 641) Wohnräumen 27 kreisrunde, in viereckige Mauerblöcke hineingesetzte „Kivas“ (s. u.). — Der einfachste und wohl auch älteste Typus der Pueblos ist der „Weiler“, der aus Gruppen einstöckiger Häuser besteht. Er tritt bei den Farmdörfern auf, die die Bevölkerung im Sommer bezieht, wenn die Felder weit entfernt liegen (Krause).

Die Entstehung dieser eigenartigen Bauweise hat viel Kopfzerbrechen verursacht. Man hat, um sie zu erklären, auf die nicht minder eigenartigen Bauten der vorgeschichtlichen Puebloindianer verwiesen, die ein weit größeres Gebiet bewohnten als ihre heutigen Nachkommen. Vor allem auf die „Cavate lodges“ und „Cliff-dwellings“, die in Höhlen und Spalten der steilen Tuff- und Sandsteinwände der Cañons des Coloradoplateaus (speziell in den Tälern und Nebentälern des Rio San Juan, Rio Grande del Norte, Little Colorado, Rio Salado und Verde) angelegt sind und alle Stufen von einfachen Erweiterungen der natürlichen Spalte bis zu umfangreichen und verwickelten Steinbauten aufweisen (Taf. I, Fig. 3). Die letzteren steigen naturgemäß nach dem Hintergrunde der Höhle terrassenförmig an, und hierin erblickte man den Grund, weshalb nach Verlegung der Bauten aus den Höhlen in die Flußtäler und auf die Mesas der Terrassenbau gewählt wurde. Doch ist zu bedenken, daß die Cliffdwellings immer nur zeitweilige Zufluchtsstätten in Zeiten der Gefahr dargestellt haben, und daß die Verteidigungsfähigkeit wohl der Hauptgrund für die Anlage von Terrassenbauten gewesen ist, wie sie ja auch zum Hinaufsiedeln der Hopi auf die Mesas (s. o.) den Anstoß gegeben hat. Der Terrassenbau ist offenbar von vornherein eine Eigentümlichkeit der Pueblokultur gewesen.

Damit soll nicht gesagt sein, daß sonstige Einflüsse bei der Entwicklung dieser Bauweise ganz auszuschließen wären. Jeder Pueblo hat eine Reihe von Kivas, Versammlungsstätten der Männer des Stammes, in denen sich

auch ein wesentlicher Teil des religiösen Lebens abspielt; es sind halb oder ganz unterirdische, nur durch eine Dachtür zugängliche Räume, die bei den heutigen Hopi und Zuñi viereckig sind, in den Ruinenorten aber (vgl. Taf. I, Fig. 5: ebenso auch in den Cliffdwellings) und in einigen modernen Rio Grande-Pueblos runden Grundriß aufweisen. Beide Formen, das runde und das viereckige versenkte Männerhaus, treten in Kalifornien bei verschiedenen Völkern auf (S. 142) und sind also wohl im Pueblogebiet auf eine älteste, der kalifornischen ähnliche Bevölkerungsschicht (S. 74) zurückzuführen.

Die Feinde, vor denen sich die Puebloindianer jahrhundertelang zu schützen hatten, waren die aus dem Norden einwandernden schoschonischen Yute und athapaskischen Navaho und Apatschen (s. die Einleitung, S. 72), von denen die Navaho seßhaft geworden sind und sich den Pueblostämmen in vielen Beziehungen angeglichen haben. Nur von ihrer Behausung gilt das nicht; sie bewohnen noch immer ihren offenbar aus der nördlichen Heimat stammenden zeltartigen, aber erdbedeckten „Hogan“, dessen Gerippe aus drei oben gegabelten Balken besteht, an die zwei andere gelehnt werden, die eine Gangtür ergeben (Taf. I, Fig. 6a, b). Die Apatschen aber, die unter unternehmungslustigen Führern (Victorio, Geronimo) ihre Raubzüge bis Jalisco ausdehnten, sind ein nomadisches Volk geblieben, das von der Jagdbeute, Wurzeln und Beeren lebt und in rasch errichteten „Khuvas“, Bienenkorbhütten aus zusammengebogenen Stangen und Tulegras, haust.

Der Ackerbau der Puebloindianer, die vor allem Mais, daneben Bohnen, Melonen, Kürbisse und Baumwolle anbauen, stand schon in vorspanischer Zeit auf höherer Stufe, da künstliche Bewässerung angewandt wurde; noch jetzt findet man die alten Kanäle, Dämme und Staubecken. Das Hauptgerät des Ackerbaues ist der Grabstock, an dem man einen Astvorsprung läßt, um den Fuß darauf zu setzen. Die Maiskörner werden auf Mahlsteinen (s. o.) zerrieben, und das Mehl wird entweder in Tontöpfen zu einem Brei gekocht, auf heißen Steinplatten zu Kuchen geröstet oder in domförmigen Steinöfen (Taf. I, Fig. 4a) zu Broten gebacken. Gezüchtet wird seit alters der Truthahn, aber mehr weil man seine Federn für den Kultus brauchte, als wegen seines Fleisches. Die Navaho sind in spanischer Zeit zu Schafzüchtern geworden. Der Jagd auf den Mesas und in den Tälern geht man mit Pfeil und Bogen nach. Auf der Kaninchenjagd gebraucht der Hopi eine Art Bumerang (Taf. II, Fig. 19); in alter Zeit war auch die Speerschleuder bekannt (Taf. II, Fig. 20). Die Adler, die man ebenfalls

ihrer Federn wegen hält, fängt man in Hütten oder (in alter Zeit) in Türmen, in denen der Jäger verborgen sitzt. Tabakrauchen ist wie bei den Prärieindianern eine feierliche, gottesdienstliche Handlung; man bedient sich dabei kurzer Pfeifen mit Holzkopf und Rohrschaft. Von Werkzeugen und Waffen sind Steinhammer und Steinaxt mit der in ganz Nordamerika üblichen Rillenschäftung zu nennen.

Eine noch heute blühende Technik ist die Flechtkunst; bekannte Erzeugnisse derselben sind die buntgemusterten Korbteller aus spiralig aneinandergelegten Yuccafaserwülsten oder aus Weiden-



Abb. 40. Alte und moderne Keramik der Hopi. Das mittlere Gefäß (Ausgrabung) stammt aus Awátobi. (1/8 n. Gr.)
(Berliner Museum für Völkerkunde)

geflecht (Hopi) und die durch einen Harzüberzug gedichteten Korbgefäße (Yute und Apatschen). Die Töpferei stand in alter Zeit höher als gegenwärtig. Die alten Cliffdweller bauten ihre Töpfe wie die Körbe aus spiraligen Tonwülsten auf und schmückten sie mit schwarzen Mustern auf grauweißem Grunde; aus späterer Zeit sind vor allem die prachtvollen polychromen Tongefäße der alten, längst verlassenen Hopi-Städte Homolobi, Awátobi und Sikyatki hervorzuheben, die ihresgleichen nicht auf nordamerikanischem Boden finden (Abb. 40). Auch die Weberei ist eine alte Kunst und der Webstuhl (mit rollenförmigem Fadentrenner, wie in Peru) sicher einheimisch. Während früher Baumwolle verwebt wurde, sind die heutigen Puebloindianer und Navaho berühmt durch ihre reichgemusterten, bunten Decken aus Schafwolle. Die Kleidung der Männer (Poncho) ist von der spanisch-mexikanischen beeinflußt.

Sie bestand ehedem aus hirschledernen Jacken, Leggings (bis zum Knie) und Mokassins. Daneben gab es auch gewebte Gewänder aus Baumwolle und Yuccafaser und Mäntel aus Federn oder Fellstreifen. Die alten Cliffdweller

scheinen an Stelle der Mokassins noch durchweg Sandalen aus Yuccafaser oder Geflecht getragen zu haben und an Stelle der Jacke einen noch heute bei Festen gebrauchten baumwollenen Lendenschurz mit bunter Stickerei. Eine Lederkappe mit Federn bei den Kriegern, ein Kopfband bei den übrigen und Halsketten aus Muschel- oder Türkisperlen vervollständigen das offenbar aus nördlichen und südlichen Trachtstücken zusammengesetzte Kostüm.



Abb. 41. Hopimädchen mit charakteristischer Haartracht
(Nach Photographie im Besitz des Berliner Museums für Völkerkunde)

Die Frauen haben bis heute ihre alte Tracht im wesentlichen beibehalten: einen sackartigen Rock, der die linke Schulter freiläßt und mit einer breiten, gestickten Schärpe um den Leib gebunden ist, eine Schulterdecke und an den Beinen dicke gamaschenartige Beinwickel aus Leder, die von den Mokassins ausgehen (Abb. 39, 41). Das Haar tragen die unverheirateten Hopimädchen in zwei großen, seitlich abstehenden Wülsten, die über Holzbügeln frisiert werden (Abb. 41); ferner schmücken sie sich mit Ohrgehängen aus kleinen Holzscheiben mit aufgelegten Türkisplättchen (Abb. 51, Fig. 1).

Für die Navaho ist der Silberschmuck, den sie aus amerikanischen Dollarstücken anzufertigen wissen, kennzeichnend. Von der Bewaffnung ist der lederne Rundschild, den die Apatschen besitzen, bei den Puebloindianern nur noch ein Zeremonialgerät.

Die heutigen sozialen Verhältnisse der Pueblostämme zeigen eine Reihe Neubildungen, die an Stelle älterer Formen getreten sind. Eine Clanverfassung mit Mutterfolge liegt überall zugrunde, auch bei den Navaho, während die Apatschen die lose, vaterrechtliche Familien- und Bandenverfassung der meisten schweifenden Stämme haben. Die Hopi zerfallen in etwa hundert kleine, exogame Clane, deren Totems Tiere, Pflanzen, Naturerscheinungen (Sonne, Blitz, Regenwolke) und Gebrauchsgegenstände (Bogen, Flöte) sind, und die sich auf zwölf Phratrien oder numu (Völker) verteilen; die letzteren sind nach Fewkes als alte Lokalgruppen aufzufassen, doch ist dieser Ursprung durch die weitgehende Mischung infolge des Beieinanderwohnens in großen Dörfern verdunkelt worden.

In jedem Hopidorf ist eine ganze Reihe von Phratrien vertreten, und die vier großen, nach Altersklassen eingeteilten Kultgenossenschaften umfassen Mitglieder aller Clane. Und doch hat jede Phratrie ursprünglich ihre besondere Kultgenossenschaft besessen; sie war auf die Mitglieder der Phratrie beschränkt, und erst seit der Zeit, da die Phratrien zusammensiedelten, sind diese Gesellschaften allgemein zugänglich geworden. Zwei Kultgenossenschaften, die „Schlangen“- und die „Antilopenpriester“, die etwas abseits von den übrigen stehen, weil sie nur Mitglieder der Schlangen- bzw. Horn- (Antilopen-) Phratrie aufnehmen, sind noch Überbleibsel der alten örtlichen Kultverbände und ihre Feste noch alte Phratrien- oder Clankulte. Die übrigen aber sind spätere Bildungen, geschaffen, um das Festritual, das durch das Zusammenfließen der verschiedenen Clankulte immer verwickelter wurde, in der alten Form zu pflegen. — In dem Gemisch sprachlich und kulturell verschiedener Stämme, das die Hopi darstellen (S. 74) hat der schoschonische Nordstamm nur sprachlich das Übergewicht behalten, während sich die Kulte und Zeremonien der verschiedenen Stämme nebeneinander behaupteten. Dasselbe Bild bieten die Zuñi. Ihre sieben Phratrien (mit insgesamt sechzehn Clanen) werden zeremoniell nach den Himmelsrichtungen (Ost, West, Nord, Süd, Zenit, Nadir, Mitte) gruppiert, wie das in der Symbolik der Pueblovölker bei den verschiedensten Dingen üblich ist, und ihre dreizehn Kultgenossenschaften sind heute ebenfalls nicht mehr auf die einzelnen Phratrien beschränkt.

Die alten Phratrien-Kultverbände widmen sich meist der Krankenheilung und erst in zweiter Linie dem Regenzauber. Für den letzteren sorgt ein augenscheinlich schon seit alter Zeit neben ihnen und außerhalb der Clanverfassung stehender Männerbund, der bei seinen Zeremonien mit Masken auftritt. Das sind die be-

kannten Katschinatänzer der Hopi, die aber wohl nicht ursprünglich bei ihnen heimisch waren, sondern durch einwandernde Ostclane vom Rio Grande oder von den Zuñi importiert wurden. Bei den Zuñi spielen die Katschinatänzer noch eine weit größere Rolle; der Kótikili-Bund, dem alle männlichen und einige weibliche Zuñi angehören, tagt in sechs verschiedenen Kivas und trägt Masken, die die menschengestaltigen Götter darstellen, an die sich der Bund mit der Bitte um Regen wendet. Bei der Aufnahme in diese Bünde werden die Knaben von den Maskierten geprügelt (Abb. 42); dasselbe ist auch bei den Navaho der Fall. Die Kiva war in der ersten spanischen Zeit noch ein echtes Männerhaus, die Wohnung der Unverheirateten, deren Betreten den Frauen verboten war.



Abb. 42. Züchtigung der Knaben bei der Aufnahme in den Katschinabund am Powamufest. Die Züchtigung vollzieht ein Maskierter (Ho-Katschina); der Knabe steht dabei auf einem Sandgemälde. Hopi (Nach Voth)

Sonst genossen die Frauen eine ähnlich bevorzugte Stellung wie bei den Irokesen. Frauenkauf ist unbekannt; der Mann siedelt beim Eheschluß in das Haus der Frau über und kann von ihr aus geringfügigen Anlässen fortgeschickt werden; der Landbesitz wird auf die Töchter vererbt. Das Regierungssystem kann als theokratische Oligarchie bezeichnet werden, denn die Priester haben die ganze Herrschaft in ihrer Hand. Bei den Zuñi stehen neun (sechs „Regenpriester“, die beiden Oberhäupter der „Priesterschaft

des Bogens“ und eine Priesterin) an der Spitze des Stammes und ernennen den ganz von ihnen abhängigen Friedens- und Kriegshäuptling.

Im Gegensatz zu den Nordwestamerikanern bildet im Pueblogebiete die Religion bei den zeremoniellen Handlungen der verschiedenen Bünde den wesentlichen Bestandteil. Bei diesen Ackerbauvölkern ist die ganze Religion ein Agrarkult. Das Gedeihen der Saaten durch die Sonnenwärme, die Erlangung des in dem trockenen Gebiete so kostbaren Regens beschäftigen in erster Linie die Einbildungskraft des Puebloindianers. Daher sind die Feste von einer Menge Zauberhandlungen durchsetzt.

Phallustänze bezwecken das Wachstum; den Regen erlangt man durch Rauchen der heiligen Pfeifen (= Erzeugung von Regenwolken), Bemalung mit Regen- und Blitzsymbolen und durch Aufführen eines künstlichen Gewitters mit Streckschere (= Blitz) und Schwirrholz (= Donner; Taf. VII, Fig. 2) bei dem großen zeremoniellen Wettlauf am Schlangentanzfest. Dieses Fest, bei dem Mitglieder der „Schlangengesellschaft“ mit lebenden Klapperschlangen zwischen den Zähnen tanzen, ist selbst nichts als ein Regenzauber; denn die Schlangen, die Sinnbilder des Blitzes, sind die Tiere des Regens. — Auch bei Jagd und Krieg wendet man wirksamen Zauber mit Hilfe von Fetischen an, die bei den Zuñi u. a. aus kleinen steinernen Tierfigürchen mit aufgebundenen Pfeilspitzen bestehen.

Auch die Götterwelt der Hopi, die erst durch das Zusammenfließen der Clankulte so gestaltenreich geworden ist, ist die eines echten Ackerbauvolkes.

Neben dem höchsten Himmelsgotte (Schotokinungwa) gibt es einen Sonnengott (Tawa), dessen Weib die Erde (Kokyangwuhti = „Spinnenfrau“) ist. Er saugt, wenn er über den Himmel wandelt, die „Gebetssubstanz“ auf, die nach dem Glauben der Hopi die Federstäbe (Baho, Taf. VII, Abb. 11) enthalten, über die man seine Gebete ausgesprochen hat (die Sitte, den Gebeten zur Verstärkung diese materielle Form zu geben, findet sich bei allen Pueblovölkern und auch bei den Navaho). Andere Gottheiten sind der Herr der Regenwolken (Omauöh), der Gott des Maises, der Fruchtbarkeitsdämon (Saatgott) Alosaka, der Wassergeist Balölökong (als große gehörnte oder gefiederte Schlange gedacht, die im Innern der Erde wohnt) usw. Dazu kommt noch ein Heer niederer Dämonen (Katschinas), die als die Seelen aller möglichen Lebewesen, wohl auch als mythische Ahnenwesen, gedacht werden. Diese verschiedenen Götter und Dämonen oder vielmehr die Maskentänzer, die sie verkörpern, werden durch Holzpüppchen (Tihu, Taf. VII, Fig. 6—9, 12) dargestellt, die nicht Idole sind, sondern im Herbst beim letzten Maskentanzfeste den Kindern geschenkt werden, damit sie Wesen und Attribute der mythischen Personen kennenlernen. Sie tragen alle die unten beschriebenen Masken, teilweise mit großen hölzernen Aufsätzen (Naktschi), ferner die alte Zeremonialkleidung (große Schulterdecke bei den weiblichen, baumwollener Lendenschurz bei den männlichen Gestalten, s. o. S. 149). Fig. 8 ist ein besonders häufiger weiblicher

Typus, der Maisdämon Schalakomana, dessen Naktschi rings von Stufenzinnen (= Wolkensymbolen) umsetzt ist, Fig. 9 Alosaka (s. o.) mit den Hörnern des weißen Bergschafes auf dem Haupt; sein maskierter Vertreter empfängt in dieser Tracht beim Flötenfest den „Flötenclan", dessen Aufnahme in den Hopi-Ort Walpi dramatisch dargestellt wird.

Diese Gestalten beherrschen den Kultus der Pueblostämme. Man stellt hölzerne Bilder von ihnen (freilich weniger als Gegenstand der Verehrung, als nur als Staffage) an den heiligen Stätten auf (Taf. VII, Fig. 1) und führt sie in den Masken- oder Katschinatänzen der ersten Hälfte des Jahres leibhaftig vor Augen. Die Masken (Taf. VII, Fig. 10) sind Gesichtsmasken oder haben die Gestalt mittelalterlicher Topfhelme und bestehen aus lederüberzogenem Geflecht mit Bemalung und allerlei An- und Aufsätzen; sie vertreten in gewisser Weise Götterbilder, da vor ihnen geopfert wird und ihre Besichtigung oder Berührung Uneingeweihten verboten ist, und können bei gewissen Festen durch bemalte, in der Hand getragene Bretter ersetzt werden (Taf. VII, Fig. 5). Manche der Maskierten spielen die Rolle von Spaßmachern (Koyemschi), begehen bei den Festen allerlei Unfug, z. T. obszöne Handlungen, und sind an ihren runden, mit Lehm ausmodellierten Masken kenntlich (Taf. VII, Fig. 12). Die Feste der zweiten Hälfte des Jahres dauern gewöhnlich neun Tage, von denen acht Tage Geheimriten in der Kiva, dem Kultusraume, gewidmet sind, während am neunten die öffentlichen Tänze erfolgen.



Abb. 43. Altar der Großen Feuergenossenschaft. Zuñi (Nach M. C. Stevenson)

Die Kivas enthalten im Innern außer einer Steinbank für die Zuschauer das Sipapu, eine kleine, runde, gewöhnlich überdeckte Vertiefung im Boden, die jenes Loch in der Erde versinnbildlicht, durch das in der Urzeit die Stämme aus der Unterwelt emporstiegen; hinter dem Sipapu erhebt sich der Altar (Abb. 43), eine hölzerne, bemalte Rückwand, vor der auf dem Boden ein Sandgemälde (Abb. 44) aus verschiedenfarbigem Sand angelegt wird (die größten

Künstler in Sandgemälden sind die Navaho), das von heiligen Gefäßen, Maiskolbenfetischen der Kultgenossenschaften, Bahos usw. umgeben ist. Neben diesen Altären in den Kivas gab es auch Altarschreine an Quellen, Flüssen, Höhlen, Felsen im näheren oder weiteren Umkreis der Dörfer. Aus einem der sechs Altarschreine in der Umgebung von Zuñi stammt das Idol Ahaiyutas (s. u.), das die Nebelkappe mit dem hervorzüngelnden Blitz auf dem Haupte und den Donnerkeil im Nabel trägt (Taf. VII, Fig. 1).

Die heilige Handlung in der Kiva nimmt bei manchen Festen, deren die Hopi dreizehn im Verlauf eines Jahres feierten, einen hochdramatischen Charakter an. Diese Vorführungen, die z. B. die Rückkehr der Sonne aus dem Süden zur Zeit der Wintersonnenwende und die Abwehr der Gefahren, die dem Maisfelde im Frühling drohen, zum Gegenstand haben, sind ihrem Ursprunge nach nichts weiter als ein ausgebildeter Analogiezauber, mit dem man sich einen dauernden Einfluß auf die Natur zu sichern sucht. Die Feste der Navaho sind äußerlich denen der Pueblostämme ähnlich, doch haben sie im Gegensatz zu ihnen medizinisch-schamanistisches Gepräge und werden, wie der Sonnentanz der Präriestämme, auf Veranlassung und Kosten einzelner veranstaltet, meist zum Zweck der Krankenheilung. Masken, Sandgemälde, Bahos sind dabei natürlich von den Pueblostämmen entlehnt, ebenso auch das „Degenschlucken", eine Zeremonie, bei der der Tänzer einen Federstab in die Kehle führt.

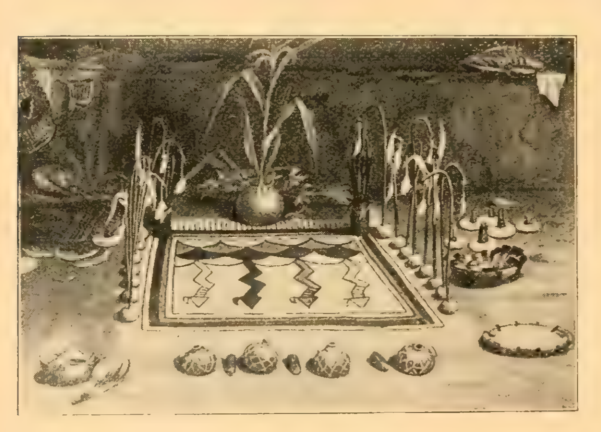


Abb. 44. Altar der Antilopenpriester in Mischóngnovi (Hopi). Das Sandgemälde zeigt Regenwolken und Blitzsymbole
(Nach Fewkes)

Aus der vielgestaltigen Mythologie der Pueblovölker hebt sich ein großartiger Schöpfungsmythus der Zuñi heraus. Awonawilona, der Schöpfer und Allerhalter, schafft durch „Denken" zuerst den Urnebel, dann, indem er sich in die Sonne verwandelt, aus diesem das Wasser und weiterhin Erde und Himmel, durch deren Vermählung das Leben entsteht, zunächst allerdings nur in der untersten der vier Unterwelten. Aus ihr steigt Poschaiyankya, der erste

und weiseste der Menschen, zum Lichte empor. Auch die Sage von den beiden Zwillingsgöttern und Kulturheroen, die bei den Zuñi Ahaiyuta (Taf. VII, Fig. 1) und Matsailenya heißen, begegnet uns hier wieder.

Ganz im Dienste der Religion steht auch die Kunst der Pueblovölker. Der Symbolismus, der jeder einfachen geometrischen Figur, jeder Farbe eine bestimmte Bedeutung unterlegt, sie in Beziehung setzt zu Gebrauch und Zweck des Gerätes, sie irgendeiner Himmelsrichtung zuteilt (s. o.), ist ihr hervorstechender Zug. Stufenzinnen (Taf. VII, Fig. 8), Blitzschlangen, Regenbogen, Regenlinien (Taf. VII, Fig. 10), Maiskolben (Taf. VII, Fig. 5), Kürbisblüten, Sonnenblumen sind die Symbole, die immer wieder und wieder auf den Kultgeräten der Pueblostämme erscheinen. — Als Musik- und Lärminstrumente treten bei den Festen außer dem schon erwähnten Schwirrholz Flöten, Kürbisrasseln (Taf. VII, Fig. 3) und merkwürdige Kratzinstrumente aus gerieften Stäben, die wir in Altmexico wiederfinden werden (Taf. VII, Fig. 4), in Tätigkeit.

h) Die sonorischen Völker

Seit Buschmann (S. 70) hat man sich gewöhnt, so eine Sprachfamilie zu benennen, die vom inneren Winkel des Golfs von Kalifornien bis zu den Staaten Zacatecas und Jalisco im wesentlichen das westliche Mexico bewohnt. Ihre Nordnachbarn sind die Yumastämme, die östlich vom Colorado von dem großen Knie bis zur Mündung und am Gila sitzen und sich auch über die ganze Nordhälfte der kalifornischen Halbinsel verbreitet haben; Hauptabteilungen derselben sind von Süden nach Norden die Kokopa, Yuma, Marikopa, Mohave und Walapai. Vom Gila und Salado nach Süden sitzen folgende sonorische oder Pimastämme: Pima und Papago, Opata und Cáhita (mit den Yaki), Tepehuano und Tarahumara, Cora und Huitschol. Yuma und Pima gehören kulturell zusammen. Sie sind Ackerbauer, die Mais, Bohnen, Melonen und Kürbisse, auch Baumwolle, anbauen, wobei sie entweder gelegentlichen Überschwemmungen die Bewässerung ihrer Felder überlassen (Yuma), oder selbst zu künstlicher Bewässerung durch oft meilenlange Kanäle und Dammbauten (Pima) oder Terrassierung der Bergabhänge in in den Cañons (Opata, Tarahumara) fortgeschritten sind. Daneben leben sie von den Erträgnissen der Jagd oder des Fischfangs, wie die Tarahumara, die allerlei kleines Wild jagen und Fische durch Vergiftung des Wassers oder mit Pfeilschüssen erlegen,

und vom Sammeln von Beeren und Früchten, zum Beispiel von Mezquitebohnen, die in Mörsern zerstoßen oder auf Mahlsteinen zerrieben werden, und von Früchten des Riesenkaktus (Cereus giganteus). Lediglich auf Jagd und Sammeltätigkeit sind noch heute die tiefstehenden, sprachlich isolierten Seri auf der Ostseite des kalifornischen Golfes und die vielleicht mit ihnen verwandten Periku und Waikuri in der unwirtlichen Südspitze der kalifornischen Halbinsel angewiesen.

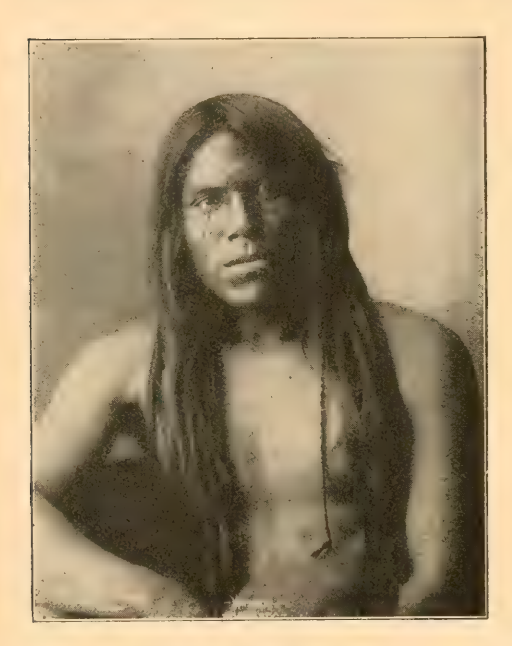


Abb. 45. Marikopamann
(Nach Photographie im Besitz des Berliner Museums für Völkerkunde)

Ein wichtiges Nahrungsmittel, Mezcal genannt, wird aus dem fleischigen Schafte gewisser Agavearten durch Rösten in Erdgruben zwischen heißen Steinen gewonnen; daraus wird auch ein berauschendes Getränk durch Gärung bereitet. Sonst liefert den Tarahumara, Cora und Huitschol ein Erdkaktus (Peyote) einen berauschenden Trank, der hauptsächlich bei Festen getrunken wird und dessen Herbeischaffung aus den trockenen Hochsteppen des Ostens bei den im Gebirge wohnenden Huitschol ein besonders feierlicher, von vielen Zeremonien begleiteter Akt ist.

Die Kleidung ist außer bei den Yuma, die, wie es ihrem heißen Klima angemessen ist, bis auf eine Schambinde (Männer) oder einen Schurz aus Baststreifen (Frauen) fast nackt gehen, in weitgehendem Maße durch spanisch-mexikanische Vorbilder beeinflußt. Dies gilt auch von der Weberei, während die Flechtkunst bei den Pima und Papago noch immer gute, einheimische Ware in Gestalt wasserdichter, geometrisch gemusterter Körbe und bei den Tepehuano Säcke und Stricke aus Agavefaser von vortrefflicher Qualität hervorbringt. Die Töpferei kann sich mit der der Puebloindianer nicht messen. Die Yuma bevorzugen als Schmuck eine sehr reiche Körperbemalung mit Ocker und Indigo, die Pima die Tatauierung. Die ursprünglichen Behausungen sind sehr

primitiv: einfache Wetterschirme bei den niedrigstehenden Sammlern auf der Halbinsel Kalifornien, Bienenkorbhütten mit einer Bedeckung von Stroh oder Yuccablättern bei den Yuma und Pima des unteren Colorado; die Bienenkorbhütten waren zum Schutz gegen die brennende Hitze mit Erde beworfen oder sie wurden (bei den Mohave) mit kühlen Kellerwohnungen, die man in kleinen Hügeln anlegte und mit einem Schutzdach vor dem Türeingang versah, vertauscht.

Obgleich diese Stämme friedliche Ackerbauer waren, haben sie sich doch tapfer der räuberischen Apatschen erwehrt, und die Yaki haben es sogar bis in die neueste Zeit verstanden, sich in

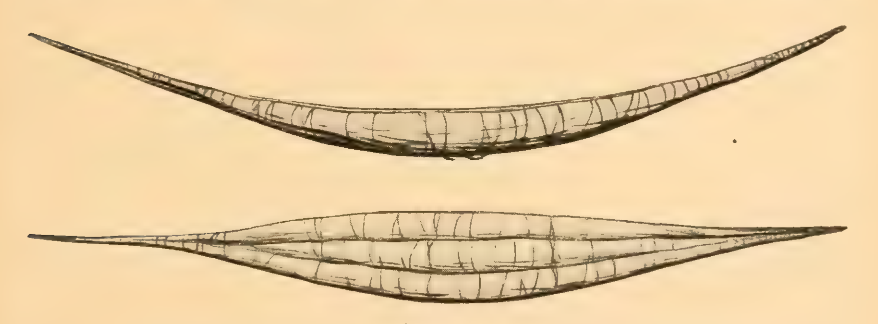


Abb. 46. Binsenfloß der Seri. Seiten- und Oberansicht
(Nach Mc. Gee)

zahlreichen Aufständen ihre Unabhängigkeit zu bewahren, so daß die mexikanische Regierung gezwungen war, einen Teil des Stammes nach Yucatan zu verpflanzen. Neben Bogen und Pfeil (Taf. II, Fig. 9) und Schleudern (Taf. II, Fig. 18) waren (am unteren Colorado) eine kurze Kolbenkeule aus Mezquiteholz (Taf. II, Fig. 28) und ein starker lederner Rundschild die Hauptwaffen. Papago und Yaki treiben starken Handel mit Salz, das sie an den Lagunen des Binnenlandes und der Küste gewinnen. Dem Landverkehr dient bei den Pima ein Tragnetz (Kiaha), das durch vier hineingesteckte Stäbe versteift wird und mittels dessen die Frauen unglaubliche Lasten schleppen können, dem Seeverkehr ein elegant geformtes Binsenfloß (Abb. 46), das die Küsten Kaliforniens und Nordwestmexicos und den unteren Colorado beherrscht und nur an der Südspitze der Halbinsel vom Balkenfloß verdrängt wird (Friederici). Am unteren Colorado wurden auch große, wasserdicht geflochtene oder verpichte Körbe („Coritas“) zum Übersetzen benutzt.

Zeigt so die gegenwärtige materielle Kultur der sonorischen Völker einige Verwandtschaft mit der der Kalifornier, so sind offenbar in alter Zeit die Beziehungen zur Pueblokultur stärker gewesen.

Die Überlieferung der Pima schreibt ihrem Urahn Sivano, dem Nachkommen des die Sintflut überlebenden ersten Menschen Soho, die Casas Grandes am Rio Gila zu, mächtige, ehemals vierstöckige Bauten aus Adobeblöcken, die festungsartig angelegt sind (vier rechteckige Räume um einen in der Mitte gelegenen, höheren „Turm") und daher von Fewkes als Burgen von Feudalherren angesehen werden, die einst den Mittelpunkt größerer Städte bildeten (Abb. 47).

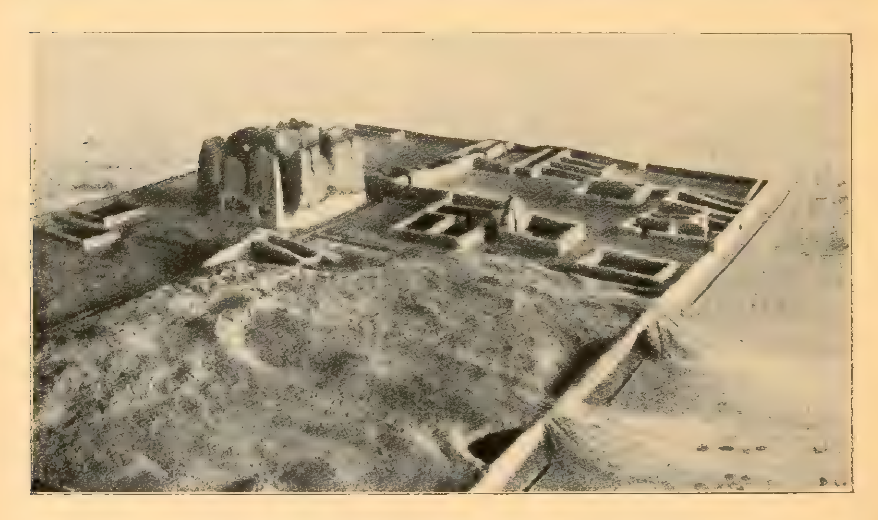


Abb. 47. Bautenkomplex mit der Casa Grande
(Nach Fewkes)

Häuser mit Steinwänden bauen noch heute die Tepehuano, Cora und Huitschol; ein Teil der Pima und die Opata waren noch in historischer Zeit Höhlenbewohner wie die Cliffdweller des Pueblogebiets, und die Tarahumara sind es noch bis auf den heutigen Tag. Neben dieser Bau- und Wohnart weist auch der hochstehende Ackerbau der Pimastämme auf eine Urverwandtschaft mit der Pueblokultur hin; auf beiden Gebieten zeigen die Yuma ein viel primitiveres Gepräge.

Der Stamm zerfällt bei den Pima in die „Geier" und „Koyoten" mit zusammen fünf Untergruppen, innerhalb deren Vaterfolge herrscht und Ehebeschränkungen nicht bestehen. Über jedes Dorf gebietet ein Häuptling, der zusammen mit seinen Kollegen den Stammeshäuptling wählt. Spuren eines Gentilsystems mit Vaterfolge und Totemismus weisen die Mohave auf. — Als Gesellschaftsspiele sind

bei den Tarahumara Wettrennen beliebt, bei denen die Läufer, die an Schnelligkeit Erstaunliches leisten, Holzbälle oder geflochtene Ringe mit Stöcken vor sich hertreiben. Der Eheschluß ist nur von geringen Zeremonien begleitet. Ihre Toten pflegten die Yuma ehedem zu verbrennen, die Cora und Huitschol in Höhlen beizusetzen. Bei den beiden zuletzt genannten Stämmen haben Lumholtz und Preuß auf religiösem Gebiet eine Menge interessanter Übereinstimmungen mit altmexikanischen Dingen gefunden. Die Cora wurden schon früh (1722) den Spaniern bekannt und von ihnen unterworfen und bekehrt; doch hat sich bei ihnen und vor allem bei den Huitschol spanischer Einfluß zum Glück nur auf die äußere Lebensführung erstreckt (Tracht, Einführung der Viehzucht), während sie eine Fülle interessanter religiöser Gebräuche, Anschauungen und Sagen bewahrt haben, die vielfach als Vorstufen der altmexikanischen Religionsformen erscheinen.



Abb. 48. Fadenstern und Federstab der Huitschol. b ist ein Gebetsstab für einen kranken Knaben; auf den Inhalt des Wunsches beziehen sich die Anhängsel (Miniaturbogen, -sandalen usw.). ($^1/_{11}$ n. Gr.)
(Berliner Museum für Völkerkunde)

In der Mitte des Götterhimmels steht wie bei den Altmexikanern der Feuergott, der der alte Gott ist (Ta-téuari, „unser Großvater"); neben ihm die alte Erdgöttin und der Sonnengott (Ta-yaú, „unser Vater"). Kultstätten sind Tempel, die wie die Wohnhäuser kreisrund, mit Wänden aus Steinen und Erde und einem Strohdach versehen und nur größer als jene sind. Im Innern steht der Herd, die Steinscheibe mit dem Bilde des Gottes und das steinerne oder hölzerne Idol (bisweilen auch ein Fetischbündel, dessen Kern ein Stein ist). Dargebracht werden als Weihgaben Pfeile, die — als interessante Gegenstücke zu den Bahos der Hopi — zugleich Gebetsstäbe sind, mit allerlei Anhängseln, die sich auf den Inhalt des Wunsches beziehen (Abb. 48b); ferner Stäbchen in Kreuz- oder

Sternform, die mit Baumwollfäden übersponnen sind (Abb. 48a), und Kürbisschalen mit Glasperlenmosaik. Zur priesterlichen Musik gehören Fellpauken der gleichen Form wie im alten Mexico (vgl. Taf. IX, Fig. 5), Kratzinstrumente aus gerieften Röhrenknochen, die ebenfalls aus Altmexico bekannt und bis zu den Puebloindianern verbreitet sind (S. 155), und Musikbögen mit einer großen Kalabasse als Resonanzboden. Kultgeräte und Kleidungsstücke (besonders die gewebten Gürtel und Bänder) zeigen eine reiche Ornamentik, die durchweg einem verwickelten Symbolismus zur Grundlage dient. Während heutzutage Tiere (Truthahn, Hirsch) geopfert werden, kannten die Cora zur Zeit ihrer Unterwerfung noch Menschenopfer.

2. Die Kulturvölker[1]

a) Völker und Sprachen. Ursprung und Ausbreitung der Kulturen

Die alte Kultur, deren Bereich im Norden ungefähr durch den 22. Breitengrad begrenzt werden kann und im Süden (auf der Landenge von Panamá) ohne scharfe Grenze in das Gebiet der andinen Kulturvölker übergeht, hatte zu Trägern eine große Zahl sprachlich verschiedener Völker, von denen größere und kleinere Reste noch heute ihre alte Heimat bewohnen, während allerdings die Mehrzahl in der spanisch-indianischen Mischbevölkerung aufgegangen ist. Die beiden Hauptkulturvölker sind auch gegenwärtig noch mit den stärksten Zahlen vertreten; nach der Volkszählung von 1895 gab es 1 750 000 Mexikanisch (Aztekisch) und 1 300 000 Maya redende, mehr oder weniger reinblütige Indianer in Mexico und Mittelamerika. Daß die alten Kulturvölker ihre weltgeschichtliche Rolle noch keineswegs ganz ausgespielt haben, dafür bürgen die Persönlichkeiten der beiden bedeutendsten mexikanischen Präsidenten neuerer Zeit, in deren Adern fast unvermischt Indianerblut floß: Benito Juárez und Porfirio Díaz.

---

[1] Für die altamerikanischen Kulturgebiete ist die spanische Schreibweise der Namen, wie sie die alten Quellenwerke geprägt haben, beibehalten worden: gu vor e und i = g, qu vor e und i = k, c vor e und i = scharfes s, z = scharfes s, x = sch (oft zu j = ch in „nach" geworden), ch = tsch, ll = lj, ñ = nj. — Die Mayasprachen und das Khechua haben noch einige Besonderheiten: c (bzw. qu) bedeutet in beiden den vorderen, k den hinteren Guttural; ' zeigt einen in anderen Sprachen selten vorkommenden Explosivlaut an, bei dem ein doppelter Verschluß von Stimmritze und Mundkanal gebildet wird. kh und th im Khechua klingen fast wie kch und tch; derselbe gutturale Reibelaut ch (vgl. das deutsche „nach"), der im Maya und Khechua vorkam und von den alten Grammatikern dort h, hier c geschrieben wurde, ist der Einheitlichkeit halber durch χ wiedergegeben.



Buschan, Illustrierte Völkerkunde I

Verlag von Strecker und Schröder in Stuttgart



Das nördliche mexikanische Hochland, geographisch betrachtet nur ein Ausläufer des vereinsstaatlichen Kordillerenhochlandes, hebt sich, kurz bevor es unter dem 18. Breitengrad in einem gewaltigen, von Colima nahe der pazifischen bis Tuxtla an der atlantischen Küste mit Vulkankegeln besetzten Querbruch sein Ende findet, zu beträchtlicher Höhe empor (Stadt Mexico 2265 m) und wird durch mehrere, gleichfalls vulkanische Querriegel in eine Reihe von Teilbecken zerlegt, die zum Teil abflußlos und von Salzseen erfüllt sind, wie das Hochtal von Mexico. Auf diesen kühlen, nur mäßig mit Regen bedachten, vielfach von Agavesteppen und Dornstrauchwüsten erfüllten Höhen lag die Wiege der alten Kultur, deren Träger die Nauavölker und unter ihnen vor allen andern die Azteken wurden. Ihre Vorläufer sind schweifende, primitive Jägerstämme gewesen nach Art der Schoschonen des Great Basin, die Chichimeken, deren Sprachen längst erloschen sind und größtenteils wohl zu den sonorischen Sprachen gerechnet werden können. Ein Teil (die Pame) redete dagegen die Sprache der Otomí, die noch heute über die nur durch eine Vulkankette (Popocatepetl und Iztacciuatl) voneinander getrennten Hochtäler von Mexico und Tlaxcala verbreitet sind und die eigentliche Urbevölkerung dieser Länder waren. Verwandt sind ihnen auch die alten Bewohner des Hochtals von Toluca (die Mazaua), während in Michuacan ein anderes Volk mit isolierter Sprache wohnt, die Tarasken, die gleichfalls zu dieser älteren Bevölkerungsschicht gerechnet werden können. Die Nauavölker, die sich in verhältnismäßig später Zeit zwischen sie schoben, kamen unzweifelhaft aus einer nördlich gelegenen Urheimat. Darauf deuten die Verwandtschaft der Nauasprachen mit den schoschonischen (S. 71), die Übereinstimmung vieler Züge der Nauakultur mit solchen der Pueblokultur und die Wandersagen, die gewöhnlich den Ursprungsort der Stämme nach Chicomoztoc, an den „Ort der sieben Höhlen“ in den Steppen des Nordens verlegen, wo die Vorfahren ein unstetes Jägerdasein nach Chichimekenart geführt hätten. In der besonderen aztekischen Form dieser Wandersage gibt dagegen der spätere Hauptsitz der Azteken das Vorbild für die Urheimat ab; die Insel Aztlan, von der die Azteken auswandern, ist, wie Seler gezeigt



Abb. 49. Azteke aus Quauhtlantzinco
(Nach Starr)

hat, nur eine mythische Parallele Tenochtitlan-Mexicos, das Venedig gleich auf Inseln und Pfahlrosten inmitten des Salzsees erbaut war und sich mit Tollan und Tetzcoco, Tlaxcala und Cholula in den Ruhm teilte, Ausgangspunkt der kulturellen und politischen Ausbreitung des Nauastammes zu sein. Diese Ausbreitung erfolgte — nicht als einmaliges Ereignis, sondern in mehreren aufeinanderfolgenden Wellen, deren früheste lange vor der Gründung des Aztekenreiches verliefen — in der Hauptsache nach drei Richtungen: nach Nordosten über den Gebirgsrand an die nördliche atlantische Küste (Tuxpan); nach Südwesten durch das Tal des Rio de las Balsas an die nördliche pazifische Küste (Colima); endlich nach Südosten durch die tiefe Gebirgsfurche, die sich von Cholula nach Oaxaca hinabzieht, an die südliche atlantische Küste, die von Nauavölkern in zusammenhängender Verbreitung von Veracruz bis Tabasco besiedelt wurde. Selbst hier, an der Grenze der Maya, haben die Naua nicht haltgemacht. Etappen ihrer weiteren, überaus folgenreichen Südwanderung lassen sich archäologisch bis ins nördliche Yucatan, archäologisch und sprachlich längs der südlichen pazifischen Küste über Soconusco, Südguatemala, Westsalvador, Nicaragua bis nach Guanacaste (Westcostarica) verfolgen, denn die Pipil von Guatemala und Salvador, die Nicarao von Nicaragua sind Stämme mit sehr altertümlichen Nauasprachen, deren Loslösung vom Hauptstamm lange vor der Ausbildung des klassischen Aztekisch der Eroberungszeit erfolgt sein muß. Aber noch im äußersten Süden, wo sie sich auf der Landenge zwischen dem See von Nicaragua und dem pazifischen Ozean und auf den Inseln des Sees niederließen, boten sie dem Conquistador Gil González de Avila (1522) und Bobadilla, dem ersten missionierenden Mönch, der sie besuchte, das Kulturbild eines unverfälschten Nauavolkes dar. Die mexikanisch sprechenden Sigua, die Vázquez de Coronado 1563 westlich vom Golf von Chiriquí in Panamá traf, sind erst durch die Spanier an diesen südlichsten Punkt der Nauaverbreitung verpflanzt worden. Gegenwärtig ist die mexikanische Sprache im Süden bis auf Soconusco und Westsalvador erloschen.

Der unwiderstehliche Drang nach den Ländern der „Tierra caliente“ mit ihren Schätzen an Kakao und Tabak, Baumwolle und Schmuckfedern, Edelsteinen und edlen Metallen war es, der dieses Volk, wie einst die mittelalterlichen Deutschen nach Italien, immer wieder von seinem kargen, unwirtlichen Hochland in die reichen Küstenländer hinabgeführt hat. Auch die sprachlich isolierten Totonaken auf dem durch reiche Niederschläge mit tropischer Überfülle aller Naturgaben gesegneten Gebirgsrand und Küstenstreifen nördlich der Eisenbahnlinie Veracruz—Jalapa haben ihren Überlieferungen zufolge einst auf dem Hochland gewohnt. Ihr heutiger Mittelpunkt ist Papantla; zur Zeit der spanischen Eroberung reichten sie weiter nach Süden bis Cempoallan, in noch älterer Zeit sogar bis zum Pik von Orizaba. Wie sie, hat die aztekische Ausbreitung auch die fremdsprachliche Bevölkerung der heutigen mexikanischen Staaten Oaxaca und Chiapas durchsetzt und zum Teil umklammert. Die Chinanteken, Mixteken und Tzapoteken, Mixe und Zoque und verschiedene kleinere Sprachgruppen (s. u.) gehören zu diesen meist in Gebirgen lebenden Völkern, von denen die Tzapoteken noch heute ihre alten Mittelpunkte Oaxaca und Tehuantepec bewohnen und die Mixe-Zoque die eigentliche Bevölkerung der Landenge von

Tehuantepec sind. In Chiapas und Tabasco grenzen die Mixe-Zoque an die große Sprachfamilie der Maya, die in eine Anzahl mundartlich oft stark verschiedener Untergruppen zerfällt, in deren Verteilung sich, sehr im Gegensatz zu der der Naua, seit den ältesten Zeiten verschwindend wenig geändert hat, denn der Zusammenhang zwischen den meisten Gruppen ist fast immer gewahrt geblieben, und die nächst verwandten Glieder gehören auch landschaftlich immer noch zusammen. Die Hochländer im Süden werden von vier Gruppen, den Tzeltal und Zo'tzil in Chiapas, den Mam in Westguatemala, den Qu'iche und Cakchiquel auf den vulkanischen Hochflächen Südguatemalas (um den See von Atitlan) und den Pokomam und Pokonchi in Nordguatemala, bewohnt. Die weiten, regenreichen Urwälder, die den Lauf des Usumasinta und Motagua begleiten, füllte einst in ununterbrochenem Zuge von der Küste Tabascos bis zum Golf von Honduras die Gruppe der Chol, deren Zusammenhang erst zerrissen wurde, als von Süden die den Pokonchi verwandten K'ekchi in die Provinz Verapaz, von Norden die Lacandon in die Urwälder am oberen Usumasinta vordrangen. Die Lacandon gehören zur letzten großen Gruppe, den eigentlichen Maya auf der wasserarmen, mit Buschwald und Steppe bedeckten Kalkplatte Yucatan. Dies Verbreitungsbild hat sogar in verhältnismäßig junger Zeit durch die Ausdehnung der Naua noch starke Einschränkungen erfahren, denn es läßt sich aus archäologischen und ethnographischen Tatsachen und alten Überlieferungen schließen, daß Maya im Westen einst längs der ganzen Veracruzküste verbreitet waren und im Osten einen großen Teil von Honduras und San Salvador bis zur Fonsecabai besetzt hielten. Man hat hierbei, wie Lehmann gezeigt hat, vor allem an den beweglichsten Mayastamm, die Chol, zu denken, doch wohnt im nördlichsten Teil der atlantischen Küste (am Pánuco) noch heute ein anderer Mayastamm, der eine selbständige, sehr altertümliche Untergruppe bildet: die Huaxteken.



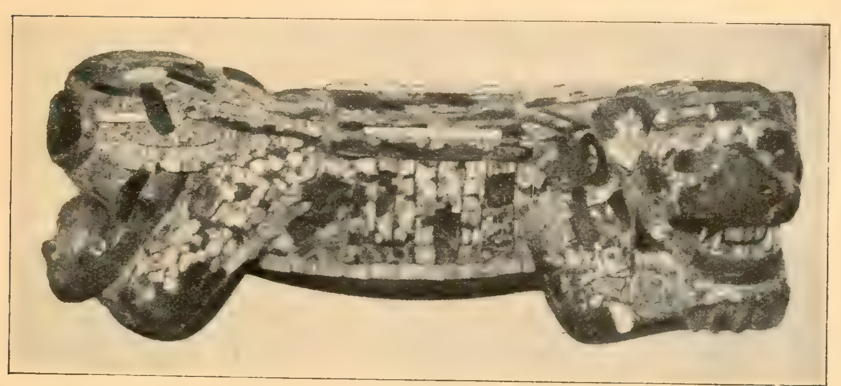
Abb. 50. Huavemädchen
(Nach Starr)

Inmitten dieser großen, anscheinend ziemlich stabilen Völkergruppe sind nun neben den Naua-Eindringlingen, die von Norden kamen, auch Einschiebsel von Angehörigen südlicher Sprachfamilien festgestellt worden. Zwar ist es

noch nicht gelungen, das primitive Fischervolk der Huave auf den Inseln und Nehrungen der Lagunen östlich von Tehuantepec mit einer der bekannten südlichen Sprachfamilien zu verknüpfen; bei den Chiapaneken in Chiapas, den Mazateken in Oaxaca und den Chocho-Popoloken in Oaxaca und Puebla ist es jedoch der Sprachforschung geglückt, zu zeigen, daß sie weit vorgeschobene, wohl erst durch den Druck der Maya losgesprengte und nach Norden gedrängte Glieder der Chorotegen oder Mangue sind, des alten Kulturvolkes von Nicaragua, das zur Zeit der spanischen Eroberung den größten Teil der Südseeküste von der Fonsecabai bis zur Halbinsel Nicoya und zu dem der Halbinsel gegenüberliegenden Festlandssaum (Orotiña) besiedelt und einen Ausläufer auch nach Süden bis ins westliche Panamá (Parita) vorgeschoben hatte. Ihr Mittelpunkt lag bei Masaya, westlich der beiden großen Seen von Managua und Nicaragua, wo ihre Sprache erst in jüngster Zeit erloschen ist. Etwas weiter südlich und auf der Halbinsel Nicoya wohnten Naua unter ihnen (s. o.). An die Chorotegen von Orotiña grenzten die Guëtar, das Kulturvolk des costarikanischen Hochlandes. Sie gehörten, wie jetzt feststeht, sprachlich zu den Talamanca, deren Stämme (Bribri, Chiripó) noch heute die atlantische Abdachung Costaricas einnehmen und die auch den 1697 von der atlantischen nach der pazifischen Küste verpflanzten Térraba sowie den alten Völkern in der Umgegend des Golfo Dulce auf der pazifischen Seite (Quepo, Coto), deren moderne Nachfahren die Boruca darstellen, mehr oder weniger nahe verwandt sind. Einst haben diese verwandtschaftlichen Beziehungen noch viel weiter gereicht. Einerseits saß im Gebiete des Isthmus, der in spanischer Zeit die Provinzen Chiriquí, Veragua und Castilla de Oro und heute die Republik Panamá umfaßt, eine den Talamanca sprachverwandte Bevölkerung: die Cueva, das alte, durch Balboas kühnen Zug zur Südsee (1513/14) bekannt gewordene Kulturvolk des Isthmus westlich vom Golf von Atrato bis etwa 80° westlicher Länge, dessen Sprache im heutigen Cuna fortlebt, die Changuina und Dorasque rings um die Lagune von Chiriquí und die Guaimí (denen die Térraba nahestehen) besonders auf der pazifischen Seite vom Rio Chiriquí el Viejo, wo sie an die Coto grenzten, bis in die Gegend von Natá, wo sie Nachbarn der Cueva waren. Auf der anderen Seite besteht eine gleichfalls entferntere Sprachverwandtschaft der Talamanca mit den Guatuso und Rama auf beiden Seiten des San-Juan-Flusses, der den großen Nicaraguasee nach dem Karaibischen Meer entwässert. Hier ist ein altes Halbkulturvolk seit der spanischen Eroberung auf die Stufe von Urwaldstämmen herabgesunken, denn die Vorfahren der Guatuso (die Corobicí) haben einst auch südlich der Kordillere am Rio Tempisque mitten zwischen Chorotegen gesessen, denen sie kulturell nahezu ebenbürtig waren. — Nördlich von den Rama sitzen Stämme, die anscheinend von jeher echte Waldindianer waren. Es ist gelungen, die heute ganz vernegerten Mísquito (nicht Mosquito) an der nach ihnen benannten atlantischen Küste Nicaraguas, die einst durch ihre Seeräubereien die Küsten des Karaibischen Meeres bis nach Belize in Honduras, Cartago in Costarica, Nombre de Dios in Panamá und Jamaica in Schrecken setzten, sprachlich mit den Sumo und Ulua, Matagalpa und Cacaopera zu verknüpfen, die, durch die Mísquito zurückgedrängt und teilweise von ihnen versklavt, weiter im Innern bis zum östlichen Salvador hin sitzen oder saßen (Sumo-

1 Frauenohrgehänge, Hopi. ($^1/_2$ n. Gr.)





2 Hölzerner Doppeljaguar, Mexico. ($^1/_3$ n. Gr.)



3 Vordere Scheibe eines Ohrpflocks. Copacabana, Peru. ($^4/_5$ n. Gr.)

Abb. 51. Altamerikanische Mosaiken
(Berliner Museum für Völkerkunde; 3 nach Bäßler)

Misquito-Gruppe); ferner ist es wahrscheinlich, daß die Urwaldvölker von Honduras (Lenca, Jicaque, Paya) eine Sprachfamilie bilden, die ebenso entfernt mit den Sumo-Misquito verwandt ist, wie mit den Xinca Südguatemalas, die ihrerseits sprachlich mit den Mixe-Zoque zusammenhängen. Sieht man ab von den Chorotegen, so umschlingt nach Lehmann, dessen Untersuchungen wir die Aufhellung dieser bisher ganz dunklen Völkerverhältnisse verdanken, ein Band mehr oder weniger enger Sprachverwandtschaft die Bewohner des gesamten südlichen Mittelamerika von Panamá bis Honduras. Der Ausgangspunkt dieser Völker war zweifellos das nordwestliche Südamerika. Schon 1888 hat ein anderer deutscher Forscher, Max Uhle, den sprachlichen Zusammenhang der Talamanca, also auch aller mit ihnen verwandten Völker, mit der Chibchafamilie erwiesen. Die Chorotegen müssen, ebenso wie die Maya, Mixe, Tzapoteken und Mixteken, bis auf weiteres als Urbewohner Mittelamerikas gelten.

Das Vordringen breiter Völkerströme von Norden und Süden, die sich in den Mayaländern als dem gegebenen Mittelpunkt trafen, hat Mittelamerika so recht zu einem Mischgebiet nord- und südamerikanischer Kulturen gemacht. Die ethnographische Grenze zwischen beiden Erdteilen verläuft keineswegs, wie man es sich früher vorstellte, als scharfe Linie etwa längs des San Juan-Flusses an der Südgrenze von Nicaragua (ebensowenig wie die pflanzen- und tiergeographische); eine breite Übergangszone bildet z. B. Honduras. Übereinstimmungen mit nord- und südamerikanischen Kulturen beweisen übrigens nicht nur, daß die alten Kulturen Mittelamerikas, wie Eduard Seler, einer ihrer besten Kenner, ausgesprochen hat, in ihren Wurzeln eng mit der Kultur der Naturvölker im Norden und Süden zusammenhängen; die meisten Parallelen wird man umgekehrt den starken, sich von Mittelamerika ergießenden Kulturströmen (S. 73f.) zuschreiben müssen.

Zahlreiche Übereinstimmungen verbinden insbesondere die mexikanischen Hochlandsvölker mit den Stämmen im Südwesten der Union, mit denen sie ja auch sprachlich zusammenhängen. Die Anfertigung von Mosaiken aus Steinplättchen (Abb. 51, Fig. 1, 2), die Verwendung eines Lärminstruments aus gerieften Knochen- (oder Holz-) Stäben, die mit Muscheln oder Hirschschulterblättern gestrichen wurden (Taf. VII, Fig. 4 und IX, Fig. 7), die Stufenzinne als Wolkensymbol in der Ornamentik, der entwickelte Götterkult, in dem neben dem jungen Sonnengott besonders Wasser- und Regengottheiten eine Rolle spielen, die Verehrung der mythischen Federschlange und der Schlangentanz sind Merkmale, die die Puebloindianer mit den Nauavölkern gemein haben. Das Schwitzhaus, manche Federkopfputze und beide Arten altmexikanischer Federmosaik (Knüpf- und Klebetechnik) kehren in Kalifornien wieder, Federhauben, Rückenschmucke als Rangabzeichen und die Sitte, fortlaufende annalistische Aufzeichnungen in Bilderschrift zu machen, bei den Präriestämmen. — Andererseits scheint die Kultur der atlantischen Völker

Mexicos und der Maya mehr Beziehungen zum östlichen Nordamerika, vor allem zu den Golfländern der Union, aufzuweisen. Im Gegensatz zu den Hochlandsstämmen pflegten alle diese Völker besonders den mit Eingriffen in den Körper verbundenen Schmuck: die Kopfabplattung, die Tatauierung und kunstvolle Haarschuren. Das Pfeilopfer, bei dem der zu Opfernde an einem Gerüst festgebunden wird, spielte sowohl an der atlantischen Küste Mexicos (Abb. 66 b), als auch bei den Pani, die ja aus den Golfländern stammen, als Fruchtbarkeitszauber eine Rolle (S. 123). Mexikanische Schmuckscheiben aus Meerschneckengehäusen mit ein-

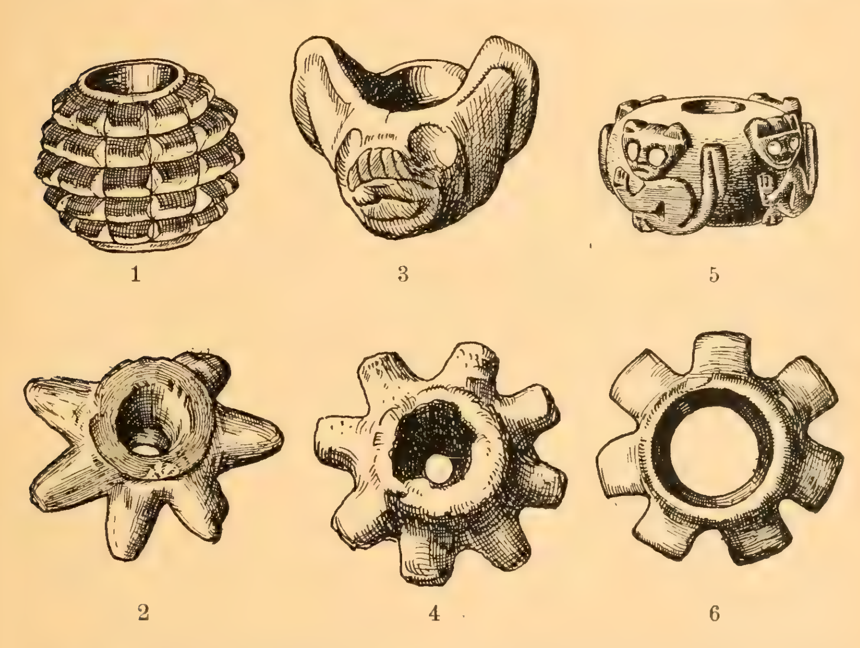


Abb. 52. Steinerne Keulenknäufe. **1** und **2** La Playa und Tuxpan, Jalisco; **3** und **4** Nicoya, Costarica; **5** Chimbote, Peru; **6** Cañarigebiet, Ecuador. (Etwa 2/5 n. Gr.)
(1 und 2 nach Lumholtz, 5 nach Bäßler, 6 nach Rivet, 3 und 4 Sammlung Lehmann im Berliner Museum für Völkerkunde)

gravierten und durchbrochenen Verzierungen erinnern sehr an die ganz ähnlich verzierten Muschel- und Kupferplatten der Mounds (Taf. V, Fig. 20—22), und die riesigen Plattformmounds der südöstlichen Union (Taf. V, Fig. 1) hängen offenbar mit den großen terrassenförmigen Unterbauten zusammen, auf denen sich die Tempel und Paläste der alten Mayastädte erheben. Endlich steht Mittelamerika auch mit den Antillen durch eine bestimmte Form des Ballspiels, bei der der Ball nicht mit der Hand, sondern mit dem Kreuz fortgeschleudert wurde, der Schlitztrommel mit seitlich in den Schlitz hineinragenden Zungen und des Schädelkultes, der sich in Yucatan und auf Haiti durch die Verwendung der Ahnenfigur als Schädelschrein auszeichnete, in Verbindung. — Wir werden bei der Betrachtung der südamerikanischen Kulturen sehen, daß mittelamerikanische Einflüsse an

der Westküste hinab noch bis nach Peru nachzuweisen sind (Abb. 51, Fig. 3). Diese Zusammenhänge sind aber offenbar uralt und bereits durch die Ausbreitung der Chibchavölker nach Norden zerrissen worden.

Südamerikanischer Einfluß ist bei den Völkern der pazifischen und atlantischen Abdachung des südlichen Mittelamerika bis zu den Mayaländern deutlich bemerkbar. Wahrscheinlich sind auch hier Kulturelemente der Andenvölker von solchen zu unterscheiden, die aus den Wald- und Savannengebieten des Ostens stammen, doch ist eine schärfere Scheidung zurzeit noch nicht möglich. Es genügt, darauf hinzuweisen, daß der Mandiokaanbau (bis zu den Maya) und die Kultur der Pejivalle-Palme (bei allen Stämmen der atlantischen Seite bis nach Nicaragua) nur aus Südamerika stammen können, ebenso wie die bei denselben Völkern (vielleicht bis zu den Maya) seit vorcolumbischer Zeit verbreitete Hängematte und die seetüchtigen Einbäume der Misquito, deren kühne Seefahrten sehr von der schwach (und hauptsächlich wiederum nur an der Ostküste Yucatans) entwickelten Schiffahrt der nördlichen Kulturvölker abstechen und an die Leistungen der Tupí und Karaiben erinnern. Die steinernen Prunksessel und Mahlsteine der Kulturvölker Costaricas (Abb. 77) hängen stilistisch eng mit den Holzschemeln südamerikanischer Waldindianer (Abb. 100, Fig. 6) zusammen; die goldenen Brustschmucke desselben Gebietes in Gestalt von Adlern, Spinnen und Krabben mit beilförmigen Schneiden, die ihren Einfluß selbst noch auf die Goldschmucke Mexicos ausgeübt haben, sind auch aus Columbien (in Gold) und Venezuela (in Stein) bekannt, und die steinernen Keulenknäufe mit Tierköpfen (Costarica) kehren in Peru wieder (Abb. 52).

Die mexikanisch-mittelamerikanischen Kulturen zerfallen in vier Hauptgruppen, deren Träger die Naua mit den Azteken, die Maya, die Chorotegen und die Chibchavölker (Talamanca usw.) sind. Von diesen hängt wieder die Naua- mit der Mayakultur enger zusammen; das Gemeinsame beider liegt auf dem Gesamtgebiet der stofflichen Kultur, das Unterscheidende auf dem der geistigen; die Kunst und vor allem die Schrift zeigen tiefgehende Verschiedenheiten. Im Süden haben wieder die Chorotegen in engster Kulturgemeinschaft mit den zwischen sie eingedrungenen Naua-Völkern gelebt, so daß es für den Archäologen sehr schwierig ist, Chorotega- und Nicaraoerzeugnisse voneinander zu sondern. Bei den Chibchavölkern, die vom Hochland von Costarica bis zur Landenge von Panamá eine kulturell ziemlich einheitliche Masse bildeten, überwiegt schon der columbische Kultureinfluß; die Cueva können geradezu zu den Westgruppe der columbischen Kulturen gerechnet werden und sind daher erst in einem späteren Abschnitte zusammen mit den Caucavölkern behandelt. Von all diesen Völkern gelten gewöhnlich die Maya wegen der großartigen Baudenkmäler und Skulpturen, die sie hinterlassen haben, wegen ihres genial ersonnenen Schrift- und Zahlen-

systems als der Brennpunkt mittelamerikanischen und amerikanischen Kulturlebens überhaupt. Wir wissen heute, daß Maya und Naua einander schon seit alten Zeiten stark beeinflußt haben, daß aber bei diesem Kulturaustausch die Maya weit mehr, als man früher dachte, die Empfangenden gewesen sind; das gilt vor allem von der geistigen Kultur: Mythologie, Schrift, Kalender. Die beiden letzteren fehlen den Huaxteken, einem Mayavolk, das schon seit uralter Zeit vom Hauptstamm getrennt lebt, ganz und treten in reichster Entwicklung gerade im Gebiet der Chol auf, durch das seit alters die Nauavölker nach Süden zogen. Dies und die Tatsache, daß bei den Naua Schriftzeichen und Daten noch bildmäßig und verständlich, bei den Maya dagegen abgekürzt und kursiv sind, lassen nach Seler nur den Schluß zu, daß die letzteren die Elemente dieses Systems von den Naua entlehnt, dann aber selbständig weiterentwickelt haben.



Abb. 53. Sog. Chacmool, halbliegende Statue mit einer runden Vertiefung auf der Mitte des Leibes, die als Libationsgefäß dient. Chich'en Itza. ($^1/_{20}$ n. Gr.)
(Nach einer Photographie im Besitze des Berliner Museums für Völkerkunde)

Nicht die heißen, regenfeuchten, von undurchdringlichen Urwäldern erfüllten atlantischen Abdachungen, sondern die Hochländer sind die Ursitze der Kulturen Mittelamerikas gewesen. Wie die ältesten Naua auf dem nordmexikanischen Hochlande, so saßen einst die Stammväter der Maya auf den „Altos“ von Guatemala und jene Chibchastämme, die sich zuerst über die Stufe ihrer urwaldbewohnenden Brüder erhoben, am Fuß der Vulkane der costarikanischen „Meseta“. Die Ausbreitung der Kultur von diesen Hochflächen in die Niederungen ist das große geschichtliche Ereignis der mexikanischen Vorzeit, das auch den geschichtlichen Kern der Toltekensagen bildet.

Die Tolteken, ein sagenhafter Nauastamm, gründen unter ihrem Priesterkönig Quetzalcouatl in Tollan auf dem mexikanischen Hochland ein blühendes Reich, das nach Sahagun zwar schon im sechsten Jahrhundert zerstört wird, aber eine Nachblüte erlebt, die damit endet, daß die jüngeren Tolteken schließlich mit ihrem ganzen Kulturbesitz in die Länder der atlantischen und pazifischen Küste (Tabasco und Soconusco) auswandern. Dies Ereignis verlegt die Tradition im allgemeinen in das elfte nachchristliche Jahrhundert; um dieselbe Zeit läßt Torquemada die Naua in Nicaragua einwandern, und nur wenig später erfolgt der Auszug der Azteken, die sich ja in jeder Beziehung als die Erben toltekischer Herrschaft auf dem Hochlande betrachteten, aus ihrer Urheimat Aztlan (S. 161). Merkwürdig gut stimmt hierzu die Maya-Überlieferung, nach der Naua (Itza) unter einem halbgöttlichen Führer Kukulcan (= Quetzalcouatl) als Söldner in Yucatan einwandern, hier die Städte Chich' en Itza und Mayapan gründen und 1436 durch eine allgemeine Erhebung der Maya wieder vertrieben werden. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Mexikaner der Golfküste und die sehr altertümliche Nauadialekte redenden Pipil und Nicarao die Nachkommen dieser sagenhaften Tolteken sind. Die glänzendste Bestätigung der alten Sagen hat aber erst die Untersuchung der Ruinen von Chich' en Itza durch Eduard Seler gebracht. Nicht nur haben die alten Nauasöldner den Bauten dieser Ruinenstadt ihren besonderen Stempel aufgedrückt, indem sie ihnen eine Reihe von baukünstlerischen Einzelheiten zufügten, die sonst den Ruinen des Mayagebietes ganz fremd sind (den Rundtempel, Federschlangenpfeiler, die das Dach der Tempelvorhalle tragen [Taf. VIII, Fig. 4, 5], Treppenwangen in Gestalt von Federschlangen, im Kultraum selbst Libationsgefäße in Gestalt halbliegender Figuren [Abb. 53] und Opfertische, deren Platten auf menschlichen Tragfiguren ruhen), sondern sie haben sich auch selbst samt ihren Göttern (Quetzalcouatl u. a.) getreu in Tracht, Schmuck und Bewaffnung, in friedlicher und kriegerischer Tätigkeit auf Fresken und Reliefs darstellen lassen (Abb. 54). Alle Einzelheiten der Architektur und Skulptur zeigen unverkennbaren Nauastil; aber es ist ein altertümlicher Stil, wie er uns auf dem mexikanischen Hochlande nur in den älteren, voraztekischen Schichten begegnet. — Die altertümliche Nauakultur der Pipil tritt uns auf den merkwürdigen Monumenten von Sta. Lucia Cozumalhuapa in Guatemala entgegen, die sich heute zum größten Teil im Besitz des Berliner Museums befinden.

Das elfte nachchristliche Jahrhundert ist nicht nur das Zeitalter einer der letzten großen Völkerbewegungen Mittelamerikas gewesen, sondern es hat auch den Aufschwung und die höchste Blüte der großen Mayakunst gesehen. In den Ruinenstädten des Cholgebietes (Palenque und Menché, Copan und Quiriguá), die alle in der Bauart, im Stil der Reliefs und in der Form der Hieroglyphen die engste Verwandtschaft miteinander zeigen, sind die meisten Altarplatten und Bildsäulen mit langen Inschriften versehen, die am oberen Ende ein Datum tragen (Abb. 12, Fig. 3). Der Ausgangspunkt dieser Zeitrechnung ist zwar noch nicht bekannt, doch läßt

es sich berechnen, daß fünfhundertsechzig Jahre Abstand zwischen der Errichtung des ältesten und jüngsten datierten Denkmals liegen und daß die Errichtung der meisten Denkmäler in einem Zeitraum von nur einhundertachtzig Jahren erfolgt ist. Da die jüngsten Denkmäler wahrscheinlich in die Zeit kurz vor der spanischen Eroberung zu setzen sind, fällt also der Beginn der Blüte dieser alten Städte in das zehnte und elfte Jahrhundert. In dieser Zeit muß, worauf Seler hingewiesen hat, die Ausbreitung der Naua nach Süden in dem heutigen Urwaldgürtel längs des Usumasinta und Motagua einen überaus lebhaften Handelsverkehr und Kulturaustausch hervorgerufen haben, infolge deren sich überall in den Mayastädten Reichtum und Macht anhäuften und Bildung und Geschmack in Denkmälern von großartigem künstlerischen Schwunge Ausdruck fanden. In spätere Zeit fällt die Blüte der großen Ruinenstädte im Norden und Westen Yucatans (Uxmal, Kabah usw.), die zum größten Teil noch bei der Ankunft der Spanier bewohnt waren, während Palenque und Copan schon in Ruinen lagen. Das beweist schon der Stil der fast überladen reichen Fassaden (Taf. VIII, Fig. 6, 7), die den klassischen Bauten des Südens gegenüber alle Merkmale einer barock gewordenen Spätzeit tragen. — Das Alter der Mayakunst aber muß, wenn wir auch noch nicht ihre Vorstufen kennen (die Fresken älterer, später übertünchter Schichten in Palenque zeigen „toltekischen“ Stil), hoch hinaufgerückt werden; denn auf den ältesten datierten Mayadenkmälern ist die Hieroglyphenschrift schon fertig ausgebildet und der Kunststil von keineswegs altertümlichem Gepräge. Ehe Schrift und Skulptur eine solche Höhe, einen so ge-

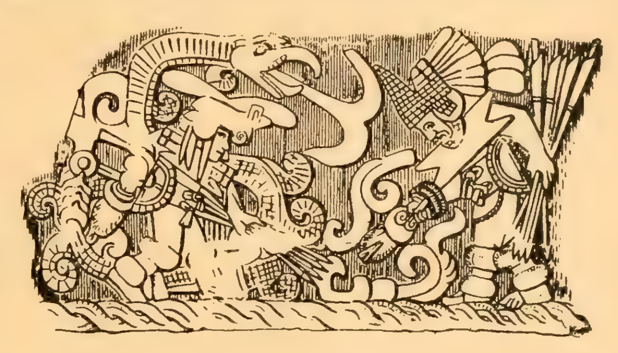


Abb. 54. Relief aus dem Tempel am Ballspielplatz, Chich'en Itza. Dem von der „Wolkenschlange“ (Mixcouatl) begleiteten Gott tritt in ehrfürchtiger Haltung ein Nauakrieger mit altertümlicher Bewaffnung (Speerbündel und Wurfbrett) und altertümlichen Trachtstücken (xiuhuitzolli, großer Brustplatte aus Jadeit, breitem Gürtel mit Schmuckscheibe am Kreuz, Fellbinden um Arm und Bein) gegenüber (Nach Seler)

schlossenen Stil erreicht hatten, müssen lange Zeiten der Entwicklung vorausgegangen sein.

Während man im Mayagebiet also vorerst noch auf bloße Mutmaßungen angewiesen ist, haben erfolgreiche Grabungen jüngster Zeit auf dem mexikanischen Hochlande in der Nähe der Hauptstadt das zeitliche Verhältnis zweier Vorstufen der Nauakultur klargelegt, deren weite Verbreitung über das Hochlandsgebiet schon lange die Aufmerksamkeit der Gelehrten erregt hat. In den untersten Schichten fanden sich Tonfiguren von einem sehr rohen, primitiven Charakter, Erzeugnisse offenbar der Otomí und ihrer Kulturverwandten (S. 161); darüber zahlreiche Tonköpfe, Scherben u. a. Altertümer der „Teotihuacankultur", deren Hauptfundort zwar die Ruinenstätte um die berühmten beiden Pyramiden nahe dem Örtchen Teotihuacan nördlich der Hauptstadt Mexico ist, zu deren Bereich aber einstmals das ganze östliche Hochland und ein großer Teil der benachbarten atlantischen Küstenabdachung gehörte (Abb. 55). In der mexikanischen Überlieferung lebt die Erinnerung an diese Kultur deutlich fort; sie weiß von einem fremdsprachlichen Volk, den Olmeken, zu erzählen, das sowohl das Hochland von Tlaxcala als auch die atlantische Küste bewohnte. Vielleicht darf man auch die Totonaken mit ihr in Verbindung bringen, da auch sie einst auf dem Hochland saßen und nach einer alten Sage die Erbauer der Pyramiden von Teotihuacan waren. Und endlich kann die Kultur der Völker Oaxacas, von denen ein Teil (die Popoloken) noch in geschichtlicher Zeit in der Gegend von Tlaxcala wohnte, als ein Ableger der Teotihuacan-Kultur betrachtet werden, da die tzapotekische Kunst (Abb. 72) eine unverkennbare Stilverwandtschaft mit der Kunst jener alten, vorgeschichtlichen Hochlandskultur zeigt. Wie dem auch sei, es ist wahrscheinlich, daß vor der Einwanderung der Naua (selbst ihres ältesten, „toltekischen" Zweiges) eine hohe Kultur von selbständiger, von der Kultur der Naua abweichender Eigenart das Hochland besetzt hielt und hier die Grundlagen für die spätere Hochlandskultur schuf. Die Azteken sind, geschichtlich betrachtet, erst die allerjüngsten, wenn auch am besten bekannten Vertreter dieser Kultur gewesen. 1325 wurde nach der Überlieferung ihre Hauptstadt Tenochtitlan gegründet, und 1427 beginnt mit dem Regierungsantritt Itzcouatls ihr politischer Aufstieg, der sie nach und nach zu Herren des Hochlandes von Toluca, der atlantischen Küste von Tuxpan bis Tuxtla, des

Rio-de-las-Balsas-Tales mit der angrenzenden pazifischen Küste (von Colima bis Acapulco) und endlich der wichtigen Straße Oaxaca—Tehuantepec machte (Karte II).





Abb. 55. Tonfiguren dreier zeitlich aufeinanderfolgender Kulturepochen des mexikanischen Hochlandes. Obere Reihe: Rechts und links ältester, primitiver Typus, Hochland von Tlaxcala und Veracruzküste. In der Mitte (auf einem Thronsessel sitzende Figur mit reichem Federschmuck) Teotihuacantypus aus Azcapotzalco im Hochtal von Mexico. Untere Reihe (Götterfiguren): aztekische Zeit des Hochtals von Mexico. ($^1/_4$ und $^2/_7$ n. Gr.)
(Berliner Museum für Völkerkunde)

Die kulturellen Verhältnisse der modernen Bevölkerung Mexicos und Mittelamerikas zeigen natürlich überall die tiefgehenden Folgen spanischer Einflüsse. Die Einführung der Viehzucht hat das Wirtschaftsleben auf eine ganz neue Grundlage gestellt; die alten, mühseligen Techniken sind verschwunden, die malerische, zweckmäßige Kleidung (wenigstens der Männer) wurde zuliebe der spanischen aufgegeben, und vor allem ist von den alten sozialen, rechtlichen und religiösen Einrichtungen nur das übriggeblieben, was den spanischen Beamten und Priestern als absolut ungefährlich erschien. Aber trotz aller Umwälzungen hat sich doch

noch mancherlei erhalten. Am wenigsten hat der Hausbau von seiner Eigenart eingebüßt, teilweise auch die Frauenkleidung; die Feldarbeit bewegt sich meist in den alten Bahnen, und bei kirchlichen und weltlichen Festen lebt so mancher alte Kultgebrauch in nur leicht verschleierter Form weiter fort.

Hier und da trifft man noch alte Geräte, wie die Speerschleuder in Michuacan, Schlitztrommel und Fellpauke im ganzen nördlichen Gebiet; neben ihnen drängen sich freilich die afrikanische Marimba und allerhand Saiteninstrumente europäischen Ursprungs immer mehr in den Vordergrund. Bei den in abgelegenen Gebirgen hausenden Mixe und Zoque hat man in neuester Zeit noch lebendigstes Heidentum vorgefunden, und die östlichen und südlichen Mayastämme wußten sich durch den großen Aufstand von 1847 sogar die politische Selbständigkeit zu erringen. In ganz ursprünglichen Verhältnissen lebt im nördlichen Teil nur noch ein Volk, die Lacandon. Im Süden werden die atlantischen Abdachungen von Honduras und Nicaragua, Costarica und Panamá von echten Naturvölkern eingenommen, auf die am Schluß dieses Abschnittes besonders eingegangen werden soll.

b) Mexikaner und Maya

α) Materielle Kultur

In der Verzierung ihres Äußeren hatten die mexikanischen Völker noch nicht auf Körperverunstaltungen verzichtet, wie sie ursprünglicheren Entwicklungsstufen eigen sind. Naturgemäß zeigt sich eine Reihe örtlicher Verschiedenheiten, die zugleich Stammesmerkmale waren. Kopfabplattung, Zahnfeilung und Tatauierung wurden besonders in den atlantischen Küstengebieten geübt, Lippendurchbohrung auf dem mexikanischen Hochlande. Nasenzierate sind verhältnismäßig selten, Ohrschmucke dagegen allgemein.

Huaxteken und Maya, Totonaken und „Olmeken“ (d. h. die Bewohner der südlichen Veracruzküste) deformierten ihre Schädel in verschiedener Weise. In den Küstenstrichen südlich von Veracruz hat man Schädel und Tonfigürchen gefunden, die geradezu abenteuerliche Formen der Kopfabplattung zeigen; der Schädel macht, von oben gesehen, den Eindruck eines kleeblattförmigen Gebildes („Tête trilobée“), dessen drei „Lappen“, die beiden parietalen Wölbungen und die obere Anschwellung des Stirnbeins, durch tiefe Furchen voneinander getrennt sind. Die Zahndeformation tritt in zwei verschiedenen Formen auf: als Zahnfeilung und Zahneinlage; bei der ersteren schliff man die Zähne sägeartig spitz zu oder feilte die äußeren Ecken der beiden mittleren Schneidezähne rechtwinklig heraus, so daß eine Art Nagetiergebiß entstand (Abb. 56, 73), bei der letzteren legte man eine in die Fläche der Schneidezähne gebohrte runde Vertiefung mit Jadeit-, Türkis-, Hämatit- oder Goldplättchen aus (Abb. 133 a).

Beide Arten sind nebeneinander bei denselben Völkern angetroffen worden, die auch die Schädel abplatteten, außerdem bei den Tzapoteken. Tatauierung war Stammesmerkmal bei Huaxteken und Totonaken; die Maya kannten neben der Stichtatauierung auch knopfförmige Schmucknarben. Lippenschmuck kam dagegen bei den Naua, Otomí und Tarasken allgemein vor; der gewöhnliche kurze Unterlippenpflock war aus Obsidian, daneben gab es lange, gerade Lippenstäbe aus fossilem Harz und schweinshauerartig gekrümmte aus Muschelschale. Stäbe in der durchbohrten Nasenscheidewand waren für die Huaxteken kennzeichnend und bildeten (neben Nasengehängen) bei den Naua die Abzeichen der Könige und Götter (Abb. 63, 67). Als Ohrschmuck trug man einen zylindrischen Holzpflock, der auf der Vorderseite bemalt oder mit Türkismosaik verziert




Abb. 56. Tonköpfe der Mistequilla (Küste südlich von Veracruz) mit kunstvollen Haartrachten und Zahnfeilung. (2/7 und 2/5 n. Gr.)
(Berliner Museum für Völkerkunde)

war. Ganz allgemein wurde Körperbemalung geübt — bei den Frauen mittels Tonstempeln —, meist bei besonderen Anlässen freudiger oder trauriger Natur. Das Haar trugen die Krieger der Azteken auf der einen Seite hochgebürstet, auf der anderen rasiert, oder auch in einem Schopf steil aufgerichtet; letztere Frisur blieb den Vornehmen vorbehalten. Der Schopf wurde dann entweder mit einem gabelförmigen Reiherfederbusch oder mit Quetzalfederquasten geschmückt. Die Tarasken rasierten sich die Schädel ganz kahl und umwanden sie mit Binden aus Fell oder Garn; kunstvolle Haarschuren waren an der Golfküste Mode (Abb. 56), prachtvolle Federkronen bei den Maya (Abb. 75). Ein wichtiges Toilettengerät stellen Spiegel aus halbkugeligen, polierten Schwefelkiesknollen dar.

Von der alten Kleidung ist uns in dem feuchten, regenreichen Klima leider nichts erhalten geblieben. Für die Männer war die Schambinde (azt. maxtlatl), d. h. ein zwischen den Beinen durchgezogenes und vorn oder vorn und hinten in breiten, verzierten Zipfeln herabhängendes Stück Baumwollzeug, so unerläßlich, daß ihr Fehlen einigen Völkern (Tarasken, Huaxteken) den Ruf besonderer Scham-

losigkeit einbrachte. Die Frauen trugen entsprechend eine Decke (azt. cueitl) um den Leib. Der Oberkörper blieb bei beiden Geschlechtern in den heißen Tieflandsgebieten unbekleidet; auf den kühleren Hochländern trug der Mann eine Schulterdecke (azt. tilmàtli), deren Zipfel über der rechten Schulter verknotet wurden (Abb. 60 l, 63), die Frau eine ärmellose Jacke (azt. uipilli) oder an der atlantischen Küste ein ponchoartiges, vorn dreieckig herabfallendes Kleidungsstück (Abb. 60 i, k und Abb. 55 unten). Den Fuß bekleidete man mit Sandalen, die als Vorläufer richtiger Schuhe Hackenkappen besaßen.

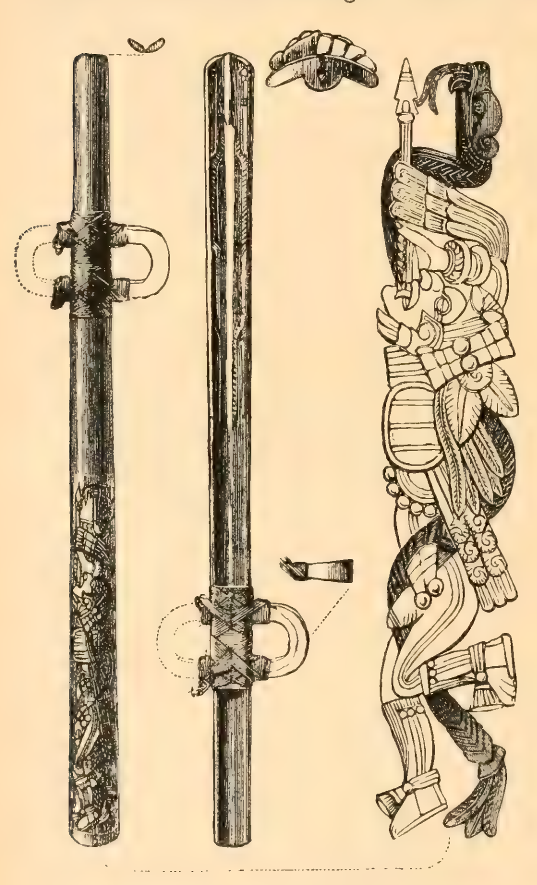


Abb. 57. Altmexikanische Speerschleuder der Christy Collection des Britischen Museums. Rechts die abgerollte Darstellung der Schnitzerei der oberen Hälfte. (1/5 n. Gr.) (Nach Joyce)

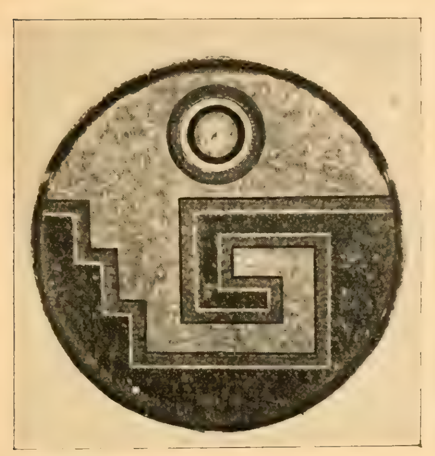
Als S c h m u c k m a t e r i a l kommen verschiedene Steinarten, Muschelschalen, Metalle (Gold und Kupfer) und vor allem Federn in Betracht. Neben gewöhnlichen Ketten aus durchbohrten Steinperlen hatte man stulpen- und kragenartige Schmuckstücke aus Steinperlengeflecht.

Als Waffen behaupteten sich neben Bogen und Pfeil W u r f b r e t t und Wurfspieß noch in dem ganzen Gebiete.

Das Wurfbrett (azt. atlatl) war nicht nur Jagd-, sondern auch durchaus Kriegswaffe; es galt den Mexikanern teilweise schon als ein altertümliches Instrument, weshalb wir es auch besonders als Götterwaffe in den Bilderschriften auftreten sehen (Abb. 67); ganz besonders gilt dies von Yucatan, wo es erst durch die Invasion der Nauasöldner wieder eingeführt wurde (Abb. 54). Es

hatte die Form eines schmalen, kurzen Brettes mit einer Rinne auf der Fläche und einem Zapfen am hinteren Ende; die Finger griffen durch seitlich angebundene Ringe aus Muschelschale (Abb. 57). Noch heute wird das Wurfbrett auf dem See von Pátzcuaro (Michuacan) zum Schleudern dreispitziger Vogelpfeile gebraucht.

Während Bogen und Pfeil — beide von südlichem Typus (d. h. ein einfacher Holzbogen mit kreisrundem Querschnitt und ein Pfeil, der aus Rohrschaft und Holzeinsatz mit einseitiger Widerhakenreihe oder besonders eingelassener Steinspitze besteht; vgl.



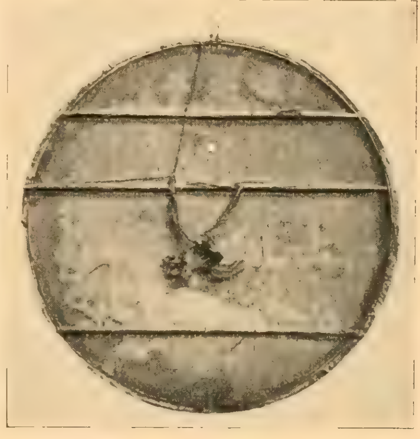


Abb. 58. Altmexikanischer Schild, Vorder- und Rückseite. Die Vorderseite mit einem Mosaik aus bunten Federn (Fond rot und gelb, Stufenmäander grün, innerer Kreis blau. (1/14 n. Gr.)
(Original im Lindenmuseum, Stuttgart)

Abb. 60 d, e) —, Tonkugelblasrohr und Steinschleuder die Waffen des Jägers bei den Stämmen der Waldgebiete und der Gebirge (die Schleuder z. B. auf dem Hochland von Toluca) blieben, spielten in den bedeutenderen politischen Gemeinwesen die Nahkampfwaffen die Hauptrolle. Vor allem gehört hierher neben Kolbenkeulen (bei den Tarasken) und kupfernen Streitäxten (bei den Maya) das Macquauitl, die nationale Waffe der Azteken; es war ein Knittel oder eine Latte, deren Seitenkanten mit eingekitteten Obsidiansplittern bewehrt waren (Abb. 64). Gegen diese furchtbare Waffe schützte man sich mit Kollern aus gesteppter Baumwolle und runden, aus verschiedenen Rohrlagen bestehenden Schilden mit Doppelgriff und mit Federmosaik auf der Vorderseite

(Abb. 58). Die Gebirgsstämme der Landenge von Tehuantepec und die Maya des südlichen Yucatan führten mächtige Lanzen mit breiten, blattförmigen Steinspitzen im Kampf (Abb. 75). Zur Anlage von Festungen wählten die Azteken, Tzapoteken und Maya Guatemalas (S. 188) mit Vorliebe die von Natur festen, durch Erosion aus Berghängen herausgeschnittenen, einzelnstehenden Kuppen und Hochflächen aus. Eine starke Burg der Tarasken, die die wilden nördlichen Jägerstämme im Zaum hielt, haben wir offenbar in den gewaltigen Ruinen von La Quemada (Tuitlan) südlich von Zacatecas vor uns, eine befestigte Stadt der Mixteken im Monte Alban bei Oaxaca.

Die Behausungen wichen nicht von denen ab, die sich noch heute das niedere Volk allenthalben in Mexico baut: in den tropischen Niederungen Hütten aus Holz- oder Bambusstämmen mit Lehmbewurf oder Mattenbekleidung und hohem Palmblattdach (Jacales), auf dem kühleren Hochlande Häuser aus lufttrockenen Ziegeln (Adobes) mit flachem Balkendach. Steinbau wurde im wesentlichen nur bei Tempeln und Palästen angewandt. Der Grundriß der Häuser war oval oder viereckig; in Yucatan bildet Campeche (an der Westküste) noch heute die Grenze zwischen ovalen Firstdachhäusern mit vier zentralen Dachstützen, die den Norden, und rechteckigen Giebeldachhäusern mit vier Eckpfosten, die den ganzen Süden mit den anstoßenden Gebieten des Isthmus und den Staaten Honduras und Salvador beherrschen. Daneben errichten die heutigen Maya, wenn sie auf Reisen sind, noch immer ganz primitive Wetterschirme, die sie mit den Blättern von Corozo-Palmen, Helikonien und Arazeen bedecken.

Der indianische Hausrat hat sich seit alters auch nicht sehr verändert; die Hauptstücke bilden Mahlsteine (Metates), allerlei Gefäße aus Ton und Kürbisschale (Jicaras) und, als Betten, Aufschüttungen aus Laub mit Matten darüber oder auch hölzerne Schlafgestelle. Die südamerikanische Hängematte ist ins Mayagebiet vielleicht erst in spanischer Zeit von Süden her eingeführt worden. Bei den Ansiedlungen liegen backofenförmige, aus Adobes errichtete Schwitzbäder (azt. temazcalli), Maisscheuern (cuezcomatl, große, mit Strohdächern versehene Tonurnen, Abb. 59; vgl. auch Abb. 60g), ferner im wasserarmen Yucatan glockenförmige, unterirdische Wasserbehälter (chultun), falls natürliche Höhlen, in denen sich das Grundwasser sammeln konnte (tz'onot, span. Zenotes), fehlten.

Die Grundlage der Wirtschaft war die Bodenkultur. In den tropischen Niederungen verfuhr man nach südamerikanischer Weise; ein Stück Wald wurde gerodet, das trockene Holz verbrannt und in die Asche gesät. In den Hochlandsgebieten herrschte der Hackbau; die oberen Bodenpartien wurden mit einem sich nach unten verbreiternden Holzgerät (uictli, Abb. 60 f) aufgeschürft und in die Erde mit einem spitzen Pflanzstock Löcher für die Saat gestochen. Be-



Abb. 59. Modernes mexikanisches Gehöft mit Maisscheuern (cuezcomatl) aus Ton. Gegend von Tlaxcala
(Nach Starr)

wässerung, Terrassenbau und Düngung mit menschlichen Fäkalien hoben den Ackerbau auf eine höhere Stufe; am Süßwassersee, südlich der Hauptstadt Mexico, hat sich noch heute die alte Gartenkultur der sog. „schwimmenden Gärten“ oder Chinampas (in Wirklichkeit handelt es sich um feste Gemüsebeete, die durch schmale Wassergräben voneinander getrennt sind) erhalten.

Die Hauptnahrungspflanze war der Mais, dessen Heimat vielleicht Mittelamerika ist. daneben die Bohne. Zur Entfernung der harten Schalen kochte man die Maiskörner zunächst mit Ätzkalk, um sie dann auf dem dreibeinigen Mahlstein mit einer steinernen Walze zu zerreiben und die Masse in runden Fladen (azt. tlaxcalli, span. Tortilla) auf Tonplatten über dem Feuer zu backen (Abb. 60 h).

Von Knollenfrüchten wurden Batate, Mandioka und Yams gebaut. Spanischer Pfeffer (chilli) war das beliebteste Gewürz, die süßen und sauren Früchte von Sapotazeen bildeten die Zukost, und die ausgedehnte Bienenzucht der Maya lieferte Honig, aus dem noch heute die Lacandon (wie in alter Zeit die Yucateken) eine Art Met (balché) bereiten. Unter den Genußmitteln sind Schokolade und Pulque am bekanntesten geworden. Der Kakaobaum (cacauatl) stammt, wie der Mais, aus Mittelamerika; der schwierige Anbau, der die Anpflanzung besonderer Schattenbäume nötig macht, ist in den heißen Niederungen der atlantischen und pazifischen Küste und des nördlichen Guatemala zu Hause und wohl einem Mayastamm zu verdanken. Man trank die Schokolade kalt, mit einem Zusatz von Pfeffer, Vanille und Bienenhonig und mit einer dicken, durch Quirlen erzeugten Schaumschicht auf der Oberfläche. Pulque (octli) wird aus der Agavepflanze gewonnen, heute noch in derselben Weise wie in alter Zeit; der Blütenschaft in der Mitte der Pflanze wird angeschnitten und der in die Höhlung sickernde Saft mit Kürbissen, die als Stechheber dienen, gesammelt; der Gärung überlassen, liefert er ein säuerliches, berauschendes Getränk (Abb. 60 m). Der Tabak wurde teils in Rohrstengeln geraucht (zicar = Zigarre ist ein Mayawort), teils zur Erzielung von Rauschzuständen von den Priestern gekaut; zu diesem Zwecke brachte man die Tabaksblätter in Pillenform. Tonpfeifen sind nur im Gebiet der Tarasken gefunden worden.

Jagd und Fischfang (vgl. Abb. 60 a) treten nur bei den Tarasken stärker hervor, deren bevorzugte Waffen Bogen und Pfeile bis in die spanische Zeit hinein blieben. Die Inseln und Uferränder des Sees von Pátzcuaro waren die Sitze der Netz- und Angelfischerei, nach der die Azteken das Land und seine Hauptstadt (Tzintzuntzan) Michuacan, „Ort der Fischer“, nannten. Gegenwärtig sind nur noch die Huave im Lagunengebiet von Tehuantepec ein Volk, das ausschließlich von Fischen lebt und alles Fleisch verschmäht, trotz der ansehnlichen Rinderherden, die es besitzt. Als Haustiere wurden in alter Zeit lediglich Hund und Truthahn gezüchtet.

Den Übergangszustand zwischen Stein- und Metallzeit, in dem nordamerikanische Völker zur Zeit der Entdeckung lebten (S. 104), treffen wir auch bei den mexikanisch-mittelamerikanischen Völkern an. Nur hatten diese schon gelernt, das Kupfer zu gießen und die Schneiden dann durch kalte Hämmerung zu härten; dagegen hatten sie die Bronzemischung noch nicht gefunden, wenn es auch reiche Zinnlager in ihrem Gebiete gab. Daher hat das Metall bei ihnen nie das alte Werkmaterial, den Stein, verdrängen können.

Neben der Kupferaxt, deren Klinge in das gespaltene Ende eines knieförmig gebogenen Schaftes gesteckt wurde, behauptete sich noch das Steinbeil, bei dem man die dioritne Klinge in ein Loch des oben verdickten Schaftes einließ (Abb. 60 b, c). Stampfer, geriefte viereckige Bastklopfer, die durch eine herum-



Abb. 60. Bilder aus dem Wirtschaftsleben der Azteken. a Fischer, b Kupferaxt, c Steinaxt, d Bogen und Pfeil, e genetzte Jagdtasche (für Steinpfeilspitzen), f Grabscheit und Korb zum Fortschaffen der Erde, g kastenartiger Vorratsbehälter für Mais (vgl. daneben Abb. 59), h Frau am Mahlstein (vor ihr der Backteller auf drei Steinen und die Reibschale zur Herstellung der Chilepfeffersauce), i Spinnerin, k Weberin, l Metallgießer (in dem Schmelztiegel die Hieroglyphe „Gold“), m Pulquekrug, n geflochtene Deckelschachtel mit Räucherharz (Kopal, Tribut der Gegend von Tasco im Rio de las Balsas-Tal), o Baumwollballen (oben die Baumwollblüte), p Binsenträger, q Fächer und Bambusstab des Kaufmanns, r und s leiterartige Rückentrage

(b und c nach dem Codex Magliabecchi, d und e nach dem Codex Boturini, m nach dem Codex Borgia, alle übrigen nach dem Codex Mendoza)

gelegte Zweigschlinge eine Handhabe erhielten, vom Obsidianblock durch Druck abgesprengte Späne als Messer und Pfriemen aus Knochen vervollständigen den steinzeitlichen Hausrat, neben dem nur noch ein paar Kupfergeräte, z. B. merkwürdige, T förmige Messer, die in großen Mengen im tzapotekischen Gebiet gefunden werden (vielleicht ein Geldsurrogat?), in Betracht kommen.

Nichtsdestoweniger standen alle Kunstfertigkeiten in hoher Blüte. Türkis, Jadeit und Muschelschale wurden in kleinen Stückchen zu kunstvollen Mosaiken zusammengesetzt, die Holz- und Knochengeräte überzogen (vgl. Abb. 51, Fig. 2 und Taf. IX, Fig. 1).



Abb. 61. Altmexikanische Tongefäße. 1 und 2 bunt bemalte Cholulaware (Tlaxcala und Cholula), 3 Teotihuacangefäß, bei dem die Muster durch teilweises Wegschaben der dunklen, äußeren Schicht gewonnen sind (Azcapotzalco im Tal von Mexico), 4 Mayagefäß mit eingeritzter Verzierung auf weißem Felde (Chamá im nördlichen Guatemala), 5 Gefäß mit metallisch glänzendem Überzug (Atotonilco-Quimiztlan am Fuß des Piks von Orizaba), 6 Schwarz-weiß bemalte Henkelkanne (Tanquian in der Huaxteca). (1/5 bis 1/7 n. Gr.)
(Bis auf 1 sämtlich im Berliner Museum für Völkerkunde. Nach Seler)

Eine reiche Tonwarenindustrie war im Schwange; der Ton wurde ohne Drehscheibe (nur in Yucatan findet sich eine Art Vorstufe zu ihr) in die mannigfachsten, geschmackvollen Formen gebracht (man vergleiche z. B. die großen Figurengefäße der Tzapoteken, Abb. 72) und mit eingeschabten Darstellungen (Teotihuacan, Veracruzküste) oder reicher, an die Bilderschriften erinnernder Be-

malung (Cholula), zuweilen auch mit metallisch glänzender Glasur (Guatemala) versehen (Abb. 61). Besonders die letzteren beiden Arten von Gefäßen sind als Prunkware über das ganze Mexico durch den Handel verbreitet worden, ähnlich den reich skulptierten, ihrem Gebrauch nach noch immer rätselhaften „Steinjochen“ der Totonaken und Gefäßen aus alabasterartigem Aragonit. Eine alte Industrie ist das Lackieren bunt bemalter Kürbisschalen mit dem Fett der Schildlaus (Coccus axin) bei den heutigen Taras-ken, Tzapoteken und Maya Guatemalas. Die Metallarbeiter (Abb. 60 l) leisteten in dem Ineinanderarbeiten verschiedener Metalle Bedeutendes; die goldenen Schmucksachen sind leider meist in den Schmelztiegel der Spanier gewandert, doch haben sich zahlreiche, in derselben Art (in verlorener Form) gegossene Kupferschellen erhalten. Die Weberei war besonders im atlantischen Gebiete, bei den Huaxteken und Totonaken, hochentwickelt; man gebrauchte als Gespinstfasern (Abb. 60 i) Baumwolle und verschiedene Arten Agavebast (Ixtle auf dem mexikanischen Hochland, Henequen oder Sisalhanf in Yucatan), als Farbstoff u. a. den karminroten Saft



Abb. 62. Moderne indianische Hängebrücke bei Chaχrax. Alta Verapaz (Guatemala)
(Nach Sapper)

der Cochenillelaus, die um Oaxaca auf Nopalkakteen gezüchtet wurde. Der Webapparat (Abb. 60 k) war der einfache, den wir auch in Peru wiederfinden werden. Ein nicht minder blühender Kunstzweig waren die Federarbeiten; sie bestanden teils im Einknüpfen von Federn an den Kreuzungsstellen netzartiger Gewebe, teils im Aufkleben zerschnittener Federchen auf Papierunterlagen nach bestimmten, vorgezeichneten Mustern (Abb. 58). Die buntgefiederte Vogelwelt der mittelamerikanischen Tropen, ganz besonders der grüne Quetzalvogel (Pharomacrus mocinno), der blaue Kotinga, der brennendrote Arara und der rosafarbene Löffelreiher, lieferte das Material. Von den Stein- und den Federmosaiken sind einige Prachtstücke erhalten. — Infolge der Blüte der östlichen Industrien hatte sich ein reges Handelsleben entfaltet.

Große kaufmännische Expeditionen zogen Jahr für Jahr in weite Fernen, um die Rohstoffe heranzuholen. Es bildeten sich Mittelpunkte des Handels, wie Xicalanco an der Boca de Términos, der Eingangspforte zu den Mayaländern, Cholula auf dem Hochlande am Ausgangspunkte der großen, ins Tzapotekenland hinab und von da nach beiden Küsten führenden Straße. Jede Stadt besaß ihren von Verkaufshallen umgebenen Marktplatz. Ersatz für Geld waren Kakaobohnen (die noch jetzt in manchen Gegenden als kleinste Münze im Umlauf sind), mit Goldstaub gefüllte Federposen und Decken. Handelsstraßen und Brücken (massive oder Hängebrücken, Abb. 62) erleichterten den Verkehr, der wegen des Mangels an Tragtieren ganz auf Menschen angewiesen war, die die Lasten auf leiterartigen Rückengestellen (cacaxtli) mittels eines Stirnbandes (mecapalli) trugen (Abb. 60 r, s). Der Seeverkehr scheint nur an den Küsten Yucatans lebhafter gewesen zu sein; schon Columbus traf auf seiner vierten Reise (1502) ein großes Handelsboot mit fünfundzwanzig Mann Besatzung im Golf von Honduras. Karten dienten als Wegweiser, besonders auf der großen, von Xicalanco durch dichte Urwälder nach den Goldbezirken von Honduras führenden Straße, auf der sie auch Cortés während seines abenteuerlichen Zuges (1524/25) begleiteten.

β) Soziale Verhältnisse

Bei den Azteken, deren Gesellschaftsordnung wir allein genauer kennen, baute sich der Stamm auf etwa zwanzig Gentes oder Calpolli („großes Haus“) auf, die ihre Namen von bestimmten Örtlichkeiten ableiteten, über gewisse Schutzgottheiten und Abzeichen (darunter auch Tiere) verfügten und in Tenochtitlan und Tlaxcala auf vier „Quartiere“ verteilt waren, die wohl als ursprüngliche Phratrien aufzufassen sind. Vaterfolge war die Regel, doch läßt sich aus Personennamen und anderen Tatsachen (z. B. weiblichen Häuptlingen) schließen, daß anderwärts (bei den Maya, Huax-

teken und Küsten-Naua) auch Mutterfolge vorkam. Die Gens war die alleinige Eigentümerin eines bestimmten Stückes Land, das durch das erwählte Oberhaupt der Gens, den Calpolec, alljährlich unter die einzelnen Familien aufgeteilt wurde, wodurch diese zur Bebauung ihres Anteils verpflichtet waren.

Krieg und Eroberung haben in diese ursprüngliche Gliederung des Volkes eine scharfe Scheidung nach Ständen hineingetragen. Die drei oberen Stände waren die königliche Familie, der Adel und die Priesterschaft, deren Macht und Reichtum sich auf Landbesitz gründeten. Die eroberten Ländereien, das „Herrenland“ (pillalli) im Gegensatz zum „Gentilland“ (calpollalli), fielen nämlich diesen drei Ständen zu, die sie von Hörigen bewirtschaften ließen, wobei sich der König außer seinen Krondomänen, die die Mittel für den Unterhalt des ausgedehnten Hofstaates zu liefern hatten, noch andere Ländereien vorbehielt, mit denen er seine erprobten Heerführer auf Lebenszeit belehnte. Der Herrscher des aztekischen Staates, der durch die Versammlung der Calpolec und der Spitzen des Adels aus der königlichen Familie gewählt wurde, führte den Titel Tlàtouani, „der Sprecher“. Als höchster Würdenträger stand neben ihm, oft geradezu als sein Kollege und Stellvertreter, der



Abb. 63. Krönung Motecùzomas (Montezumas) II durch seinen Kollegen Nezaualpilli von Tetzcoco, der ihm die königliche Stirnbinde (xiuhuitzolli) überreicht. Die ähnlich geformte, mit einem Federbusch verzierte Oberarmspange (quetzalmachoncotl), die Motecùzoma bereits trägt, und sein goldener Nasenstab sind ebenfalls königliche Abzeichen

(Nach Duran)

Ciuacouatl (so nach einer Göttin genannt). Bei den Tarasken und Tzapoteken erscheint neben dem weltlichen Herrscher ein Priesterfürst (Petamutí bzw. Uijatào), dessen Machtfülle gelegentlich die des Königs eingeschränkt zu haben scheint. Die vier höchsten, zugleich mit dem König gewählten Kronbeamten des aztekischen Reiches und das Heer der unter ihnen stehenden niederen Beamten (Teachcauh) verraten noch durch ihre Titel, die durchweg von den Namen bestimmter Örtlichkeiten (Tempelstätten) abgeleitet sind, daß sie ursprünglich Phratrien- und Gentilhäuptlinge waren, wie die vier Fürsten, die den Freistaat Tlaxcala regierten.

Hauptabzeichen des Königs war eine mit Türkismosaik verzierte, vorn in einem dreieckigen Blatt aufragende Stirnbinde (xiuhuitzolli, Abb. 54), mit der er bei der feierlichen Investitur oder „Fußwaschung" bekleidet wurde (Abb. 63), sein Thron ein mit hoher Rückenlehne versehener, geflochtener und mit Jaguarfellen belegter Sitz. Von dem echt orientalischen Pomp, mit dem sich der Herrscher Tenochtitlans umgab, entwerfen die spanischen Berichte der Zeit der Eroberung ein farbenprächtiges Bild. Wir hören von ausgedehnten Palästen mit einem Gewirr von Gemächern und Hallen, die von einem zahlreichen Hofgesinde (darunter auch Tänzer und Sänger, Akrobaten und Gaukler, Bucklige und Zwerge) belebt waren, von Magazinen und Arsenalen, Menagerien und Lustgärten, in denen man seltene, von weither eingeführte Pflanzen zog. — Die Angehörigen des Geburts- und Beamtenadels (pilli oder tecútli) besaßen ein Anrecht auf bestimmte, vom Könige verliehene Trachten und Abzeichen; dasselbe gilt auch von den Kriegern, die als Auszeichnung für tapfere Taten bestimmte „Devisen" erhielten: nämlich Wämser, Kopfbedeckungen (häufig in der Form von Helmmasken), verschieden gestaltete, mittels Holzgestellen auf dem Rücken getragene Abzeichen und besondere Schildmuster; alles dies war zum größten Teil in Federarbeit und Gold ausgeführt (vgl. Abb. 64). Dem aztekischen Krieger kam es vor allem darauf an, Gefangene zu machen, denen erst nach erfolgter Opferung vor den Göttern die Köpfe abgeschnitten wurden (s. u.). Kriegstrophäen nach Art des nordamerikanischen Skalpes kannten nur die Huaxteken, in deren Tempeln die präparierten Kopf- und Gesichtshäute erschlagener Feinde hingen.

Den höheren Rangklassen gegenüber stand die Masse des gewöhnlichen Volkes mit seiner ursprünglichen Geschlechterverfassung, die sich aber auch infolge der allgemeinen Umwandlung zu zersetzen begonnen hatte. Die Gentes waren zum Teil Zünfte geworden, in denen bestimmte Handwerke heimisch und erblich waren, und die in den Städten bestimmte Viertel innehatten. Aus verschiedenen Gentes war auch der im alten Mexico hochangesehene Kaufmannsstand hervorgegangen, der eine eigentümliche Stellung einnahm, da er auf seinen Expeditionen außer rein kommerziellen oft genug wichtige militärisch-politische Missionen erfüllte. Feder-

fächer und Bambusstab, die Attribute des Reisenden, waren daher seine Hauptabzeichen (Abb. 60 q).

Besitzstreitigkeiten entschied der Calpolec; sonst lag die **Rechtspflege** in den Händen bestimmter Beamter, über denen als höchste Instanz ein am Hofe des Königs tagendes Richterkollegium stand. Das Strafrecht war drakonisch und erkannte z. B. gegen Trunkenheit Jugendlicher, Ehebruch und Hochverrat auf Todesstrafe.



Abb. 64. Aztekische Krieger: 1 In Jaguarverkleidung, mit Schild und Macquauitl, 2 im gesteppten Baumwollpanzer, mit Schild (vgl. Abb. 58), Macquauitl und „Rückendevise“
(Nach dem Lienzo de Tlaxcala)

Der **aztekische Staat** war eine auf ganz kleiner territorialer Grundlage aufgebaute Militärmonarchie. Die starke kriegerische Ausbreitung unter den letzten Herrschern (Motecùzoma oder Montezuma I., Axayacatl, Tizoc, Ahuitzotl und Motecùzoma II.) führte nicht zur Einverleibung, sondern nur zur Besetzung der eroberten Gebiete (S. 172/3) mit mexikanischen Garnisonen und zu ihrer Ausbeutung durch Tributeinnehmer (calpixquê), über deren Lieferungen

(Abb. 60n, o) in umfangreichen bilderschriftlichen Tributlisten Buch geführt wurde.

Sogar das kleine Hochtal von Mexico war in jahrhundertelangen Kämpfen nicht zu einem Einheitsstaate zusammengeschweißt worden; es umfaßte die drei Staaten Tenochtitlan, Tetzcoco und Tlacopan, die einen Dreibund zu Offensiv- und Defensivzwecken geschlossen hatten. Grund zu diesem legte die Unterwerfung des Tepanekenreiches (am Westufer des Sees von Mexico) durch den ersten großen Aztekenherrscher Itzcouatl (1428—1440), der auch die Feudalaristokratie durch Aufteilung des Tepanekengebietes geschaffen haben soll, doch gilt als der eigentliche Begründer erst sein Nachfolger Motecùzoma I., dessen Verbündeter der als Dichter und Gesetzgeber hochberühmte König Nezaualcoyotl von Tetzcoco war. In unmittelbarer Nachbarschaft des Dreibundes behauptete sich der unabhängige Freistaat Tlaxcala mit seiner aus Naua und Otomi zusammengesetzten Bevölkerung. Auch Michuacan, das sich unter dem Eroberer Tsitsis phandáquare bis zu dem Hochtal von Toluca, dem See von Chapala und dem pazifischen Ozean (Zacatula und Colima) ausdehnte, ist aus einem Dreibund von Orten (Iguatzio, Tzintzuntzan und Pátzcuaro) erwachsen. Die Tzapoteken, deren Geschichte der Gegensatz zu den Mixteken, Mixe und Azteken beherrscht, besaßen neben ihrer eigentlichen Hauptstadt Zaachilla (Oaxaca war eine aztekische Militärkolonie) eine zweite in Tehuantepec, über die gewöhnlich ein jüngerer Sohn des Königs gebot. Auf dem Hochlande von Guatemala lagen die Hauptsitze der sich dauernd befehdenden Qu'iche und Cakchiquel in fast uneinnehmbarer Lage auf „Mesas“ (S. 144) zwischen tief eingeschnittenen Bergschluchten: K'umarcaah in der Nähe des heutigen Sta. Cruz Quiche und Iximché (azt. Quauhtemallan: „am Holzhaufen“ — daher Guatemala!) an der Stelle des heutigen Tecpan. Yucatan nahmen sieben bis zehn kleine Staaten ein, deren Fürsten über die einzelnen Dorfhäuptlinge (batab) geboten Lange Zeit behauptete hier die alte Stadt Mayapan eine Art Vormachtstellung; ihre Fürsten, die Cocom, stützten sich dabei auf Nauasöldner (S. 170) und wurden schließlich durch eine nationale Erhebung der Maya unter einem andern Fürstengeschlecht, den Tutulxiu von Mani, gestürzt (1436).

Das bürgerliche Leben spielte sich in dem ganzen Gebiete in ziemlich gleichen Formen ab. Der Schwangeren wurden Schwitzbäder verordnet; die Geburt erfolgte unter dem Beistand einer Hebamme. Bei verschiedenen Völkern der atlantischen Küste (besonders bei den Totonaken) wurde an Knaben und Mädchen eine Beschneidung bald nach der Geburt vorgenommen. Bis zum fünfzehnten Jahre behielten die Azteken die Knaben in strenger Zucht zu Hause, dann wurden sie einer der beiden Erziehungsanstalten, entweder dem Priesterseminar (calmecac) oder dem Kriegerhause (telpochcalli) übergeben. Wahrscheinlich ist das Kriegerhaus ursprünglich ein Junggesellenklubhaus gewesen; bei den Maya gab es noch echte Junggesellenhäuser, in denen die junge, allzeit kriegs-

bereite Mannschaft zusammen mit unverheirateten Mädchen für sich wohnte. — Die Eheschließung war mit geringen Förmlichkeiten verbunden; oft war sie eine richtige Kaufehe, wie bei den Maya. Bei den Azteken wurde die Hochzeit vollzogen, indem man die Brautleute auf einer Matte einander gegenübersetzte, die Gewänder verknüpfte und beiden aus einer Schale zu trinken gab. — Tote wurden teils begraben, teils verbrannt. Während die Tarasken ihre verstorbenen Fürsten verbrannten und die am Scheiterhaufen erschlagenen Sklaven einfach verscharrten, bestatteten die Totonaken ihre Toten in Schachtgräbern, die Tzapoteken in unterirdischen Grabkammern; in den letzteren (Taf. VIII, Fig. 8) wurden aber nur die rotgefärbten Knochen nachträglich beigesetzt. In Yucatan gab es hölzerne Ahnenbilder (als Aschenbehälter) und einen Schädelkult in der Form von Schädelmasken (der Schädel des Toten wurde halbiert und mit Harz ausmodelliert). Bei den Azteken richtete sich das Schicksal im Jenseits und infolgedessen auch die Bestattung ganz nach der Art des Todes.



Abb. 65. Künstliches Mumienbündel für einen gefallenen oder geopferten Krieger, davor Opfergaben. Das Bündel trägt einen Kopf mit den Abzeichen des vergöttlichten Toten (u. a. der „Sternhimmelbemalung") und an einem Bande das Bild eines Hundes (des Totenbegleiters) (Nach Codex Magliabecchi)

Danach unterschieden die Azteken drei Kategorien. Die gewöhnlichen Toten, die den „Strohtod" gestorben waren und ins Mictlan, die tiefste Unterwelt unter der Erde, hinabsanken, wurden in sitzender Hockerstellung in ein Bündel gewickelt, verbrannt und ihre Asche sowie ein das Herz vorstellender Edelstein in eine steinerne Deckelkiste getan. Die zweite Gruppe von Toten, die begraben wurde, gehörte dem Regengotte und kam in sein Reich (Tlalocan) auf den wolkenbedeckten Kämmen der Berge. Es waren die an Fieber und aussätzigen Krankheiten Gestorbenen, die vom Blitz Erschlagenen und Ertrunkenen. Die vornehmsten Toten, nämlich die im Kampfe gefallenen oder vom Feinde geopferten Krieger und die im Kindbette gestorbenen Frauen, die ja gewissermaßen auch im tapferen Kampfe um einen Gefangenen (das Kind) gefallen waren, gingen zur Sonne, die sie auf ihrem Laufe mit Gesängen und Tänzen begleiteten; für sie errichtete man ein künstliches Mumienbündel (Abb. 65), das verbrannt wurde.

Als die offizielle Religion durch die Einführung des Christentums beseitigt war, kam der durch sie in den Hintergrund gedrängte

Volksaberglaube wieder zu seinem Recht; mit ihm auch der Nagualismus, d. h. der Glaube an gewisse persönliche Schutzgeister, meist Tiere, mit denen das Leben eines Menschen untrennbar verbunden ist und die daher für den Betreffenden „Tabu" sind (vgl. Nordamerika). Das Tier gilt dabei als andere Form des Menschen (naualli = das Verkleidete). Noch im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert hat dieser Glaube im Isthmusgebiet und in Guatemala große Verbreitung gehabt.

γ) Religion

Die Religion der mittelamerikanischen Völker bietet uns eine Menge interessanter Tatsachen für das Studium des primitiven Zauberglaubens dar. Der Zauberer spielte noch eine große Rolle als Krankenheiler, Wahrsager und Gaukler, vor allem aber war auch noch der ganze Gottesdienst mit Zauberhandlungen durchsetzt, welche die Befruchtung der Erde und ihrer Geschöpfe, die Vermehrung der Maispflanzen, die Erlangung des notwendigen Regens, die Beeinflussung des Sonnenlaufes zum Ziele hatten. Die Azteken führten bei ihren Festen Schlangen- und Phallustänze wie die Puebloindianer (S. 152) auf und besaßen zahlreiche andere Zauberriten, von denen wir einige noch kennenlernen werden. Ein Fest der Maya, Tupp k'a'k, „das Ausgießen des Feuers" genannt, war nichts anderes als ein großer Regenzauber, denn es bestand darin, daß man Getier von allerlei Art schlachtete und die Herzen ins Feuer warf, das dann die Priester ausgossen, während andere das Abbild einer Stufenpyramide herstellten, um den Lichtgottheiten gleichsam den Aufstieg zum Himmel zu erleichtern. Die Tzapoteken endlich wählten alljährlich im Herbst den größten und schönsten Maiskolben aus, putzten ihn heraus und verehrten ihn als Maisfetisch bis zum Frühjahr; dann vergruben sie ihn wieder in einer kleinen Kapelle inmitten der Felder, damit er der neuen Aussaat seinen Segen spende.

Zu den eigentlichen Kulthandlungen gehörten Gebete, Trankopfer und Räucherungen, Kasteiungen, Tier- und Menschenopfer, Weihopfer, Reinigungen, Beichten und Fasten, Instandhalten des Tempels, Gesang und Musik, bei den Tarasken außerdem noch Aufrichtung und Abbrennen großer Scheiterhaufen auf der Höhe der Yácatas (Tempelpyramiden). — Räucherungen mit Kopalharz waren die gewöhnlichsten Kultübungen und fanden bei jeder Gelegen-

heit statt. Man benutzte dazu einen Räucherlöffel (tlemaitl „Feuerarm“) mit durchbrochener Schale und ein Kohlenbecken (Taf. IX, Fig. 3 und 4 und Abb. 74), bei den Maya eine Räucherschale mit plastischem Menschengesicht am Rande, wie sie noch jetzt bei den heidnischen Lacandon in Gebrauch ist. Die Kasteiungen spielten im Gottesdienst ebenfalls eine große Rolle; mit einem Knochendolche durchstach man sich Ohren und Zunge, in manchen Gegenden sogar die Geschlechtsteile, und strich dann das abgezapfte Blut auf Agaveblattspitzen, die in ein Grasbündel gesteckt wurden (Abb. 74); eine besondere Verschärfung bestand darin, daß man sich durch die Wunde eine Schnur mit Querpflöckchen oder Dornen zog. Tier- und Menschenopfer waren verschieden stark entwickelt; es ist bekannt, welchen grauenvollen Umfang die letzteren bei den Azteken angenommen haben. Vielleicht wird man hier ursprünglich neben rein religiösen noch andere Beweggründe annehmen dürfen; bei der schwachen territorialen Grundlage der aztekischen Macht war die gänzliche Vernichtung des Feindes, die Abschlachtung der Gefangenen eine notwendige Maßregel, die dann natürlich auch die religiöse Weihe erhielt. Jedenfalls erreichten die Menschenopfer bei allen anderen Völkern nicht entfernt die Ausdehnung wie bei den Azteken. Als religiöses Motiv spielt bei dem Opfer vor allem die Idee der Zauberkraft des Blutes, die man durch Öffnen des Körpers freimacht, eine Rolle.

Gewöhnlich waren Wachteln oder Hunde die Opfertiere (Abb. 67 und 12, Fig. 2). Menschenopfer fanden auf der Plattform der Tempelpyramide statt; der zu Opfernde wurde über einen pfeilerartigen, oben abgerundeten Stein geworfen und von den fünf Gehilfen des Opferpriesters festgehalten, während ihm dieser selbst mit der breiten, blattförmigen Feuersteinklinge (tecpatl, Taf. IX, Fig. 1) die Brust aufschnitt und das Herz herausriß (Abb. 66a). Dies hob er dann zur Sonne empor, denn bei allen diesen Opfern spricht der Wunsch mit, die Sonne mit dem Blute zu ernähren und zu stärken, daß sie Kraft fände, ihren Lauf fortzusetzen (Abb. 67). Bei den großen Agrikulturfesten, die im Frühling und Herbst in der aztekischen Hauptstadt gefeiert wurden (S. 200), pflegte man die regulär Geopferten zu schinden und mit der Haut einen Priester zu bekleiden, auf den dadurch die Kraft des Geopferten übertragen wurde (Abb 71). Der Geopferte ebenso wie der mit der abgezogenen Haut Bekleidete stellte hierbei — und darin liegt ein weiterer wichtiger Anhaltspunkt zum Verständnis der Menschenopfer — einen bestimmten Gott dar, als dessen Verkörperung er eine Zeitlang auf Erden umherwandelte, überall göttliche Ehren genießend. Nach Preuß, der in den Menschenopfern dramatische Zauberakte sieht, ist es der alte Vegetationsdämon, der getötet wird, um einem jungen, noch zeugungskräftigen Nachfolger Platz zu machen, woraus auch die Verknüpfung dieser Opfer mit darauffolgenden

phallischen Riten und dramatischen Vorführungen der Empfängnis und Geburt des Maises (am Erntefeste Ochpaniztli) verständlich wird. Beim Fest der Aussaat (Tlacaxipeualiztli) soll dagegen ein dem Schinden vorausgehender Kampf des auf einem runden, scheibenförmigen Stein festgebundenen Opfers mit mehreren Kriegern die Ackerbestellung, das Erschießen des an einem Gerüst festgebundenen Opfers mit Pfeilen (Abb. 66 b) die Aussaat versinnbildlichen (Seler). Ein „Gottopfer" fand noch bei mehreren anderen Festen statt. Am Toxcatlfeste im Mai, wenn die Sonne über der Stadt Mexico im Zenit stand, opferte man einen Jüngling, der ein ganzes Jahr lang den Gott Tezcatlipoca dargestellt hatte; an einem bestimmten Jahrestage, an dem man immer wieder den Welt-

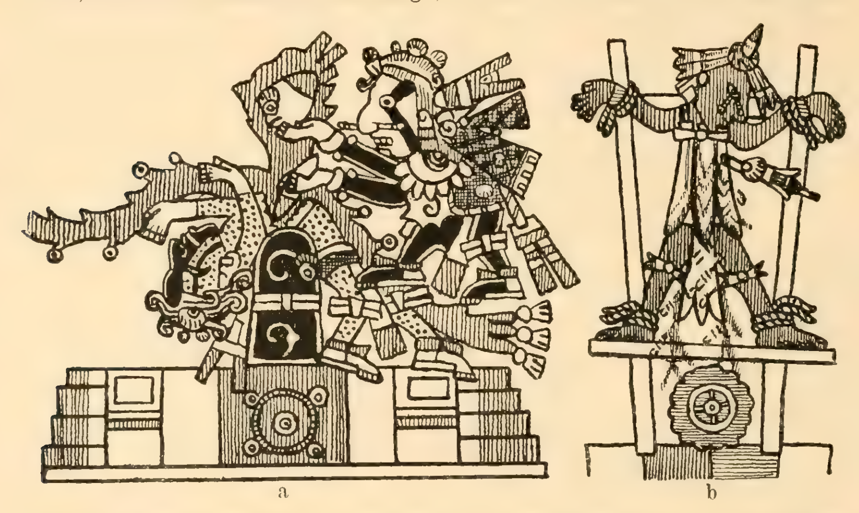


Abb. 66. Zwei Formen des altmexikanischen Menschenopfers. a Aufschneiden der Brust und Herausreißen des Herzens. Das Opfer ist über einen schwarz bemalten, pfeilerartigen Stein geworfen; der Blutstrom fließt nach links zum Munde einer (hier nicht wiedergegebenen) Tezcatlipoca-Figur. Auf dem Unterbau die Hieroglyphe „Edelstein" (= Kostbarkeit, Opferblut). b Pfeilopfer. Das an ein Gerüst gebundene Opfer hat die Trachtabzeichen des Gottes Xipe; das Blut tropft auf die Hieroglyphe eines vom Wasser umschlossenen Ringes (= die Erde) (Nach Codex Borgia und Codex Nuttall)

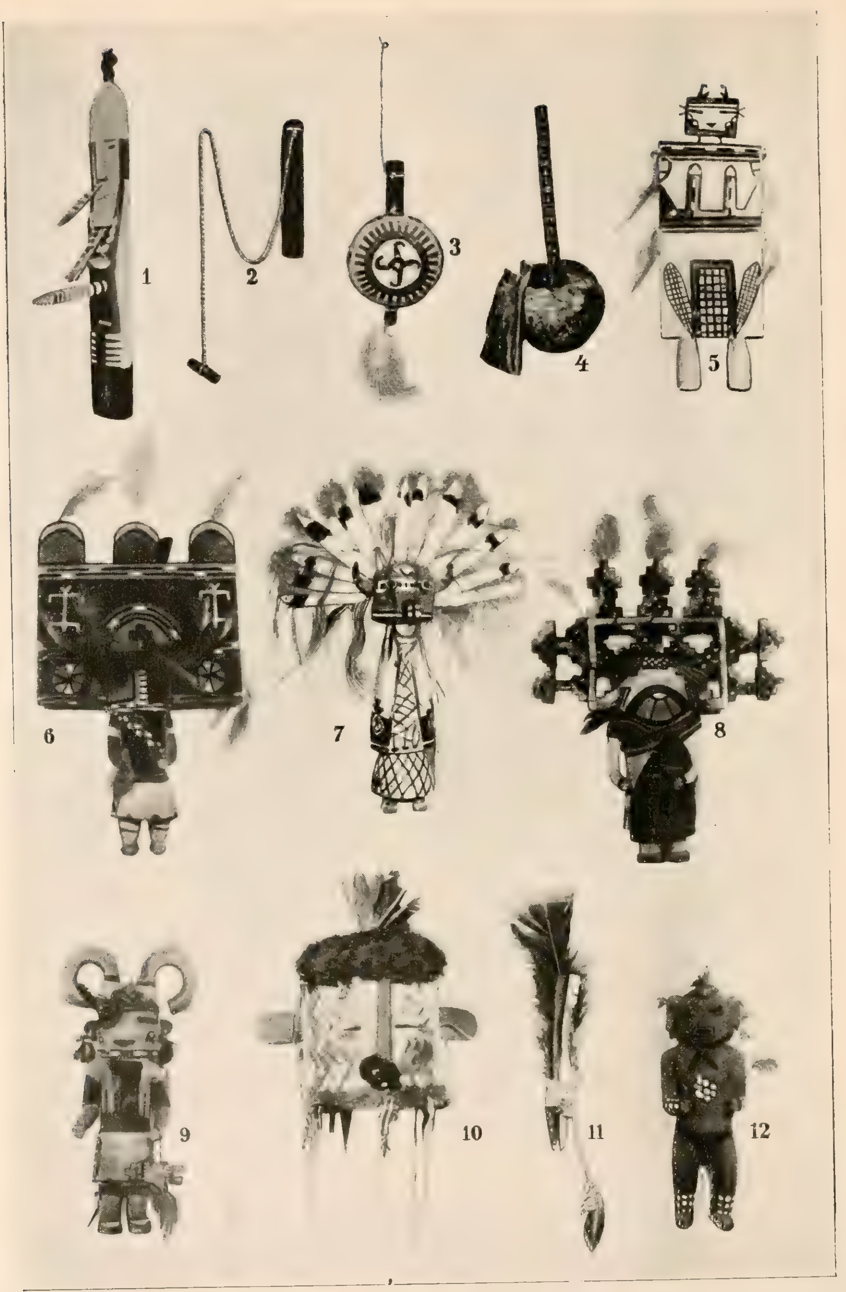
untergang, den Einsturz des Himmels und die Vernichtung der Sonne befürchtete, wurde ebenfalls ein solches Opfer vollzogen. In beiden Fällen schloß sich dem Opfer die Sonnenerneuerung durch feierliche Neuerbohrung des Feuers an. Also auch hier ist der Tod des Gottes die Vorbedingung seiner Auferstehung in verjüngter Form. — Bei einigen aztekischen Festen fanden Kannibalenmahlzeiten statt. Das Fleisch des Geopferten wurde mit Mais gekocht und verzehrt; offenbar liegt hier dieselbe Idee zugrunde, wie bei der harmloseren Zeremonie des „Gottessens" am Feste Uitzilopochtlis (Panquetzaliztli), bei der die den Gott repräsentierenden Teigidole verzehrt wurden: man wollte des Wesens der Gottheit, deren lebendes Abbild der Geopferte war, teilhaftig werden.



Tafel VI *Flächenkunst und Plastik der Nordwestamerikaner*

1, 2, 4, 7, 8 und 10 Haida; 3 Heiltsuk; 5 und 11 Tlingit (Stakhin und Tschilkat); 6 und 9 Kwakiutl; 12 Küstenselisch (Snanaimuχ). — Fig. 9 Taktstock. Fig. 10 Flöte und Fig. 12 Kamm. 1, 2 und 12 : $^1/_4$ $^1/_5$; 7 9 : $^1/_8$ $^1/_9$; 3, 4 und 10 : $^1/_{14}$—$^1/_{15}$; 5 : $^1/_{20}$; 11 : $^1/_{23}$ und 6 : $^1/_{27}$ n. Gr.

(Sämtliche Originale im Berliner Museum für Völkerkunde)



Tafel VII *Kultgeräte der Puebloindianer*

1 Zuñi; alle übrigen Stücke von den Hopi. 9, 11, 12 : 1/6; 7 : 1/9; 3, 6, 8, 10 : 1/10; 2 und 4 : 1/13—1/14; 1 und 5 : 1/15—1/16 n. Gr.

(Sämtliche Originale im Berliner Museum für Völkerkunde)

Die Stätten, auf denen sich die Kulthandlungen abspielten, waren die Tempel. Der am meisten in die Augen fallende Zug der mittelamerikanischen Baukunst ist, daß sich alle öffentlichen Gebäude, mögen sie religiösen oder profanen Zwecken dienen, auf terrassenartigen Unterbauten erheben. Diese waren, wenn es sich um Tempel handelte, abgestumpfte, in mehreren steilwandigen Absätzen aufsteigende, an einer Seite mit einer Treppe versehene Pyramiden, auf deren Plattform der eigentliche Kultbau stand. Es ist nicht ausgeschlossen, daß einfache (natürliche oder künstliche) Hügel die Vorbilder zu diesen Bauten abgegeben haben, denn bei den Mixteken und Tzapoteken lagen noch die meisten Kultstätten auf Bergen (vgl. jedoch S. 64). In der religiösen Symbolik wurden die Stufenpyramiden (wie das Stufenornament in der Pueblokunst) mit dem Himmelsgewölbe verglichen, an dem die Sonne im Laufe des Tages langsam emporsteigt (vgl. S. 190).

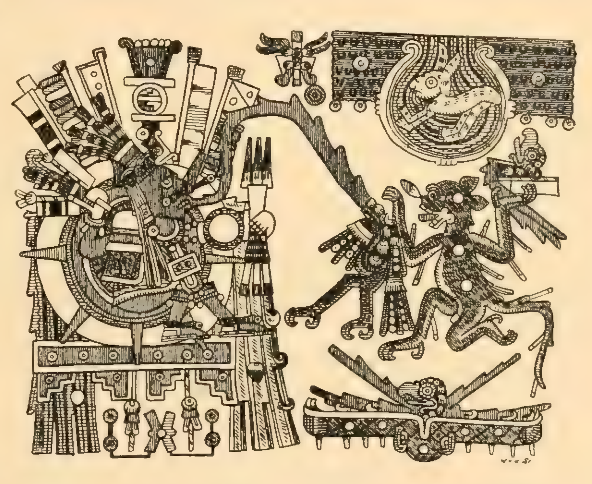


Abb. 67. Wachtelopfer vor dem von einem Strahlenkranz umgebenen, auf einem Sessel thronenden Sonnengott. Vom Hals der Wachtel geht der Blutstrom zum Mund des Gottes (vgl. Abb. 66 a); über der Opferszene der Nachthimmel mit der Mondscheibe (Knochenring, darin Kaninchen als „Mann im Monde“), darunter die Erde als offener Rachen, der den Kopf der Wachtel verschlingt
(Nach Codex Borgia)

Die Pyramiden (azt. tzaqualli; teocalli = Tempel im allgemeinen) bestehen im Kern aus Erde und Geröll, denen durch horizontale Mörtellagen größere Festigkeit gegeben wird, und sind außen mit einem Mantel von Mauerwerk umgeben, der oft noch mit Stuck überzogen ist. Sie standen in einem geräumigen Tempelhofe, der sämtliche Nebengebäude enthielt; außerdem erhoben sich vor der Pyramide selbst das große Gefäß zur Aufnahme des Blutes und der Herzen der Geopferten (azt. quauhxicalli; vgl. Taf. IX, Fig. 2, ein kleineres Gefäß derselben Art), das Gerüst, an dem die Schädel der Geopferten auf Querstangen aufgereiht waren (tzompantli), und der heilige Ballspielplatz. Der große, 1487 durch einen prunkvollen Neubau ersetzte Tempel in Tenochtitlan.

der Hauptstadt des Aztekenreiches, ist nach der Eroberung der Stadt im Jahre 1521 bis auf die Grundmauern zerstört worden. Die Hauptpyramide hatte eine quadratische Grundfläche von 323 (Maudslay) oder 375 (Seler) Fuß Seitenlänge, stieg in fünf steilen Absätzen bis zu einer Höhe von etwa 100 Fuß an und trug oben die beiden turmartigen, ziemlich hohen Tempel des Uitzilopochtli und Tlaloc, deren flachen Dächern Gesimse oder Ziergiebel mit dem „Sternhimmelfries“ (halbkugelförmig vorspringenden, mit Augen bemalten Steinen auf schwarzem Mörtelgrund) aufgesetzt waren. Auch die gewaltige Pyramide des Quetzalcouatl-Tempels von Cholula, deren Seitenlänge an der Basis Humboldt auf 440 m schätzte, bietet heute nur noch den Anblick eines formlosen Hügels. Aber in kleineren Provinzstädten ist noch eine ganze Reihe von Tempelpyramiden wohlerhalten (Huexotla, Castillo de Teayo, Tepoztlan, Xochicalco, Cempoallan usw.), die uns ein gutes Bild von den Tempeln in den großen politischen Zentren zu geben vermögen (Taf. VIII, Fig. 1). Huexotla ist ein Beispiel der gewöhnlichen Quetzalcouatl-Tempel mit rundem Unterbau, dessen Absätze spiralig ansteigen und der auf seiner Plattform einstmals ein Sakrarium in Form einer Rundhütte mit hohem, spitzem Kegeldach trug. Künstlerisch am höchsten steht die schöne Pyramide von Xochicalco, deren Wände vollständig mit prächtigen Reliefs mythischer Federschlangen bedeckt sind (Taf. VIII, Fig. 2). Von abweichendem Stil sind die beiden großen Pyramiden „der Sonne“ und „des Mondes“ in Teotihuacan, einst Mittelpunkte einer Stadt der präaztekischen Kulturperiode (s. die Einleitung, S. 172) mit Häusern, deren Lava- oder Adobewände auf der Innenseite mit bunten Malereien auf Stuckgrund verziert waren; ferner die Pyramide von Papantla, deren Stufenabsätze von zahlreichen Nischen durchbrochen werden, wie sie wohl einst die totonakische Baukunst kennzeichneten. Die vollendetsten Beispiele altamerikanischer Tempelbaukunst liefert das Mayagebiet mit seinen berühmten Ruinenstädten im Gebiet des Usumasinta (Palenque, Menché, Piedras Negras), im Peten (Tikal) und vor allem im ruinenübersäten Yucatan (Uxmal, Chich'en Itza, Kabah, Labná, Sayí usw.). Hier ist besonders das Sakrarium weiter ausgebildet; es ist größer und reicher gegliedert und enthält gewöhnlich zwei lange, korridorartige Räume, die als Decke ein Scheingewölbe aus zwei oben durch einen Schlußstein verbundenen Reihen einander überkragender Steine besitzen. Der vordere Korridor öffnet sich in einer Pfeilergalerie nach der Treppe zu, der hintere enthält noch eine besondere kleine Cella mit dem Kultbild (Taf. VIII, Fig. 3). Bei den Bauten des Usumasinta-Gebietes sind die Pfeiler und oberen, schräg ansteigenden Flächen der Fassade mit figürlichen Stuckreliefs von großer Schönheit bedeckt, während die Tempel im nördlichen Yucatan auf dem oberen, senkrechten Fassadenteil eine überaus reiche, barocke Verzierung aus Kalksteinblöcken tragen: phantastische Göttermasken mit rüsselartig gebogenen, weit vorspringenden Nasen (Taf. VIII, Fig. 6, 7), deren aufgerissener, zähnefletschender Rachen nicht selten die Türöffnung bildet. Beiden Gebieten sind durchbrochene Ziergiebel und -simse auf den flachen Dächern zu eigen. Des besonderen, auf Naua-Einflüsse zurückgehenden Stils der Chich'en-Itza-Bauten wurde schon in der Einleitung gedacht; zu den Elementen dieses Stils gehören viereckige, mit Reliefplatten

bedeckte Innenpfeiler und Säulen in Gestalt gefiederter Schlangen, die das Dach der Vorhalle tragen (Taf. VIII, Fig. 4, 5). Bauten völlig abweichenden Charakters, die zwar zum Teil auch als Tempel, im übrigen aber mehr als Paläste und Mausoleen gedient haben, stehen in Mitla (nahe Oaxaca), dem alten Yoopaa, wo nach Burgoa der Uijatào (S. 186) und der König der Tzapoteken mit ihrem ganzen Hofstaat residierten und begraben wurden. Den Mittelpunkt des Baukomplexes bildet hier jedesmal ein langgestreckter Saal, der sich mit einem anstoßenden, ganz abgeschlossenen Innenhof auf einer Plattform erhebt, zu der man durch einen ebenerdigen, quadratischen Haupt- und Nebenhof gelangt. Im Haupthof und Hauptsaal spielte sich jedenfalls das öffentliche, im Innenhof das private Leben ab, und der Nebenhof diente der Bestattung, da man hier unterirdische Grabkammern gefunden hat (Taf. VIII, Fig. 8). Außen- und Innenwände sind mit einer

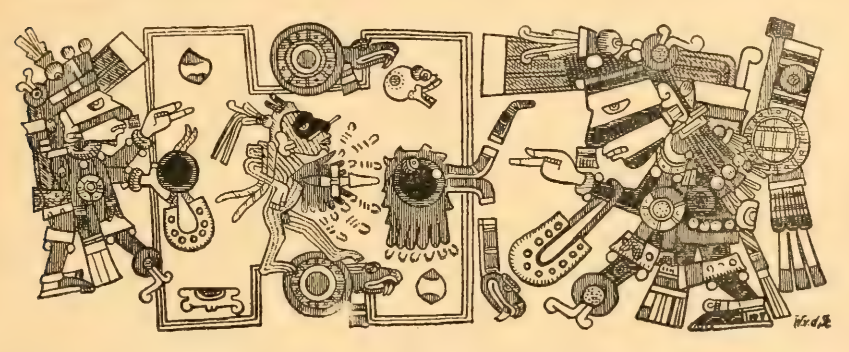


Abb. 68. Das Ballspiel des roten und des schwarzen Tezcatlipoca (Kennzeichen: Bemalung, Brustschmuck, Kopfputz, abgerissener Fuß); beide halten das Schutzleder, das sich der Spieler am Kreuz befestigt, in der Hand. Ballspielplatz in Oberansicht, Steinringe in Seitenansicht wiedergegeben; in der Mitte ein nackter Opfergefangener mit charakteristischer Bemalung
(Nach Codex Borgia)

merkwürdigen, rein geometrischen Wandverzierung aus vorspringenden Steinen bedeckt (Taf. VIII, Fig. 9). Die Räume sind, wie im ganzen übrigen Gebiet bei der Unkenntnis des echten Gewölbes lang und schmal, nur zuweilen durch eine Mittelreihe runder, monolithischer Pfeiler verbreitert und mit flachem Balkendach versehen.

Die ausübenden Organe des Kults waren die Priester (azt. tlamacazqui). Sie trugen bei den Azteken das Haar wirr und ungepflegt, starrend vom Blut der Opfer und Kasteiungen, Antlitz und Körper schwarz bemalt und als Oberkleidung ein ärmelloses Wams; ihre ständigen Begleiter waren der Kopalbeutel (für die Räucherungen) und die Kalabasse mit den Tabakspillen, die sie zur Herbeiführung von Verzückungszuständen kauten. Die Opferpriester gehörten bei den Azteken zu den höheren Graden, während sie

bei den Maya verachtet waren. Zur Priesterschaft wurden auch die Musikanten gerechnet, die bei den religiösen Festen in Tätigkeit traten. Sie bearbeiteten dann die etwa 1 m hohen Fellpauken (ueuetl, Taf. IX, Fig. 5) mit den Händen, schlugen die hölzernen Schlitztrommeln (teponaztli, Taf. IX, Fig. 6) mit Kautschukklöppeln, bliesen Rohr- oder Tonflöten (Taf. IX, Fig. 8, 9), schwangen Kürbisrasseln oder strichen über einen Schildkrötenpanzer mit einem Stück Hirschgeweih; bei den Totenfeiern zu Ehren der gefallenen Krieger gebrauchten sie das schon oft erwähnte Lärminstrument aus Hirschgeweih oder Röhrenknochen (Taf. IX, Fig. 7). — Neben den Priestern lebte auch noch das alte Schamanentum in allerhand Zauberern fort, die Regen verursachten und Krankheiten heilten, durch Loswerfen mit Maiskörnern oder Paternosterbohnen die Zukunft erkundeten oder einen durchsichtigen Kristall (zaztun bei den Maya) als Zauberspiegel benutzten und auch die Fähigkeit besaßen, allerlei bösen Zauber auszuüben und sich in reißende Jaguare zu verwandeln.

Die religiösen Tänze an den großen Festen hatten sich teilweise zu umfangreichen dramatischen Vorführungen, die meist das Schicksal der Gottheit behandelten, ausgewachsen.

So wurde bei den Maya in der Stadt Mani und bei den Naua in Cholula der Quetzalcouatl-Mythus durch Maskenträger aufgeführt, die u. a. allerlei Kranke (auch komische Figuren) darstellten, die der Gott heilen sollte, und ähnlich bei den Azteken am Panquetzaliztlifest die Legende von der Geburt Uitzilopochtlis (s. u.). Auch die Spiele standen durchweg im Dienste des Kultus, vor allem das Ballspiel. Noch in vielen Ruinenstädten des aztekischen, taraskischen, tzapotekischen und Mayagebietes findet man die Ballspielplätze (tlachtli), längliche Rechtecke, in deren Langseiten abgestumpfte Pyramiden mit senkrecht eingelassenen, steinernen Ringen vorspringen; durch diese mußten die Kautschukbälle geworfen werden, die aber die Spieler nicht mit der Hand, sondern mit dem Rücken schleuderten (Abb. 68). Ein noch heute in gewissen Gegenden verbreitetes Sportspiel, das „Juego del volador“ (Fliegerspiel), bei dem vier als Vögel verkleidete Menschen einen Mastbaum erklettern und sich an Stricken, die spiralig um den Mastbaum gewunden sind, herabschweben lassen, hat in alter Zeit ebenfalls einen Teil des Kultus gebildet.

In der Cella der Tempelpyramiden und an heiligen Stätten, bei Quellen und auf der Höhe der Berge, standen die Idole der Götter. Sie waren meist aus Stein verfertigt; da diese Steinfiguren durch eine Reihe charakteristischer, sich immer wiederholender Trachtstücke und Symbole gekennzeichnet sind und dieselben Figuren mit denselben Symbolen in den Bilderschriften wiederkehren und in den aztekischen und spanischen Berichten aus der Zeit nach der

Eroberung, vor allem in dem klassischen Quellenwerke des Paters Sahagun, beschrieben sind, so sind uns gegenwärtig fast alle Göttergestalten des Pantheons wohl vertraut.

Dies gilt vor allem zunächst von dem eigentlich mexikanischen Gebiete, d. h. dem Hochlande mit seiner aztekisch sprechenden Bevölkerung. Bei den Maya von Yucatan scheinen mehr hölzerne Götterbilder in Gebrauch gewesen zu sein; die großen Reliefplatten in Palenque und in den Ruinen des Usumasintatales (Menché, Piedras negras) stellen weniger Götterfiguren als vielmehr Anbetungsszenen dar (Abb. 75), und die gewaltigen Monolithe von Copán und Quiriguá (Abb. 76) sind Denkmäler, die die Erinnerung an ein bedeutsames Ereignis, sei es geschichtlicher, sei es astronomisch-kalendarischer Art, festhalten sollen. So bleiben im Mayagebiet fast nur die Bilderschriften übrig (vgl. jedoch Abb. 73); auch hier ist es Schellhas u. a. gelungen, mit Hilfe der Überlieferungen eine Reihe feststehender Göttergestalten herauszuschälen. Bei den Mixteken und Tzapoteken vertraten noch häufig Stammesfetische die Stelle der Götterbilder, z. B. ein kostbarer grüner Stein auf dem heiligen Berge bei Achiotlan (Mixteca) und ein weißer Steinkegel auf einem Berge bei Tehuantepec.

Der aztekische Götterhimmel wurde von einer bunten Fülle der verschiedenartigsten Göttergestalten belebt, die schon in ein festes, nach vielen Richtungen ausgebautes System gebracht worden waren, dessen Entstehung der sichtenden, ordnenden Tätigkeit einer einflußreichen Priesterschaft zu danken ist. Es besteht kein Zweifel, daß das, was uns hier als Einheit entgegentritt, in Wirklichkeit ein Mosaik war, dessen Bestandteile sehr verschiedenartigen Völkern, Kulturen und Zeitepochen angehören, und daß gerade im Mittelpunkt dieses ganz auf Krieg und Eroberung gestellten Reichs wie im alten Rom alle möglichen Kulte zusammengeströmt sind. So ist z. B. Quetzalcouatl in einer bestimmten Form ursprünglich der Lokalgott der Kaufmannsstadt Cholula gewesen, Camaxtli (der Gott der Jäger) der Lokalgott der alten Chichimeken- und Otomístadt Tlaxcala; das fruchtbare atlantische Küstenland hat die aztekische Hauptstadt mit einer Reihe agrarischer Götter und Kulte versorgt (u. a. Tlazolteotl), und endlich stammt eine merkwürdige Götterfigur, in der sich alles Übernatürliche, Unheimliche verkörpert, was in Höhlen und dunklen Bergwäldern, im Echo und im Erdbeben lebt, Tepeyollotli („das Herz des Berges") sogar aus dem fernen Süden, denn wir finden diesen Gott, wie Seler nachgewiesen hat, bei den Mixteken, Tzapoteken und den Stämmen von Chiapas als Höhlen- und Orakelgott wieder. Andererseits war z. B. Uitzilopochtli so ausgesprochen der Nationalgott der Azteken und speziell ihrer Hauptstadt Tenochtitlan, daß wir ihn

in anderen Gebieten gar nicht antreffen und daher auch, sehr im Gegensatz zu anderen Göttern, fast noch keine bildliche Darstellung von ihm besitzen.

Wir sahen (S. 109/10), daß nach dem Glauben der atlantischen Völker Nordamerikas Tiere durch ihren Zauber die Naturerscheinungen und -kräfte (Wolken, Regen und Wind, Feuer, Sonnenwärme und Wachstum) erzeugen. Die mexikanische



Abb. 69. Steinfiguren der Wassergöttin Chalchiuhtlicue und des Windgottes Quetzalcouatl. Beide mit der mächtigen Nackenschleife der Wasser- und Regen-, Berg- und Windgötter. Die mit Muschelscheiben besetzte Stirnschnur ist für die Wassergöttin, der spitze Hut für den Windgott bezeichnend. (1/4 n. Gr.)
(Berliner Museum für Völkerkunde)

Religion, deren Aufhellung wir vor allem Seler und Preuß verdanken, ist für das vergleichende Religionsstudium deshalb von so großem Interesse, weil sie die Entstehung von Göttern aus solchen Tieren erkennen läßt; denn trotz weitgehender priesterlicher Umdeutung haben die mexikanischen Götter ihren ursprünglichen tierischen Charakter noch vielfach in Gestalt, Tracht und Beigaben bewahrt und führen die Wirkungen, die man ihnen zuschreibt, durch Zauberakte herbei. Hierzu gehören vor allem die Regengötter. Ackerbauende Völker in einem Lande, das monatelangen Dürren ausgesetzt ist, werden immer dem befruchtenden Regen ganz besondere Verehrung zollen. So war denn der In-

begriff aller Regengötter, Tlaloc, mit seinem aus den Windungen zweier Schlangen gebildeten Gesicht in Mexico eine der volkstümlichsten Göttergestalten. Man dachte ihn sich auf den Kämmen der Berge hausend, und zwar da, wo infolge ständiger Bewölkung immerwährende Feuchtigkeit herrscht und alle Pflanzen grün und frisch sind. Von dort gießt er aus Krügen den Regen herab, und wenn er einmal zornig gegen den Krug schlägt, so entstehen Donner und Blitz. Eng mit ihm verknüpft ist die Göttin aller Quellen und rinnenden Gewässer, Chalchiuhtlicue („die mit dem Edelsteinrock", Abb. 69), die besonders in Tlaxcala hochverehrt war, während Tlalocs Tempel neben dem Uitzilopochtlis auf der Hauptpyramide von Tenochtitlan stand (s. o.). Über die Winde, die Bahnfeger des Regengottes, gebot Quetzalcouatl, als Windgott mit schnabelartig vorgezogenen, gleichsam blasenden Mundteilen eine häufige Gestalt unter den Altertümern (Abb. 69) und in den Bilderschriften (Abb. 12, Fig. 1). Er ist durch seine Trachtstücke als fremde, offenbar aus der Huaxteca eingeführte Gottheit gekennzeichnet.



Abb. 70. Großes Steinbild der ohne Kopf und Hände dargestellten Erdgöttin Couatlicue. Aus Hals- und Armstümpfen ringeln sich Schlangen (= Blutströme); Halsband aus Menschenherzen und -händen, Rock aus Schlangen geflochten, als Gürtelzier ein Totenkopf, statt der Füße Jaguarpranken. Original im Nationalmuseum in Mexico. (1/30 n. Gr.)
(Nach Photographie)

Eine zweite große Gruppe von Göttern hat auf der einen Seite das Feuer und die Sonnenwärme, auf der andern die Erde und die gesamte Vegetation zum Wirkungsbereich. Voran steht der Feuergott Xiuhtecùtli („der Herr des Türkises"), dessen Verkleidung die „Türkisschlange" ist (eine Personifikation des fressenden Feuers): der alte Gott, der schon da war, ehe die Sonne leuchtete, und als solcher der Erzeuger der Götter und Menschen. Eine Reihe weiblicher Seitenstücke in Adler- oder Schmetterlingsverkleidung, die besonders im Tal von Mexico verehrt wurden, läßt bald die wohltätige, bald die furchtbare Seite der

Feuer- und Erdgottheiten stärker hervortreten; zu ihnen gehört Couatlicue („die mit dem Schlangenrock"), das die Sonne verschluckende Ungeheuer, das ein berühmtes, am Orte des ehemaligen Haupttempels in der Stadt Mexico gefundenes Steinbild in der Haltung eines sprungbereiten Raubtiers mit erhobenen Pranken darstellt (Abb. 70). Wesen, in denen die unerschöpfliche Fruchtbarkeit der Vegetation Gestalt gewonnen hat, sind die Maisgöttin Chicomecouatl, deren Attribute der Maiskolben und der dem Befruchtungszauber dienende Rasselstab (vgl. Abb. 71) waren, der jugendliche Gott Xochipilli, der im Tal von Mexico mehr in seinem abgeleiteten Charakter als Herr aller Belustigung und Kurzweil und als Beschützer des Kunsthandwerks verehrt wurde, und sein weibliches Seitenstück Xochiquetzal, die auch als die Patronin der Liebe und des Geschlechtslebens galt (Abb. 55, unten in der Mitte). Die in allen Religionen wiederkehrende Neigung, solche agrarischen Gestalten mit himmlischen Mächten zu verbinden, zeigt sich auch hier. Couatlicues Steinbild stellt die Göttin geköpft dar, weil sie zugleich als der alternde Mond, das von der Sonne bekämpfte und stückweise vernichtete Gestirn (vgl. die Phasenbildung!) aufgefaßt wird; Xochiquetzal ist die junge, im vollen Glanze lichter Schönheit erstrahlende Mondgöttin und Xochipilli, der als Helmmaske den Kopf eines in der Morgenfrühe singenden tropischen Waldvogels mit hohem Scheitelfederkamm trägt, die junge, in Vogelgestalt gedachte Sonne.

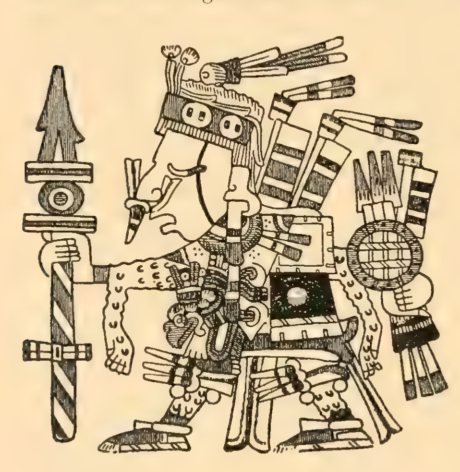


Abb. 71. Der Gott Xipe (Kennzeichen: Waffen, Kopfputz, Rasselstab) mit der übergezogenen, zusammengeschrumpften Haut des geschundenen Opfers und der Menschenhautmaske
(Nach Codex Borgia)

Der Mond spielt, wie Seler überzeugend nachgewiesen hat, in der mexikanischen Mythologie eine sehr wichtige Rolle. Seine Phasenbildung, sein der Sonne entgegengerichteter Lauf, sein scheinbarer Einfluß auf die Vegetation und das Geschlechtsleben gaben dem ursprünglichen Denken Stoff genug zur Mythenbildung. Zu den Wesen mit agrarischem Grundzug, aber stark hervortretendem Mondcharakter, gehören Tlazolteotl, die große, alte Erdgöttin und Göttermutter, deren Fest (Ochpaniztli) in der Zeit der Ernte gefeiert wurde, und Xipe, der Gott der jungen Erde, dessen Fest (Tlacaxipeualiztli) in die Zeit der Aussaat fiel. Die Darstellungen zeigen den Gott gewöhnlich mit der übergezogenen Haut eines an seiner Statt geopferten Menschen (Abb. 55 unten links und Abb. 71). Beiden Gestalten ist nicht nur das Schinden der Opfer an ihren Festen und ein gewisser kriegerischer Zug (wie bei vielen Erdgottheiten) gemeinsam, sondern auch der Farbengegensatz (rot-schwarz) in ihren Trachtstücken, der sie als Mondwesen kennzeichnet. Mondgötter sind auch die beiden großen, oft einander

widerstreitenden Dioskuren des mexikanischen Götterhimmels, Tezcatlipoca und Quetzalcouatl. Tezcatlipoca („der rauchende Spiegel“), der stets mit abgerissenem Fuße, schwarzer Bemalung und kriegerischen Abzeichen dargestellt wird (Abb. 68), ist eine düstere, unheimliche Gestalt: der in der Nacht Wandelnde, der das Verborgene sieht und die Sünde straft, der unberechenbar Veränderliche — ein Abbild des jungen, zunehmenden Mondes. Quetzalcouatl, in dem sich sehr verschiedene, ursprünglich einander fremde Elemente vereinen, ist nur nach einer Seite hin der Windgott (s. o.); weiter erscheint er in der Verkleidung der Federschlange, die vielleicht das die Erdscheibe umgebende Meer darstellt, und wird in dieser Gestalt besonders bei den Völkern der Golfküste verehrt, wo er auf der Isla de Sacrificios nahe Veracruz ein berühmtes, vielbesuchtes Heiligtum besaß; endlich aber, und das ist für die ursprüngliche mythische Bedeutung der Gestalt ausschlaggebend, ist er ein großer Kulturheros, der weise Lenker des Urvolkes der Tolteken (S. 170), der, von seinen Feinden vertrieben, immer weiter nach Osten wandert, „dem Antlitz der Sonne zu“, um schließlich, am Ostmeer angelangt, sich zu verbrennen, wobei seine Asche zu Schmuckvögeln, sein Herz zum Morgenstern wird eine deutliche Umschreibung der Schicksale des alternden Mondes, der schließlich am Osthimmel versinkt oder gleichsam in den Strahlen der aufgehenden Sonne verbrennt, während der Morgenstern zugleich mit ihr emporsteigt.

Gegenüber den zahlreichen Mondwesen ist die Zahl der Sonnengötter gering. Tonatiuh, den Sonnengott selbst, dachte man sich als den Strahlen schießenden Gott mit Speeren und Wurfbrett ausgerüstet und, weil er auch der „aufsteigende Adler“ war, mit einer Krone von Adlerfedern auf dem Haupt (Abb. 67). Nichts anderes als die junge, aufgehende Sonne ist auch der in der Verkleidung eines Kolibri auftretende kriegerische Nationalgott der Azteken, Uitzilopochtli. Der Mythus erzählt, wie er von seiner Mutter auf dem „Schlangenberg“ (dem Himmel) unbefleckt empfangen wird, bei seiner Geburt strahlend, in Wehr und Waffen dem Leib seiner Mutter (der Erde) entsteigt, der ihm feindlich entgegentretenden Schwester (dem Mond) den Kopf abschlägt und das Heer der feindlichen Brüder (der Sterne) verscheucht. Dies Heer der Sterne wird auch in der Gestalt des Hauptgottes von Tlaxcala, Mixcouatl (Camaxtli), verkörpert, denn diese (sonst als Gott der Jäger verehrte) Gestalt trägt im Gesicht die „Sternhimmelbemalung“ und gilt als Anführer der im Osthimmel wohnenden, zu Sternen gewordenen Seelen der gefallenen oder geopferten Krieger, deren Mumien man daher dieselbe Gesichtsbemalung gab (Abb. 65; vgl. auch 68).

Ein Schöpfergott Tonacatecùtli, der Herr der Geburten, der im dreizehnten Himmel thront, stand nach der priesterlichen Lehre über dieser bunten Götterschar, genoß aber keine besondere Verehrung, weil er wohl mehr ein philosophisches, aus dem alten Feuergott (s. o.) abgeleitetes Gebilde war. Ähnlich war es mit Mictlantecùtli, dem Todesgotte in der untersten der neun Unterwelten, die die Phantasie der Mexikaner mit allen Schrecken eines Inferno ausgestattet hat: mit messerscharfen, schneidenden Winden, zusammenschlagenden Felsen und einem neunarmigen Strom, den die Seelen der Abgeschiedenen mit Hilfe eines kleinen Hundes überschritten. (Ein solcher war daher auch die Totenbeigabe bei mehreren mexikanischen Völkern; vgl. Abb. 65.)

Das Pantheon der übrigen mexikanischen Stämme zeigt große Übereinstimmungen mit dem der Azteken.

Bei den Tarasken wurde ein Sonnengott mit vielen Zügen Uitzilopochtlis (Curicáveri) neben einem dem Camaxtli entsprechenden Morgensterngott und eine junge Mondgöttin (= Xochiquetzal) neben einer alten (= Tlazolteotl) verehrt. Der junge, vogelgestaltige Sonnengott der Tzapoteken (Pitào „Herr“) ist kein anderer als Xochipilli, und ihr Regengott Cocijo dieselbe Gestalt wie Tlaloc, denn letzteren beiden waren Kröten und Schlangen (die Regentiere)



Abb. 72. Tzapotekische Figurengefäße (die Figur bildet nur die Vorderseite eines becherartigen Gefäßes), Gottheiten darstellend (rechts ein jaguargestaltiger Gott). Suchatengo und Zimatlan, Staat Oaxaca. (1/5 n. Gr.)
(Berliner Museum für Völkerkunde)

heilig, und beiden brachte man mit Vorliebe Kinder als Opfer dar. Die Göttergestalten der Maya sind infolge der dürftigen Berichte für uns viel weniger lebensvoll und plastisch als die aztekischen. Wir hören von einem Sonnengott Kinch ahau, der stets mit Bart und ausgefeilten Schneidezähnen dargestellt (vgl. Abb. 73), in der alten, heiligen Stadt Itzamal aber Kinich kakmó genannt und in der Gestalt eines Arara gedacht wurde, der um die Mittagszeit vom Himmel herabkommt, um das Opfer zu verzehren (= Xochipilli). Ferner von einem alten Feuer-, Himmels- und Geburtsgott Itzamná (= Tonacatecùtli), einer jungen und einer alten Mondgöttin (Ixchebelyax und Ixchel), die offenbar Xochiquetzal und Tlazolteotl entsprechen, einem Wassergott (Ah bolon tz'acab) und einer Mehrheit von Regengöttern (Chac). Der in Chich'en Itza, Mayapan und Mani

hochverehrte Kukulcan ist kein Mayagott, sondern, wie schon sein Name „Federschlange“ besagt, mit Quetzalcouatl wesensgleich und wohl von den einwandernden Naua eingeführt (S. 170).

Die Himmelskörper, die Erde und alles, was auf ihr lebt, dachten sich die Mexikaner nicht auf einmal aus dem Nichts erschaffen, sondern erst nach mehreren unvollkommenen Ansätzen in ihrer heutigen Form entstanden.

So unterschieden die Azteken vier urzeitliche Weltalter oder „Sonnen“, die samt den in ihnen lebenden Menschen nacheinander durch fressende Ungeheuer, verheerende Wirbelstürme, Vulkanausbrüche und Sintfluten vernichtet wurden, ein Mythus, der u. a. auch in den Reliefs des berühmten, in der Stadt Mexico an der Stätte des alten Haupttempels gefundenen „Kalendersteins“ angedeutet ist. Als am Ende des vierten Weltzeitalters der Himmel einstürzt, heben ihn Tezcatlipoca und Quetzalcouatl in Gestalt von Bäumen wieder empor, worauf zwei andere Götter dadurch, daß sie ins Feuer springen, Sonne und Mond werden. Die Menschen macht Quetzalcouatl aus dem Mehl des aus der Unterwelt heraufgeholten „Edelsteinknochens“. — Auch die Sagenbücher der Qu'iche und Cakchiquel Guatemalas wissen von einer Reihe unvollkommener Menschenschöpfungen (aus Ton und Holz) zu erzählen, die nacheinander durch Katastrophen vernichtet werden.

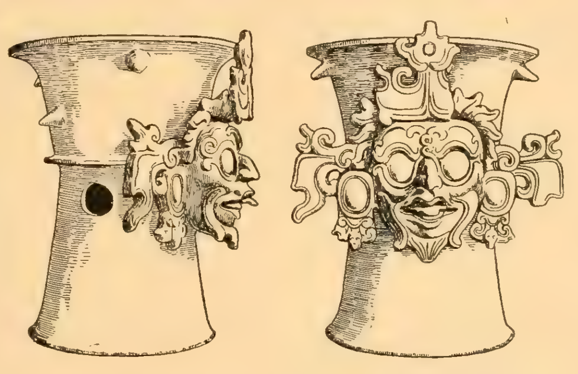


Abb. 73. Tongefäß mit Maske, die den Mayagott des Westens und des Abendsterns darstellt. Kennzeichnend ist besonders der den unteren Augenrand umgebende und sich über der Nase verschlingende Wulst; der Kinnbart und die ausgefeilten Schneidezähne erinnern an Darstellungen des Sonnengottes der Maya. Gegend von Coban, Alta Verapaz (Guatemala)
(Nach Seler)

Als Schöpfergottheiten treten bei den Qu'iche Tepëu K'ucumatz und *X*urakan (= Quetzalcouatl und Tezcatlipoca) auf. Eine andere Sage berichtet von einem Zwillingsbrüderpaare, *X*unχunaχpu und Vukub χunaχpu, die große Ballspieler waren; sie werden von den Mächten der Unterwelt zu einem Wettkampfe eingeladen und, als sie verschiedene Proben nicht bestehen, getötet. Ihre auf wunderbare Art erzeugten Söhne *X*unaχpu und Xbalanque steigen wieder in die Unterwelt hinab und siegen diesmal. Es ist der Mythus von den Lichtkörpern Sonne und Mond, die, wenn sie in

die Unterwelt eingehen, getötet werden, aber in verjüngter Gestalt siegreich wieder emporsteigen.

Die Idee eines Kampfes zwischen Licht- und Dunkelheitswesen in der Form eines Ballspiels war auch den Azteken und Tarasken geläufig; vgl. Abb. 68.

δ) Wissenschaft

Auf zwei Gebieten geistiger Kultur haben die altmexikanischen Kulturvölker eine Stufe erstiegen, die sie weit über alle anderen amerikanischen Völker erhebt; in ihrer Bilderschrift und ihrem Kalenderwesen. Seit der Mitte der achtziger Jahre des neunzehnten Jahrhunderts ist es vor allem den Forschungen Förstemanns und Selers gelungen, den größten Teil der Rätsel zu lösen, die früher gerade auf diesen beiden Gebieten ein Eindringen in das mexikanische Altertum unmöglich zu machen schienen. — In der Bilderschrift besteht ein Gegensatz zwischen den mexikanischen Stämmen im engeren Sinne und den Maya, der die letzteren als die fortgeschrittenere Gruppe kennzeichnet.

Die meisten sogenannten „Bilderschriften", die von den Stämmen westlich vom Isthmus von Tehuantepec erhalten sind (sie sind auf Hirschleder oder einer Art Papier aus der Bastschicht von Feigenbäumen oder den Fasern von Agaveblättern in bunten Farben entworfen und in der Art eines Leporelloalbums zusammengefaltet), können eigentlich gar nicht als „Schrift"denkmäler betrachtet werden. Es sind vielmehr gruppenweise Darstellungen mythologischer Figuren, die ständig zur Veranschaulichung gewisser Ideen meist kalendarisch-augurischen Inhalts dienen und daher feststehende Formen angenommen haben, so daß man mittels eingehender Vergleichung, wie schon oben bemerkt wurde, diese Gestalten bestimmen konnte. Zu Hilfe kam hierbei die Erkenntnis, daß die Bilderschriften in Gruppen verschiedener Herkunft zerfallen, innerhalb deren sich eine große Menge selbst in kleinen Einzelheiten übereinstimmender Paralleldarstellungen finden. Die schönsten Bilderschriften gruppieren sich um den sogenannten Codex Borgia (in Rom) und um den Codex Vindobonensis (in Wien), die beide sicherlich nicht aus dem Hochlande stammen, sondern aus der Nachbarschaft der Tzapoteken bzw. Totonaken; ein Blatt aus einer der besterhaltenen aztekischen Bilderschriften gibt Abb. 12, Fig. 1 wieder. Wie man hier sieht, sind die Darstellungen mit Tageszeichen (s. u.) verbunden, was die Verknüpfung der Bilder mit bestimmten Kalenderabschnitten, auf die sie sich beziehen, ermöglicht. — Die einzigen Ansätze zu wirklicher „Schrift" finden sich in den geschichtlichen Codices und Tributlisten (z. B. Codex Mendoza) und auf den wenigen, wirklich geschichtlichen Denkmälern, z. B. dem runden, scheibenförmigen „Stein des Tizoc" (Nationalmuseum in Mexico), auf dem am Xipefeste das Kampfopfer vollzogen wurde (S. 192), und der auf seinem Zylindermantel Vertreter der von den Azteken unterworfenen Städte zeigt. Hier sind Personen- und Ortsnamen entweder durch Bilder entsprechend dem Sinne des

Namens (Ideogramme) oder durch rebusartige Zusammenstellungen von Bildern wiedergegeben, z. B. der Ortsname Oztoticpac, der „auf der Höhle“ bedeutet, durch das übliche Bild einer Höhle (oztotl) und eines Garnknäuels (icpatl), das für -icpac „auf“ eintritt. Vgl. auch das Relief Abb. 74, das über dem Hinterkopf der beiden Könige ihre Hieroglyphen zeigt.

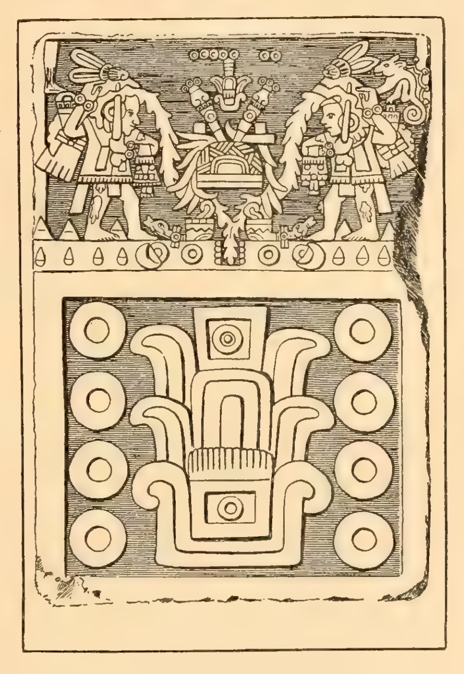


Abb. 74. Relieftafel zur Erinnerung an die Einweihung des neuen Haupttempels von Tenochtitlan im Jahre „8 Rohr“ (= 1487). Oben die beiden königlichen Erbauer, Tizoc (links) und Ahuitzotl (rechts), die sich zur Feier des Ereignisses kasteien. Das Blut fließt in den geöffneten Erdrachen (vgl. Abb. 67); am Boden zwei Räucherpfannen, darüber Grasballen und Kasteiungsgerät. Original im Nationalmuseum in Mexico. ($^1/_{12}$ n. Gr.) (Nach Seler)

Anders steht es mit den vier erhaltenen Mayabilderschriften, deren wertvollste in der Landesbibliothek zu Dresden aufbewahrt wird. Hier sind die Darstellungen regelmäßig von Zeichen begleitet, die den Sinn erläutern (vgl. Abb. 12, Fig. 2). Auch hierbei handelt es sich noch um eine reine Bilderschrift, doch es ist schon eine wirkliche „Schrift“, denn die ursprünglichen Bilder sind auf das wesentlichste vereinfacht und in ein immer gleichbleibendes kleines, ovales oder viereckiges Feld „hineingeschrieben“. Wir haben also schon Abkürzungen zu Schriftzeichen vor uns. Neben der Kursive der Bilderschriften steht die sorgfältiger ausgeführte Monumentalschrift (vgl. Abb. 12, Fig. 3), die in langen Kolumnen die Reliefplatten von Palenque, Tikal, Menché (Abb. 75), sowie die Stelen von Copán und Quiriguá (Abb. 76) bedeckt (in den nordyucatekischen Ruinenstädten sind dagegen Hieroglypheninschriften selten). — Einen glänzenden Beweis ihres Scharfsinnes haben die alten Mayagelehrten in der Erfindung einer Zahlenschreibung abgelegt, die der unserigen mindestens ebenbürtig, wenn nicht überlegen ist. Sie haben ein Zeichen für die Null erfunden und den Zahlen einen Stellenwert gegeben, zwei Errungenschaften, die nicht einmal die Antike kannte; mit ein paar Punkten und Strichen können ganz gewaltige Zahlen ausgedrückt werden, wobei allerdings jede folgende Stelle nicht den 10fachen, 100fachen usw., sondern den 20fachen, 360fachen, 20×360fachen und 20×20×360fachen Wert der ersten Stelle besitzt und die Zahlen nicht neben-, sondern übereinander geschrieben werden.

Eine merkwürdige Mittelstellung zwischen der aztekischen und der Mayaschrift nimmt die tzapotekische Bilderschrift ein, in der die Tageszeichen ebenfalls schon abgekürzter und kursiver sind und vielfach in einer Art Umrahmung stehen und, wie in der Mayaschrift, ein Balken oder eine Schleife für die Zahl „fünf“ verwendet wird.

Der Kalender war bei allen Völkern des mexikanischen Kulturkreises im wesentlichen der gleiche. Er beruhte auf einer



Abb. 75. Reliefplatte von Menché Tinamit (Anbetungs- oder Unterwerfungsszene). Rechts und links die den Vorgang erläuternden Hieroglyphen.
(Nach Maudslay)

fortlaufenden Vereinigung von 20 von konkreten Dingen hergenommenen Tageszeichen (z. B. Rohr, Feuerstein, Kaninchen, Haus, Wasser) mit 13 Ziffern (vgl. Abb. 12, Fig. 1 und Abb. 74); der Zeitabschnitt von 20×13 Tagen, das Tonalamatl, war die kalendarische Grundeinheit für die priesterliche Zeitrechnung, während das bürgerliche Jahr von 365 Tagen in achtzehn zwanzigtägige Monate zerfiel, so daß fünf Tage (azt. nemontemi) übrigblieben. Diese galten als unnütz, unheilvoll, zu keiner Arbeit tauglich; in Yucatan fanden

große Zeremonien in ihnen statt, die dahin zielten, das Unheil, das im kommenden Jahre drohte, zu bannen, d. h. in Gestalt eines Götterbildes aus dem Dorfe herauszubringen (vgl. Abb. 12, Fig. 2). Da weder 20 noch 13 in 365 aufgeht, so ergab sich für jeden Jahresanfang eine andere Zeichen- und Ziffernverbindung, und erst nach 52 Jahren (das Jahr zu 365 Tagen gerechnet) trat wieder dieselbe Kombination auf wie am ersten Tage des ersten Jahres.

52 Jahre waren daher die große Periode der aztekischen Zeitrechnung, die jedesmal mit der feierlichen Neuerbohrung des Feuers auf dem Leibe eines geopferten Gefangenen eingeleitet wurde. Bei den Maya galt als größere Periode der Katun, ein Zeitraum von 20 × 360 Tagen. Alle großen Denkmäler des Mayagebietes — die Stelen von Copán und Quiriguá, die Altarplatten von Palenque usw. — sind am Anfangstage eines



Abb. 76. Monolithische Stele von Quiriguá (stehende Figur mit breiter Brustplatte und mächtigem, aus mehreren übereinander gesetzten Masken bestehendem Kopfputz).
(Nach Maudslay)

Katun errichtet, der außerdem ganz unzweideutig noch dadurch bezeichnet wird, daß die Inschrift gleichzeitig den Tag des „Monats“ von 20 Tagen (Uinal), auf den der betreffende Anfangstag des Katun fällt, angibt; erst nach 18720 Jahren konnte der Anfangstag eines Katun wieder auf denselben Tag desselben Uinal fallen. Auf den Denkmälern steht das Katundatum immer am Ende einer Hieroglyphenreihe (vgl. Abb. 12, Fig. 3), die die Summe der Tage ausdrückt, welche vom Anfangsdatum der Mayachronologie bis zum Tage der Errichtung des Monuments verflossen sind. Zwar ist das Anfangsdatum nicht bekannt, doch ist mit Hilfe dieser Datierung wenigstens eine relative Chronologie der Denkmäler möglich. Es ergibt sich, daß das älteste der großen Monumente, eine Stele von Quiriguá, 3570 Jahre nach dem Anfangsdatum errichtet wurde. (Weiteres S 170/1.) — Der Jahresanfang fiel bei den Azteken, ursprünglich auch bei den Maya, in den Monat Mai; das Jahr hieß nach dem Zeichen des ersten Tages, und so ergibt sich aus dem Verhältnis von 20 zu 365, daß nur 4 von den 20 Tageszeichen für die Jahresbenennung in Betracht kommen (vgl. Abb. 12, Fig. 1).

Eine der urwüchsigsten Formen des Kalenders besaßen die Mixteken und Tzapoteken, und bei keinem anderen mexikanischen Stamme scheint der Kalender und die damit verknüpfte Schicksalsbestimmung so sehr alle Verhältnisse beherrscht zu haben wie bei ihnen, die auch ihre Kinder nach den Geburtsdaten benannten. Anscheinend haben sie auch auf diesem Gebiete zwischen Naua und Maya vermittelt. Die Frage aber, wie dieses ganze merkwürdige Kalendersystem entstanden ist, läßt sich bei einer gesonderten Betrachtung Mittelamerikas nicht beantworten (vgl. die Einleitung, S. 64). Auch seine einzelnen Elemente sind schwierig zu deuten. Man hat daran gedacht, daß das Tonalamatl ein primitives Zeitmaß, abgeleitet von der ungefähren Dauer der Schwangerschaft, sei, daß die zwanzig Tageszeichen auf eine ältere Reihe von dreizehn Zeichen (überwiegend Tierbildern) zurückgingen und die Zahl 13 sich aus der Halbierung der Zahl 26 ergeben habe, mit der man die ungefähre Dauer der Sichtbarkeit des Mondes bezeichnen wollte. Jedenfalls hat die Himmelsbeobachtung, insbesondere das Studium des Planeten Venus, die alten Priestergelehrten stark beschäftigt, und so konnten sie leicht durch eine Verknüpfung des Sonnenjahres (5×73 Tage) mit der ebenfalls bekannten Dauer des scheinbaren Venusumlaufs (8×73 Tage) zu den beiden Perioden von 260 Tagen und von 52 Jahren ($20 \times [8 + 5] \times 73$) gelangen, wie Seler gezeigt hat.

In keiner von Naua bewohnten Landschaft wurden Venusbeobachtung und -kult so eifrig betrieben wie in Tehuacan an der großen, von Cholula nach Oaxaca führenden Gebirgsschlucht; auch aus dem Mayagebiet liegen viele Zeugnisse darüber vor, und sowohl in Chich'en Itza wie in Uxmal gibt es eine große Tempelpyramide, die ausschließlich diesem Zweck gedient zu

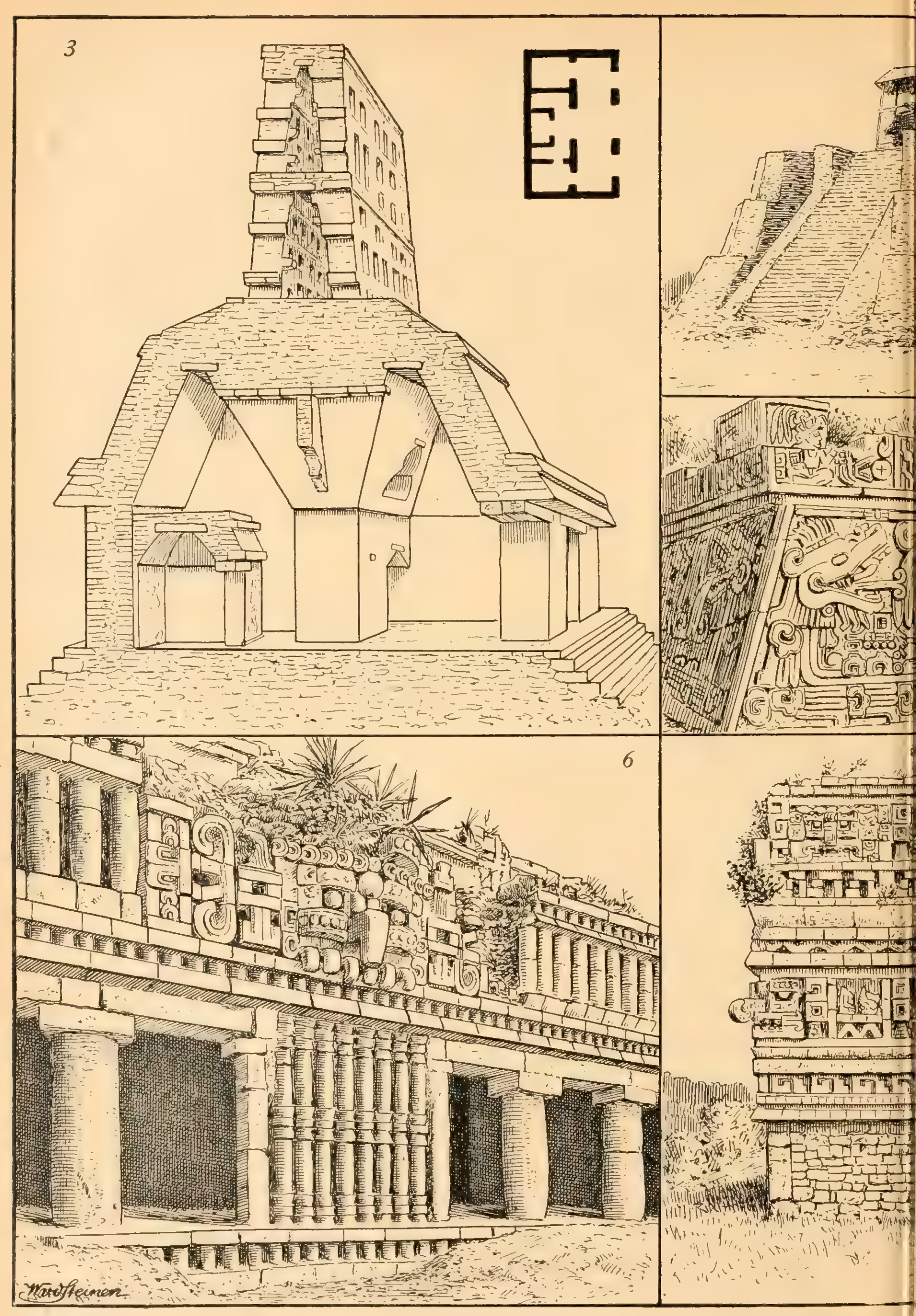
Erläuterungen zu

Tafel VIII

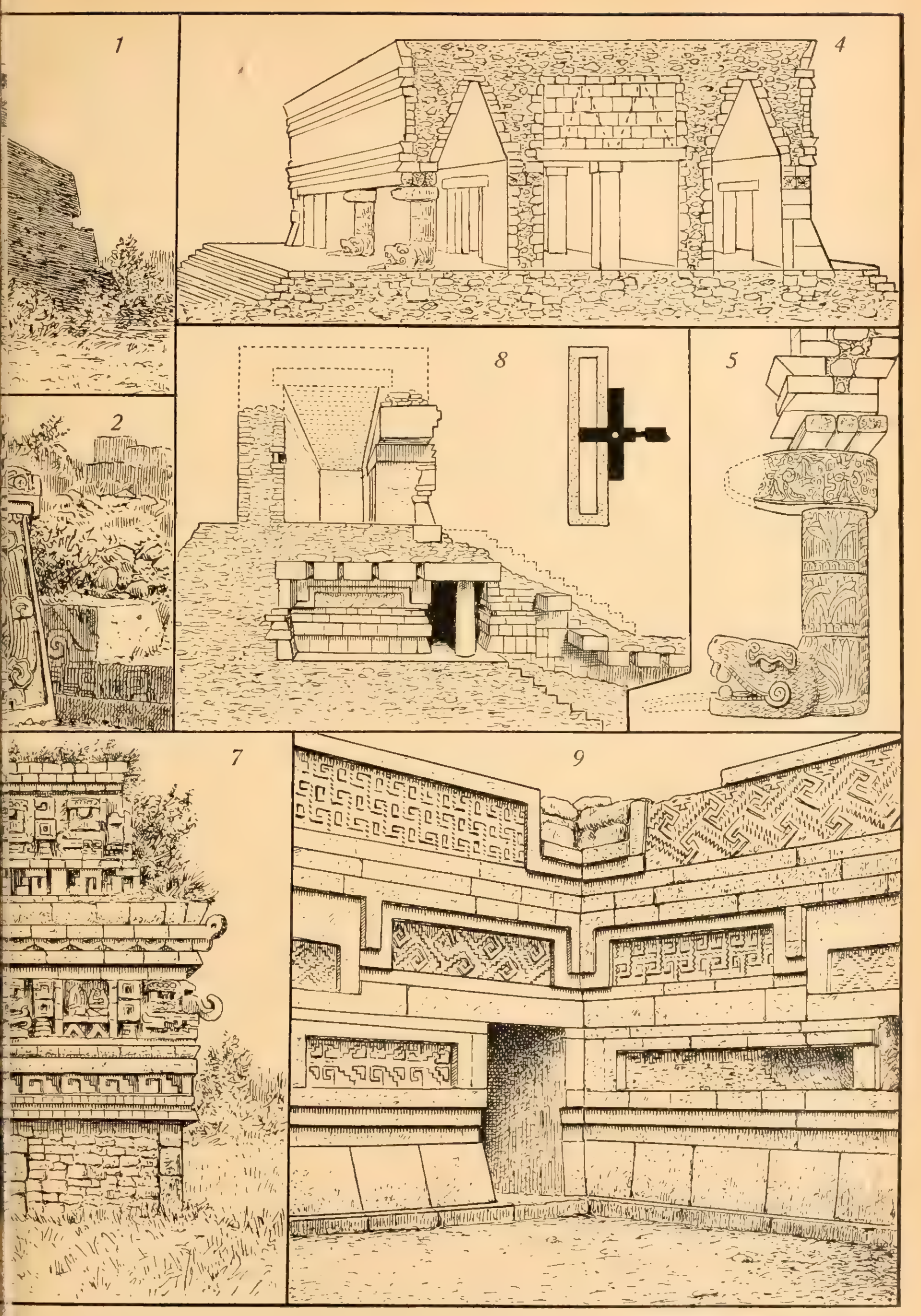
Altmexikanische Tempelbauten

1 Tempelpyramide „Castillo de Teayo“ (das Sakrarium ist neuerdings mit einem Strohdach versehen worden und wird als Glockenturm benützt); 2 Nordwestecke der Pyramide von Xochicalco (rechts die Treppenwange); 3 Querschnitt und Grundriß des „Tempels des Kreuzes“ von Palenque (Rückwand und Türpfosten der kleinen Cella mit Stuckreliefs); 4 Querschnitt durch das von eingewanderten Naua errichtete „Castillo“ (Haupttempel) von Chich'en Itza; 5 einzelner Federschlangenpfeiler des „Castillo“ von Chich'en Itza (Rekonstruktion); 6 Fassade eines Tempels von Sayí mit dem für viele yucatekische Bauten charakteristischen, auf eine alte Holzarchitektur zurückgehenden „Säulchenfries“; 7 Westfassade der „Iglesia“, eines der typischen Mayabauten von Chich'en Itza (als Gegenstück zu 4), die nach der Vertreibung der Naua errichtet wurden (ein der Vorderwand aufgesetzter Sims täuscht ein zweites Stockwerk vor); 8 Querschnitt und Grundriß eines der 4 Gebäude, die den Nebenhof des Hauptpalastkomplexes von Mitla umgeben (im Unterbau Krypta mit monolithischem Steinpfeiler); 9 Südostecke des Innenhofes des Hauptpalastkomplexes von Mitla

(1, 2, 7 und 9 nach Seler, 6 nach Teobert Maler, 3, 5 und 8 nach W. H. Holmes, 4 nach den von Holmes veröffentlichten Plänen von W. v. d. Steinen rekonstruiert)



Tafel VIII



Altmexikanische Tempelbauten



haben scheint, denn an beiden Bauten weist die Hauptfront an bedeutungsvoller Stelle die Hieroglyphe des Planeten und andere astronomische Darstellungen (Konjunktionen der Venus mit verschiedenen Sternbildern) auf. Nächtliche Himmelsschau war eine wichtige Aufgabe der Priester des Calmecac in Tenochtitlan (S. 188), und zu den Pflichten des Herrschers gehörte es, um Mitternacht aufzustehen und die Sternbilder des „Sternenballspielplatzes“ (Großer Bär) oder „Marktplatzes“ (Plejaden) oder etwaige „rauchende Sterne“ (Kometen) zu beobachten. Daß auch der Versuch gemacht wurde, die um einen Vierteltag zu kurze Jahreslänge durch periodische Einschaltungen zu korrigieren, geht nach Seler aus bestimmten Bilderfolgen des Codex Borgia und Vindobonensis hervor.

c) Die Völker des südlichen Mittelamerika

Während Mayastämme einst bis zur Fonsecabai wohnten, wie durch das Vorkommen von Maya-Keramik auf den Inseln dieser Bai, die Entdeckung von Steinfiguren nach Art der Copan-Stelen (aber mit primitiveren Hieroglyphen) im westlichen Salvador und die Auffindung von Ruinenstädten nach Mayaart im mittleren Honduras und in Salvador bewiesen wird. erreichte der mexikanische Kulturkreis mit dem aztekisch sprechenden Stamm auf der Landenge zwischen dem See von Nicaragua und der Küste und mit den Nicarao-Enklaven der Halbinsel Nicoya seine Südgrenze. Noch einmal stießen hier die Spanier, die diese Gebiete 1522 vom Süden her erreichten, auf Tempelpyramiden in der Mitte der Dörfer, blutige Opfer und Kasteiungen im Kultus, bekannte Götternamen der mexikanischen Mythologie, Bilderschrift und Kalender mit zwanzig Tageszeichen; und auch im Kunststil kann sich die mexikanische Formensprache nicht verleugnen, wie die schöne Keramik der Nicarao-Enklaven Nicoyas beweist, die auf weißem Stuckgrund bunte, bilderschriftartige Darstellungen (z. B. Federschlangen) nach Art der Cholulatöpferei (S. 182/3) zeigt.

Der Einfluß dieser mexikanischen Stämme auf die Chorotegen oder Mangue, das ursprünglich einheimische Kulturvolk Nicaraguas, ist bis zum Golf von Nicoya in Sitte und Brauch, staatlicher Verfassung, Religion und Kunst zu spüren. Die Chorotegen waren Ackerbauer, die den Boden mit spatenartigen Werkzeugen, deren Klingen aus Muschelschale bestanden, bearbeiteten, und Fischer; Kakaokultur und Truthahnzucht haben sie wohl sicher erst von ihren Nauatl sprechenden Nachbarn gelernt. Pfeil und Bogen dienten ihnen als Hauptwaffen. In ihrer Tracht standen die Chorotegen der Halbinsel Nicoya noch auf einer wesentlich tieferen Stufe als

die Nicarao (die Männer gingen nackt bis auf die zusammengebundene Vorhaut, die Frauen zogen einen gestickten Baumwollstreifen zwischen den Beinen hindurch und befestigten die Enden an einer Hüftschnur); die Haartrachten beider Geschlechter erinnerten dagegen sehr an mexikanische. Auch Unterlippenpflöcke aus weißer Muschelschale und Tatauierung der Vornehmen auf Brust, Armen und Beinen werden bei den Chorotegen erwähnt. Unter ihren Kunstfertigkeiten wird die Töpferei besonders hervorgehoben.

Die glänzend schwarze, gravierte Keramik, die Lehmann auf der Insel Chira im Golf von Nicoya nachgewiesen hat, ist schon von frühen spanischen Chronisten rühmend erwähnt worden. Auf Nicoya und weiter nördlich hat man eine besonders reiche, vielfarbige Keramik gefunden, deren Verzierung teilweise von der mexikanischen beeinflußt ist (Abb. 77), in der Gegend von Masaya merkwürdige schuhförmige Graburnen, oft von gewaltigen Ausmessungen — ein südamerikanisches Element —, und wiederum auf Nicoya eine Fülle von Nephritzieraten von prachtvoller Ausführung und Politur, mit denen weithin Handel getrieben wurde. Von besonderem ethnographischen Interesse sind die steinernen Keulenköpfe mit senkrechter Durchbohrung, die ebenfalls von Nicoya stammen und außer der auch im nördlichen Mexico (Jalisco) auftretenden Morgenstern- und Ananasform am häufigsten die Gestalt von Menschen- und Tierköpfen (Eulen, Papageien) oder ganzen Tierfiguren (Vögeln, Alligatoren) aufweisen (Abb. 52, Fig. 3 und 4). Am stärksten prägt sich indes die Eigenart der alten Chorotegenkultur in Steinfiguren von sehr steifen, altertümlichen Formen aus, wie sie auf den Inseln Ometepe und Zapatera, Pensacola und Solentiname im See von Nicaragua, auf Momotombito im Managuasee und bei Subtiaba nahe dem heutigen Leon gefunden sind.

Tempelpyramiden, Steinidole und Bilderschrift sind bei den Chorotegen jedenfalls auf Naua-Einflüsse zurückzuführen.

Als Hilfstruppen des Conquistadors Rodrigo de Contreras kamen 1539 zweihundert Nauasöldner (Sigua = „Fremdlinge“ im Talamanca) nach dem Rio Tarire im Westen der Chiriquílagune, also mitten unter Talamancastämme, wo sie Juan Vázquez de Coronado noch 1563 unter ihrem Kaziken Itztolin angesiedelt fand. Wahrscheinlich sind einige auffällige Beziehungen der alten, in ihrem Hauptbestande aus Südamerika stammenden Talamancakultur zur mexikanischen nicht erst auf diese späten Eindringlinge zurückzuführen. Diejenigen mit den Talamanca verwandten Stämme, die sich in alter Zeit aus Naturvölkern, wie sie ihre heutigen Nachkommen noch durchweg sind, zu Halbkulturvölkern entwickelt hatten, saßen fast alle in den höheren Landstrichen Costaricas und Panamás auf der pazifischen Seite des Isthmus: die Guëtar am Fuße mittelcostarikanischer Vulkane



Abb. 77. Buntbemalte Tonschalen der Chorotegen. Auf dem Hochland von Costarica (in Las Huacas und Agua Caliente, am Abhang des Orosi) gefunden. wohin sie als Handelsware gelangt sind; b ist die Innenseite einer ähnlichen dreifüßigen Schale wie a. Die phantastischen Tierkopffüße von a und die merkwürdige Stilisierung der Figuren im Fond der Schale b („Kartenblattstellung") sind für diese Keramik sehr bezeichnend. (1/3 n. Gr.)

(Nach C. V. Hartman)

(Poas, Irazú und Turrialba) im Tal von Guarco, im Tal des Reventazón und an der pazifischen Küste bis zum Rio Pirris, die Quepo und Coto in den Llanos des Rio Grande de Térraba und die Guaimí in den Llanos des Rio Chiriquí am Fuß des gleichnamigen Vulkans. Wie der Reventazón sind auch Térraba und Chiriquí in ihrem Oberlauf Eingangspforten zu den tropischen Waldgebieten der atlantischen Küste, und so ist es nicht wunderbar, daß wir in der ersten spanischen Zeit auch die Talamancastämme der atlantischen Küste westlich der Chiriquílagune, besonders im Flußgebiet des Tarire („Valle de Coaza“ der alten spanischen Quellen), wo der Name Talamanca ursprünglich heimisch war, im Besitz einer Art Halbkultur finden.

Die archäologischen Funde beschränken sich allerdings bis jetzt auf die genannten Gegenden der pazifischen Abdachung. Hier sind (besonders um Cartago und Orosí im Hochland von Costarica, bei El General und Buenos Aires in den Llanos de Térraba, an den Abhängen des Chiriquívulkans und bei Bugaba in den Llanos de Chiriquí) in den letzten Jahrzehnten durch Hartman, v. Schroetter, Lehmann u. a. überaus reiche Funde gemacht worden, meist in Steinkistengräbern, deren beide, nebeneinander vorkommende Haupttypen (ovale und viereckige) anscheinend derselben Bevölkerungsschicht angehören. Die Wände der Kisten bestehen teils aus hochkant gestellten Steinplatten, teils aus Flußgeröll; bald sind die Kisten so groß, daß sie für ausgestreckt liegende Skelette Platz boten, bald so klein, daß die Knochen bündelweise aufgeschichtet werden mußten (im letzteren Fall liegt also Nachbestattung vor). Die Keramik dieser Gräber ist verhältnismäßig einfach und bevorzugt im Gegensatz zur chorotegischen ganz auffallend die plastische Verzierung, die sowohl die drei hohlen, rasselnde Tonkügelchen bergenden Spitzfüße, als auch Hals und Körper des Gefäßes überzieht und fast immer naturalistischen Ursprungs ist (Haifisch, Gürteltier, Alligator), wenn auch die ursprünglichen Motive oft bis zur Unkenntlichkeit stilisiert sind. Dasselbe gilt von den aufgemalten Mustern (Térraba und Chiriquí), die meist auf Reptilfiguren zurückgehen. Die massenhaft im Hochlande und namentlich an den Abhängen des Irazú vorkommenden, leicht zu bearbeitenden Andesitlaven haben zur Entstehung einer formenreichen Steinplastik geführt, deren Haupterzeugnisse neben großen Figuren Mahlsteine und Prunksessel sind, erstere drei- oder vierfüßig, mit kufenartigen Stützen der Reibfläche oder mit rundem Ringfuß; prachtvolle Beispiele der vierfüßigen Mahlsteine in Jaguargestalt und der kufenfüßigen mit Jaguaren als Tragfiguren sind besonders in Térraba und Chiriquí gefunden worden (Abb. 78), während die dreifüßigen Mahlsteine und die runden Steinsitze mit durchbrochenem Fuß und Jaguarköpfen am Rande mehr bei den Guëtar vorkamen. Am berühmtesten ist das ganze Gebiet durch seine Goldzierate geworden, die wie die Grünsteinschmucke Nicoyas ein vielbegehrter, weitverbreiteter Handelsartikel waren und daher auch in ganzen Depotfunden zum Vorschein gekommen sind (z. B. 1859 in Bugaba).

Meistens handelt es sich um große Brustschmucke in Adler-, Fledermaus-, Eidechsen- und Spinnenform, die nach unten in beilförmige Schneiden auslaufen. Jetzt werden sie überwiegend auf der pazifischen Seite gefunden, doch traf Columbus auf seiner vierten Reise an der atlantischen Küste bei Cariay (heute Puerto Limón) westlich der Chiriquílagune Eingeborene, die offenbar ganz gleichartige Brustschmucke in Adlerform aus Gold oder einer Goldkupfermischung (Guanin) trugen;



Abb. 78. Mahlsteine aus dem Quepo-Coto-Gebiet, Südostcostarica (Ausgrabungen). a oval, mit zwei kufenartigen Füßen, die durchbrochen sind und Jaguare als Tragfiguren zeigen; b rechteckig, in Jaguargestalt. (1/4 n. Gr.)
(Berliner Museum für Völkerkunde)

seine Nachfolger erblickten in dem goldminenreichen Flußgebiet des Tarire recht eigentlich das Dorado dieser Isthmusgebiete, nach dem das Land den Namen Costarica empfangen hat.

Was die spanischen Berichte von der Kultur der alten Bewohner überliefern, ist nicht viel. Man baute Mais und wohnte in Rundhütten, als deren Reste wohl kreisförmige Steinsetzungen anzusehen sind, die Hartman auf dem costarikanischen Hochland angetroffen hat. Pfahlbauten gab es an dem Überschwemmungen ausgesetzten

Rio Térraba; die Hängematte war bekannt. Ein kriegerischer Geist war bei den Coto lebendig; sie wohnten auf Bergrücken in palisadenumgebenen Dörfern, deren Eingänge drei hintereinander liegende Wälle schirmten, führten als Waffen zwanzig Spannen lange Lanzen aus Hartholz, Wurfbretter und Speere und schützten sich (wie die Guaimí) durch Schilde aus derber Tapirhaut. An der atlantischen Küste westlich der Chiriquílagune werden von Columbus als Trachtstücke Schurze und kurze ärmellose Hemden aus Baumwolle erwähnt; der Körper wurde bemalt (während sich die Coto tatauierten) und das Haar bei den Männern in Zöpfe geflochten, bei den Frauen abgeschnitten. Hoch stand die Weberei und Purpurfärberei der Coto und ihrer Nachkommen, der Boruca, bei denen die Männer webten. Baumwollene Gewänder trugen auch die Quepo; weiter südlich traten Schambinden aus Baumbast an ihre Stelle. Über die Bestattungsgebräuche der von Columbus besuchten Stämme erfahren wir, daß sie ihre toten Häuptlinge mumifizierten und in großen Rohrhütten beisetzten, wo über jedem Leichnam eine Holztafel mit eingeschnittenen Tier- und Menschenfiguren angebracht war.

In der Religion treten manche Elemente auf, die offenbar nördlichen Ursprungs sind. So fanden die Spanier in den Dörfern der Coto Tempelpyramiden in Gestalt kleiner Hügel, auf denen Köpfe und Leichen Geopferter lagen, und auch Hartman hat bei seinen Ausgrabungen am Nordfuß des Turrialba einen abgestumpft-kegelförmigen Hügel entdeckt, der wie die mexikanischen Pyramiden einen Steinmantel um einen Kern von loser Erde besaß und auf seiner Plattform zwei steinerne Götterbilder trug. Hockerfiguren nach Art mexikanischer Götterbilder und echt mexikanische Räucherlöffel kommen häufig im Guëtargebiet vor. Nach dem Bericht eines spanischen Paters vom Anfang des siebzehnten Jahrhunderts nahmen die Guaimi bei Gewitter Kasteiungen an den Geschlechtsteilen vor, ganz in derselben Art, wie die alten Mexikaner (S. 191) und verehrten neben dem Schöpfergott Noncomala, der seine Zwillingssöhne als Sonne und Mond an den Himmel versetzt und die erste unvollkommene Menschenschöpfung durch eine Sintflut vernichtet, einen Wind- und Berggott Nubu, der an der zweiten Menschenschöpfung teilnimmt — ein offenbares Seitenstück zu dem mexikanischen Quetzalcouatl. Die Zauberer, die bei den Guaimi sehr gefürchtet waren, vermochten, wie im alten Mexico, die Gestalten von allerhand gefährlichen Tieren (besonders Jaguaren) anzunehmen und Krankheit und Tod durch ihren Zauber zu verursachen. Der Weg zur Unterwelt führte über drei breite Ströme (in Mexico über neun), und nur die Seelen derjenigen Toten, die bei der Bestattung in gehöriger Weise bemalt waren, konnten hinübergelangen. — Ein echt südamerikanischer Zug tritt dagegen in einem Feste der Guaimi hervor, bei dem sich die Teilnehmer, wie die Arawaken beim Maquarritanz (S. 272) mit langen, dünnen Holzstäben auf die Waden zu schlagen suchten (Termer).

Von den alten Kulturvölkern der pazifischen Seite Mittelamerikas ist nichts übrig geblieben, selbst die Sprachen der Chorotegen und Guëtar sind heute erloschen. Die Stämme, die noch gegenwärtig die Urwald- und Sumpfgebiete der atlantischen Seite bewohnen, sind echte Naturvölker. Alle Talamanca (Abb. 79) gehören hierher; ferner die Guatuso mit den (auf wenige Individuen reduzierten) Rama, deren Vorfahren (die Corobicí) einst auf der Halbinsel Nicoya saßen, den Golf von Nicoya auf Balkenflößen befuhren und an der Kultur der dortigen Chorotegen teilhatten, in ihrer Keramik aber auch Beziehungen zur Kultur der Aruak Südamerikas erkennen lassen; endlich die Sumo, Úlua und Mísquito und die Lenca, Yicaque und Paya. Das ethnographische Bild, das die Talamanca, Sumo und Mísquito bieten, weicht beträchtlich ab von dem der Hondurasvölker, die sich kulturell enger an die modernen Maya Guatemalas anschließen. Die Guatuso nehmen in vielen Beziehungen wieder eine Sonderstellung ein. Einer der besten Kenner Mittelamerikas, Karl Sapper, hat zuerst diese Unterschiede, die gleichzeitig die — freilich nicht scharf zu ziehende (S. 166) — ethnographische Grenze zwischen Nord- und Südamerika bestimmen, hervorgehoben.



Abb. 79. Talamanca-Indianer vor ihrer Hütte
(Nach einer Photographie im Besitz des Leipziger Museums für Völkerkunde)

Unterscheidende Merkmale sind vor allem die folgenden: während von Honduras nach Norden der Ackerbau vorherrscht, sind die Stämme der südlichen Gruppe mehr *Jäger* und *Fischer*, die sich daneben besonders der Kultur der Banane und gewisser Palmenarten (vor allem Pejivalle, Guilelmia utilis) widmen; Mais wird im wesentlichen nur zur Gewinnung des *Bieres* (*Chicha*) angebaut, das man in großen Holztrögen (im Gegensatz zu den Tongefäßen bei den nördlichen Stämmen und Guatuso) bereitet. Den dreibeinigen *Mahlstein* (mit Handwalze) der nördlichen Stämme ersetzen bei ihnen große, glatte Steinplatten, auf denen mit Rollsteinen gerieben wird. Der einfache *Bogen* aus Palmholz hat bei den Honduras- und Nicaraguastämmen und bei den Guatuso rechteckigen, bei den Talamanca runden Querschnitt; die Pfeile haben im Süden weder Befiederung noch Feuersteinspitze (der Hartholzeinsatz dient als Spitze), während der Norden beides besitzt. *Tamales*, d. h. im Wasser gekochte Maiskuchen, ersetzen im Süden die auf einer Tonplatte gerösteten Tortillas des Nordens. Der Norden hat geflochtene, der Süden aus Federn zusammengebundene *Feuerfächer*. Die Kürbistrinkschalen oder *Jicaras* sind im Süden nur selten so hübsch wie im Norden mit Malerei und Politur verziert. Die aus Baumwolle, Agavefaser usw. gewebten *Kleidungsstücke* der Nordstämme machen im Süden der Rindenstoffkleidung Platz; die Bastschicht gewisser Bäume (Mastate, Castilloa elastica, Tuno) wird abgelöst, eingeweicht und mit gerippten Holzkeulen geschlagen, um sie von holzigen Bestandteilen zu befreien. Schambinde (Männer) und Hüfttuch (Frauen) beherrschen das ganze Gebiet. Sandalen sind dagegen im Süden selten. *Federschmuck* kommt in größerer Ausdehnung nur im Süden vor. Am schärfsten prägt sich der Gegensatz im *Hausbau* aus: das Haus des Nordens ist viereckig, mit Sattel- oder Walmdach versehen; im Süden herrscht der „Palenque“, die runde oder ovale Kegeldachhütte, jetzt meist mit kurzem First, ehedem in einer Spitze endend, die durch einen darübergestülpten Tontopf geschützt war. Das Dach ruht auf einem unregelmäßigen Achteck von Pfosten und reicht bis auf den Boden hinab. Die *Hängematten* treten zwar im Süden stärker hervor, doch dienen sie auch hier nur zum Ausruhen neben den Fellen, Rindenstoffdecken oder Rohrgestellen, auf denen man schläft.

Außer diesen Gegensätzen gibt es natürlich allerlei Gemeinsames, daneben auch Kulturformen, die jetzt vereinzelt dastehen, während sie ehedem, als die alten Verhältnisse noch nicht so gestört waren, vielleicht in größerem Zusammenhange erschienen.

Das *Tonkugelblasrohr* als Waffe bei der Jagd auf Vögel ist auch hier, wie im nördlichen Mittelamerika, allgemein. *Bemalung* mit Erd- und Pflanzenfarben kommt vielfach vor, *Tatauierung* jedoch nur bei den Sumo und Bribri, die sich mit scharfen Kieseln Linien in die Haut ritzten und mit kochendem Kopalharz ausfüllten, und *Kopfabplattung* nur bei den Sumo und Úlua. Die Bribrimänner durchbohrten ehedem auch *Septum* und *Unterlippe*, wenn sie ihren ersten Feind erlegt hatten; die Guaimi feilten die *Eckzähne* spitz zu oder schlugen sie aus. Bei den Talamanca und Guaimi hat man noch in neuerer Zeit den Gebrauch goldener Brustschmucke beobachtet, die sich in den Familien fortgeerbt hatten. Bei den Guatuso ist

das Haus nichts weiter als ein großer, einfacher oder doppelter Windschirm, ein schräges Dach ohne Seitenwände; Pfahlbau kommt bei den Misquito vor. Im Gegensatz zum Norden haben sich bei den Südstämmen die alten gesellschaftlichen Verhältnisse noch in voller Reinheit erhalten. Es herrscht ein streng exogames Zweiklassensystem mit Mutterfolge; jede Klasse oder Phratrie zerfällt in eine Reihe von Clanen, die nach Tieren, Pflanzen oder Örtlichkeiten benannt sind (Talamanca und Guaimí). Echten Totemismus traf Lehmann auch bei den Sumo und Mísquito an, deren Totemtiere (Haifisch, Schwertfisch, Seemöwe) von Maskierten bei den Totenfesten vorgeführt werden. Unter den Sitten und Gebräuchen im Süden sind die Mut- und Mannhaftigkeitsproben, die die Sumo den Ehekandidaten auferlegen, und die strenge Abschließung der menstruierenden Frau oder Wöchnerin hervorzuheben; sie gilt längere Zeit für unrein, wohnt für sich und kann erst durch die Zauberhandlung des Medizinmannes, die im Auflegen von Tierzähnen, Vogelschnäbeln usw. besteht, wieder rein gemacht werden. Couvade herrscht bei den Guatuso. Sie bestatten ihre Toten in der Hütte (in einer steinausgelegten, nur leicht mit Erde bedeckten Grube), ohne diese zu verlassen, während die Talamanca und Guaimí die Leichname bis zur Verwesung auf Plattformen im Walde niederlegen, um später die Knochen zu reinigen und in einem Familiengrab beizusetzen. Recht wenig wissen wir noch von den religiösen Anschauungen. Nach dem Glauben der Bribri schafft Sula, das weibliche Urprinzip, die Menschen aus Ton; manche von den Mythen, die Lehmann bei den Sumo und Mísquito aufgezeichnet hat, tragen unverkennbar mexikanisches Gepräge, wie auch ihr Glaube an einen roten Hund als Totenbegleiter uns bereits im nördlichen Kulturkreise begegnet ist (S. 201). Unter dem Apparat des Zauberarztes erscheint bei den Guatuso das Schwirrholz, dem wir auch in Südamerika in denselben Händen begegnen werden. Von einheimischen Musikinstrumenten sind lange, einseitig mit Leguanfell überzogene Handtrommeln bei den südlichen Stämmen und Muscheltrompeten bei den Bribri und Misquito zu erwähnen. Eine Jahreseinteilung nach Mondmonaten kennen die Talamanca (Sapper).

III. Die Völker Südamerikas

Seiner körperlichen Erscheinung nach ist der südamerikanische Indianer dem nordamerikanischen nahe verwandt. Schlanke, wohlproportionierte Formen und angenehme, nicht selten hübsche Züge bringen ihn, ebenso wie die Polynesier, dem europäischen Schönheitsideal näher als die Angehörigen anderer Rassen, und es verdient hervorgehoben zu werden, daß ein so berufener Kenner der Südamerikaner, wie Koch-Grünberg, die Frauen der Taulipáng in Zentralguayana wegen des Ebenmaßes ihrer Glieder, der wilden Schönheit ihrer Gesichtszüge, der weichen Bräune ihrer Haut, der üppigen und doch zarten Körperformen zu den schönsten Frauen der Erde rechnet (Abb. 96).

Die Hautfarbe ist etwas heller als bei den Nordamerikanern, ein ziemlich helles Gelbgrau (etwa wie Lehm oder lohgegerbtes Leder), besonders bei den ausschließlich in tiefem Waldschatten lebenden Stämmen. Auffallend ist die sehr helle, fast weiße Hautfarbe bei manchen Stämmen im Gebiet des oberen Orinoco, z. B. den karaibischen Yekuaná (Makiritáre) und den sprachlich isolierten Waika; sie wird schon von Humboldt erwähnt und ist neuerdings von Koch-Grünberg beobachtet worden. Die auf offenem Kamp- oder Steppenlande den Wirkungen der Sonne ausgesetzten Stämme (Patagonier, Bororó) haben im allgemeinen dunklere Haut (kupferbraun), doch finden sich auch solche Gegensätze, wie die dunkel- bis violettbraunen, auf den Flußsanddünen hausenden Karajá und die gelbbraunen, kampbewohnenden Kayapó dicht nebeneinander. Eine im tropischen Waldgebiete weitverbreitete Hautkrankheit gibt der Haut oft ein fleckiges Aussehen. Das Haar der Feuerländer und Patagonier, der Bororó und Karajá entspricht ganz dem der Nordamerikaner: es ist grob, straff, glänzend-schwarz. Sonst aber kommt neben dem straffen Haare viel häufiger als in Nordamerika feinsträhniges, leichtgewelltes Haar, oft sogar Kraus- und Lockenhaar vor (z. B. Bakairí, Tukano des Uaupésgebietes). Am Knochengerüst ist die oft starke Ausbildung der Augenbrauenwülste hervorzuheben. Das os Incae, ein Schaltknochen, der dadurch entsteht, daß die ursprüngliche Quernaht des Hinterhauptbeins erhalten bleibt, kommt verhältnismäßig häufig an altperuanischen Schädeln vor und hat daher seinen Namen. Auffallend ist das Auftreten sehr hoher Grade von Nannokephalie (Kleinköpfigkeit); bei Goajiroschädeln fand Virchow eine Schädelkapazität von 1040 ccm, bei einem weiblichen Karajáschädel Ehrenreich sogar nur 980 ccm, eine der geringsten, die überhaupt bekannt ist. Und dabei sind beide keineswegs degenerierte oder besonders tiefstehende Stämme.

Auch für die Südamerikaner ist die Mittelstellung zwischen mongolischen und kaukasischen Rasseneigentümlichkeiten sowie die große Verschiedenheit somatischer Typen, nicht nur bei Stämmen, die sprachlich nahe verwandt sind, sondern sogar oft innerhalb eines und desselben Stammes, kennzeichnend. Wiederum ist an die durch neuere Forschungen wahrscheinlich gemachte Rassenmischung auf amerikanischem Boden (S. 58) sowie an die Tatsache zu erinnern, daß sich gerade in Südamerika ein „paläamerikanischer" Typus, die Lagoa-Santa-Rasse, in Ostbrasilien (bei den Botokuden) und auf den Anden noch ziemlich rein erhalten hat. Wenn sich innerhalb eines und desselben Stammes ein feinerer und ein gröberer Typus finden, so mag der letztere wohl auf Vermischung mit einer solchen (physisch tieferstehenden) Urbevölkerung zurückgehen, wie Ehrenreich für die Purús-, Koch-Grünberg für die Uaupésvölker wahrscheinlich gemacht hat.

Während sich bei Stämmen, die seßhaft (in größeren Gemeinwesen) oder als Nomaden (in kompakteren Horden) unter sehr gleichförmigen Naturbedingungen

leben, wie die andinen Gebirgsvölker und die Jägerstämme in den Steppengebieten Patagoniens und des zentralbrasilischen Plateaus (Tehueltsche, Bororó). schärfer ein bestimmter Typus herausgebildet hat, herrscht bei den weitzerstreuten, oft abgeschlossen in kleinen Dorfgemeinschaften lebenden Bewohnern des tropischen Tieflandes die größte Typenmannigfaltigkeit. Die vierschrötigen Paumarí im Purúsgebiete sind z. B. nahe Sprachverwandte und Nachbarn der zierlich gebauten Ipuriná. In Zentralguayana wohnen unfern den dunkelfarbigen Purukotó, deren hohe, schlanke Gestalten mit auffallend langen Gliedmaßen und kurzem Oberkörper an nordamerikanische Indianer erinnern, die fast weißen Yekuaná mit ihren untersetzten, plumpen, muskulösen Körpern und groben Gesichtern, deren Häßlichkeit durch die starke Schrägstellung der schmalen Augenschlitze erhöht wird; die ebenmäßigen, schön gebauten Taulipáng des Roroimagebietes (s. o.) fallen daneben doppelt angenehm auf. Und dabei sprechen alle drei Stämme karaibische Idiome und sind auch kulturell nahe verwandt! Bei den Bakairí des Xingú-Quellgebietes kommen oft ausgesprochen semitische Typen neben anderen, mehr an Südeuropäer erinnernden, vor.

Wie in Nordamerika zeigt sich das Schwanken zwischen Extremen besonders in der Verteilung der Schädelformen und Körpergrößen. Einigermaßen konstant sind nur die Schädelmaße bei den Stämmen im Süden (Araukaner, Patagonier, Pampasindianer) und bei den Andenvölkern, deren entschiedene Kurzköpfigkeit noch durch die Sitte der Kopfverunstaltung erhöht wird (Index 87). Stark kurzköpfig sind auch die Kayapó und Bororó. Dagegen sind die Nachbarn der Kayapó, die Karajá, hochgradige Langköpfe, wie im Norden die Piaroa, die mit ihren schmalen, scharfgeschnittenen Gesichtern mit vorstehenden Jochbeinen einen sehr eigenartigen Typus darstellen. Viele Anzeichen sprechen dafür, daß in großen Teilen des westlichen und südlichen Südamerika eine ältere langköpfige Bevölkerung von primitivem Typus (mit fliehender Stirn) durch eine jüngere kurzköpfige verdrängt worden ist; man findet in älteren Kulturschichten der Küste Perus (s. u.) und Chiles (s. u.) und in alten Wohnplätzen des patagonischen Rio Negro, also da, wo später die Kurzköpfe vorherrschten, vorzugsweise lange Schädel. Ein Rest der langköpfigen Bevölkerung des Südens sind nach Joyce die Alikuluf des Feuerlandes und die Pehuentsche. — Die Größten aller Südamerikaner sind die dafür genugsam bekannten Patagonier (Tehueltsche), ferner auch die Bororó. Beide erreichen eine Körperlänge von 191—192 cm (gewöhnlich 175—180). Dagegen sind z. B. die Feuerländer mit 157—158 cm, die Botokuden und Kayapó, die Trumaí im Xingú-Quellgebiet, die Makú. 75% der Purússtämme, die Guayana-Karaiben kleinwüchsig zu nennen. (Nach Ehrenreich, Deniker u. a.)

Neuere Sprachforscher, wie der Amerikaner Chamberlain und der Franzose Rivet, haben die Gesamtzahl der selbständigen südamerikanischen Sprachfamilien auf dreiundachtzig bzw. fünfundsiebzig geschätzt. Eine Verminderung dieser Zahl wird sich künftig sicher noch herbeiführen lassen, da eine Menge Sprachen bisher nur auf Grund sehr dürftigen Materials (meist nur kurzer

Wörterlisten) bekannt sind. Andererseits waren manche, besonders im Andengebiet, erloschen, ehe sie aufgezeichnet werden konnten, und es ist fraglich, ob diese Sprachen wirklich immer zu einer der jetzt bekannten Sprachfamilien gehört haben. Endlich ist die Entwicklung von Verkehrssprachen zu berücksichtigen; vor allem hat das Tupí unter dem Einfluß der Missionen als sogenannte „Lingoa geral“ im Amazonasbecken und als Guaraní in Paraguay weite Verbreitung nicht nur neben, sondern auch an Stelle anderer Sprachen erlangt. Dennoch erleidet bei Berücksichtigung all dieser Momente das Bild, das die Verteilung der Sprachen in Südamerika darbietet, offenbar keine wesentlichen Veränderungen. Wie in Nordamerika, ist auch in Südamerika der Osten das Gebiet einiger weniger, weit verzweigter Sprachfamilien, während sich der Westen jenseits der Linie Orinoco—Rio Negro—Madeira—oberer Paraguay als Schauplatz einer stellenweise nahezu unbegreiflichen Sprachenzersplitterung, also wohl als Zufluchtsstätte älterer, von den Ostvölkern verdrängter und zertrümmerter Völkergruppen darstellt. Ausgangspunkte der großen Völkerbewegungen, die dies Bild geschaffen haben, waren die Hochländer. Das brasilianische Hochland, das nach der Küste zu in dem Steilabfall der Serra do Mar sein Ende findet und sich weit nach Westen erstreckt, das gebirgige Guayana zwischen Orinoco, Rio Negro und Amazonas, endlich auch die Steppenzone im Süden „dürften“, sagt Ehrenreich, „der Schauplatz der Völkerdifferenzierung sein“. Von hier verbreiteten sich die einzelnen Völker in die tropischen Tiefländer der Orinoco-, Amazonas- und Paraguay-Nebenflüsse und schoben sich in dem Gewirr von Riesenströmen, Flüssen und Bächen, dem Netz natürlicher Kanäle, die die verschiedenen Flußsysteme miteinander verbanden, immer mehr durcheinander. Da eigentliche Ursprungs- und Wandersagen den meisten Südamerikanern im Gegensatz zu ihren nördlichen Brüdern fehlen, läßt sich ein Anhalt, um Ausgangspunkt und Richtung der Wanderungen zu bestimmen, nur aus sprachlichen, kulturellen und geographischen Momenten gewinnen.

1. Von den großen Sprachfamilien des Ostens sitzen die Tupí-Guaraní mit ihrer Hauptmasse südlich vom Amazonenstrom und haben ihre dichteste Verbreitung auf dem Hochlande zwischen dem oberen Paraná und Paraguay, wo die Guaraní im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert die Bevölkerung des theokratisch-kommunistischen Reiches bildeten, das dem Organisationstalente der Jesuiten seine Entstehung verdankte. Einige unabhängige Guaranístämme haben sich noch heute in diesem Gebiete erhalten, wie die Kainguá; daß es,

wie bisher angenommen, auch die Urheimat der Tupí war, wird neuerdings von P. Schmidt bestritten, der aus ethnologischen Gründen (wegen mancher Zusammenhänge der Tupíkultur mit den Andenkulturen) geneigt ist, ihre ursprünglichen Sitze in das Quellgebiet des Amazonas zu verlegen. Wie dem auch sei, ihre Ausbreitung ist anscheinend in mehreren, zeitlich in weitem Abstande aufeinanderfolgenden Wellen vor sich gegangen, da einige Mitglieder der Familie in ihren Sprachen bereits starke Abweichungen von den übrigen Tupísprachen zeigen, am stärksten die Miranya auf dem rechten Ufer des mittleren Yapurá, deren Zugehörigkeit zur Tupífamilie Rivet erkannt hat. Ähnliche alte Abzweigungen sind die Mundrukú und Mauhé zwischen Tapajóz und Madeira, die Tschipaya und Kuruahé zwischen dem unteren Tapajóz und Xingú, die Yuruna am unteren und die Auetö́ am oberen Xingú. Vielleicht sind die starken Abweichungen in den Sprachen dieser Völker aber auch dadurch zu erklären, daß es sich hier um ursprünglich fremde, lediglich „tupisierte" Völker handelt, so daß die Ausbreitung der Tupí im Amazonasbecken erst in verhältnismäßig moderner Zeit erfolgt zu sein brauchte. Sicher erst in jüngerer Zeit haben sich die Osttupí (Tupinamba usw.) an der Küste bis zur Amazonasmündung und darüber hinaus bis ins innere Guayana (Oyampi, Emerillon) verbreitet und die Zentraltupí in die Gegenden westlich der großen Araguaya-Insel Bananal (Tapirapé), ins Xingú-Quellgebiet (Kamayurá) und an den oberen Tapajóz (Apiaká). Und sogar schon im Lichte der Geschichte vollzog sich die Westwanderung der Tschiriguano, die zu Beginn des sechzehnten Jahrhunderts vom oberen Paraguay bis zum Fuß der Anden gelangten, während ungefähr gleichzeitig mit ihnen die Guarayú (Pauserna) bis zum mittleren Guaporé vordrangen. Auch die Westwanderung der Omagua und Kokama bis zu ihren heutigen Sitzen (längs des oberen Amazonas von der Iça- bis zur Huallagamündung) hat noch in postcolumbischer Zeit angedauert, so daß die Sprachen dieser abseits sitzenden Tupístämme sich im Gegensatz zur Sprache der Miranya, Mauhé usw. wenig von den östlichen Tupí-Idiomen unterscheiden. — Wiederum nur „tupisiert" sind (nach Rivet) die Katukinarú am oberen Embira, die wohl mit den sprachlich isolierten Katukina zwischen Juruá und Purús zusammenhängen. Als kräftige, aktive Völker haben die Tupí vielfach anderen ihre Sprache aufgezwungen, so daß ihr Ausbreitungsgebiet im Amazonasbecken durch Hinzunahme dieser ursprünglich fremden Völker sicher größer erscheint, als es eigentlich war. Ausdehnungsdrang und Wanderlust kennzeichnen auch die beiden großen Völkerfamilien, die von Norden kamen: die Aruak und Karaiben. Ihre Heimat lag wohl in Guayana, während man früher, nach der epochemachenden Entdeckung völlig unberührter Aruak- und Karaibenstämme im Xingú-Quellgebiet durch die Vettern Karl und Wilhelm von den Steinen (1884 und 1886), geneigt war, wenigstens den Karaiben einen südlichen Ausbreitungsherd zuzuerkennen. Aruak und Karaiben sind in den Guayanas in einer Weise verteilt, daß man den Eindruck bekommt, als seien die ursprünglichen Bewohner, die Aruak, durch die wie ein Keil sich einschiebenden Karaiben auseinandergesprengt worden, und in der Tat hat sich ergeben, daß z. B. im Quellgebiete des Orinoco da, wo jetzt überall Karaiben sitzen, noch in postcolumbischer Zeit ein großer Aruakstamm (Ginyau) weite Verbreitung hatte.

Einer Insel gleich liegt heute das Gebiet einiger Aruakstämme (Wapischana, Atorai, Taruma) zwischen Rio Branco und Corentyn mitten in einer kompakten Masse von Karaiben; hier seien nur einige der bekanntesten Stämme der letzteren erwähnt, wie die Taulipáng (Abb. 96) und Makuschí am Roroimamassiv, die Arekuná am oberen Caroni, die Yekuaná (Makiritáre) vom oberen Caurá bis zum oberen Orinoco, die Tamanaken am mittleren Orinoco, die Akkawaí am Cuyuni, die Trio am Corentyn, die Ojana (Rukuyenne) in den Tumuc-Humac-Bergen, die Yauapery (Krischaná) an dem gleichnamigen Flusse und die Galibí im Hinterlande der Küste. Überall am Rande des Karaibengebietes sitzen Aruak: am Casiquiare und mittleren Rio Negro (Guainia) die Baniwa und am unteren die (jetzt ausgestorbenen) Manao; an der ganzen Guayanaküste von Marajó bis Trinidad die Arawak und auf den Antillen und Bahamas die Taino. Die Nordküste haben sie allerdings wieder Karaibenstämmen überlassen müssen (Tschaima und Kumanagoto um Caracas), die sich von hier aus in Columbien zwischen Chibcha, Arhuaco und Cueva schoben (S. 325) und zur Zeit der Entdeckung über die kleinen Antillen ergossen (S. 277), überall auch hier die ältere Aruakbevölkerung verdrängend. Von diesem Brennpunkt in den Guayanas sind Aruak und Karaiben nach allen Seiten ausgestrahlt, die Aruak bereits in sehr alter, die Karaiben in jüngerer Zeit und beide in mehreren Wellen wie die Tupí.



Abb. 80. Goajirofrau mit rotbemaltem Gesicht
(Nach einer Aufnahme von Alfredo Jahn-Caracas.)

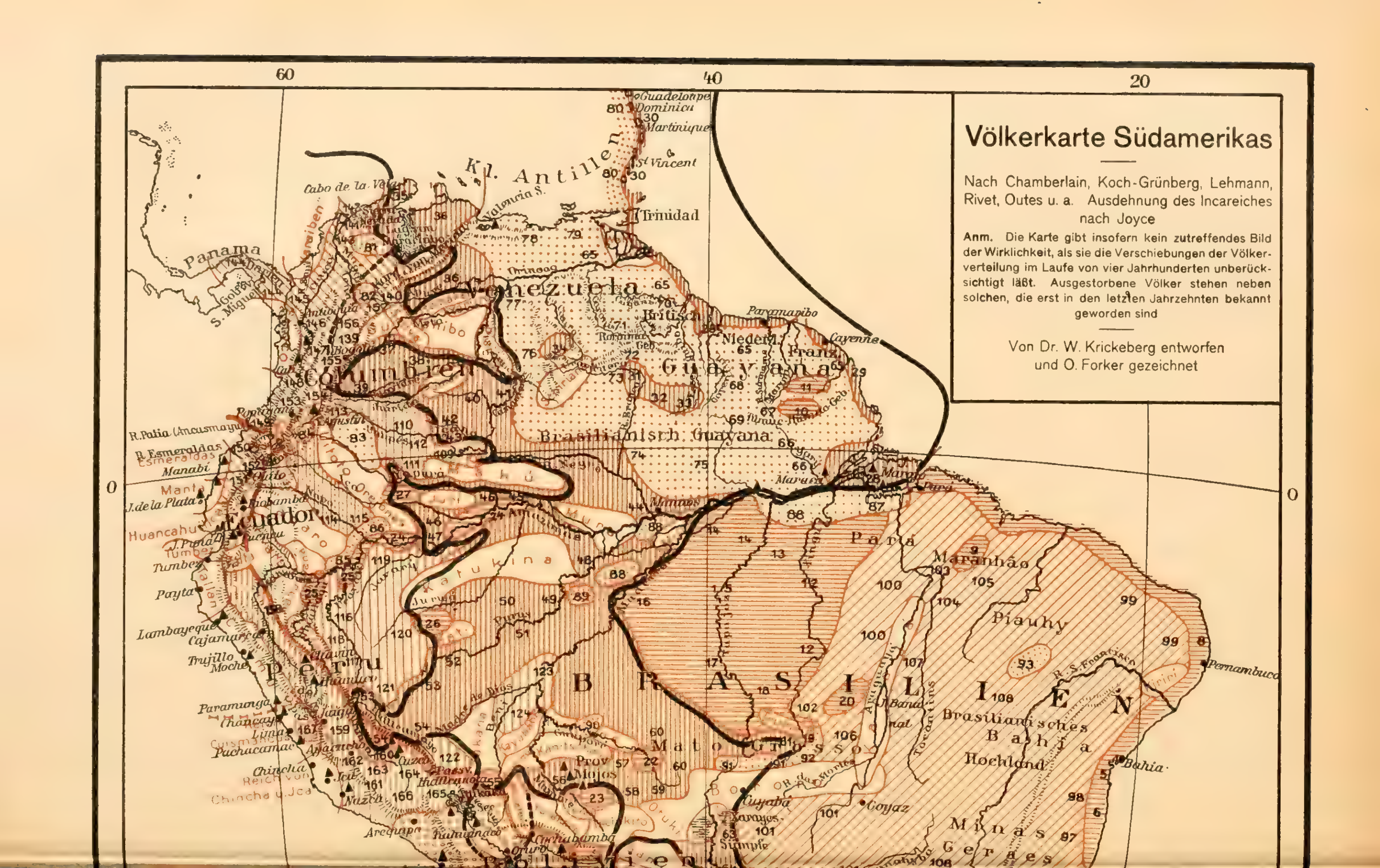
Verfolgen wir zunächst die Aruak. Die Goajiro auf der gleichnamigen columbischen Halbinsel (Abb. 80) sind sprachlich den Arawaken Guayanas nahe verwandt und wohl nur ein Rest der auch die Nordküste einst besetzt haltenden, von den Karaiben überlagerten Aruakbevölkerung, zu der auch die Caquetio im Hinterlande von Coro gehörten (S. 325). Der Guaviare, an dessen Unterlaufe die aruakischen Piapoko sitzen, war neben dem Meta der Hauptweg, auf dem Aruak bis an den Fuß der Anden gelangten (Atschagua, Mitua); andere Wanderstraßen waren

der Içana, an dem noch heute lauter Aruakstämme sitzen (Siusí, Kaua), und der untere Yapurá, den auf der Südseite bis zum Iça zahlreiche Aruakstämme begleiten (Kaiueschana, Passé usw.), während die alte Aruakbevölkerung des Uaupés bis auf die Tariana dem Ansturm der von Westen vordringenden Tukano (s. u.) erlegen ist. Am oberen Marañon sprechen die Tikuna einen verdorbenen Aruakdialekt; südlich davon sind die Becken des Juruá und Purús von zahlreichen Aruakstämmen besetzt (Paumarí, Yamamadí, Ipuriná Maneteniri, Kanamari am Purús. Araua und Kulino am Juruá). Von hier sind Aruak bis zum oberen Ucayali (Kampa, Piro), Beni (Apolista), Mamoré (Moscho) und Guaporé (Baure, Paikoneka) vorgedrungen, vielleicht sogar noch weiter, bis ins Andenhochland (s. u.). Die Juruá- und Purússtämme, die Kampa und Piro bilden eine eng zusammenhängende Untergruppe. Eine andere Gruppe von Aruak, die sprachlich den Goajiro und den Stämmen am Orinoco, Rio Negro und Yapurá nähersteht, gelangte auf die Hochflächen östlich und westlich vom Guaporé (Paressí und Saraveka), ins Xingú-Quellgebiet (Mehinakú und Kustenaú) und an den oberen Paraguay (Guaná und Tereno), während ein letzter, im nördlichen Chaco unter den Tschiriguano lebender Aruakstamm, die Tschané, von diesen völlig „guaranisiert“ worden ist. — Weit beschränktere Verbreitung zeigen die Karaiben. Den Trio nahestehende Stämme dieser Familie sind (anscheinend längs des Rio Branco) bis zum oberen Yapurá vorgedrungen, wo sie das ganze gewaltige Gebiet zwischen diesem Strom und dem oberen Uaupés besetzt halten und Umaúa, auch Karihóna „Menschen“ heißen, während eine ihrer Horden, die Koch-Grünberg entdeckt und studiert hat, den echt karaibischen Namen Hianákoto führt (Abb. 97). Auch die Peba (mit den Yahua) auf dem linken Ufer des oberen Marañon und am unteren Napo sprechen, wie Rivet nachgewiesen hat, ein freilich sehr verdorbenes Karaibisch. Südlich vom Amazonas sind bisher Karaiben nur am unteren Tapajóz und Madeira (Arara) und, anscheinend ganz isoliert, im ostbrasilianischen Staat Piauhy (Pimenteira), im Quellgebiet des Xingú (Bakairí und Nahuquá) und am Guaporé (Palmella) entdeckt worden, und es ist noch eine offene Frage, ob diese Stämme einen selbständigen Zweig darstellen oder ihre Südwanderung im Gefolge von Aruak antraten.

2. Im östlichen Teil des tropischen Waldgebiets, den die drei großen Gruppen heute fast ganz beherrschen, hat man nur wenige anderssprachige Völker vorgefunden. Abgesehen von den eine Sprachgruppe (die Karajá) bildenden Karajá, Schambioa und Schavajé am Araguaya, die in geschichtlicher Zeit auf einer Südwanderung begriffen waren und vielleicht aus dem Nordwesten stammen, trifft man hier und da versprengt unter den Tupí, Aruak und Karaiben tiefstehende Horden an, offenbar die letzten Reste der Urbevölkerung des tropischen Waldgebietes vor der Ausbreitung jener großen, aktiven Völker. Zu ihnen gehören die Makú, die auf dem rechten Ufer des Rio Negro vom Inírida, wo einer ihrer Stämme Puinave heißt (Rivet), bis zum Yapurá streifen, die Schirianá (mit den Waika) am oberen Uraricuera und im Quellgebiete des Orinoco, die Mura, einst gefürchtete Flußpiraten in den sumpfigen Niederungen des unteren Madeira und Purús, die Sirionó in den Urwäldern Nordostboliviens und die Guayaki, die erst in den neunziger Jahren in vollster Un-

berührtheit im südöstlichen Paraguay angetroffen wurden. Die beiden zuletzt genannten Stämme haben Tupísprachen angenommen. Auch die Warraú (Guarauno) des Orinocodeltas und die Trumaí des Xingú-Quellgebiets können wir vielleicht dieser ursprünglichen Bevölkerungschicht mit isolierten Sprachen zurechnen. Hiervon ist die große Menge von Völkern mit selbständigen Sprachen zu unterscheiden, die die Abdachung der Anden westlich der oben (Seite 220) erwähnten Grenzlinie begleitet. Über sie haben erst in jüngster Zeit die Forschungen Koch-Grünbergs, Nordenskiölds und Rivets Klarheit geschaffen. Im äußersten Norden sitzen an den Orinocozuflüssen die Otomaken und Yaruro, Sáliva und Guahibo; die letztgenannten sind der weitaus wichtigste Stamm, der vom Arauca bis zum Vichada, vom Orinoco bis zu den Anden reicht und auf dem rechten Orinoco-Ufer die nach Rivet den Sáliva verwandten Piaroa zu Nachbarn hat. Weiter südlich folgt die große Familie der Tukanostämme, die man früher nach einem fälschlich zu ihr gerechneten Stamm Betoya nannte. Ihre Ostgruppe am Uaupés und Apaporís (Tukano, Desana, Kobéua und Yahuna) wird durch Aruak und Karaiben von der westlichen getrennt. die am unteren Napo, oberen Yapurá und im ganzen Içabecken wohnt (Ahuischiri und Pioye, Koreguaje und Tama). Der Raum zwischen dem Yapurá und Iça gehört zum Teil einer Gruppe niedriger, kannibalischer Horden mit besonderer Sprache, die von ihren Karaibennachbarn den Namen Uitoto (Feinde) bekommen haben, zum Teil den Jurí, die Rivet ebenso wie die Tikuna (s. o.) und die Jivaro zu den Aruak in verwandtschaftliche Beziehungen bringt. In dem großen Dreieck zwischen Napo, Marañon und Anden sitzen die Angehörigen dreier isolierter Sprachfamilien: der Zaparo und Jivaro, zwischen denen der Pastaza die Grenze bildet, und der Kahuapana, die auch über den Marañon nach Süden reichen. Hier werden sie durch den Huallaga von der großen Familie der Panostämme geschieden, deren Hauptmasse den Ucayali (Konibo, Kaschibo, Schipibo; Abb. 81), den Javarý (Mayoruna) und das Quellgebiet des Juruá (Amahuaka, Kaschinaua) besetzt hält. Die Aruakstämme des Purús und oberen Ucayali schieben sich zwischen diese nördliche Gruppe und eine südliche, zu der die Pakaguara mit zahlreichen Unterstämmen (Tschakobo, Karipuna) am Beni, Mamoré und Madeira gehören. Eine dritte Gruppe Pano sitzt im Quellgebiet des Madre de Dios, wo sie sich mit den Angehörigen einer anderen Sprachfamilie, den Takaná, vermischen, deren Hauptmasse am oberen Beni und an seinem linken Nebenfluß Tuichi am Fuß der Anden wohnt. Außer ihnen und den obenerwähnten Aruakvölkern beherbergt das obere Madeiragebiet noch eine Unmenge sprachlich vereinzelter Völkchen, deren Zusammenfassung zu wenigen größeren Gruppen erst neuerdings den eindringenden Sprachstudien Rivets gelungen ist. Ihre Verteilung ist heute nicht mehr die ursprüngliche, da das ganze Gebiet im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert unter dem Einflusse der Franziskaner- und Jesuitenmissionare stand, die es sich angelegen sein ließen, ganze Gruppen von Stämmen um einige wenige größere Orte zusammenzusiedeln; später haben sich dann wieder viele dem Einfluß der Missionen entzogen. Hier mögen nur die Movima am Mamoré, die Tschapakura (mit den Itene) am Guaporé, die Kanitschana, einst die kriegerischste und gefürchtetste Nation der alten Provinz Mojos, er-




Völkerkarte Südamerikas
Nach Chamberlain, Koch-Grünberg, Lehmann, Rivet, Outes u. a. Ausdehnung des Incareiches nach Joyce
Anm. Die Karte gibt insofern kein zutreffendes Bild der Wirklichkeit, als sie die Verschiebungen der Völkerverteilung im Laufe von vier Jahrhunderten unberücksichtigt läßt. Ausgestorbene Völker stehen neben solchen, die erst in den letzten Jahrzehnten bekannt geworden sind
Von Dr. W. Krickeberg entworfen und O. Forker gezeichnet
Kl. Antillen
Guadeloupe
Dominica
Martinique
St Vincent
Trinidad
Cabo de la Vela
Panama
Venezuela
Columbien
Ecuador
Peru
Britisch
Niederl.
Franz.
Guayana
Brasilianisch Guayana
Paramaribo
Cayenne
Manaos
Pará
Maranhão
Piauhy
Bahia
Pernambuco
Goyaz
Cuyaba
Brasilianisches Bahia Hochland
Minas Geraes
Mato Grosso
BRASILIEN
Quito
Manabi
Manta
Esmeraldas
Payta
Tumbez
Lambayeque
Cajamarca
Trujillo
Moche
Paramunga
Chancay
Lima
Pachacamac
Ayacucho
Cuzco
Nazca
Arequipa
Chincha
Reich von Chincha u. Jca
Mojos
Cochabamba
Bolivien
Katukina
Orinoco
60
40
20
0

Erklärung der Völkerkarte „Südamerika"

Tupí
1 Guaraní
2 Kainguá
3 Aré
4 Tapé
5 Tupinikin
6 Tupinambá
7 Tamoyo
8 Kayeté
9 Guajajara
10 Oyampi
11 Emerillon
12 Yuruna
13 Tschipaya und Kuruahé
14 Mauhé
15 Mundrukú
16 Parentintin
17 Apiaká
18 Tapanyuna
19 Kamayurá und Auetó
20 Tapirapé
21 Tschiriguano
22 Pauserna
23 Guarayú
24 Omagua
25 Kokama
26 Katukinarú
27 Miranya

Aruak
28 Aruan
29 Arawak
30 Allouages und Inyeri
31 Wapischana
32 Atorai
33 Tarumá
34 Ginyau
35 Goajiro
36 Caquetio
37 Atschagua
38 Piapoko
39 Mitua
40 Baniwa
41 Baré
42 Siusí und Kaua
43 Tariana
44 Manao
45 Kaiueschana
46 Passé
47 Tikuna
48 Purupurú
49 Paumarí
50 Yamamadí
51 Ipuriná
52 Manetenirí und Kanamari
53 Piro
54 Kampa
55 Apolista
56 Moscho
57 Baure
58 Paikoneka
59 Saraveka
60 Paressí
61 Kustenau und Mehinaku
62 Tschané
63 Guana
64 Tereno

Karaiben
65 Galibí
66 Apalai
67 Ojana (Rukuyenne)
68 Trio
69 Pianokoto
70 Akkawai
71 Arekuná
72 Makuschí und Taulipáng
73 Purukotó
74 Yauaperý (Krischaná)
75 Woyawai
76 Yekuaná (Makiritare)
77 Tamanaken
78 Kumanagoto
79 Tschaima
80 Kalina (Inselkaraiben)
81 Motilón
82 Opone und Carare
83 Umaúa (Karihona)
84 Guaque
85 Yameo
86 Yahua und Peba
87 Apiaká
88 Arara
89 Yuma
90 Palmella
91 Bakairí
92 Nahuqua
93 Pimenteira

Gês
94 Guayaná (Ingain)
95 Kaingang (Kamé)
96 Bugre
97 Botokuden
98 Kamakan
99 Tarairyu (Otschukayana)
100 Nordl. Kayapo
101 Südl. Kayapó
102 Suya
103 Apinagés
104 Purekramekran
105 Canella
106 Chavante
107 Cherente
108 Schikriabá

Tukano
109 Tukano
110 Kobeua
111 Yahuna
112 Desana
113 Koreguaje und Tama
114 Ahuischiri
115 Pioye

Pano
116 Schipibo
117 Konibo
118 Kaschibo
119 Mayoruna
120 Kaschinaua
121 Amahuaka
122 Atsahuaka und Yamiaka
123 Karipuna } Pakaguara
124 Tschakobo }

Guaikurú
125 Mbayá
126 Kadiuéo
127 Payagua
128 Toba
129 Pilagá
130 Mokoví
131 Abipón

Tscharrúa
132 Bohanes
133 Minuanes
134 Yaro
135 Tschaná

Pueltsche
136 Taluhet
137 Divihet
138 Tschetschehet

Tehueltsche

Chibcha
139 Chibcha (Muisca)
140 Betoi
141 Arhuaco
142 Tairona
143 Chimila
144 Cueva-Cuna
145 Dabeibe
146 Nori
147 Quimbaya
148 Lile
149 Cuaiquer }
150 Cayápa } Barbacoa
151 Colorado }
152 Cara
153 Moguex und Totoró (Coconuco)
154 Paez und Pijao (Paniquita)
155 Panche }
156 Muzo } Zugehörigkeit fraglich
157 Lache }

Khechua
158 Chachapoyas
159 Huanca
160 Khechua
161 Lupaca u. Pacasa }
162 Chanca }
163 Aimará } Khechuisierte Aimara-Stämme
164 Cana und Canchi }
165 Kolla }
166 Collagua }

Aimará
167 Cauqui (Huarochiri)

Diaguita
168 Omaguaca
169 Calchaqui
170 Sanavirones
171 Comechingones

Araukaner
172 Pikuntsche
173 Pehuentsche
174 Huillitsche
175 Manzaneros
176 Ranqueles

Grenze der heutigen Verbreitung der Aruak

Mutmaßliche ältere Verbreitung der Aruak

Vorincaische Verbreitung der Aimará

Grenze des Incareiches zur Zeit Huaina Khapaχs

▲ Fundstätten und Ruinenplätze

Verlag von Strecker und Schröder in Stuttgart



wähnt werden. An den Abhängen der Anden westlich von Sta. Cruz de la Sierra sitzen die Yurakáre und auf den weiten Llanos, die sich östlich dieser Stadt bis zum oberen Paraguay dehnen, die Tschikito; versprengt zwischen ihnen leben zahlreiche Stämmchen der Otukigruppe, eines Zweiges der Bororó (Abb. 82), die zu Beginn des achtzehnten Jahrhunderts ein gewaltiges Gebiet im zentralen Mato Grasso zwischen den Quellen des Xingú, Araguaya und Paraguay inne hatten und ihre räuberischen Streifzüge bis Cuyabá und Goyaz ausdehnten; heute wohnen sie, auf wenige hundert Köpfe zusammengeschmolzen, in zwei Gruppen am São Lourenço und Jaurú, zwei Zuflüssen des oberen Paraguay. Von ihren Stammverwandten in Bolivien werden sie durch die sprachlich isolierten Guató im Sumpf- und Seengebiet (Xarayes) des oberen Paraguay getrennt. Sprachenzersplitterung bleibt auch noch südlich von den Tschikito, im Gran Chaco, das Kennzeichen dieser westlichen Gebiete. Wir finden hier außer Aruak- und Tupístämmen die Angehörigen von fünf Sprachfamilien vertreten, unter denen nur eine, die der Guaikurú, einen größeren Raum einnimmt. Guaikurú oder Mbayá hieß ein großer Stamm dieser Familie, der ursprünglich im nördlichen Chaco saß, dann aber das linke Paraguay-Ufer zwischen dem 18. und 24. Grad s. Br. besiedelte, wo heute nur noch eine seiner zahlreichen Horden (die Kadiuéo, Abb. 115) einen Rest ihrer alten Selbständigkeit und Kultur bewahrt hat. Eine südliche Gruppe derselben Familie bildeten die einst überaus zahlreichen, unter dem Einfluß der Weißen in Reitervölker umgewandelten Mokoví und Abipón, die ihre Raubzüge südlich vom Bermejo bis Santa Fé und Córdoba ausdehnten, während die Payaguá (gleichfalls Guaikurú) einst als Flußpiraten den ganzen Paraguay unsicher machten. Auf dem rechten Paraguay-Ufer wohnt heute nur noch ein Guaikurústamm, die Toba (mit den ihnen nahe verwandten Pilagá), die zu beiden Seiten des Pilcomayo weithin nach Norden und Süden streifen und dem Eindringen der Europäer in ihr Gebiet lange erfolgreichen Widerstand entgegengesetzt haben. Vom Fort Olimpo am Paraguay (21. Grad s. Br.) erstreckt sich die Familie der Samuko (mit den Tschamakoko, Tsirakua) nach Nordwesten bis in die Nachbarschaft der Tschiriguano; ihre Nachbarn im Süden sind die Stämme der Enimagá — oder



Abb. 81. Schipibomann
(Nach einer Photographie von Kroehle)

Maskoigruppe (Lengua, Sanapaná usw.), die von Concepción ebenfalls nach Nordwesten schweifen. Im westlichen Chaco, zwischen dem oberen Bermejo und Pilcomayo, hausen Matakostämme (Tschoroti und Aschluslay), zwischen dem oberen Bermejo und Salado die Lule.

3. Im Osten und Süden des Erdteils außerhalb des tropischen Waldgebietes zeigt die Sprachenkarte dagegen ein weit einförmigeres Bild. Einige wenige große Sprachfamilien sind hier angetroffen worden, deren zusammenhängende Verbreitung darauf hindeutet, daß hier eine (anthropologisch und ethnologisch sehr altertümliche) Gruppe südamerikanischer Völker ihre Wohnsitze seit Urzeiten im wesentlichen ohne große Verschiebungen beibehalten hat. Wie weit Zusammenhänge dieser Völkergruppe mit den Resten der Urbevölkerung im



Abb. 82. Bororómänner
(Nach Ehrenreich)

tropischen Waldgebiet (s. o.) bestehen, wird die zukünftige Forschung lehren. Das ostbrasilianische Plateau und seine Abdachung zum Meere einerseits, zum tropischen Waldgebiet andererseits bewohnen Gêsvölker, die bei den Osttupí (s. o.) Tapuya („Feinde") hießen. Am bekanntesten sind unter ihnen die Botokuden (Aimoré) geworden (Abb. 109); sie bewohnten die Urwälder des ostbrasilianischen Küstengebirges zwischen dem 16. und 22. Grad s. Br. und sind noch jetzt dort innerhalb eines kleinen Bezirkes anzutreffen. Die noch heute ganz wilden und durch ihre Überfälle auf die Kolonisten berüchtigten Bugre oder Schokleng im Staate Santa Catharina, die Kamé oder Kaingáng an den östlichen Zuflüssen des Paraná und viele andere kleine Stämme bilden mit den Botokuden die Gruppe der urwaldbewohnenden Ostgês. Ihnen stehen die kampbewohnenden Zentralgês gegenüber; sie sind in die beiden großen Gruppen der Kayapó und Akuä́ (Chavantes, Cherentes) zerspalten, die das Stromgebiet des Araguaya-Tocantins in bunter Verteilung besetzt halten. Die südlichsten Kayapó sind am Rio das Mortes und Paranahyba, die nördlichsten in

Maranhão und Pará (Canella usw.), die westlichsten (Suyá) am oberen Xingú unterhalb der Vereinigung seiner Quellflüsse angetroffen worden. Eine Reihe von Kayapóstämmen des Nordens hat Hordennamen, die auf -gês, -bus oder -kran enden (Apinagês, Purekramekran usw.). Auch zwischen dem Tocantins und dem Rio S. Francisco, im Hinterlande des Staates Bahia, gibt es eine Anzahl wenig bekannter und zum Teil schon erloschener Gêsstämme. Die alten Tarairyu oder Otschukayana im Hinterlande von Pernambuco und Maranhão, die die Bundesgenossen der Holländer in ihren Kämpfen gegen die Portugiesen waren, sind nach Ehrenreichs Untersuchungen ebenfalls Gêsstämme gewesen. Mitten unter ihren sitzen nördlich vom Rio S. Francisco, im Gebiet von Pernambuco und Piauhy, die Kirirí und südlich von den Botokuden in den Staaten Rio de Janeiro und Minas Geraes die Goyatakás (mit den Purí und Koropó), beide sprachlich isolierte Völker. Die alte Bevölkerung Uruguays bildeten die in zahlreiche Unterstämme (Bohanes, Minuanes, Yaro) zerfallenden Tscharrúa, die zur Zeit ihrer größten Ausdehnung vom Paraná bis zum Meer, von der La-Plata-Mündung bis zur Lagoa dos Patos reichten und 1830—32 in einem blutigen, ohne Schonung geführten Kriege von den Weißen gänzlich ausgerottet wurden. Von ihrer Sprache ist, wie von der der Kerandí, die in den Pampas auf der Südseite der La-Plata-Mündung zelteten, so gut wie nichts bekannt, so daß die Frage, ob sie eine selbständige Gruppe bildeten oder nicht, offen bleiben muß. Die eigentlichen Pampasindianer waren die Pueltsche („Ostleute" im Araukanischen), die, in drei Stämme (Taluhet, Divihet, Tschetschehet) zerspalten, ehemals ganz Zentral- und Ostargentinien vom 34. Grad s. Br. bis zum patagonischen Rio Negro bewohnten, seit 1880 aber auf die Gegend zwischen dem Rio Negro und Colorado beschränkt sind, wo heute nur noch etwa fünfzig Individuen des einst mächtigen Stammes leben (Abb. 122). Ihre schrittweise Zurückdrängung hat araukanischen Stämmen, deren Hauptmasse westlich der Anden sitzt (s. u. Seite 329) Gelegenheit gegeben, sich vom Fuß der Anden immer weiter nach Osten vorzuschieben. Vom Rio Negro Patagoniens bis zur Magalhãesstraße streiften die Tehueltsche („Südleute"), die sich selbst Tsoneka („Menschen") nennen und jetzt auf zweitausend Köpfe zusammengeschmolzen sind. — Die Südspitze des Erdteils beherbergt auf engstem Raume noch drei sprachverschiedene Stämme, die man früher nach einem von dem französischen Seefahrer Bougainville mißverstandenen Zuruf gewöhnlich „Pescheräh" nannte: die Ona in den nördlichen und östlichen Teilen der großen Feuerlandinsel, die Yahgan zu beiden Seiten des Beaglekanals im äußersten Süden des Feuerlandarchipels (Abb. 127) und die Alikuluf auf den Fjordküsten und Inseln der Westseite. Hier berühren sie sich mit den Tschono, die an der Küste bis zum Golfo de Penas (ehemals bis zur Insel Chiloe) wohnen. Über die sprachliche Zugehörigkeit dieser letzteren, die manche Forscher den Araukanern zurechnen, und der Ona, die Lehmann-Nitsche und Outes für einen Stamm der Tehueltsche halten, wird erst die spätere Forschung eine endgültige Entscheidung fällen können.

Wie viel die Andenländer zu dem Völkergemisch der östlichen Niederungen beigesteuert haben, wissen wir nicht: sie haben ihre eigene Bevölkerung, die erst in einem späteren Kapitel betrachtet

Erklärung der Abb. 83

1 Uaupésstämme, 2 Yamamadi (Rio Purús), 3 Xingúquellgebiet, 4 Makuna (Rio Apaporis), 5 Akkawai (Rio Massaruni), 6 Tschoroti, 7 Tehueltsche

(3 nach einem Modell im Berliner Museum für Völkerkunde; die übrigen nach Koch-Grünberg, Ehrenreich, Appun, v. Rosen und Vincent)

---

werden soll. Khechua und Aimará selbst, die Hauptvölker Perus, sind an verschiedenen Stellen in das östliche Tiefland vorgedrungen, und zu den Chibcha Columbiens gehören, wie Rivet gezeigt hat, sprachlich die Betoi, die in den Llanos des Casanare wohnen. Von keiner der oben aufgezählten Sprachfamilien aber läßt sich, wenn man von den argentinischen Araukanern absieht, bis jetzt einwandfrei nachweisen, daß sie von den Andenhochländern ausgegangen ist, denn bei allen liegt der Schwerpunkt der Verbreitung östlich der Anden. Manche der kleinen westlichen Sprachgruppen sind aber sicher von den Anden herabgestiegen (nach Rivet saßen Tukano- und Jivarostämme einst im Zwischenandental Ecuadors); andere, wie die Chacovölker, sind wohl aus dem Süden gekommen. Von besonderem Interesse ist, daß die einst weitverbreiteten Uru Boliviens in ihrem Wortschatz zahlreiche Anklänge an die Aruaksprachen aufweisen. Die Urheimat der Aruak hat aber zweifellos nicht hier, sondern im Norden oder Nordwesten Südamerikas, nämlich da, wo noch mittelamerikanische Kultureinflüsse wirksam waren (s. u.), gelegen; in der Tat erblickt Uricoechea aus anthropologischen Gründen in den Caquetio, einem alten Aruak-Stamm, die Urbevölkerung des Chibchahochlandes.

Wie in Nordamerika sind die Sprachgruppen nicht ohne weiteres mit Kulturgruppen gleichzusetzen. Die kulturelle Verschiedenheit etwa zweier Tupístämme am oberen Marañon und in Paraguay, oder zweier Aruakstämme in Guayana und im Chaco ist beträchtlich. Dagegen hat die Vermischung zahlreicher ursprünglich heterogener Stämme im tropischen Waldgebiet einen weitgehenden kulturellen Ausgleich zur Folge gehabt, durch den die Kultur in dem gewaltigen Viereck zwischen den Anden, der Küste Guayanas und dem Xingú ein sehr einheitliches Gepräge erhielt. Sie wird vor allem durch Mandioka- und Maisanbau, Seßhaftigkeit, höhere Hausformen und entwickelte Techniken (besonders Flechtkunst und Töpferei) gekennzeichnet, und nur die kleinen Horden, die wohl als Reste einer primitiven Urbevölkerung anzusehen sind (s. o.) und oft

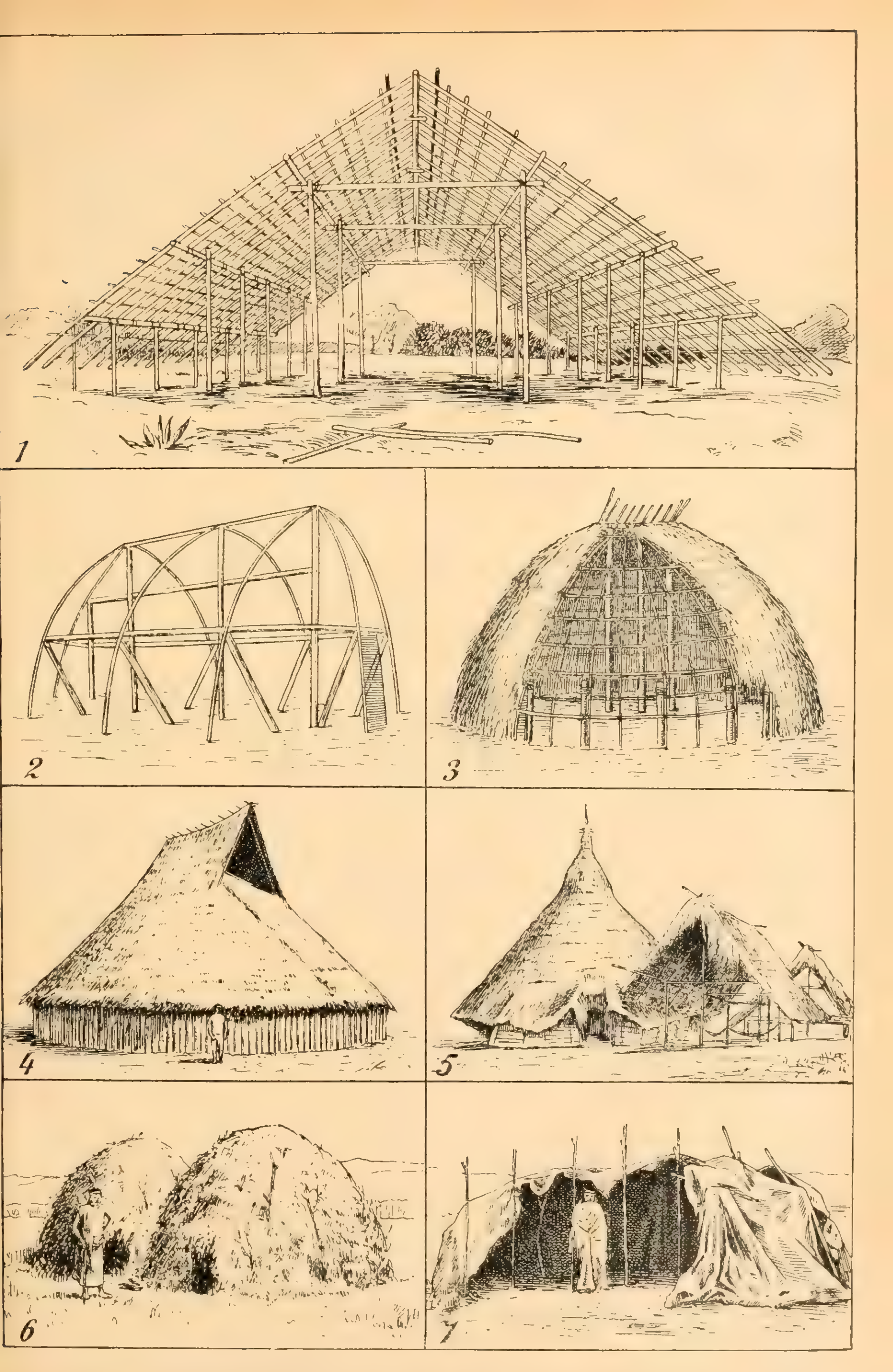


Abb. 83. Hausbau der Südamerikaner (vgl. auch Abb. 93—95, 107, 111, 157)

im Helotenverhältnis zu ihren höher kultivierten Nachbarn stehen, beharren als rohe Wald- und Flußnomaden auf der Stufe des Jägertums. In Guayana hat sich der ursprünglich vielleicht vorhandene Gegensatz zwischen den Bewohnern der Hochflächen und Savannen und denen der bewaldeten Flußufer ausgeglichen, dagegen blieb auf dem brasilianischen Hochlande im Osten, in das die Bodenkultur, den Flußläufen (Tocantins-Araguaya und Paraguay-Paraná) und der Küste folgend, stellenweise auch eingedrungen ist, der Gegensatz zwischen Kamp- und Flußwaldkultur, zwischen nomadischem Jäger- und seßhaftem Ackerbauertum bestehen; die Gêsstämme, Goyatakás und Bororó sind typische Vertreter des Jägertums geblieben, die Guaraní, Osttupí und Karajá dagegen haben die Bodenkultur des tropischen Waldgebietes beibehalten, so daß sie in der folgenden Darstellung bei der Kulturschilderung der Bewohner dieses Gebietes mitbehandelt werden. Ein Seitenstück im kleinen zum tropischen Waldgebiet könnte der Chaco bilden, insofern als auch seine Bewohner aus den umliegenden Steppen und Hochflächen (Mato Grosso und Ostbolivien, Ostbrasilien und Pampas), z. T. erst in verhältnismäßig junger Zeit, in ihn eingewandert sind. Doch ist die Entwicklung hier durch die Ungunst der natürlichen Verhältnisse so gehemmt worden, daß Bodenkultur und Hausbau nur schwach entwickelt sind und auch die technischen Künste, Waffen- und Schmuckformen bei weitem nicht die Höhe erreicht haben wie im tropischen Waldgebiet. Im ganzen Süden (südlicher Chaco und Uruguay, Pampas und Patagonien) hat der Einfluß der Europäer das ursprünglich hier heimische Jägertum durch die Einführung des Pferdes durchgreifend verändert und schon früh (seit Mitte des sechzehnten Jahrhunderts) Verhältnisse geschaffen ähnlich der nordamerikanischen Präriekultur; die Ona auf der Hauptinsel des Feuerlandes, die von dieser Umwandlung nicht betroffen wurden, mögen ein verhältnismäßig reines Bild des ursprünglichen Bewohners dieser Länder, des Pampasmenschen und Paraderojägers (S. 55, 56), bewahrt haben. Die Fjord- und Schärenküste der Südspitze endlich hat eine Fischerkultur hervorgebracht, die aber in diesem subantarktischen Lande, das durch ungeheure Wasserwüsten von allen Gegengestaden getrennt ist, überaus ärmlich geblieben ist im Vergleich zu der Fischerkultur an der nordwestamerikanischen Fjordküste, deren enge Beziehungen zum asiatischen Festlande niemals abgerissen sind.

Innerhalb dieser großen Provinzen haben sich natürlich in Gegenden, die infolge ihrer geographischen Lage oder sonstiger Bedingungen verhältnismäßig unberührt bleiben konnten, kleinere geschlossene Kulturgruppen, sozusagen „Akkulturationszentren", gebildet. So umschlingt in dem kleinen Xingú-Quellgebiet die Vertreter von vier Hauptsprachgruppen (Tupí, Aruak, Karaiben, Gês) und die Trumaí ein Band gemeinsamer Kultur. Im Uaupésgebiet sind Stämme der Tukano- und Aruakgruppe, in den Grenzgegenden Perus und Boliviens Pano und Takaná zu einer kulturellen Einheit verschmolzen. Von ganz besonderem kulturgeschichtlichen Interesse ist der Chaco, denn hier, wo sich der Erdteil stark zu verschmälern beginnt, mußten, wie P. W. Schmidt bemerkt hat, zahlreiche Kulturströme vom Osten, Norden und Westen wie in einem Trichter zusammenströmen, wofür u. a. schon die Mannigfaltigkeit der Bogenformen dieses Gebietes spricht. Neuerdings hat es Nordenskiöld unternommen, in sehr gründlicher und sorgfältiger Weise den stofflichen Kulturbesitz zweier Gruppen von Chacostämmen, der Tschoroti, Aschluslay, Matako, Toba und Lengua einerseits und der Tschiriguano und Tschané andererseits, auf seine Herkunft zu untersuchen. Es ergab sich hierbei, daß die lediglich auf den Chaco beschränkten Kulturelemente an Zahl und Bedeutung ganz hinter den aus den südlichen Steppen, dem tropischen Waldgebiet und den Kulturländern im Westen stammenden, sogar hinter den erst durch die Weißen eingeführten oder unter ihrem Einfluß entstandenen zurücktreten. Tragbare Stangenzelte, Felldecken als Schlafunterlage, Bogensehnen aus tierischem Material, Mäntel aus mehreren zusammengenähten Fellen, Haarbürsten und Beutel aus Tierbälgen im Kulturbesitz der zuerst genannten Gruppe beweisen, daß diese ursprünglich eine Kultur besaß, die der patagonischen und feuerländischen ähnlich war, um so mehr, als z. B. der Fellmantel in dem warmen Chacoklima als Kleidungsstück wenig angebracht und offenbar nur aus Konservativismus beibehalten worden ist. Bezeichnenderweise treten dagegen Kulturelemente, deren Heimat nur im tropischen Waldgebiet liegen kann, wie Vorratshäuser auf Pfählen und Mandiokaanbau, Holzmörser und Reibebretter, Hängematten und Sitzschemel, Fischfang mit Gift und mit mehrspitzigen Pfeilen, geflochtene Feuerfächer und Palmblattkörbe, Panpfeifen und Spielbälle aus Kautschuk, viel stärker im Kulturbesitz der zweiten Gruppe hervor, die, wie ihre Sprachen beweisen, aus dem Norden bzw. Osten eingewandert sein muß. Zum Teil beiden Gruppen gemeinsam, zum Teil auf die zweite beschränkt sind ferner zahlreiche Kulturelemente, die ihrer Verbreitung nach nur aus den Andenländern stammen können, z. B. ruderförmige Spaten zur Bodenbearbeitung und Holzkeulen mit verdicktem, besonders abgesetztem Kopf (die auf Keulen mit Steinknäufen zurückgehen), Holzschüsseln und Holzlöffel besonderer Form, Ponchos und Hemden, gewebte Gürtel und Stirnbänder, Sandalen und Netzhauben, entwickelte Weberei und Keramik, bestimmte Gefäß- und Kalabassenformen, Feuerfächer und Sonnenschirme aus Federn, längliche Pfeifen und Felltrommeln, Perlen aus Schneckenschale und grünen Steinen, Haarzangen und Scheibennadeln, Glücks- und andere Spiele, vielleicht auch Schleudern und Bolas. Die Haustiere endlich sind sämtlich von den Europäern importiert, und auf Nachahmung europäischer Vorbilder führt Koch-Grünberg die Blumenornamentik der Kadiuéo, Nordenskiöld die Ohrgehänge der Tschiriguanofrauen zurück. (Weiteres s. u. S. 239).

Untersuchungen wie die Nordenskiölds über die Chacokultur müssen erst über die Akkulturationszentren des ganzen Erdteils ausgedehnt werden, ehe es gelingen wird, Herkunft, Zusammensetzung und Verbreitung der einzelnen südamerikanischen Kulturkreise klar zu erkennen. Von größter Bedeutung für die Bevölkerung des tropischen Waldgebietes ist die Kultur der Aruak gewesen. Sie beruht ganz auf dem Ackerbau und zeichnet sich vor allem durch den Anbau der Mandiokawurzel als wichtigster Nahrungspflanze aus. In dieser Bodenkultur liegen nach Max Schmidt auch die Haupttriebfedern für die Ausbreitung der Aruak verborgen. Die Aruak mußten zur Besitzergreifung immer neuer Landstriche schreiten, so oft der Boden der alten Pflanzungen erschöpft war, und bedurften wegen der mit der Rodungswirtschaft verbundenen Arbeitslast einer abhängigen Bevölkerung, auf die ein großer Teil dieser Arbeit und dazu noch jene andere, die zur Befriedigung der sonstigen Lebensbedürfnisse (durch Jagd, Fischfang, Beschaffung von technischem Rohmaterial) der notgedrungen seßhaften Bevölkerung erforderlich war, abgewälzt werden konnte.



Abb. 84. Graburne (mit Deckel) der Guarani am oberen Paraná. Mit Fingereindruckornamentik. (1/8 n. Gr.)
(Berliner Museum für Völkerkunde)

Schmidt glaubt, daß die Ausbreitung der Aruak nicht als Völkerwanderung, sondern als Kolonisation in der Weise vor sich ging, daß immer mehr Völker in den Einflußbereich einer Herrenklasse von Aruak hineingezogen

wurden, so daß sich also die bedeutenden ethnographischen Unterschiede der einzelnen Aruakstämme nicht aus der Umwandlung eines ursprünglich einheitlichen Volkes unter dem Einfluß wechselnder Naturbedingungen, sondern aus der „Aruakisierung“ zahlreicher ursprünglich ganz heterogener Völker erklären würden. Diese behielten neben den ihnen überall durch die Aruak aufgezwungenen Kulturerrungenschaften, die daher im tropischen Waldgebiete die größten Übereinstimmungen zeigen (Bodenkultur, Art und Geräte der Nahrungszubereitung, Flechterei und Töpferei), zahlreiche andere bei, die ihnen ursprünglich angehörten und daher überall stark voneinander abweichen (Waffen-, Haus-, Boots-, Begräbnisformen usw.). Von außerordentlicher Bedeutung für die Frage, wie sich die Ausbreitung der Aruak vollzog, ist der Nachweis Nordenskiölds, daß dieser Volksstamm wie kein anderer verstanden hat, sich den gewaltigen Überschwemmungsgebieten des Amazonasbeckens anzupassen, einerseits durch Erdhügel, auf denen man die Pflanzungen und Häuser anlegte (Provinz Mojos, Paranádelta, oberer Paraguay, Insel Marajó), andrerseits durch Verbindungskanäle zwischen zwei Stromläufen. Die letzteren sind für zwei ehemalige Hauptgebiete der Aruak, die Provinz Mojos und die Umgebung des Casiquiare, überaus bezeichnend, und es ist nicht ausgeschlossen, daß auch die berühmte Wasserverbindung zwischen Orinoco und Rio Negro selbst wenigstens teilweise von Menschenhand angelegt wurde.





Abb. 85. Zwei Graburnen (zur Bestattung von Kindern) der Diaguita, bemalt. Im Yocavil-Tal (Nordwestargentinien) ausgegraben. (1/12 n. Gr.)
(Nach Boman)

Den Aufstieg der Aruakkultur bringt Max Schmidt in Verbindung mit Einflüssen der Andenvölker; es liegt indessen näher, gerade bei den Aruak an nördliche (mittelamerikanische) Einflüsse zu denken. Aber zweifellos ist der Einfluß der andinen Kulturreiche auf große Teile Südamerikas bedeutend gewesen. Er wurde weniger auf direktem Wege übermittelt, wenn auch die Incaherrscher zu verschiedenen Zeiten ihre Heere in das tropische Tiefland de Ucayali, nach Nordargentinien (bis Tucuman) und bis zum südlichen Chile hinabgeführt haben — der Chaco wurde nie erobert —, als

vielmehr auf dem Wege des Zwischenhandels; auf diese Weise haben wohl zuerst die Tschané (Aruak) jene zahlreichen peruanischen Kulturelemente empfangen, die sie dann an die übrigen Chacovölker weitergaben, und auf diese Weise müssen einzelne Kulturelemente und Nachrichten über die Länder des Westens sogar bis zu den Tupí an der Küste Brasiliens gelangt sein, wo die Portugiesen bereits 1515 (nach der „Newen Zeytung aus Presillg Land") von dem Goldlande im Westen hörten.



Abb. 86. Graburne der Aruak der alten Provinz Mojos; als Deckel über eine ähnlich geformte Urne gestülpt. Im Mound Hernmarck (zwischen dem Rio Itonama und Mamoré) ausgegraben. ($^1/_8$ n. Gr.)
(Nach Nordenskiöld)

Hier sind in neuerer Zeit Funde gemacht worden, die offenbar peruanischen Einfluß verraten (steinerne Keulenknäufe, Kupferaxt). Ehrenreich hat die Aufmerksamkeit darauf gelenkt, daß einzelne Mythen der Osttupí direkte Beziehungen zu den Mythen älterer Kulturschichten Perus besitzen (S. 276), und Nordenskiöld darauf, daß die Kopfjagd, die alle Tupistämme betrieben, in Südamerika sonst nur im Andengebiete und in den davon beeinflußten Nachbarländern (Chaco, Jivaro) zu Hause war. Erst in neuester Zeit ist der Nachweis erbracht worden, daß auch die Bestattung ganzer Leichen in Tonurnen, die ein Hauptkennzeichen der Tupistämme ist (z. B. der Osttupí, Guarani [Abb. 84] und Tschiriguano), im Westen in vorincaischer Zeit nicht nur bei den Diaguita, bei denen man sie schon seit längerer Zeit kannte (Abb. 85), sondern auch an

der peruanischen Küste, in Centralchile und Ecuador verbreitet war. Solche Übereinstimmungen beweisen freilich noch nicht, daß die Heimat der Tupi im Westen lag, wie P. W. Schmidt annimmt, der in den Tupi die Hauptträger der Verbreitung andiner Kulturelemente über Südamerika erblickt.

Am schwächsten tritt der peruanische Einfluß, wie Nordenskiöld gezeigt hat, in dem zu Bolivien gehörenden Tiefland der Madeirazuflüsse hervor. Dieses Gebiet in der unmittelbaren Nachbarschaft von Cuzco bot dem Hochlandsindianer nicht die Lebensbedingungen,



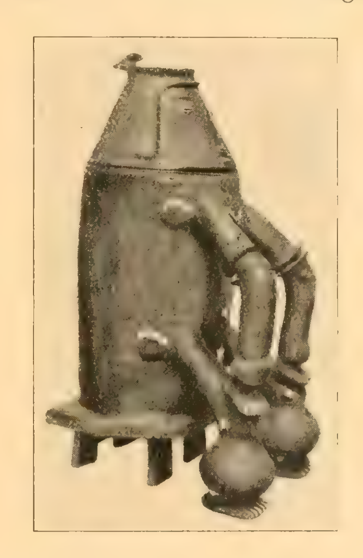


Abb. 87. Menschengestaltige Tonurne der Aruak des Amazonasdeltas. Der Kopf dient als Deckel; die verdickten Füße sollen offenbar das Hervorquellen des Fleisches infolge einschnürender Binden andeuten. Am Rio Maracá ausgegraben. ($^1/_6$ n. Gr.)
(Berliner Museum für Völkerkunde)

die er brauchte; die meisten Kulturpflanzen, die Llamazucht der Gebirgsgegenden gediehen dort nicht, die klimatischen Unterschiede waren zu groß, und dichte Urwälder und reißende Ströme machten diese Striche vom Hochland aus fast unzugänglich. So weist denn die Kultur der heutigen Stämme Nordostboliviens, im Gegensatz zu der des Chaco, nur wenige Elemente der Hochlandkultur auf, und in der alten Aruakkeramik, die Nordenskiöld in den Mounds des Moschogebietes fand (u. a. dreifüßige Tonschalen, Abb. 86), tritt ein ganz fremdartiger Zug hervor, der weit eher auf das nördliche Südamerika, vielleicht sogar auf Mittelamerika hindeutet. Auch die Ausgrabungen

auf der Insel Marajó, am Maracá und Trombetas im Mündungsgebiete des Amazonas haben Dinge zutage gefördert — menschengestaltige Graburnen (Abb. 87), Steatitschnitzereien usw. —, die dies entlegene, von Aruak bewohnte Gebiet weit enger mit Columbien, den Antillen und Mittelamerika verknüpfen, als mit Peru. Es liegt nahe, anzunehmen, daß diese alte Aruakkultur, die aus dem Norden kam und im Norden zweifellos in enger Fühlung mit Mittelamerika stand, Elemente mittelamerikanischer Kulturen nach Südamerika gebracht hat, z. B. die Maiskultur, den Bau von Mounds (s. o.) usw.; auch in der Mythologie scheinen die Aruak die Vermittler solcher Einflüsse gewesen zu sein, und das bei vielen Aruakstämmen beobachtete Spiel mit hohlen Kautschukbällen, die nicht mit der Hand, sondern irgendeinem andern Körperteil geschleudert werden, erinnert so sehr an das altmexikanische Ballspiel (S. 196), daß auch hier Zusammenhänge angenommen werden müssen.

Einer weit älteren Schicht schreibt der schwedische Forscher, dem die südamerikanische Kulturgeschichte so viel verdankt, eine Reihe von Kulturelementen zu, die Südamerika mit Nordamerika verbinden. Sie sind in Südamerika auf den Süden (Chaco, Pampas, Patagonien, Feuerland), z. T. auch auf das Andengebiet, beschränkt. Hier finden wir Bienenkorbhütten (mit Gangtür), Fellmäntel und Lederköcher, Pfeile mit Steinspitzen (ohne Zwischenstück) und Harpunen, Körbe in Spiralwulsttechnik, Rindenboote und Rindengefäße, gewisse Spiele und Tabakspfeifenformen, Schlagfeuerzeuge, Kindertragen und die Sitte des Skalpierens — Dinge, die in typischer Form in Nordamerika verbreitet sind, in Südamerika aber zurückgedrängt erscheinen. Diese Verdrängung schreibt Nordenskiöld überseeischen Einflüssen (aus Südostasien und Melanesien) zu. Hierin berührt er sich mit der Auffassung der deutschen kulturgeschichtlichen Schule der Ethnologie, deren Grundsätze Graebner, und besonders P. W. Schmidt auf Südamerika angewandt haben.

Das brasilianische Plateau, der Chaco und der Süden sind nach dieser Anschauung Sitze der ältesten Kulturen, die auch die kulturelle Unterschicht in den Andenhochländern bilden. Hier treten demnach so altertümliche Elemente wie Sammelwirtschaft, Windschirme und Bienenkorbhütten, Fellmäntel und Spiralwulstkörbe, runde Stabbögen und Pfeile mit Tangentialfiederung, einfache Stab- und Wurfkeulen, einfaches Erdbegräbnis und Feuerbestattung auf. Bestandteile der „Totemkultur“ (Kegeldachhütte, Einbaum, Dolch, Speerschleuder, Rindengürtel, Penisfutteral, Blashorn, Plattformbestattung, Vaterrecht, Totemismus, Sonnenmythologie) überwiegen als zurückgedrängte

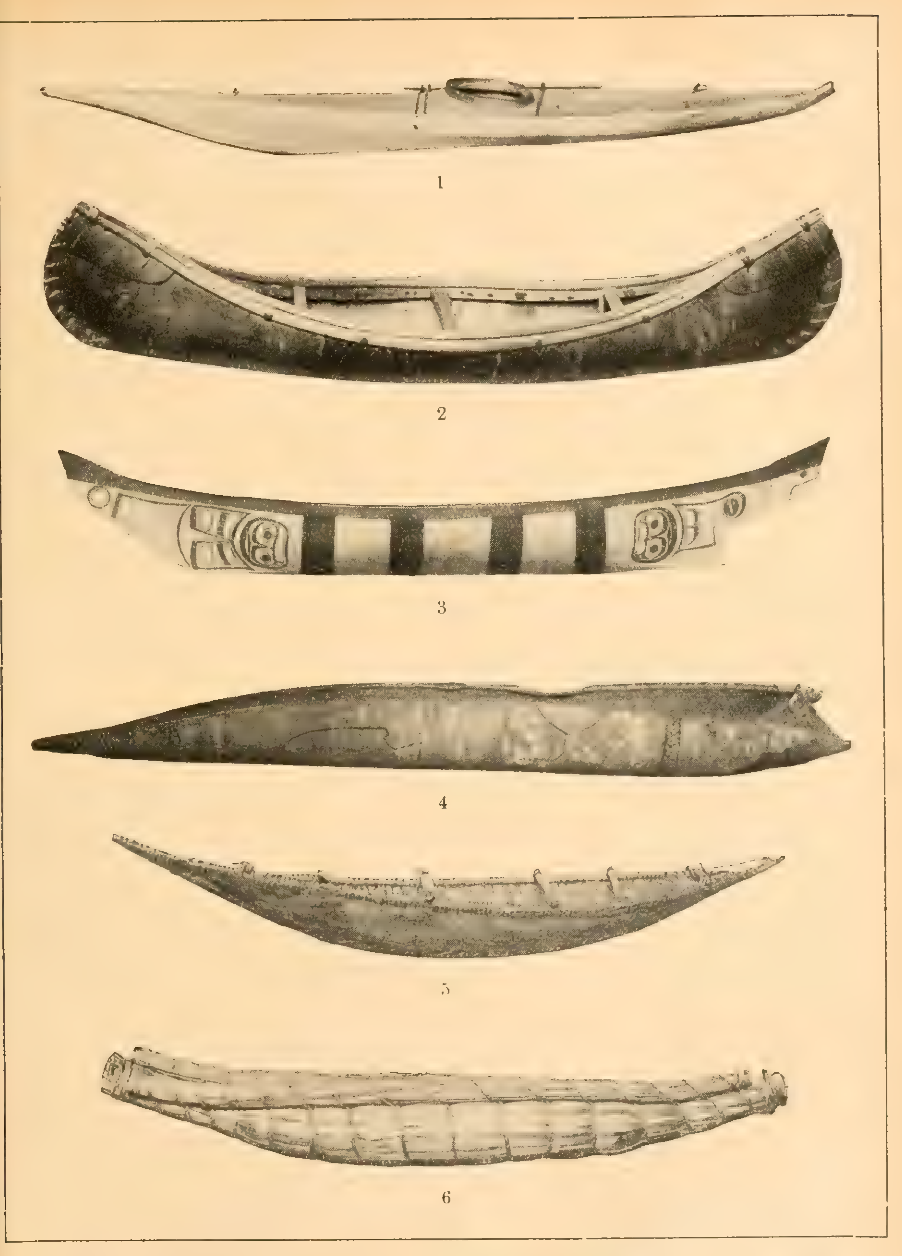


Abb. 88. Schiffahrt der Amerikaner (vgl. auch Abb. 3, 46): 1 Fellboot (Kayak) der Labrador-Eskimo, 2 Mehrteiliges Rindenkanu der Odschibwä, 3 Einbaum der Tlingit, 4 Einfaches Rindenkanu der Bakairi, 5 Mehrteiliges Rindenkanu der Yahgan, 6 Binsenfloß (Balsa) vom Titikaka-See

(Nach Modellen im Berliner Museum für Völkerkunde)

Elemente im Gebiete der Sprachenzersplitterung (im westlichen Orinoco- und Amazonasbecken) und auf den Andenhochländern; im nördlichen Teil des letzteren Gebietes erscheinen sie in merkwürdiger Weise mit den Errungenschaften der „Zweiklassenkultur“ (Rechteckhütte mit Giebeldach, Plankenboot, Schleuder, Kolbenkeule, Breitschild, Signaltrommel, Panpfeife, Maskentänze, Mutterrecht, zwei Heiratsklassen, Mondmythologie) verquickt, die sonst in Südamerika nur spärlich auftreten und dann nach P. Schmidt auf direkten andinen Einfluß zurückgehen. Der Nordosten, das alte Aruak- und Karaibengebiet, ist das Kernland der „Bogenkultur“, wo sich allein gewisse typische Elemente dieser Kultur (Flachbogen und unbefiederter Pfeil, Pfahlbau, Krückenruder, Mutterfolge) rein erhalten haben, während sich in ihrem Ausstrahlungsbereich, südlich vom Amazonenstrom, nur solche Elemente durchsetzten, die vollkommene Neuerungen darstellten und nicht ältere, verwandte Formen zu verdrängen brauchten (Töpferei, Hängematte, Tabakbau, Mehrfamilienhaus, Familienwechsel des Mannes bei der Heirat, indirekte Bestattung, Schädeltrophäe). Der malaio-polynesische Kulturstrom erreichte Südamerika nicht mehr als ganzer Komplex, sondern nur in einzelnen Elementen von Westen her übers Meer, wie die Verbreitung der letzteren (hauptsächlich Westküste, von da ausstrahlend) noch heute anzudeuten scheint; P. Schmidt rechnet zu diesen jüngsten Elementen Beile mit Kniestielen, Rindenstoffbearbeitung, Fächer und Ponchos, Stichtatauierung und Stäbchenkämme, schwertartige Keulen, Blasrohre, Sitzschemel, Segel, Webstühle, Ständegliederung und gewisse Mythenmotive.

Gegen diese Darlegungen sind von Amerikanisten starke Bedenken geäußert worden. Sie berücksichtigen vor allem, wie Nordenskiöld bemerkt hat, die Anpassung an die natürlichen Verhältnisse, der zweifellos eine Menge Dinge im Kulturbesitz südamerikanischer Völker ihre Entstehung oder Umgestaltung verdanken, fast gar nicht. Der Grundgedanke, daß auch in Südamerika altweltliche Kulturkreise ihre Spuren hinterlassen haben und sich hier sogar reiner erhalten konnten als in Nordamerika, ist indessen, wie schon in der Einleitung hervorgehoben wurde, durchaus berechtigt und der Nachweis, daß im Osten und Süden Südamerikas eine Kultur ihre Zuflucht gefunden hat, die mit den ältesten Menschheitskulturen nahe Verwandtschaft zeigt, zweifellos geglückt. — Zu den jüngsten altweltlichen Einflüssen gehört auch das, was die südamerikanischen Indianer seit der Entdeckung von den Europäern und Negern übernommen haben, besonders von den letzteren; überall auf dem Kontinent ist die schwarze Rasse im Vordringen, und in Surinam und Cayenne gibt es sogar „Buschneger“, westafrikanische Negersklaven, die in den Urwald entlaufen sind, dort ein freies Leben ähnlich wie in ihrer Heimat führen und in lebhaftem Kulturaustausch mit den benachbarten Indianern stehen.

Die Einführung des Pferdes im ganzen Süden, der Viehzucht bei den Chacoindianern wurde bereits erwähnt (S. 230, 231). Viehzüchter sind unter europäischem und Negereinfluß auch die aruakischen Goajiro geworden. Ganz besonders schnell hat sich die europäische Geflügelzucht unter den Indianern verbreitet, denn schon 1526 fand Cabot die Eingeborenen an der Küste Südbrasiliens im Besitze großer Mengen von Hühnern. Unter den Musikinstrumenten kann die Felltrommel als ganz zweifellos vorcolumbisch nur in Peru und seiner Einflußsphäre gelten, überall sonst geht sie auf europäische oder afrikanische Vorbilder zurück. Auch Musikbögen und Trompeten mit seitlichem Blasloch sind wohl von den Negern eingeführt, Rohrflöten mit seitlichem Blasloch von den Europäern. Der Tonkugelbogen (Abb. 116), der heute hauptsächlich im Chaco, bei den Yurakáre und Guató und in Ostbrasilien (Kainguá, Karajá und Gês) vorkommt, vor 1784 aber nirgends erwähnt wird, ist nach Nordenskiöld erst von den Portugiesen aus Indien an die brasilische Küste verpflanzt worden. Die Übereinstimmung der südamerikanischen mit den indischen Tonkugelbögen erstreckt sich tatsächlich bis auf nebensächliche Einzelheiten. Ornamente und Schmuckformen europäischer Herkunft s. o. S. 231.

1. Die Naturvölker

a) Die Völker des tropischen Waldgebietes

Wenn man von den merkwürdigen, tiefstehenden Horden (S. 223/4) absieht, die als rohe Wald- und Flußnomaden Bodenkultur und Seßhaftigkeit, höhere Hausformen, z. T. selbst Hängematten und Kanus nicht kennen, in allen Kunstfertigkeiten nur die ersten Stufen erklommen haben und auch in ihrem Äußern und ihrem Heloten- und Sklavenverhältnis zu den übrigen Indianern eine Sonderstellung einnehmen, kann die Kultur des tropischen Waldgebietes bei aller bunten Mannigfaltigkeit als eine Einheit angesehen werden. Der Sprachengruppierung entsprechend tritt nur ein gewisser kultureller Gegensatz zwischen Ost und West hervor.

Der Westen wird vor allem durch den Besitz von Blasrohr und Pfeilgift gekennzeichnet, die südlich vom Amazonenstrom nur bis zum Madeira verbreitet sind, im Norden aber, offenbar verhältnismäßig spät, auch von den Aruak- und Karaibenstämmen Guayanas übernommen wurden; ferner durch die Sitte, Paricá mittels Röhrenknochen zu schnupfen und Kokablätter mit Kalk zu kauen, durch die ausgedehnte Verarbeitung von Baststoffen zu Kleidern und Maskenkostümen, durch die Verwendung von Holzstempeln zur Körperbemalung und den Besitz von Feuerfächern aus Federn und Plattformbetten. Natürlich ist die Grenzlinie meist nicht scharf zu ziehen, z. B. sind geflochtene Feuerfächer und Hängematten auch im Westen neben den beiden zuletzt genannten Geräten zu finden, während andererseits westliche Elemente durch die Karajá nach dem Osten verpflanzt wurden.

Der einheitliche Eindruck wird vor allem durch die Wirtschaftsform des tropischen Waldgebietes hervorgerufen. Die Grundlage der Ernährung bildet überall eine mehr oder weniger intensiv betriebene Bodenkultur neben Fischfang und Jagd; Völker, die ihre Nahrung ausschließlich aus dem Fischfange beziehen, wie die Paumarí am Purús, die auf beweglichen Balkenflößen in den Lagunen des Flusses leben, sind entschiedene Ausnahmen. Die Jagd tritt an Bedeutung für den Nahrungserwerb zurück, schon weil die Zahl der nahrungliefernden Waldtiere gering ist; nichtsdestoweniger sind die Jagdwaffen gut ausgebildet, ist die Gewandt-

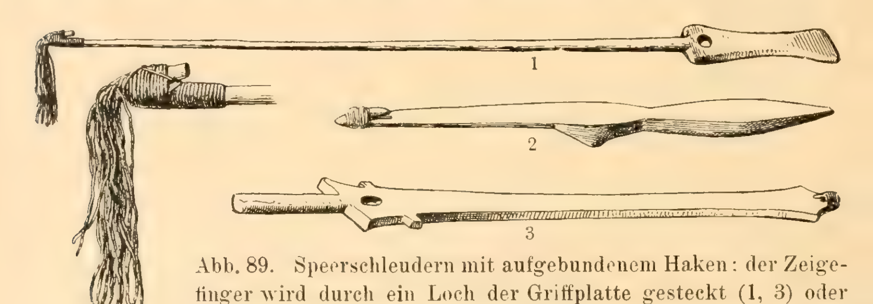


Abb. 89. Speerschleudern mit aufgebundenem Haken: der Zeigefinger wird durch ein Loch der Griffplatte gesteckt (1, 3) oder in eine Grube auf der Unterseite gelegt (2). 1 Xingúquellgebiet, 2 Oberer Marañon (Kokama), 3 Rio Purús (Purupurú). (1/7 n. Gr.) 1 und 2 im Berliner Museum für Völkerkunde, 3 im ethnographischen Museum in Wien. (3 nach Krause.)

heit des Indianers im Aufspüren und Erlegen seiner Beute groß und wurzelt seine ganze Weltanschauung noch durchaus im Jägertum, wie Karl von den Steinen an dem Beispiel der Völker des Xingúquellgebietes gezeigt hat. Gejagt werden von größeren Tieren Wildschwein, Tapir, Hirsch und Reh mit Wurf- und Stoßlanzen oder Bogen und Pfeil; von kleineren Affen, Faultiere, Nagetiere (Kapivara, Agutí), Vögel, wie Papageien, Araras, Tauben, Baumhühner (Mutum) und Hokkos, mit dem Blasrohr. Pfeile und Bögen, die in Südamerika überhaupt nahezu „allgegenwärtig“ sind, fehlten ursprünglich nur am oberen Marañon, wo die Indianer dafür Speere mit Wurfbrettern schleuderten. Noch heute liegt in dieser Gegend ein ziemlich geschlossenes Verbreitungsgebiet der Speerschleuder als Jagdwaffe, besonders für die Schildkrötenjagd (Jivaro, Omagua, Kokama, Tikuna, Konibo). Weiter erscheint diese Waffe, offenbar zurückgedrängt, an den Oberläufen der südlichen Amazonaszuflüsse (Kanamari, Moscho, Kamayurá und Trumaí, Karajá). Im Xingú-

quellgebiet und am Araguaya diente sie nicht als Jagd-, sondern Kriegswaffe, war aber bereits zu einem Sportinstrument herabgesunken. Die drei Haupttypen zeigt Abb. 89.

Der Bogen ist ein einfacher, oft sehr langer Holzbogen (bei den Yauaperý und Schirianá bis zu drei Metern!), der entweder auf der äußeren oder auf der inneren (Sehnen-) Seite abgeflacht oder gar konkav ist. Erstere Form ist in Guayana und bei den Mauhé, letztere im Uaupésgebiet, am oberen Marañon, Purús, Madeira und Tapajóz zu Hause (Abb. 90, Fig. 2, 6). Bögen mit rechteckigem Querschnitt haben die Panostämme des Ucayali und ihre Aruaknachbarn, ebenso die Yuruna (Abb. 90, Fig. 1); der reine Rundbogen, der für Ostbrasilien typisch ist (S. 284), kommt nur bei den Karajá, Trumaí und sonstigen Stämmen der Ostgrenze des Waldgebietes vor (Abb. 90, Fig. 3, 5). Bei allen drei Flachbogentypen ist zum Zweck der Sehnenbefestigung mehr oder weniger deutlich eine Spitze abgesetzt, bei den Rundbögen bisweilen ein Wulst oder Ring über die spitzauslaufenden Enden gestreift. Die Sehne ist aus Pflanzenstoffen gedreht; durch Umwicklung mit Lianenbast, Pflanzenfasern oder hübsch bemalter Baumwolle (Konibo) wird eine Art Verstärkung des Bogenstabes erzielt. Die Pfeile bestehen aus zwei Teilen, Rohrschaft und Hartholzeinsatz; der letztere ist zugespitzt, an einer oder beiden Seiten gezahnt (Abb. 91, Fig. 4), oder trägt noch als besondere Spitze einen Knochen, Rochenstachel oder ein geschärftes Bambusmesser (Abb. 91, Fig. 5, 7, 8). Pfeile mit Endkolben (Abb. 91, Fig. 6) dienen zum Vogelschießen bei Stämmen, denen das Blasrohr fremd ist (Nordenskiöld). Die Befiederung fehlt entweder ganz (nördlich vom Amazonas, Abb. 91, Fig. 9, 10) oder ist „radial“ befestigt, indem die halbierten Federn mittels zahlreicher, z. T. pechbestrichener Fäden am Schaft gleichsam festgenäht werden (Ostperu, oberer Xingú; Abb. 91, Fig. 2, 3). — Im Westen und in Guayana dient der Bogen vorwiegend zum Fischfang; die Hauptjagdwaffe ist hier das Blasrohr, das entweder aus einer einfachen, aus zwei Hälften zusammengefügten Holzröhre mit Rindenstreifenumwicklung (Abb. 92, Fig. 1 und 3) oder aus zwei Teilen, einem Tubus aus dem Rohr einer Arundinarie und einem ausgehöhlten Palmstämmchen, in das jener geschoben ist (Abb. 92, Fig. 4), besteht. Die Köcher sind teils sanduhrförmig, aus pechüberzogenem Geflecht (Guayana, Uaupés), teils zylindrisch, aus Holz (Yapurá, Ucayali); die Giftpfeile dünne Palmholzstäbchen mit einem Verschlußpolster aus der Seide von Samenkapseln, die in einem Körbchen oder einer Kalabasse aufbewahrt wird (Abb. 92, Fig. 2 und 2a). Vergiftet werden diese Pfeilchen ebenso wie große Pfeile und Wurfspeere (Abb. 91, Fig. 10) mit dem Urari oder Curare, einem der furchtbarsten und wirksamsten Pflanzengifte, das die Wissenschaft kennt. Die Pflanzen, aus denen es gewonnen wird, sind bei den einzelnen Stämmen verschieden; meist liefert die Rinde einer zu den Strychneen gehörenden Schlingpflanze (besonders Strychnos toxifera) das Gift. Nur wenige Stämme verstehen sich auf seine Herstellung und verhandeln es weithin; berühmte Giftköche sind z. B. die Makuschí in Guayana, die Piaroa am Orinoco, die Umaúa im Uaupésgebiet.

Die Jagdmethoden sind wenig entwickelt; meist herrscht Einzeljagd. Bei den Paressí beobachtete Max Schmidt den Gebrauch

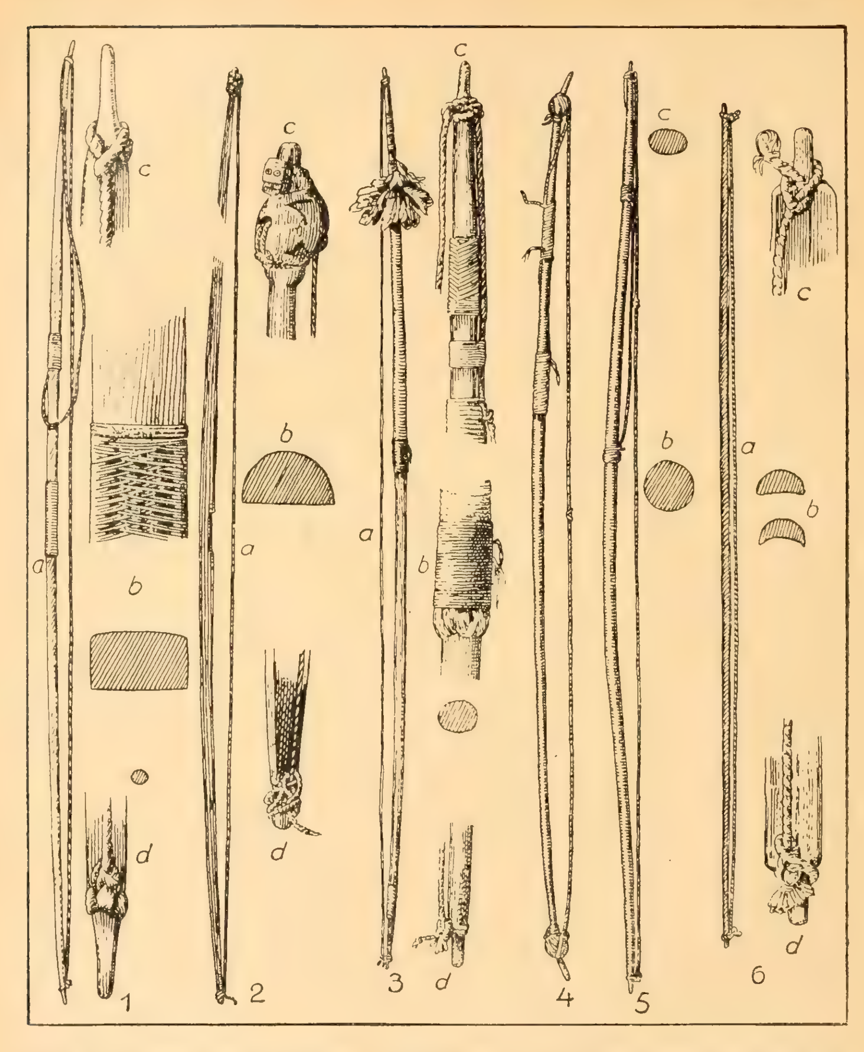


Abb. 90. Bögen des tropischen Waldgebietes. Selten und bemerkenswert ist insbesondere die Form des Bogenstabes 5 (mit zurückgebogenen Enden) und die Sehne (aus tierischem Material) und Sehnenbefestigung (durch ein Loch des geschnitzten, mit Muschelschale ausgelegten Bogenendes) bei dem sehr alten Bogen 2. Der nicht mehr dem tropischen Waldgebiete angehörende Bogen 4 ist zum Vergleich mit der Sehnenbefestigung der übrigen beigefügt. 1 Yuruna, 2 Mundrukú, 3 Karajá, 4 Kayapó, 5 Auetö́, 6 Içanagebiet. (b bedeutet immer das Mittelstück bzw. den Querschnitt dieses Teils, c und d die beiden Enden.) (1, 3, 4 und 6 $^{1}/_{16}$, 2 $^{1}/_{15}$ und 5 $^{1}/_{20}$ n. Gr.)

Originale in den Museen von Berlin, Wien und Kopenhagen. (Nach Hermann Meyer und Koch-Grünberg)

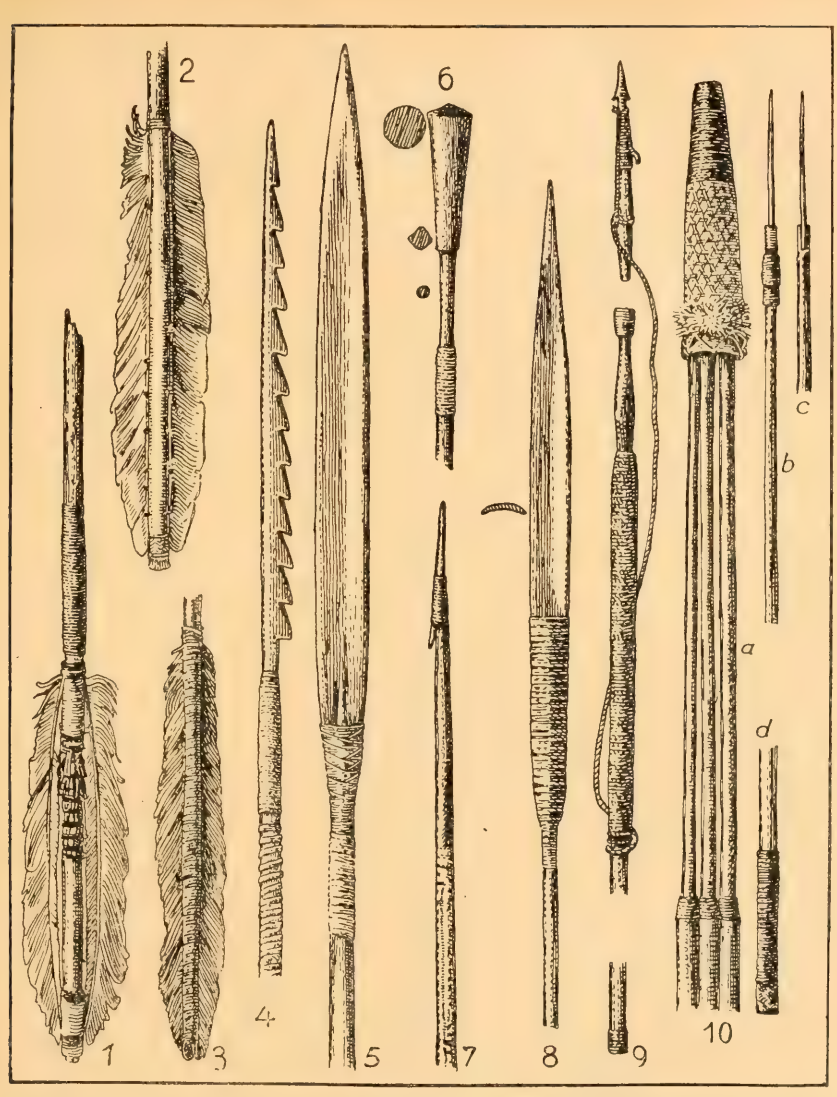


Abb. 91. Pfeile des tropischen Waldgebietes. Der nicht mehr diesem Gebiete angehörende Pfeil 1 (mit Tangentialfiederung) ist zum Vergleich mit der Radialfiederung von 2 und 3 beigefügt. 4 und 5 sind radial, 6—8 tangential gefiedert, 9 und 10 ohne Befiederung. Die Spitzen von 4 und 6 sind aus Holz, 5 und 8 aus Bambus, 7 aus einem Rochenstachel. 9 Harpunenpfeil mit Eisenspitze zur Jagd auf große Fische, 10 Giftpfeile, zum Schutz des Jägers mit einem rohrüberflochtenen Blattfutteral versehen (b—d einzelner Pfeil), zur Jagd auf große Vierfüßer wie Wildschwein, Hirsch, Tapir und Jaguar. 1 Bororó, 2—5 Xingúquellgebiet (2 Auetö, 3 und 5 Bakairí, 4 Kamayurá), 6—8 Karajá, 9 Yahuna, 10 Umaúa und Kobéua. (9 und 10 $^1/_6$, alle übrigen $^1/_4$ bis $^1/_5$ n. Gr.)
Sämtliche Originale im Berliner Museum für Völkerkunde. (Nach H. Meyer und Koch-Grünberg)

einer Jagdmaske, die dem Jäger das Anschleichen der äußerst scheuen Kamptiere, vor allem der Strauße, ermöglicht. Er hält zu diesem Zweck ein leichtes, mit Palmblättern bekleidetes Gestell vor sich und schießt durch eine im oberen Teil freigelassene Lücke hindurch. Die Jagdfallen beruhen, ebenso wie manche Fischfallen, meist auf dem Prinzip des federnden, hochschnellenden Stabes mit laufender Schlinge. Fischfang wird überall hauptsächlich mit Bogen und Pfeil betrieben. Der Indianer legt bei dieser Fangmethode große Geschicklichkeit an den Tag; er prüft genau die Lichtbrechung des Wassers, wirft, um einen Zielpunkt und zugleich einen Köder zu haben, vorher eine rote Beere ins Wasser (Xingúquellgebiet) und tötet den mit dem Pfeil durchbohrten Fisch mit einer kurzen Keule, damit er beim Zappeln nicht den Pfeilschaft zerbricht. Es finden sich auch Harpunen (Abb. 91, Fig. 9), doppel- und mehrspitzige Fischpfeile und ebensolche Fischspeere. Angelhaken sind vielfach erst durch die Europäer eingeführt worden, doch gibt es auch einheimische aus Knochen, Holz oder Palmstacheln. Die Tatsache, daß manche Tupístämme (z. B. die Osttupí) sie mit einem Khechuawort benennen, beweist, daß diese vorcolumbischen Angelhaken wohl zum Teil aus dem Gebiete der Hochlandskulturen stammten; das Vorkommen großer Raubfische, wie des Piranya (Serrasalmo) mit seinen messerscharfen Zähnen, hat die Ausbildung der Angelfischerei im tropischen Waldgebiete selbst verhindert. Reusen und Fangkörbe, die über die Fische gestülpt werden (oberer Madeira), beutelartige Käscher (Nordwestbrasilien) und Netze verschiedener Form sind hier und da verbreitet; eine Fischfangmethode, die für das ganze tropische Waldgebiet (auch für die Osttupí und Kainguá) typisch ist, ist das Vergiften des Wassers in abgedämmten Seitenarmen oder Seitenlagunen der Flüsse mit Blättern und Zweigen der Timbóliane.

Der Bodenbau der Indianer hat als bewundernswerte Leistung die Gewinnung der Maniokwurzel zu verzeichnen. Die Mandioka (Manihot utilissima) ist eine Giftpflanze aus der Familie der Euphorbiaceen, deren Wurzel erst durch einen langwierigen Prozeß entgiftet werden muß. Der Mais, der in vielen Gegenden eine ganz untergeordnete Rolle spielt, wurde ursprünglich im tropischen Waldgebiete nicht angebaut, sondern ist erst von Norden her, wahrscheinlich durch die Aruak (S. 236), eingeführt worden. Dasselbe gilt vom Tabak, der wohl den westlichen Stämmen ursprünglich ganz unbekannt war. Angebaut werden ferner Bataten, Yams, Bohnen, Pfeffer und

verschiedene, gewerblichen Zwecken dienende Pflanzen, wie Baumwolle, Pfeilrohr, Urukústrauch, von ursprünglich nicht amerikanischen Pflanzen Zuckerrohr und Melone. Die Bodenkultur tritt überall in der Form der Rodungswirtschaft auf; „nur wo der Boden feucht und fruchtbar genug ist, um den Wald aufkommen zu lassen, ist er ertragsfähig für die Mandioka- oder Maispflanzung“ (M. Schmidt), so daß also der Wald gefällt werden muß, um geeigneten Boden für eine Pflanzung zu erhalten.

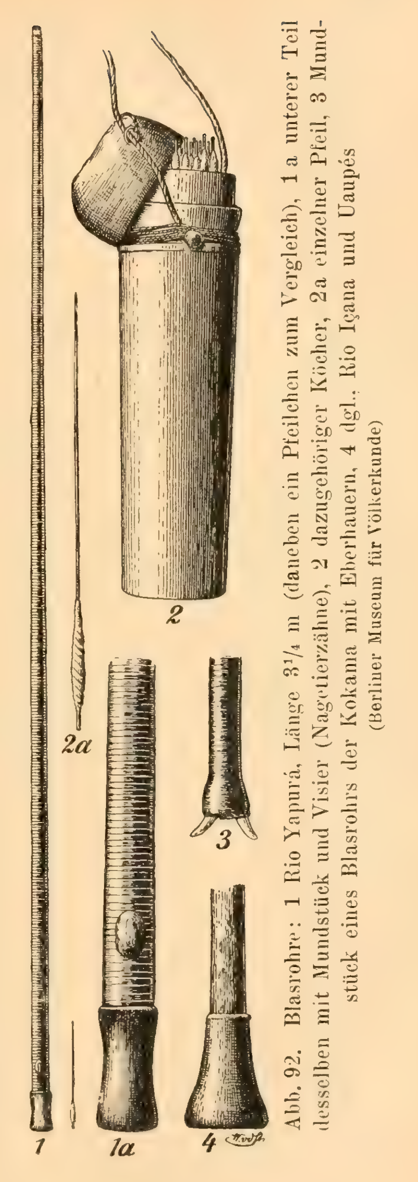


Abb. 92. Blasrohre: 1 Rio Yapurá, Länge $3^1/_4$ m (daneben ein Pfeilchen zum Vergleich), 1 a unterer Teil desselben mit Mundstück und Visier (Nagetierzähne), 2 dazugehöriger Köcher, 2a einzelner Pfeil, 3 Mundstück eines Blasrohrs der Kokana mit Eberhauern, 4 dgl., Rio Içana und Uaupés (Berliner Museum für Völkerkunde)

Um eine „Roça“ zu schaffen, wird ein Stück Wald mit der Steinaxt (Taf. X, Fig. 1, 2), dem wichtigsten aller Wirtschaftsgeräte des Indianers, gerodet, wobei man der Unzulänglichkeit der Werkzeuge durch geschickte Ausnutzung des „Windbruches“ (ein besonders großer und schwerer Baum am Rande des zu rodenden Waldes muß die anderen mit sich reißen) nachhilft; dann läßt man die gefällten Bäume die Trockenzeit über ausdorren, brennt Äste und Zweige ab und senkt in den durch die Asche zugleich gedüngten Boden die Mandiokastecklinge oder Maiskörner, nachdem man mit kleinen, zugespitzten Pflanzstöcken (Taf. X, Fig. 4) Löcher in die Erde gestochen hat. Die liegengebliebenen Baumstämme dienen den jungen Pflanzen gleich als Schutz gegen den Sonnenbrand. Die Rodung ist Sache der Männer; das Pflanzen und Säen besorgen die Frauen, denen auch die Verarbeitung der Bodenerzeugnisse obliegt. Die Mandiokaknollen werden geschält, auf einem Reibebrett (Taf. X, Fig. 5—7), dessen Urform die stachelige Stelzwurzel einer Palme ist (Nordostbolivien, Ucayali, Yuruna), geraspelt und durch Auspressen in einem geflochtenen Schlauch (Tipití, Taf. X, Fig. 10, 11), in Korbsieben (Taf. X, Fig. 9) oder Siebmatten aus Rohrstäbchen (Xingúquellgebiet) entgiftet. Die zurück-

bleibende dicke Masse wird an der Sonne oder am Feuer getrocknet und zum Teil als Dauervorrat verwendet, zum Teil zu einem groben Mehl (Farinha) zerstampft, das durch Korbsiebe (Taf. X, Fig. 8) gesiebt und auf flachen Tonplatten zu Fladen (Beijú, vgl. Taf. X, Fig. 13, 14) gebacken wird. Fürs erste Frühstück kocht man gern eine Mandiokamehlsuppe (Mingaú), wobei hölzerne Spatel zum Umrühren dienen. Beim Zerkleinern der Maiskörner benutzt man überall hölzerne, meist fest in den Boden eingefügte Mörser mit hölzernen Stampfern, im nordöstlichen Bolivien auch (wie im benachbarten Andengebiet) Mahlsteine oder Mahlbretter.

Feuer gewinnt man allgemein mit dem Quirlbohrer, dessen Bohrbrett am Purús aus zwei aufeinandergebundenen Stücken besteht (Taf. X, Fig. 15; vgl. auch Abb. 117); zum Anfachen ist der Feuerfächer, der im größten Teil des Gebietes geflochten ist (Taf. X, Fig. 16), im Westen aber aus einem Federbusch besteht, unentbehrlich. Bei der Zubereitung der Fische und des Fleisches wird eine Konservierungsmethode durch Rösten auf pyramidenförmigen Bratständern (im Tupi bukeng, daher „bukanieren") angewandt; die dicke, verbrannte Kruste, die sich dabei um das Fleisch bildet, ersetzt zugleich das Salz, das sonst durch Auslaugen von Pflanzenasche oder salzhaltiger Erde (Roroimagebiet) oder durch Abdampfen des Wassers von Salzquellen (Jivaro) gewonnen wird. Die Sucht nach Salz hat zu der weitverbreiteten Unsitte des Erd- oder Tonessens (Geophagie) geführt. Die gewöhnlichen Getränke sind Wasser, Fruchtsäfte oder auch in Wasser aufgelöste Farinha, das „Püserego" der Stämme des Xingúquellgebietes, die keine berauschenden Getränke kennen. Aber schon ihre nächsten Nachbarn stromabwärts, die Yuruna, brauen Kaschirí, den berauschenden Mandiokatrank, der im ganzen tropischen Waldgebiete verbreitet ist und auch den Osttupí in alter Zeit bekannt war. Die Gärung der in großen Holztrögen oder Kanus angesetzten Masse wird durch Zusatz von zerkauten Beijústücken bewirkt. Jedes freudige und traurige Ereignis feiert man durch Vertilgung von Unmassen des säuerlich-erfrischend schmeckenden Getränkes, und allgemeine Bezechtheit ist die Folge. Ähnliche berauschende Getränke liefern Mais und Palmfrüchte. Die Kultur der Fruchtbäume ist im tropischen Waldgebiete sicher uralt; das wird schon dadurch bewiesen, daß einer der Hauptnahrungsbäume der Indianer, die Pupunhapalme (Guilelmia speciosa), nur noch durch Schößlinge fortgepflanzt werden kann. Neben zahlreichen anderen Fruchtbäumen, Palmen und Bromeliaceen, wird jetzt auch die Banane allgemein angepflanzt.

Sie ist wohl erst nach der Entdeckung Amerikas eingeführt worden, denn die ganz unberührten Stämme des oberen Xingú kannten sie nicht. Von Narkotiken sind Tabak, Paricá (S. 17) und Koka bekannt. Tabak wird in Blattrollen geraucht, Paricá mittels Röhrenknochen geschnupft, Koka gekaut (Taf. X, Fig. 18—25). Tabakspfeifen sind, abgesehen von den ihre Stelle vertretenden Fruchtkapseln des Jequitibabaumes bei den Karajá (Taf. X, Fig. 19), bei den Konibo und Arekuná



Abb. 93. Pfahlbaudorf Santa Rosa an der Lagune von Maracaibo
(Nach Jahn)

in Gebrauch (Röhrenform) und durch Ausgrabungen in großer Menge aus Ostbrasilien bekannt, wo sie schon Lery (1557) bei den Tupí bezeugt. Der Anbau dieser Genußmittel und die Zubereitungsmethoden des Jägers (Braten und Rösten) sind Sache der Männer; das Arbeitsgebiet der Frau erstreckt sich über alles, was mit der Mandiokakultur zusammenhängt, daher auch auf Kochen und Backen und die Bereitung des Kaschirí.

Durch die lange, zwei bis drei Jahre dauernde Reifezeit der Mandioka wird, wie Max Schmidt bemerkt hat, die Seßhaftigkeit im höchsten Grade gefördert. Eine ergiebige Wirtschaft war ohne Seßhaftigkeit einfach nicht möglich. Allerdings müssen die Häuser im Laufe der Zeit den Pflanzungen nachrücken, wenn diese

nach Erschöpfung eines Bodenstückes verlegt werden. Sie liegen, um vor dem Hochwasser geschützt zu sein, auf hohen Uferbarrankas oder tief im Walde, eine ganze Strecke vom Fluß entfernt. In Nordostbolivien (im Moschogebiet) fand Nordenskiöld von mächtigen Kulturschichten überdeckte Mounds, die ehemals die Häuser und Mandiokapflanzungen der Indianer trugen, wenn in der Regenzeit die Savannen weithin überschwemmt waren (S. 233). Pfahlbauten kommen seltener vor, als man erwarten sollte, und sind nicht immer geographisch bedingt, da sie z. B. im Innern Guayanas auf dem trockenen Boden der Savannen, selbst auf Hügeln stehen.

Sie finden sich längs der ganzen Nordküste, bei den Galibi, Warraú und besonders in der Umgebung des Sees von Maracaibo (Abb. 93), wo sich bei ihrem Anblick den ersten Entdeckern der Vergleich mit den auf Pfahlrosten stehenden Häusern Venedigs aufdrängte (daher der Name Venezuela „Klein-Venedig"). Ferner erscheinen sie im Roroimagebiete, bei den Oyampi und an der Amazonasmündung, bei den Uitoto am oberen Yapurá, den Omagua am oberen Amazonas und bei den Moscho; die Tschakobo haben Vorratshäuser auf Pfählen wie die Tschiriguano. Eine interessante Abart der Pfahlbauten sind die schwimmenden, auf Flößen errichteten Häuser der Paumarí in den Lagunen des unteren Purúsgebietes.

Dorfanlagen in unserm Sinne gibt es meist nicht; die Ansiedlungen sind mehr unseren Höfen zu vergleichen: Vereinigungen von oft nicht mehr als zwei oder drei Hütten.

Eine Ausnahme machen die Karajá mit ihren stattlichen Zeilendörfern aus dreißig bis sechzig Hütten, die sich in langen Reihen, eine Straße von Giebelhäusern bildend, am Strande erheben. Einen dritten Typus bilden die Einhausdörfer des Uaupésgebietes, wo ein einziges, riesiges Sippenhaus bis zu hundert Personen beherbergt. Häufig besteht ein Unterschied zwischen Sommer- (Trockenzeit-) und Winter- (Regenzeit-) Obdachen. Wohnungswechsel wird auch durch die Moskiten- und Stechfliegenplage verursacht; bei den Rukuyenne am Yarý zerfiel die Ansiedlung sogar in ein luftiger gebautes Tagdorf und ein Nachtdorf mit festverschlossenen Hütten. Die aus Holz, Lianen, Blättern und Palmstroh errichteten Hütten zeigen teils Rund-, teils Viereckstil, die bisweilen, wie in Guayana (Abb. 83, Fig. 5), nebeneinander vorkommen, im übrigen aber ein getrenntes Verbreitungsgebiet haben. Im Roroimagebiet stehen stattliche Kegeldachhütten, die deshalb praktisch sind, weil sie den wilden Stürmen, die täglich über dieses Tafelland dahinbrausen, keine größere Fläche darbieten (Abb. 94); bei den Makiritáre besitzen sie Wände, deren hölzernes Gitterwerk einen Bewurf von Lehm und fein zerschnittenem Stroh trägt, und haben so riesige Abmessungen, daß beim Bau im Innern der Hütte ein hohes Gerüst errichtet werden muß, um die Deckarbeiten zu ermöglichen. Sonst finden sich Kegeldachhütten noch bei den Yahuna u. a. am Apaporís (Abb. 83, Fig. 4 und Abb. 95), am oberen Marañon und am Purús. Der Viereckstil hat seine großartigste Entwicklung in den „Malokas" des Uaupésgebietes erlebt; das in Abb. 83, Fig. 1 abgebildete Gerüst einer solchen zeigt den breiten Mittelraum,

der für den Verkehr frei bleibt, während an den Seiten die durch Mattenwände voneinander geschiedenen Familienabteile liegen. Das Ganze ist mit schindelartigen Lagen von Palmblättern gedeckt und an den Giebelwänden mit Matten oder bemalten Rindenstücken (Abb. 106) bekleidet zu denken. Einfachere Giebeldachhütten finden sich bei den Ucayalistämmen. Offenbar unter dem Einfluß des altertümlichen, südlichen Rundstils (S. 297) sind Giebeldachhütten mit halbrunden Ausbauten an beiden Enden entstanden, deren Dach bis auf den Erdboden herabreicht, und die alle Übergangsformen bis zu scheinbar reinen Bienenkorbhütten aufweisen (Purússtämme, Paressí, Schavajé, Xingúquellgebiet; vgl. Abb. 83, Fig. 2, 3).



Abb. 94. Kegeldachhaus der Yekuaná, mit einem Zentralpfosten
(Nach einer Photographie von Koch-Grünberg)

Die Inneneinrichtung der Hütten (Abb. 95) ist vor allem durch die Hängematte gekennzeichnet. Sie gehört zu den Haupterrungenschaften der Kultur der Waldindianer und hat sich, wenn auch vielleicht erst unter dem Einfluß der Aruak, Karaiben und Tupí, bei den meisten Stämmen eingebürgert Ursprünglich wohl überall aus Palmfaser hergestellt, wurde sie, als sich der Baumwollanbau von Westen her verbreitete, auch in Baumwolle nachgebildet. Dies geschah zuerst sicherlich nicht bei den Aruak, die meist die Palmfaserhängematten beibehalten haben (wie die isolierten Stämme des Westens), sondern bei den Tupí, die auch in einem Gebiet von Palmfaserhängematten (am oberen Marañon) baumwollene benutzen, und bei den Karaiben. In Mischgebieten der drei Stämme,

z. B. in Guayana und am oberen Xingú, stellt man Hängematten her, deren Kette aus Palmfaser und Einschlag aus Baumwolle besteht.

Die Karajá fertigen zwar Baumwollhängematten an, schlafen aber trotzdem auf dem Boden; bei Tage dienen sie ihnen als Umhang, bei Nacht als Decke zum Schutz gegen Moskitos und Tau. Entweder ist hier die Hängematte erst neuerdings von einem anderen Volke übernommen worden, ohne eine Änderung in den alten Schlafgewohnheiten hervorzubringen, oder aber die Karajá



Abb. 95. Inneres eines Rundhauses der Makuna am Rio Apaporis (Außenansicht s. Abb. 83, Fig. 4). Mit vier im Quadrat gestellten Zentralpfosten, die den offenen Giebel tragen, und sechzehn niedrigeren, einen Kreis bildenden Stützpfosten des Daches. Zwischen beiden die Familienabteile; der Mittelraum bleibt für den Verkehr frei

(Nach Koch-Grünberg)

haben, wie Krause meint, es erst unter dem Einfluß der umwohnenden Gêsvölker verlernt, sie zum Schlafen zu gebrauchen. Älter als die Hängematte und von ihr auf die Ostabhänge der Anden zurückgedrängt, wo die Hängematte wegen der nächtlichen Kühle unpraktisch war, ist das Plattformbett (Catre) mit Rohr-, Stab- oder Riemenwerk, das sich z. B. noch bei den Yurakáre, Schipibo und Jivaro findet. Geschnitzte Schemel, die entweder vier Füße oder kufenartige Seitenstützen haben und in beiden Fällen nicht selten Tiergestalt annehmen (Xingúquellgebiet, vgl. Abb. 100, Fig. 6), der Herd, allerlei Haus-

gerät, wie Kochtöpfe (Taf. X, Fig. 12), Kalabassen, die oft mit Brandmalerei verziert sind, Behälter aus Gürteltierpanzern, geflochtene Deckelschachteln, im Westen auch Holzschüsseln und Holzlöffel, die den Einfluß der Andenkultur verraten, machen die übrige Einrichtung aus. Seine Wohnung teilt der Indianer mit einer Unmenge gezähmter Tiere (außer Hunden, Affen und Papageien selbst mit Tapiren, jungen Krokodilen, Jaguaren und großen Raubvögeln in Lattenkäfigen), die lediglich zum Vergnügen gehalten werden, ohne einen anderen Zweck als höchstens den, daß sich die Vögel, deren Federn man zum Schmucke braucht, von Zeit zu Zeit ein Rupfen gefallen lassen müssen. Zu einer wirklichen Haustierzucht ist der Indianer nicht gekommen; nicht einmal der Hund ist allgemein als Haustier verbreitet (z. B. nicht im Xingúquellgebiete). Von Europäern eingeführte Haustiere werden auch nur zur Zierde gehalten, selbst die Hühner (S. 239), deren Eier man sogar verschmäht. Eine einzige Ausnahme bilden die aruakischen Goajiro; sie haben sich seit der Einführung europäischer Rinder zu einem viehzuchttreibenden Volke entwickelt.

Während das Schutzbedürfnis fast überall festere Hausbauten hat entstehen lassen, ist der Indianer an seinem eigenen Körper sorgloser gewesen; seine Kleidung ist meist nur ganz geringfügig, wenn sie auch nirgends, wenigstens bei den Männern, ganz fehlt. Vielfach tritt das Bestreben hervor, die Geschlechtsteile vor dem Eindringen von schädlichen Insekten, z. B. Carapatos (einer Zeckenart) zu schützen.

Dies erreicht man am einfachsten und zugleich am wirksamsten auf zweierlei Art: durch Zusammenschnüren der Vorhaut (Abb. 99) oder Hochbinden unter die prallsitzende Hüftschnur (Yauaperý und Schirianá, Ahuischiri und Karipuna. Purúsvölker und Stämme des Xingúquellgebiets, Karajá und Paressí) und durch Aufsetzen eines Penisfutterals aus Palmblatt (hauptsächlich Tupívölker: Mundrukú und Apiaká, Yuruna und Tapirapé). Ein Schnurbüschelchen oder ein kleiner viereckiger Lappen, die vorn an der Hüftschnur hängen (Yamamadí, Paressí) heben das hochgebundene Glied eher hervor, als sie es verhüllen. Ähnliche Vorrichtungen bei den Frauen sind seltener; das „Uluri" der Frauen des Xingúquellgebietes (ein dreieckig gefaltetes, den Schameingang verschließendes Stück Bast) gehört hierher. Die häufig auf Marajó gefundenen, bemalten Tondreiecke (Tanga) scheinen Nachbildungen solcher Schamdeckel zu sein.

Diesen Schutzvorrichtungen gegenüber sind wohl mehr der Verhüllung dienende Trachtstücke, wie Schambinde und Schurz, jünger.

Lange, hübsch bemalte Bastschurze tragen die Tukanomänner als Festtracht (Taf. XI), kürzere, viereckige aus Perlengeflecht die Frauen der Taulipáng und Makuschí (Abb. 96). Männer und Frauen tragen auch Faser- und Fransenschurze, erstere z. B. die Yahunamänner, letztere die größeren Karajámädchen; die erwachsenen Frauen dieses Stammes legen eine lange Bastbinde um den Leib, drehen sie auf dem Rücken zusammen und ziehen das Ende zwischen den Beinen durch nach vorn und wieder unter der Binde durch, so

daß es lang herabfällt. Im Süden (Tschikito, Moscho, Paressí) und bei den Osttupí tritt als Frauentracht das Tipoy auf, ein oben und unten offener, nahtlos gewebter Sack aus Baumwolle, der sich nach Nordenskiöld aus dem Kindertragband (s. u.) entwickelt hat. — Vollständige Bekleidung, natürlich unter dem Einfluß der westlichen Kulturvölker, besitzen die Völker an der Andengrenze (oberer Marañon, Ucayali, Madeiraquellgebiet); hier herrscht das Kusma (ein ärmelloses Hemd aus Baumwolle, Baststoff oder Palmfasergewebe) bei beiden Geschlechtern, bei den Männern auch der Poncho.



Abb. 96. Taulipángmädchen mit einem Schurz aus Glasperlen, die auf Baumwollfäden aufgereiht sind
(Nach einer Photographie von Koch-Grünberg)

Schon mehr ins Gebiet der Körperverunstaltungen gehören breite Gürtel oder Bauchbinden aus Rinde, Bast, Perlenschnüren oder Baumwolle, da sie selten abgelegt werden, prall anliegen und oft ein Vorquellen des Fleisches an den Rändern bewirken.

Die merkwürdigsten Beispiele solcher Rindengürtel sind die starren Korsette der Umaúa (Abb. 97). Weichere, aber auch prallsitzende Bastgürtel tragen die Yahuna, handbreite, panzerartig den Leib umschließende Gurte aus Glasperlen die Yuruna, Tschipaya und Kuruahé. Die Yamamadí am Purús legen die Baumrindengürtel nur beim Blasrohrschießen an, angeblich weil sie kräftigeres Blasen ermöglichen. Schnelleren Lauf sollen sie bei den Miranya bewirken. Solchen praktischen Zwecken von Körperdeformationen begegnen wir öfter; sie werden wohl zu manchem, später reinem „Schmuck" den Anstoß gegeben haben. Einschnürende Baumwollbinden um Oberarm und Unterschenkel (vgl. Abb. 87) sind die Nationalabzeichen aller Karaibenstämme; sie sollen die Muskelkraft des Trägers erhöhen. Auch andere Stämme tragen diese oft mit langen Fransen versehenen Binden, z. B. die Yuruna, Paressí und Karajá; bei den letzteren sind prallanliegende Armstulpe mit krempenartig nach außen umgebogenen Rändern, die aus Baumwolle gestrickt und mit Urukú gefärbt werden, Abzeichen der unverheirateten Männer und Frauen (Abb. 99). Über die unzähligen Formen der echten Körperverunstaltungen hier auch nur einen Überblick zu geben, ist unmöglich. Es genügt zu sagen, daß sich Ohr-, Ober- und Unter-

lippen-, Nasenscheidewand-, ja selbst Nasenflügeldurchbohrung mit zahlreichen Beispielen belegen lassen. Wenn auch manche Uitotostämme von der Größe ihrer Ohrpflöcke den Namen Orejones („Großohren") bekommen haben (Abb. 98), so finden sich doch selten so unförmige „Verzierungen" wie die Lippenpflöcke der Gêsstämme; die großen Scheiben aus Muschelschale, mit denen die Miranya und Mayoruna in früherer Zeit ihre Nasenflügel ausdehnten, sind mehr ein alleinstehendes Kuriosum. Man trägt Federn in den Ohren (Bakairí), Stäbe, kurze Pflöcke (Abb. 97) oder Federn in Nasenscheidewand, Mundwinkel und Unterlippe; der Lippenpflock (Tembetá) der Osttupí war aus Holz oder grünem Stein und in der Form einem kleinen Zylinderhute mit flacher Krempe nicht unähnlich. Am vielseitigsten sind die Karajá. Ihre Kinder haben in den Ohrläppchen Rohrstäbchen mit zierlichen Federrosetten, deren Mittelstück ein Perlmutterscheibchen bildet, die Erwachsenen einfache Stäbe mit Ritzzeichnungen. Auch die Lippenzierate der Männer sind bei ihnen nach dem Lebensalter verschieden: Kleine Kinder tragen zierliche Knochenstifte in der Unterlippe, dann treten dreieckige Muschelstückchen an ihre Stelle, um im Jünglingsalter Holzpflöcken Platz zu machen, die in eine bis 25 cm lange Lamelle auslaufen (Abb. 99). Mit zunehmendem Alter werden immer kürzere Pflöcke bevorzugt, so daß schließlich bei Männern über fünfzig Jahren nur noch ein kurzer Knopf den Zierat bildet. Schwere, aus Quarz, Alabaster oder Bergkristall geschliffene, bis 17,5 cm lange Lippenpflöcke, die für sehr kostbar gelten, erhalten die Karajá von den Tapirapé (Krause).

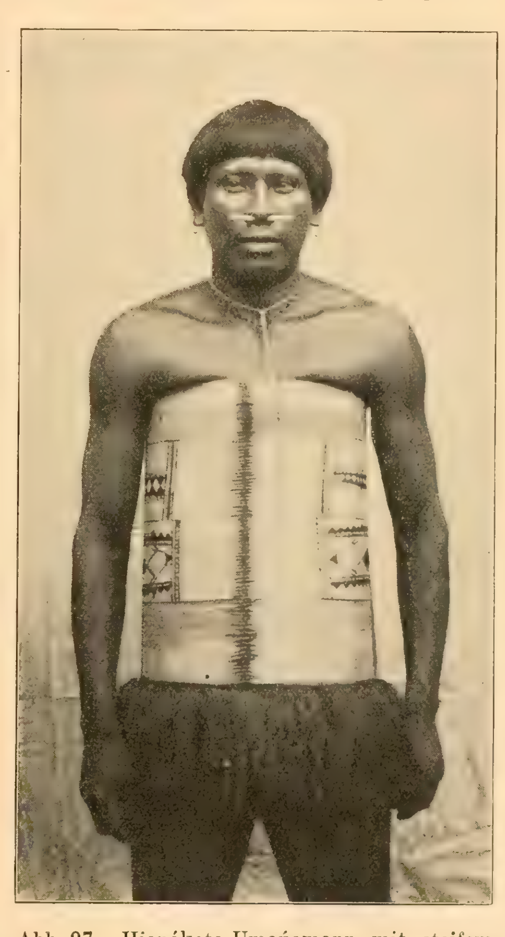


Abb. 97. Hianákoto-Umaúamann mit steifem Rindenkorsett, um das noch weiche, bemalte Bastbinden gelegt sind
(Nach Koch-Grünberg)

Tatauierung dient, wie viele andere Verunstaltungen, als Stammesabzeichen; so bei der weitverbreiteten Karaibenhorde zwischen

dem unteren Madeira und Xingú, die bald Arumá, bald Arara oder Apiaká heißt, eine blaue, vom Auge zum Mundwinkel laufende Linie, bei den Tupí sprechenden Apiaká am Tapajóz dagegen eine den Mund umgebende und zu den Ohren hinauflaufende, täuschend einer Bartbinde ähnelnde Zeichnung.

Auch bei den Jurí und Passé tatauierten sich beide Geschlechter einen Fleck um den Mund. Bei den Karajá wird jedem Erwachsenen als Stammesabzeichen auf beiden Wangen ein Kreis eingeschnitten und mit blauschwarzer Farbe eingerieben (Abb. 99). Die größten Künstler im Tatauieren sind die Mundrukú; mit einer Art Kamm aus Palmstacheln bedecken sie sich das Gesicht und den ganzen Körper mit langen, parallelen Streifen. Ähnliche Wirkungen erzielen die Bakairí auch ohne die bestimmte Absicht, sich zu schmücken, mit dem Wundkratzer zu medizinischen Zwecken — ein wichtiger Fingerzeig für die Entstehung des Tatauierens überhaupt (Karl von den Steinen).



Abb. 98. Orejone vom Rio Napo mit großen Ohrpflöcken
(Nach einer Photographie von Kroehle)

Wenn viele Berichte als Beweggründe für das Bestreichen des Körpers mit farbigen Erden Kühlung und Schutz gegen Insekten angeben, so ist auch für die bei den Südamerikanern geübte Bemalung des ganzen Körpers mit dem schönen Urukúrot (aus der Frucht der Bixa Orellana) und dem glänzenden Blauschwarz der Genipapofrucht ein Ausgangspunkt gegeben; daneben kann freilich die Bemalung mit zierlichen, auch sonst der Ornamentik angehörenden Mustern (vgl. Abb. 81) ganz selbständig entstanden sein. Bei dem letzteren Verfahren benutzt man im Westen außer Malstäben häufig Holzstempel mit eingeschnittenen Mustern (Orinoco-, Uaupés-, Ucayaligebiet, Yurakáre); bei den Karajá werden diese in der denkbar einfachsten Weise von zwei zusammengebundenen

Rohrstäbchen mit ausgeschnittenen Enden, die einfache S-Muster ergeben, gebildet. Vielleicht sind diese Stempel ein Element der Hochlandskultur Columbiens, wo sie weit verbreitet sind, wie ja auch eine andere, bei den westlichen Stämmen häufig beobachtete Sitte, das Schwarzfärben der Zähne, offenbar auf eine Nachahmung der unabsichtlich (durch Kokakauen) geschwärzten Zähne der Hochlandsvölker zurückgeht (Nordenskiöld).



Abb. 99. Schambioámänner in vollem Schmuck. Der Mann links vom Beschauer trägt ein großes Hinterhauptdiadem, dessen Federn (am Rande weiß, in der Mitte rot) in einem hufeisenförmigen, geflochtenen Träger stecken, der Mann rechts einen einfachen Federreif, eng um den Hals gewundene Glasperlenstränge und geflochtene Unterarmmanschetten (das Zeichen des Unverheirateten)
(Nach Ehrenreich)

Wie bei allen Völkern mit vorwiegend schlichtem Haar, kommen auch bei den Indianern des tropischen Waldgebietes kunstvolle Haartrachten nicht vor.

Während man alles Körperhaar, vor allem im Gesicht, sorgfältig durch Ausreißen entfernt, begnügt man sich beim Haupthaar mit Verschneiden oder teilweiser Rasur. Wo das Haar seine natürliche Länge behält, wird es gescheitelt und im Nacken nicht selten mit Baststreifen zu einem Zopf zusammengebunden, wie bei den Yuruna und den Tukanostämmen zwischen Uaupés und Yapurá. Die Yuruna und ihre Verwandten rasieren sich noch dazu das Stirnhaar bis auf einen kleinen, runden Fleck ab, den sie mit den feuerroten Pollen einer Bananenart bekleben (Abb. 105 b). Am oberen Orinoco und bei vielen anderen Stämmen wird das Haar ringsherum so verschnitten, daß eine Kappe entsteht; dazu treten

dann noch häufig Tonsuren, die mit scharfem Lanzengras ausrasiert werden (Xingúquellgebiet). Der Haarpflege dienen überall Kämme aus Palmholzsplittern, die durch ein oder zwei Querhölzchen zusammengehalten (Abb. 100, Fig. 8) oder ein zierliches Geflecht verbunden sind; in Nordwestbrasilien sind doppelseitige Kämme dieser Art zugleich Haarschmuck.

Was dem Südamerikaner an kunstvollen Frisuren fehlt, ersetzt er durch reichen Schmuck, vor allem aus Federn.

Südamerika ist das klassische Land des Federschmuckes; die größten Federkünstler sind die Karajá am Araguaya, die Ojana und Makuschí in Guayana, die Stämme des Uaupésgebietes und die Mundrukú am Tapajóz. Die Mannigfaltigkeit ist ungeheuer; einige charakteristische Formen zeigen unsere Abb. 99 und Taf. XI. Die Karajá besitzen (außer den abgebildeten Schmucken) Federdiademe, Federhelme und große Federräder, die fächerartig auseinandergebreitet und um einen Haarschopf am Hinterhaupt gelegt werden, die Mundrukú Netzhauben mit eingeknüpften Federchen und einem Nackengehänge aus steifen Ararafedern und die Ojana riesige Kopfaufsätze, Korbgestelle, die ganz unter herumgelegten Federbinden verschwinden und eine prächtige Bekrönung durch einen Busch langer, nickender Federn erhalten. Zum Federkopfschmuck kommen noch Rückengehänge, Oberarmgehänge, Schurze aus Federn, ja ganze Federmäntel (Osttupi, Mundrukú); all' das leuchtet und strahlt in der Farbenpracht der tropischen Vogelwelt, von der vor allem Papageien, Araras, Adler, Ibisse und Reiher ihre Federn hergeben müssen. Natürlich ist dieser kostbare Federschmuck nur Festtracht und wird sonst sorgfältig in geflochtenen Deckschachteln oder Mappen verwahrt.

Die Menge des übrigen Körperschmuckes ist unübersehbar: Ketten aus Jaguar-, Wildschwein- und Affenzähnen, aus durchbohrten Steinen und Schneckenschalen, Fruchtkernen und rasselnden Fruchtkapseln, aus schillernden Flügeldecken von Buprestis- oder Rückenhörnern von Herkuleskäfern (beide besonders im Westen, am Uaupés, Napo und Ucayali), durchbohrte Quarzzylinder (Uaupésgebiet, s. Tafel XI) usw. Diese letzteren gelten als große Kostbarkeiten, einmal wegen der schwierigen, langdauernden Bearbeitung und dann, weil überhaupt der Stein im Haushalte des Waldindianers eine so geringe Rolle spielt. Man hat oft von der „Steinzeit" dieser Südamerikaner gesprochen, ganz mit Unrecht. Der geologische Bau des Amazonasbeckens bedingt den gänzlichen Mangel an geeigneten Steinen; das einzige Werkzeug, das man noch allgemein aus Stein anfertigt, ist das zur Herstellung der „Roça" nötige Beil, dessen Klinge in den Schaft eingelassen oder an ihm festgebunden wird (Taf. X, Fig. 1 u. 2); für alle anderen geben Pflanzen- und Tierwelt die Materialien her.

Bambussplitter und scharfe Piranyagebisse (S. 244) liefern Messer, Muscheln Schaber und Hobel, Zungenknochen des Pirarucúfisches Reibeisen, Affen-



Tafel IX — *Mexikanische Kultusaltertümer*

1 Opfermesser mit mosaikinkrustiertem Griff (Mensch in Vogelverkleidung), 1/5 n. Gr.; 2 Opferblutschale aus Augit-Porphyrit (Quauhxicalli „Adlerschale"), 1/4 n. Gr.; 3 und 4 Räuchergeräte, 1/4 und 1/7 n. Gr.; 5—9 Musikinstrumente (5 : 1/10 n. Gr., 6 : 1/8 n. Gr.). — Die Wandverzierung von 2 (Adlerfedern, darüber menschliche Herzen) drückt symbolisch Namen und Zweck des Gefäßes aus, die von 5 zeigt Jaguar und Adler als Repräsentanten der Krieger, die von 6 das Gesicht des Gottes Quetzalcouatl mit der schnabelartig vorgezogenen Mundpartie

1 in der Christy Collection des Britischen Museums, 2—4 und 7—9 im Berliner Museum für Völkerkunde, 5 im Museum von Toluca (nach Seler), 6 im Pariser Trocadéro-Museum (nach Hamy)



Tafel X *Bodenbau im tropischen Waldgebiet Südamerikas*

Die Mehrzahl der Geräte ist im Text erläutert. Von den Mandiokareibebrettern sind 5 und 6 mit Steinsplittern, 7 mit Palmstacheln versehen. Die Mandiokapresse 10 wird durch Ausdehnen, 11 durch spiraliges Zusammendrehen des geflochtenen Schlauches gehandhabt. 13 und 14 Beijúwender, 18 Tabakspaket. Die große Zigarre mit geschnitzter Traggabel 20 ist eine am breiten Ende gerauchte, mit Tabakpulver gefüllte Blattüte. Der Schnupfapparat 21 besteht aus Doppelröhre (aus Vogelknochen) und Dose (aus Schneckenschale). Kokablätter werden in pulverisiertem Zustande, mit Asche oder Kalk vermischt, entweder mittels eines Knochenlöffels aus einer Kalabassenschale (22) gegessen oder mittels eines Röhrenknochens aus Kalabassen (23) oder Baumbastsäckchen (24) eingesaugt; 25 Kokakalkdose aus Kürbis, deren breiter Rand sich lediglich durch das Abwischen des Kalkspatels bildet (vgl. Tafel XII, Fig. 2 und Abb. 151)

1, 3. 4, 7, 13 und 14 Xingúquellgebiet. 2 Rio Ucayali, 5, 9, 10, 17 und 18 Aruakstämme am Içana, 12, 20, 22—24 Tukanostämme am Uaupés, 6 Makiritáre am oberen Orinoco, 8 und 16 Britisch Guayana, 11, 15 und 21 Yamamadi und Ipuriná am Purús, 19 Karajá am Araguaya, 25 Stämme der Sierra Nevada de Sta. Marta. — 1/12 n. Gr. (Sämtliche Originale im Berliner Museum für Völkerkunde)

knochensplitter und Hundsfischunterkiefer (mit ihren spitzen Eckzähnen) Bohrer und Pfriemen, mit einem Affenknochen geschäftete Kapivarazähne Meißel (Sirionó, Guayakí), Vorderklauen des Riesengürteltieres Wühlhacken (vgl. Taf. X, Fig. 3).

Man versteht Steine und harte Fruchtkerne zu durchbohren und aus einem Holzkloben kunstvolle Sitzschemel zu schnitzen. Der stellenweise recht hohe Stand der Technik ist zu einem sehr wesentlichen Teil der Ausbreitung der Aruak zu danken, die in Flechtkunst, Weberei und Töpferei überall die Lehrmeister waren. Die Flechtkunst ist von denkbar primitivsten Formen, wie dem aus einem einzigen Palmblatt hergestellten Korbe Nordostboliviens oder den aus zwei ineinander geflochtenen Fächerpalmblättern bestehenden Körben des Xingúquellgebietes, bis zu den feinsten, reich gemusterten Korbschalen und Blasrohrköchern (Uaupésgebiet), Deckelschachteln und Sieben (Guayana), Tipitís und Feuerfächern fortgeschritten (vgl. Taf. X, Fig. 8—11, 16) und wird hauptsächlich in der Art des sogenannten Stufengeflechtes betrieben. Daneben kommt, besonders für Tragkörbe, das offene, dreisträhnige Gittergeflecht in Betracht. Mit hölzernen Stäben und Knochennadeln stellt man hübsche Knüpfarbeiten (Fischnetze, Taschen, Haarhauben usw.) her. Die Hängematten aus Baumwolle und Palmfaser mit ihrem Doppelfadengeflecht bilden den Übergang zur Weberei, die Palmfaser-, Nessel- und Baumwollstoffe hervorbringt. Die Fäden werden mit der Hand auf dem Schenkel gedrillt oder mit Spindeln (Abb. 100, Fig. 9) gesponnen, die beim Gebrauch entweder senkrecht stehen und darum einen nach unten sich verdickenden Stab besitzen, oder wagerecht liegen. Der Webstuhl ist abweichend vom peruanischen gestaltet, insofern als die Kettenfäden um zwei Stäbe herumlaufen, so daß die fertige Arbeit die Form eines Ringes ohne Naht hat (vgl. die Tipoys, Seite 252, und die Kindertragbänder der Frauen). Gewöhnlich kann der Ring durch Herausziehen eines Fadens geöffnet werden, wie bei den Geweben der Yurakáre und Tschakobo; im andern Falle muß er zerschnitten werden. Wahrscheinlich ist dieser Webstuhl eine Erfindung der Aruak oder wenigstens durch die Aruak von Norden her verbreitet worden (Nordenskiöld). Auch die Töpferei ist die uralte Kunst und das ausschließliche Vorrecht aller Aruakstämme, von denen sich noch heute in Surinam und Ostperu, am Uaupés und im Xingúquellgebiete Karaiben und Tupí, Tukano und Pano die Töpfe machen lassen.

Erklärung der Abb. 100

1—3 Masken, 4 Beijúwender, 5 Tongefäß, 6 Sitzschemel, 7 geflochtene Figur, 8 Kamm, 9 Spinnwirtel, 10 Tanzkeule, 11 Kürbisbehälter. Das beliebteste Ornament der Xingúkunst ist neben dem „Uluri“ (S. 251; aneinandergereihte Dreiecke) das „Mereschu“ (vgl. 1, 2, 4, 9, 11). Es stammt von der Flechtkunst her, wird aber realistisch als „Fisch im Netz“ aufgefaßt. Das Erscheinen realistischer Fischfiguren auf den Masken (vgl. 1, 3) ist besonders bedeutungsvoll, weil es im Verein mit dem Mereschu-Muster beweist, daß die Masken ursprünglich dem Fischfangzauber dienten. — Die plastischen Verzierungen stellen eine Eidechse (5), einen Vogel (6) und Jaguare (8) dar. 7 ist eine Kröte. 1 und 11 Bakairí, 2 Auetö́, 3, 4, 9 und 10 Kamayurá, 5, 6 und 8 Mehinakú, 7 Nahuquá. (1 $^1/_{15}$, 2 $^1/_6$ und 3 $^1/_9$ n. Gr.)

Sämtliche Originale im Berliner Museum für Völkerkunde. (Nach Karl von den Steinen)

Allerdings haben auch die Tupí-Guaraní eine originale, wenn auch ziemlich primitive Töpferei besessen; sie stellten vor allem große Totenurnen her und bevorzugten als Verzierung die Fingereindruck-Ornamentik (Abb. 84). Die Töpferei der Aruak hat in älterer Zeit ihre höchste Blüte an der Amazonasmündung (Insel Marajó und Küste nördlich davon, Abb. 87) und im Gebiete der Moscho (Abb. 86) erreicht, wie die Funde vorgeschichtlicher Keramik in diesen Gegenden beweisen (S. 235). Die Töpfe werden meist aus Tonwülsten spiralig aufgebaut; an die Stelle der älteren Randösen zum Durchziehen von Schnüren nach dem Vorbilde der Kalabassen (Moscho, Marajó, oberer Paraná) sind in Nordwestbrasilien, am Orinoco und an der Nordküste Henkel getreten, die Nordenskiöld auf Einflüsse aus den westlichen Kulturgebieten zurückführt. Geometrische Verzierungen, die vor dem Brande aufgemalt werden, und glänzender Firnis zeichnen die Tonwaren im Uaupés- und Ucayaligebiet aus (Taf. X, Fig. 17), während die Töpfchen des Xingúquellgebietes unbemalt sind und durch plastische Ansätze die Form von allerhand Tieren erhalten haben (Abb. 100, Fig. 5).

Eine Kunst, die besonders im Westen (Bolivien, Ostperu, Uaupésgebiet) ausgebildet ist, ist die Verarbeitung von Rindenstoffen zu Kleidungsstücken, Arm- und Bauchbinden, Tanzmasken usw. Durch Klopfen mit gerieften Holzschlägeln oder flachen Steinen befreit man den Bast von seinen holzigen Teilen und erzielt bisweilen einen ausgezeichneten Stoff; das Bastkusma der Ucayalistämme und die glatten, weißen Bastschambinden der Karajáfrauen (S. 251/2) geben gewebten Stoffen an Geschmeidigkeit und Festigkeit kaum etwas nach.

Die Baststoffe sind ebenso wie die Gefäße und alle anderen Geräte des Haushaltes mit einer Ornamentik bedeckt, die, wie uns die Untersuchungen Max Schmidts gelehrt haben, durchweg rein geometrischen Charakters ist und ihre Wurzel in den einfachen, technisch entstandenen Mustern der Stufenflechterei hat. Wie die

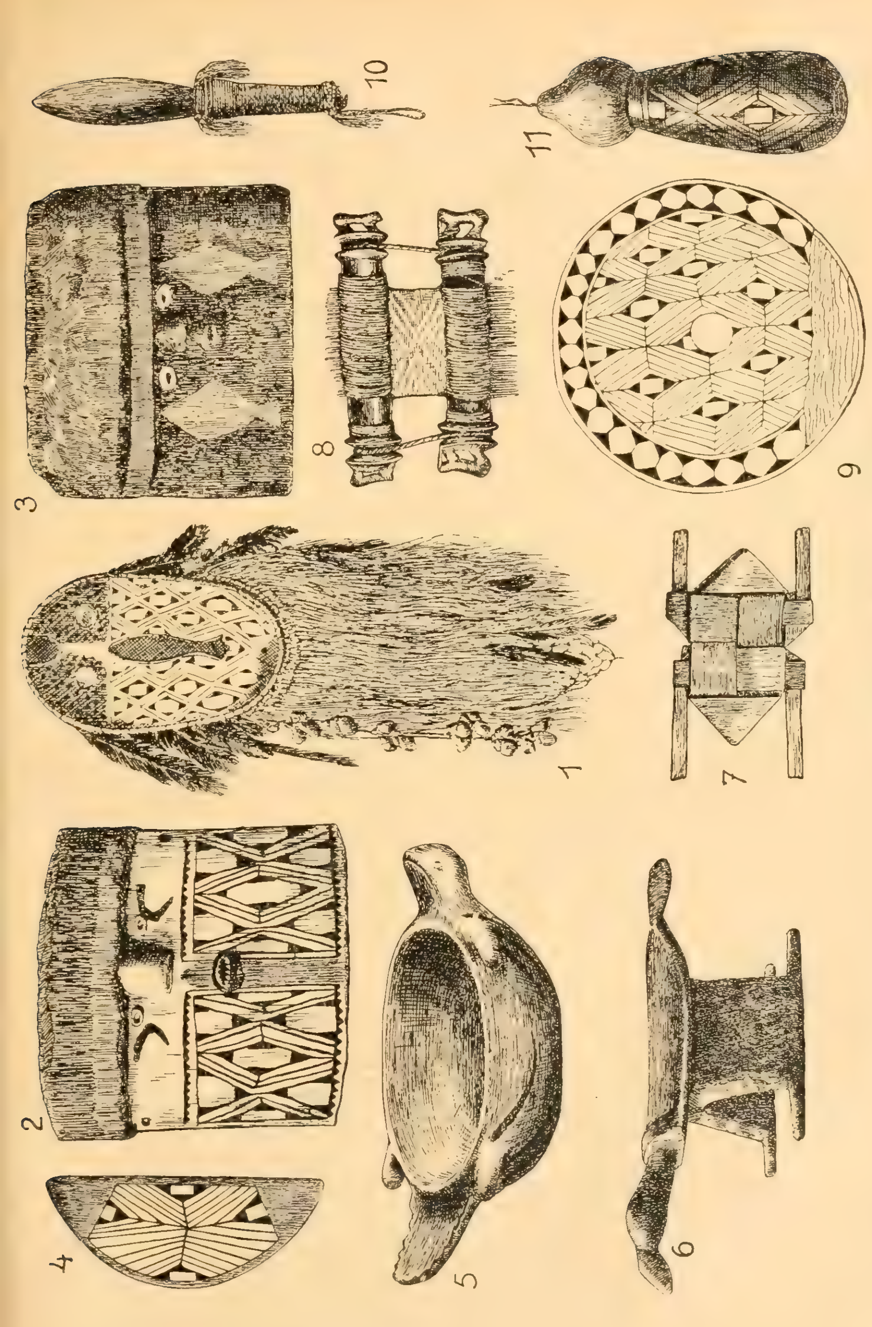


Abb. 100. Kunst der Völker des Xingúquellgebietes

Nordamerikaner haben auch ihre südlichen Rassengenossen in diese Muster nicht selten realistische Figuren hineingesehen, wofür die Xingú-Ornamentik besonders lehrreiche Beispiele liefert (Abb. 100, Fig. 1—4, 9, 11). Die entwickelte Viereck- und Mäanderornamentik der Guayana- und Rio Negro-Flechtkunst steht weit über dieser einfachen Flächenverzierung des oberen Xingú. Die Plastik wird jetzt fast nur noch durch Sitzschemel und Töpfe in Tiergestalt, geflochtene Tierfiguren und Tanzmasken vertreten (Abb. 100, Fig. 2, 3, 5—8). Einst war das anders, wie manche seltenen Schaustücke unserer Sammlungen aus den Fundplätzen am unteren Amazonas (Grünsteinfiguren, geschnitzte Keulen, menschengestaltige Tonurnen) beweisen.

In der strengen Arbeitsteilung zwischen Mann und Weib, die im letzten Grunde auf dem Gegensatze von Jägertum und Bodenkultur, tierischer und pflanzlicher Nahrung beruht (s. o.), liegen bereits die Wurzeln für die Ausbildung von Gewerben. Neben dem Haus- und Einzelgewerbe ist auch das Stammesgewerbe weit verbreitet.

Fast jeder Stamm hat seine Spezialität, was zu einem regen Außenhandel (meist in der Form eines Austauschs von Gastgeschenken, da Märkte und Wertmesser noch nicht bekannt sind) führt; im Xingúquellgebiete sind die Aruakstämme die Töpfer, die Trumaí machen Steinbeile, die Nahuquá Kalabassen, die Bakairí eine bestimmte Art Halsketten — sie sind „zóto“, „Herren“ dieser Artikel. Ähnlich ist es überall, so mit Schmuckfedern, Hängematten, Mandiokareibern und Kanus, vor allem aber mit dem Pfeilgift, dessen Zubereitung nur wenige Stämme kennen (S. 241) und zu dessen Erlangung weite Handelsreisen unternommen werden.

Bei den Handelsfahrten benutzte man natürlich meist die Wasserwege. Als Fahrzeug tritt das Floß ganz hinter dem Kanu zurück. Die Jangada, das noch heute auf dem Amazonenstrome vielgebrauchte Balkenfloß, ist eine durch die Europäer verbesserte Form der Flöße der Osttupí, bei denen die Schiffahrt wohl am höchsten stand; ein lebhafter Seeverkehr herrschte besonders an den Küsten von Maranhão und Bahia, und neben dem Balkenfloß besaßen die Osttupí auch gewaltige Rindenkanus, die bis fünfzig Mann Besatzung führten, und Einbäume, denen Simão de Vasconcellos (1672) sogar eine Besatzung von hundertfünfzig Ruderern nachsagt.

Das Rindenkanu ist sowohl im Innern Guayanas als auch am oberen Xingú und Madeira, am Purús und Tapajóz in Gebrauch. Es wird aus der Rinde dicker, gerader Bäume (z. B. Jatobá) hergestellt; um die enormen Rindenstücke loszulösen, errichtet man an den Bäumen hohe Gerüste, die Hans Staden

bei den Osttupí genau so fand wie Crevaux drei Jahrhunderte später im Hinterlande Guayanas (Friederici). Der Bau der Kanus ist meist sehr einfach; am oberen Xingú sind sie 9 m lang, vorn zugespitzt und am hinteren Ende eingestülpt, so daß ein breites Heck entsteht (Abb. 88, Fig. 4). Kunstvoller sind die Einbäume (Corial, Ubá), durch die vornehmlich die Warraú, Otomaken und Sáliva in ganz Guayana und Venezuela berühmt waren. Die Karaiben der Nordküste verstanden die Einbäume noch weiter durch Aufsetzen einer 20—30 cm hohen Bordplanke zu vervollkommnen; diesen Bootstyp unterschieden die Spanier als Piragua von dem einfachen Einbaum. Die Ruder besitzen meist eine krückenförmige Handhabe und haben ein lanzettliches, kreisrundes oder nach unten sich verbreiterndes Blatt (letztere Form in Guayana und bei den Yuruna), das nicht selten in eine Spitze ausläuft.

Der Indianer ist ein vorzüglicher Schiffer, der die gefährlichen Stromschnellen, an denen die Flüsse seiner Heimat so reich sind, kühn und sicher nimmt. Um bequeme Verkehrswege zu haben, durchzogen die alten Moscho ihr Land mit zahlreichen Kanälen (S. 233). Doch scheut man auch nicht vor langen Fußmärschen zurück. Die Beinmuskulatur der Paressí, die auf den endlosen, sandigen Strecken ihrer Heimat im Mato Grosso oft meilenweite Märsche machen müssen, ist darum nach Max Schmidts Beobachtungen ganz besonders gut entwickelt. Um die Füße vor dem scharfen Quarzgeröll zu schützen, verfertigen die Indianer am Roroima leichte, elastische Sandalen aus den unteren, breiten Blattstielenden der Mauritiapalme (einer der seltenen Fälle, wo wir von einer einheimischen Fußbekleidung im tropischen Waldgebiete hören). Das Haupttransportgerät für den Landmarsch ist der mittels eines Stirnbandes getragene Rückenkorb (vgl. Abb. 79), statt dessen am oberen Xingú Gestelle mit Wänden aus einem Baststreifengeflecht gebraucht werden. Kleine Kinder werden von den Müttern auf der linken Hüfte oder in einem bandelierartig um die Schulter gelegten Gurt aus Bast oder gewebtem Stoff getragen.

Gegenüber dem reichen Material, das wir über die sozialen Verhältnisse der Nordamerikaner besitzen, müssen wir uns in Südamerika vorläufig noch mit sehr dürftigen Angaben behelfen. Augenscheinlich liegt ein festgefügtes Gentilsystem ziemlich selten vor. In den Fällen, in denen es sich um Aruak handelt, erscheint es mit Totemismus und Mutterfolge verbunden; bei den westlichen Stämmen hören wir auch von exogamen Clanen mit Vaterfolge.

Bei den Arawaken Guayanas fand Im Thurn siebenundvierzig Sippen mit Tier- und Pflanzentotems; die Goajiro, deren Lebensverhältnisse sich freilich

seit der Einführung der Viehzucht sehr geändert haben, gruppieren sich in dreißig Sippen, die nach Tieren (Jaguar, Reh, Sperber, Wildschwein usw.) benannt sind. Die Uitoto, die Preuß besuchte, zerfallen in einunddreißig exogame Clane mit Vaterfolge, deren jeder ein großes Sippenhaus bzw. einen Pfahlbau bewohnt und einen Namen trägt, der meist von Tieren oder Pflanzen abgeleitet ist. — Außer in den erwähnten Fällen hören wir von Totemismus bei den Jurí, von Mutterfolge bei den Warraú und vielen Stämmen Zentralguayanas, bei den Paressí und den Stämmen des Xingúquellgebietes; wo von Mutterfolge nicht direkt gesprochen wird, deuten die Vererbung der Häuptlingswürde auf den Schwestersohn und der Familienwechsel des Mannes bei der Heirat (d. h. sein Übersiedeln in das Haus seiner Frau) darauf hin, z. B. bei den Karajá, bei denen außerdem Haus, Hausgerät und Boot der Frau gehören und Waisen und Kinder eines Witwers von den Verwandten der Mutter, besonders ihrem Bruder, unterhalten werden. Nach Max Schmidt sind Mutterfolge und Exogamie, die meist in der Form der Lokal- oder Stammesexogamie auftritt (z. B. in Nordwestbrasilien, im Xingúquellgebiet usw.), zu den Hauptmitteln zu zählen, mit denen die Aruak bewußt ihre wirtschaftliche Expansion betrieben haben. Die Exogamie diente ihnen dazu, engere Beziehungen zu den Nachbarstämmen anzuknüpfen, die Mutterfolge dazu, die abhängige Bevölkerung fest mit der Herrenklasse zu verketten, und es ist sehr bemerkenswert, daß die Aruak-Herrenklasse (S. 232) das mutterrechtliche Prinzip nur für die abhängige Bevölkerung gelten läßt, bei sich selbst aber nicht anwendet. So erklärt sich das Nebeneinander grundverschiedener Eheformen bei einem und demselben Stamm, das man in Guayana, am oberen Xingú und bei den Paressí beobachtet hat. Die Ehe auf Grund friedlicher Übereinkunft, bei der oftmals die Kinder schon in jugendlichem Alter miteinander verlobt werden und der Mann in die Familie der Frau übergeht, ist die übliche Eheform der Abhängigen, die Raubehe, bei der sich der Mann seine Frau gewaltsam von auswärts holt, um von ihrer Verwandtschaft unabhängig zu bleiben, die Eheform der Herrenklasse, die gewöhnlich durch die Hausvorsteher dargestellt wird. Da bei weiterer Entwicklung der wirtschaftlichen Verhältnisse nicht immer Gelegenheit war, die Frau zu rauben, haben sich mildere Formen des Eheschlusses eingebürgert: entweder ein Scheinraub oder die Kaufehe, bei der der Ehemann der Familie der Frau für die wirtschaftliche Schädigung, die ihr aus dieser Durchbrechung des mutterrechtlichen Prinzips erwächst, eine Entschädigung zahlt.

Die Bildung von Großfamilien kommt in den Mehrfamilienhäusern zum Ausdruck, die über das ganze tropische Waldgebiet verbreitet sind. Eine der größten „Malokas“, die Koch-Grünberg im Uaupésgebiete sah (S. 248), hatte 29 m Länge, 18,60 m Breite und besaß 16 Feuerstellen. Nicht viel geben diesen die riesigen Sippenhäuser der Yamamadí am Purús und der Tschakobo im oberen Madeiragebiete nach, wo Nordenskiöld sonst nur kleinere Häuser fand. Dieselben Tschakobo besitzen auch Männerhäuser. Auch sonst ist der Zusammenschluß der unverheirateten Männer

häufig. Bei den Mundrukú bewohnt die waffenfähige Jugend, allezeit kampfbereit, ein gemeinsames Haus, und bei den Karajá hausen die unverheirateten Männer in einer besonderen Hütte zusammen mit gefangenen Kayapóweibern, während sie die Frauen des eigenen Stammes nicht berühren dürfen. Nicht mehr reine Männerhäuser sind die „Flötenhäuser" der Stämme des Xingú-Quellgebietes, in denen Musikinstrumente, Masken und Tanzanzüge hängen, Gäste übernachten und Frauen nicht gelitten werden. Die Stellung der Frauen ist sonst durchweg eine gute zu nennen; sie sind durchaus nicht die Lasttiere, als die sie von früheren Reisenden geschildert worden sind, und haben meist schon ein kräftiges Wort mitzureden.

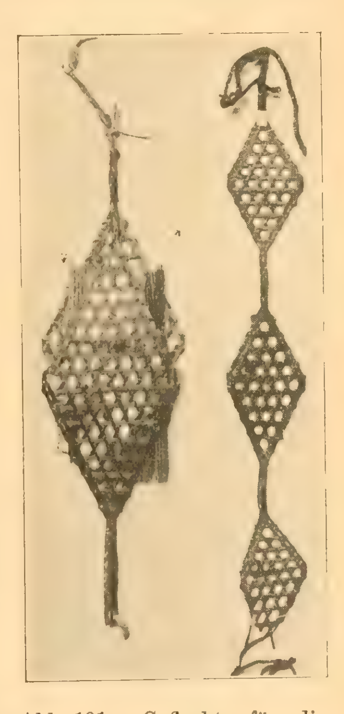


Abb. 101. Geflechte für die Ameisenmarter aus Britisch Guayana und Surinam (Arawak). Durch das Geflecht links muß der Knabe den Arm stecken, das Geflecht rechts wird ihm auf den Rücken gelegt. ($^1/_7$ n. Gr.) (Berliner Museum für Völkerkunde)

Im allgemeinen scheint die Dorfgemeinde die gesellschaftliche Einheit zu sein oder, wo das Dorf durch ein großes Sippenhaus dargestellt wird, wie im Uaupésgebiete, die Hausgemeinschaft. Die Stämme sind überall in eine Reihe solcher selbständiger Dorfgemeinschaften zersplittert; daher sind auch die Häuptlinge überall Dorfhäuptlinge, die die Verteilung des gemeinsamen Landbesitzes vornehmen und auch sonst in allen Gemeindeangelegenheiten die Leitung haben, in früheren Zeiten den Stamm im Kriege anführten und jetzt vor allem zur Repräsentation gegenüber den Fremden verpflichtet sind. Bisweilen kann ein Dorfhäuptling Ansehen über die engen Grenzen seines Bezirkes hinaus erlangen; das wird besonders von den Völkern am Orinoco und Rio Negro, aber auch von den Karajá berichtet. Solchen Häuptlingen ist hier und da in älterer Zeit auch die Zusammenfassung mehrerer großer Stämme zu einem Bunde geglückt; es ist bemerkenswert, daß in derselben Gegend, wo einst Aruakstämme sich zu dem mächtigen Manaos-

bunde zusammengeschlossen haben, noch heute die Zentrale des brasilianischen Staates Amazonas liegt. Anfänge einer Ständegliederung sind auch in dem Verhältnis der Herrenschicht zu der abhängigen Bevölkerung bei vielen Aruakstämmen (z. B. den Paressí) gegeben. Von einer Sklaverei ist außer bei den erwähnten Stämmen mit starkem Häuptlingstum auch bei den Mundrukú und Mauhé die Rede. — Der Häuptling ist endlich der Schiedsrichter in Streitigkeiten; die Rechtspflege ruht sonst im wesentlichen noch auf den sozialen Verbänden, daher die allgemein geübte Blutrache.

Sie ist bei den Makuschí und anderen Stämmen des zentralen Guayana zu einem merkwürdigen Systeme ausgebildet: der Bluträcher (Kanaima) fällt einer regelrechten Wahnidee zum Opfer; er löst alle Familienbande, verfolgt seinen Feind und hat nicht eher Ruhe, als bis er ihn im Schlafe überfallen und ermordet hat.

Das Leben innerhalb des Stammes ist durch manche eigenartige, primitive Sitte gekennzeichnet. Da ist z. B. die weitverbreitete Couvade: Der Mann ist verpflichtet, mit der Frau zusammen das Wochenbett abzuhalten, wobei er denselben strengen Fastenvorschriften unterworfen wird wie sie, allerhand Blutabzapfungen und Geißelungen über sich ergehen lassen muß und sich, oft tagelang in der Hängematte ruhend, von jeder schwereren Arbeit fernzuhalten hat, da sonst das Kind schweren Schaden nehmen würde. Ganz besonders sind während der Zeit der Couvade bestimmte Tierarten tabu, an deren natürlichen Eigenschaften und Fehlern das Kind teilhaben würde, wenn der Vater von ihrem Fleisch äße.

Südamerika ist, wie Kunike gezeigt hat, das klassische Land der Couvade, und zwar hauptsächlich der Norden. Ihre Hauptverbreitung hat sie wohl bei den Karaiben des Festlandes und der Inseln gehabt, aber auch bei den Aruak scheint sie allgemein zu sein, ferner wird sie bei den Mundrukú und Omagua (Tupí), bei den Jurí und Yurakáre erwähnt. Der Keim zu dieser merkwürdigen Sitte liegt nach Kunike in dem bei mutterrechtlichen Anschauungen ganz natürlichen Bestreben, den Vater des Kindes vom Männerhaus zu entfernen und an die Familienhütte zu fesseln. Hiermit verbinden sich totemistische Ideen — der Glaube an den engen Zusammenhang eines Kindes mit Tieren, die deshalb für den Vater tabu sind — und die Vorstellung besonders naher Beziehungen zwischen dem Vater und dem Neugeborenen (das Kind ist gleichsam der „kleine Vater"; es gewinnt so viel an Kraft, wie der Vater durch Einhaltung einer bestimmten Diät oder durch Blutentziehung verliert).

Wenn die Zeit der Geschlechtsreife herangekommen ist, werden mit Knaben und Mädchen allerlei Mut-, Kraft- und Standhaftigkeitsproben vorgenommen.



Abb. 102. Südamerikanische Keulen: a Makiritáre, b Osttupi, c Karajá. d Amahuaka, e Kayapó, f Suyá, g Yahuna, h Kobéua, i Toba, k Makuschi. Die Keulen sind meist aus schwerem Palmholz; die längste (e) mißt 1,66 m. b ist ein sehr altes, prachtvoll gearbeitetes Stück

(Berliner Museum für Völkerkunde)

a

b

c

Abb. 103. Südamerikanische Schilde: a Waffentanz der Juri mit Tapirhautschilden, b Holzschild der Tapanyuna (oberer Tapajóz), Vorder- und Rückansicht c Holzschild der Jivaro. ($^1/_{16}$ n. Gr.)

(a nach Martius, b und c im Berliner Museum für Völkerkunde)

Bei den Karaiben und Aruaken Guayanas und des Orinocogebietes, bei den Mauhé und Koreguaje setzt man sie Stichen von Ameisen und Wespen, die zwischen den Maschen eigentümlich geformter Geflechte (Abb. 101) festgehalten werden, aus, oder aber sie werden mit großen Peitschen bis aufs Blut geschlagen, wie bei den Mura und Omagua. Bei den Paressí müssen die Jünglinge eine dicke Stange, die wie eine Reckstange zwischen zwei Pfählen befestigt ist, mit den Schultern durchbrechen, um eine Probe ihrer Kraft abzulegen. Beschneidung gleich nach der Geburt oder später ist oder war bei den isolierten Stämmen des Nordwestens (Otomaken, Sáliva) und ihren Aruaknachbarn üblich, ferner bei den Tikuna und Konibo; in fast allen Fällen wird sie nicht nur an Knaben, sondern auch an Mädchen in teilweise recht barbarischer Weise vorgenommen. Sonst werden den Mädchen Geißelungen verabfolgt, wie den Knaben (Uaupésgebiet), oder sie werden zum Fasten verurteilt und müssen eine Zeitlang in der rauchigen Hüttenkuppel zubringen (Mundrukú und Mauhé).

Die Ehe ist meist eine Einehe und wird ohne besondere Zeremonien geschlossen; in wie verschiedener Weise, ist schon oben erwähnt worden. Sonst werden alle wichtigen Ereignisse im Leben des Einzelnen und der Gemeinde in oft tagelangen Festen, bei denen Kaschirígelage, Musik und Tänze die Hauptrolle spielen, gefeiert.

Von Musikinstrumenten fehlten, ebenso wie in Nordamerika, alle Saiteninstrumente und Fellpauken ursprünglich ganz. An erster Stelle sind Flöten zu nennen: neben Querflöten, vor allem Panpfeifen (Westen, Guayana, Xingú und Araguaya), die nach v. Hornbostels Untersuchungen nicht nur in der äußeren Form, sondern auch in den Tonreihen und der absoluten Tonhöhe vielfach vollkommen mit altperuanischen übereinstimmen, also zweifellos ein westliches Element darstellen. Große Blashörner aus Holz, Rohr oder Kürbis, die weitverbreitet sind, hält Nordenskiöld für ursprünglich einheimisch nur, wenn sie am Ende angeblasen werden, während er die Trompeten mit seitlichem Blasloch für einen, wenn auch schon sehr alten, Import der Neger ansieht. Weiter sind Schlitztrommeln zu erwähnen, die aber mehr zu den Signalinstrumenten gehören (s. u.), Kürbisrasseln, die zugleich wichtige Ausrüstungsstücke des Zauberarztes sind, Klappern aus Tierklauen oder Fruchtschalen, Tanzstäbe aus ausgehöhltem Palmholz, die, taktmäßig auf den Boden gestoßen, dumpfe Töne abgeben, Rassellanzen (Uaupés-, Yapurágebiet) usw. Die Tänze haben oft mimischen oder dramatischen Charakter; Fischzüge, Jagdepisoden, kriegerische Taten werden dargestellt. Zur Erhöhung der Wirkung setzt man Masken auf: damit ist der Übergang zu den magischen Tiertänzen gegeben (s. u.). Von Spielen ist das S. 236 erwähnte Ballspiel mit hohlen Kautschukbällen, die nicht mit der Hand, sondern nur mit Kopf oder Bein, Schulter oder Hüfte fortgeschleudert werden dürfen, weitverbreitet (Otomaken, Auető, Paressí usw.); sonst spielt man mit Maisblattbällen, die mit den Händen geschlagen werden.

Nicht immer ist der Verkehr zwischen den Stämmen, der jetzt meist aus Zusammenkünften bei Tanzfesten, zu Handelszwecken usw. besteht, friedlich gewesen; ältere Berichte wissen

viel von kriegerischen Völkern, die weithin ihren Namen furchtbar machten, von blutigen Fehden und barbarischen Kriegssitten zu erzählen, und die Kriegswaffen zeigen noch heute mannigfache und zweckmäßige Ausbildung.

Kriegswaffen sind z. B. die mittels Wurfbrettern (s. o. S. 240) geschleuderten, mit steinernen Endkolben versehenen Wurfspeere des Xingúquellgebietes, ferner 2—3 m lange Stoßlanzen mit einer Spitze aus Bambusrohr (die Nationalwaffe der Jivaro und Mundrukú) oder Jaguarröhrenknochen (Karajá). Die Lanzen sind bisweilen nur zugespitzte Stangen, aber mit deutlich abgesetzter Spitze (Uaupés- und Purúsgebiet). Die größte Mannigfaltigkeit der Formen zeigen die Keulen, die in der Gestalt runder Stab- oder Flachkeulen auftreten (die Stabkeulen an der Südostgrenze des Waldgebietes, die Flachkeulen mehr im Westen und in Guayana; Abb. 102). Max Schmidt hat auf die enge Formverwandtschaft dieser Kriegskeulen mit Wirtschaftsgeräten (Grabhölzern, Rudern, Rührhölzern, Webeschwertern, Maisstampfern, Bastklopfern) hingewiesen und ist der Meinung, daß die merkwürdigen kurzen, vierkantigen Keulen Guayanas (Abb. 102 k) auf Axtstiele zurückgehen, da diese Keulen nicht selten durch eingesetzte Steinbeilklingen bewehrt sind. Vielfach werden die Keulen nur noch als Tanz- oder Zeremonialwaffen gebraucht (Abb. 102 h). — Bambusdolche mit Widerhaken sind bei den Kaschinaua angetroffen worden. Als Schutzwaffen dienen Rundschilde aus Tapirhaut oder Holz bei Jurí (Abb. 103 a), Jivaro (Abb. 103 c) und Panostämmen am oberen Juruá; sie werden mittels eines Quergriffes ebenso am linken Unterarm getragen, wie die viereckigen Schilde der Umaúa und Moscho, während ein Breitschild vom oberen Tapajóz den für Schilde dieser Art sonst typischen Längsgriff aufweist, den der Träger mit der Hand umfaßt (Abb. 103 b). Auch die Schilde sind häufig zu Tanz- und Sportgeräten geworden, wie bei den Desana und Warraú. — Während ein Schutz der Dörfer durch besondere Verteidigungswerke nicht bekannt ist, schuf man sich im Westen, wo kriegerische Völker besonders oft ihre Nachbarn beunruhigten, ein vorzüglich organisiertes Signalwesen mit Hilfe der großen, zwischen vier Pfosten aufgehängten Schlitztrommeln (Abb. 104), die, mit Kautschukklöppeln geschlagen, in stillen Nächten auf weite Strecken hin gehört wurden, das Herannahen des Feindes verkündeten und zu gemeinsamer Verteidigung aufforderten, in Friedenszeiten aber zur Teilnahme an den Festen zusammenriefen. Erst neuerdings ist die große Verbreitung dieses Signalwesens vom Orinoco bis zu den Anden (heute noch bei den Tukano, Uitoto und Jivaro) festgestellt worden; es hat sich teilweise zu einer regelrechten Trommelsprache ausgewachsen. Auch bei den Auetö́ am oberen Xingú dienten ähnliche Holzpauken zum Zusammenrufen der Dorfgenossen. Die Kriegsführung besteht, wie bei allen Indianern, aus Überfällen aus dem Hinterhalte, selten aus offenen Kämpfen. Kriegervölker, wie die Miranya, Jivaro, Mundrukú, Osttupí, hatten es schon zu einer organisierten Kriegsführung gebracht, vor allem die Mundrukú, die Irokesen Südamerikas, die den Ruf ihrer gefürchteten Tapferkeit im achtzehnten Jahrhundert noch über den Tocantins hinaus bis nach Ostbrasilien verbreiteten; allgemeine Wehrpflicht, geordneter Vormarsch, Vorposten- und Signalwesen heben ihre Kriegsführung bereits auf eine höhere Stufe. Den getöteten Feinden schnitten sie die Köpfe ab, die nach

der Entfernung des Gehirns mit Ton und vegetabilischen Ölen behandelt, über Feuer gedörrt und mit Federgehängen und künstlichen Augen (Harzballen) geschmückt wurden (Abb. 105 b) und für den Krieger ein kostbares, auszeichnendes Besitztum bildeten; er befestigte den Kopf mit einer Schnur am Gürtel oder steckte ihn auf eine Stange und trug ihn so überall bei sich. Die Schädeltrophäe fand sich auch sonst bei den Tupístämmen allgemein. Bei einem anderen Volke den Jivaro, hat sie sich in einer ganz besonders merkwürdigen Form erhalten, die, wie Seler nachgewiesen hat, bereits in der vorincaischen Zeit Perus bekannt war und wohl von dorther stammt: man zertrümmert das Knochengerüst des Kopfes, entfernt es durch einen Einschnitt am Hinterhaupt und dörrt den übrigbleibenden „Skalp“ durch Hineinlegen heißer Steine, so daß er zur Größe eines Affenkopfes zusammenschrumpft, aber die Form der Gesichtszüge bewahrt. Diese Köpfe (tsantsas, vgl. Abb. 105 a), deren zusammengenähte Lippen mit Knotenschnüren verziert werden, bilden den Mittelpunkt eines Festes, bei dem sie auf einen Pfahl gesteckt und umtanzt werden; von nun an sind sie persönliche Fetische ihrer Besitzer. — Auch die Menschenfresserei ist als Kriegssitte, als Racheakt an dem gefangenen Feinde, nicht selten; ihr liegen natürlich auch animistische Gedankengänge — das Verlangen, die Seele des tapferen Feindes in sich aufzunehmen, daneben die Furcht vor der Rache des Totengeistes — zugrunde. In dieser Form findet sie sich im Westen (Kaschibo, Miranya), vor allem aber bei den Ost- und Zentraltupí (Apiaká), die ihre Kriegsgefangenen eine Zeitlang gut behandelten, sogar mit Frauen des Stammes verheirateten, um sie dann eines Tages mit einer Keule zu erschlagen, zu zerstückeln und zu verzehren. Der einen Gefangenen erschlagen hatte, mußte einen neuen Namen annehmen.



Abb. 104. Signaltrommel der Tukano
(Nach Koch-Grünberg)

Das religiöse Leben der Waldindianer weist selten eine über primitiven Zauberglauben und Animismus hinausgehende Entwicklung auf; nur bei den Völkern am Ostrande der Anden und bei den Osttupí finden sich höhere Formen, die, worauf Ehrenreich zuerst hingewiesen hat, wohl sicher auf Einflüsse der Andenvölker

zurückzuführen sind. Sonst stehen noch überall die Zauberhandlung und der Zauberpriester (Piay, Piaje, Pajé) im Vordergrunde des religiösen Lebens. Der letztere wird von einem älteren Genossen in der Einsamkeit auf seinen Beruf vorbereitet, muß sich allerhand Proben unterziehen, z. B. Fasten, Kasteiungen und dem Genuß ekelerregender Substanzen (bei den Galibi läßt man ihn eine



a b

Abb. 105. Kopftrophäen der Jivaro (a) und Mundrukú (b). Die letztere ist der von den Mundrukú erbeutete Kopf eines Yuruna mit der charakteristischen Haartracht dieses Stammes und reicher Verzierung nach Mundrukúart (mit Federbinden, Baumwollschnüren usw.) (Berliner Museum für Völkerkunde)

Flüssigkeit trinken, in der Tabak- und Quinquinablätter aufgeweicht und einige Tropfen der Verwesungsflüssigkeit eines Menschen enthalten sind), und übt, wenn er seine Charakterstärke dabei bewiesen hat, sein Amt in der gewöhnlichen Weise durch Exorzismus, Fern- und Sympathiezauber, magische Krankenheilung, Wetterzauber und ekstatischen Verkehr mit der Geisterwelt aus.

Sein Handwerkszeug bilden die Kürbisrassel, das Schwirrholz als Lärminstrument zur Vertreibung der Geister (es hat z. B. bei den Karipuna noch ernste Bedeutung, ist dagegen bei den Stämmen des oberen Xingú zu einem harmlosen Spielzeug geworden), die Zigarre, aus der er dichte Rauchwolken auf die kranken Stellen am Körper des Patienten bläst, Holzstäbchen, Steinchen, ein Dorn, eine Feder oder ein Tierzahn — die Dinge, die er scheinbar aus dem Körper des Patienten als Krankheitsstoff hervorsaugt. Die Kur ist wie gewöhnlich mit Kneten, Saugen, Beblasen, Beräuchern, Anhauchen, Anspucken der kranken Teile verbunden.

Nach dem Glauben der Roroimastämme findet bei der Kur ein Ringkampf zwischen dem guten und dem bösen Zauberarzt statt, in dem der erstere, natürlich mit Unterstützung der guten Geister, siegt. Um mit dem Iguanchi (dem höchsten Wesen) in Verkehr treten zu können, bedarf der Zauberarzt (Huischinu) der Jivaro eines Getränkes, das durch Abkochung einer Liane (Banisteria caapi) gewonnen wird und drei Tage währende, visionäre Zustände erzeugt. Dieser Prozedur unterwirft er sich auf einem Hügel angesichts des gewaltigen Andenvulkans Sangay, der als Sitz Iguanchis gilt.

Keine Krankheit, kein Todesfall wird auf natürliche Ursachen zurückgeführt; immer ist es ein außerhalb des Stammes Stehender, der den Krankheitsstoff in den Körper des Betreffenden hineingehext hat, am häufigsten natürlich ein mächtiger Zauberer, und so kommt es, daß ganze Stämme sich gegenseitig der Behexung beschuldigen, z. B. in Guayana die Wapischana die Makuschí, am Purús die Ipuriná die Yamamadí. Dieser unbekannte, zunächst ganz unbestimmt gedachte Zauberstoff („das Gift"), den ein Stamm gegen den anderen, ein Mensch gegen den anderen wirken läßt, heißt Marakaïmbara bei den Stämmen des Uaupésgebietes, Kanaima bei denen des mittleren Guayana; bei den letzteren bezeichnet man mit Kanaima auch den feindseligen Besitzer dieses Zauberstoffes und andererseits seinen Gegner, der auszieht, um einen Todesfall an jenem zu rächen (S. 264). Die ganze Vorstellung geht wohl auf dieselbe Wurzel zurück, wie der Glaube an das Zauberfluidum, das die Nordamerikaner mit Orenda, Manito oder Wakonda bezeichnen (s. o. S. 109, 121).

Als Gegenmittel wenden die Taulipáng, wie Koch-Grünberg berichtet, Zaubersprüche an, die nicht nur von den Zauberärzten, sondern von jedem mit Erfolg gebraucht werden können und für jeden Einzelfall ihre besondere, auffallend an die „Merseburger Zaubersprüche" erinnernde Form haben. Sie beziehen sich immer auf eine kurze Mythe, die gewissermaßen die Einleitung dazu bildet, und in der hilfreiche Tiere, Pflanzen oder Naturgewalten oder auch die heimtückische Gesinnung irgendeines Stammesgenossen eine Rolle spielen. Wie jeder Gegenzauber zugleich wieder Zauber ist, werden diese oft formelhaft gewordenen Sprüche z. B. auch zur Erleichterung von Geburten, in der Absicht, Feinde zu Freunden zu machen u. dgl., gebraucht.

An diesem ursprünglichen Zauberglauben haben sich nun auch bereits allerlei Vorstellungen über das Wesen der Seele emporgerankt. Der Glaube an eine Mehrheit von Seelen findet sich z. B. bei den Taulipáng. Bei Träumen und narkotischen Zuständen hält man allgemein die Seele für zeitweilig, beim Tode für dauernd vom Körper getrennt. Die Totenseele gilt als neiderfüllt und rachsüchtig gegenüber den Hinterbliebenen, und so geht man überall gegen sie, die bald auch mit bösartigen Dämonen aller Art verschmilzt (bei den Osttupí z. B. mit unheimlichen Waldkobolden, Kaipora und Yuruparý), angreifend oder abwehrend vor. Dies tritt in der Behandlung der Sterbenden und Toten und in den Bestattungsformen in sehr realistischer Weise hervor, wie Koch-Grünberg in seiner Monographie über den Animismus der Südamerikaner ausgeführt hat.

Grabbeigaben. Bestattung in der Hütte selbst (Uaupésstämme, Mundrukú, Yuruna) oder Errichtung einer besonderen Hütte über dem Grabe (Purússtämme, Karajá) verfolgen den Zweck, den Toten zu versöhnen; er wird ganz so behandelt wie ein Lebender. Daher liegt er auch im Grabe in seiner Hängematte, bisweilen selbst freischwebend, um nicht mit der Erde in Berührung zu kommen (Karajá). Der wilde Maquarritanz der Arawaken in Britisch-Guayana, bei dem sich die Teilnehmer gegenseitig blutig peitschen, hat den Zweck, der Rachsucht des Toten gewissermaßen entgegenzukommen. Eine Reihe anderer Maßnahmen zielt darauf, die Rückkehr des Totengeistes gewaltsam zu verhindern (Zerstörung seiner Hütte, Schwingen der Schwirrhölzer bei den Karipuna, Peitschenknallen bei den Ojana) oder ihn wehrlos zu machen (Verstümmelung oder Fesselung des Leichnams; auch die Umzäunung des Grabes im Xingúquellgebiet gehört hierher). In den weitaus meisten bisher erwähnten Fällen liegt einfaches Erdbegräbnis vor, bei dem der Tote in eine Hängematte eingewickelt, auf ein Brett gebunden oder in einen ausgehöhlten Baumstamm (Kanu) gebettet wird. Anders war die Bestattungsform der meisten östlichen Tupistämme (Guaraní, Tupinamba), die ihre Toten in großen Urnen (Igaçabas, Abb. 84) beisetzten, damit die Erde den Toten nicht beschwere — vielleicht wohl auch, um die Rückkehr des Totengeistes wirksam zu verhindern. (Über den mutmaßlich westlichen Ursprung des Urnenbegräbnisses vgl. S. 234.) Von dieser direkten ist die sekundäre Bestattung in Urnen (Abb. 86, 87) oder Körben zu unterscheiden. Der Tote wird bis zur Verwesung in gewöhnlicher Weise in der Erde begraben (oder man läßt ihn auch von Fischen oder Ameisen skelettieren), dann werden die Knochen gereinigt, nicht selten bemalt und in die erwähnten Behälter getan. Das bekannteste Beispiel dieser Bestattungsform findet sich im Reisewerke Humboldts, der bei den Ature am Orinoco sechshundert in dieser Weise in Körben aus Palmblattstielen bestattete Skelette vorfand; auch sonst ist sie vor allem den Aruak (Goajiro, Ipuriná, Moscho, Marajó) und den Karaiben Guayanas sowie mehreren unter ihrem Einfluß stehenden Tupistämmen (Oyampi, Omagua, Apiaká) eigentümlich. Im Westen, wo Panostämme (Mayoruna

und Kaschibo) ihre Alten und Kranken töten und verzehren, herrscht auch der Brauch (bei den Konibo und Kokama), die gerösteten und zu Staub zermahlenen Knochen der Toten mit starken Getränken vermischt bei bestimmten Festen zu genießen; derselbe Brauch kehrt, mit der sekundären Bestattung verbunden, bei vielen Tukanovölkern des Uaupés- und Yapurágebietes und weiter nördlich bis zu den Inselkaraiben wieder. Wenn hier das Verlangen, die in den Knochen lebende Seele des Toten in sich aufzunehmen, vorwaltet, so hat das Bestreben, den Leib des Toten möglichst zu erhalten, zum Räuchern der Leichen bei den Mauhé und zur Plattformbestattung bei den Warraú (das einzige, bisher aus dem nördlichen Südamerika bekannte Beispiel dieser Bestattungsform!) geführt. Verhältnismäßig sehr selten tritt Leichenverbrennung auf (Pano, Ojana).



Abb. 106. Maskentänzer der Kaua am Rio Aiarý (einem Nebenfluß des Içana), den Jaguar darstellend (daher die Fleckenzeichnung auf dem Bastüberzug). Er brummt in den vorgehaltenen Topf hinein, um das dumpfe Gebrüll des Raubtiers nachzuahmen
(Nach Koch-Grünberg)

Den Totengeist zu versöhnen und abzuwehren, dienen bei den Kobéua (Tukano) und den durch sie stark beeinflußten Aruakstämmen am Uaupés und Içana (Kaua usw.) Maskentänze. Diese haben aber nach Koch-Grünberg zugleich noch einen anderen, wichtigen Zweck, der sich bei Maskentänzen überhaupt oft mit jenem verbindet: die Ausübung eines Jagd- und Fruchtbarkeitszaubers, einmal durch Abwehr der Feinde des Jägers (z. B. des

Jaguars, böswilliger Waldgeister) und des Feldbaus (Raupen usw.), sodann durch unmittelbare Beeinflussung der Jagdtiere selbst (mimische Nachahmung der Jagd) und durch Befruchtung der Felder, Menschen und Tiere (Phallustanz).

Die Kobéua- und Kauamasken (Abb. 106) sind bemalte Überzüge aus Bast, die der Tänzer überzieht und die bis zu den Knien reichen; sie stellen Tiere, Dämonen, Riesen und Zwerge dar, und der Tänzer gibt die charakteristischen Bewegungen und Tätigkeiten dieser Wesen pantomimisch wieder, oft in ganz dramatischer Weise. Z. B. wird zum Ausdruck gebracht, wie die bösen Geister, die aus dem Walde kommen, den Eintritt in die „Maloka" (S. 248) erzwingen wollen, aber von zwei anderen Masken im Innern der Maloka abgewiesen werden. Ähnliche Masken sind auch in dem Gebiete zwischen Yapurá und Iça verbreitet (z. B. bei den Jurí und Peba). Die Yahuna haben Maskenanzüge mit zylindrischen Kopfaufsätzen aus Holz wie die Tikuna, bei denen Spix und Martius im ersten Drittel des vorigen Jahrhunderts auch Tänzer mit Bastüberzügen und phantastischen Menschen- und Tierköpfen (von Jaguaren, Tapiren, Vögeln) sahen, die über einem Gestell mittels Baumharz modelliert waren. Ein zweites großes Maskengebiet liegt südlich vom Amazonenstrom. Für die Karajá sind dukdukartige Masken typisch: geflochtene zylindrische und mosaikartig mit Federn beklebte große Kopfaufsätze, die gleichfalls durchweg Tiere (besonders Fische) darstellen sollen. Daneben gibt es wieder vollständige Maskenanzüge, die aus Palmblatt geflochten sind. Die Frauen dürfen bei ihnen die in besonderen Hütten aufbewahrten Masken nicht ohne die Tänzer erblicken. Von den eigentlichen, stets paarweise erscheinenden Tanzmasken, die hauptsächlich in der Regenzeit in Tätigkeit treten, sind Bettelmasken zu unterscheiden, deren Träger Gaben heischend in den Dörfern umherziehen. Eine reiche Fülle von Masken begegnet uns dann wieder im Xingúquellgebiete; Kopfaufsätze, Strohmützen, ganze Anzüge aus Geflecht, ovale Reifen mit Baumwollgeflecht und schließlich bemalte viereckige Holzmasken mit stark vorspringendem Stirnteile finden sich nebeneinander (Abb. 100, Fig. 1—3). Auch sie sollen Tiere darstellen; doch sind die Masken hier mehr profan, sie werden nicht ängstlich vor den Frauen gehütet.

Bei den Aruakstämmen am Içana und weiter nördlich, am oberen Orinoco, besteht ein Geheimbund, der in der Zeit, wenn die Palmfrüchte reifen, in Tätigkeit tritt und durch das Blasen großer Holzflöten einen Fruchtbarkeitszauber auszuüben sucht. Die Aufnahme in diesen Bund ist mit schmerzhaften Kasteiungen und Geißelungen verknüpft; sein Schutzherr ist ein Sonnenwesen Isi (auch Koai oder Kaschimana genannt). Die Kultmythe erzählt, wie ihn der Mond mit Zauberkraft ausstattet und die Mysterien des Geheimbundes lehrt, die er dann seinem Volke mitteilt. — Der Glaube an Dämonen und Geister aller Art hat sich nur selten zu einer Vorstellung persönlicher Gottheiten erhoben, so wenig wie die schamanistischen Riten echten Kulthandlungen Platz gemacht haben.

„Alle geheimnisvollen Naturlaute und Geräusche, wie sie nachts im Dunkel der Wälder, im Rauschen des Wassers, im Brausen des Sturmes auf Sinn und Gemüt des südamerikanischen Wilden einwirken, verdichten sich in seiner Phantasie zu gespenstigen Wesen“ (Ehrenreich). Am Uaupés glaubt man an Mákukö, einen bärtigen Zwerg, der den Jäger foppt, indem er ihm die Beute vor der Nase wegschnappt, und sogar Menschen mit seinen Giftpfeilen tötet. Schlangendämonen (Nukaima), die sich in den dumpfen Tönen großer Blashörner und Flöten bemerkbar machen, werden bei den Paressí sehr gefürchtet. Zwei unheimliche Waldkobolde in Jaguargestalt, die Kinder rauben, hießen bei den Osttupí Yuruparý und Kaipora; ein Wasserunhold derselben Stämme ist der Dämon Ipupiára. Auch Naturerscheinungen haben, wenn auch seltener, Anlaß zu dem Glauben an dämonische Wesen gegeben; die Rauchfahnen, die sich bei den Savannenbränden entwickeln, die Meteore, die in dunklen Nächten ihre Feuerbahn am Himmel ziehen, sind böse Dämonen bei den Stämmen, die am Roroimagebirge wohnen. Endlich geht eine Klasse von Dämonen offenbar auf den Glauben an Totengeister zurück, wie die Anhanga der Tupí und die skelettgestaltigen Kamiri der Ipuriná.

Im allgemeinen ist, wie Ehrenreich bemerkt hat, die Rolle, die die genannten Geister im Naturleben selbst spielen, durchaus untergeordnet; ihre Wirksamkeit beschränkt sich auf rein menschliche Verhältnisse und gipfelt gewöhnlich in der Schädigung, Belästigung und Fopperei der Menschen. Das ist begreiflich in einem Lande, wo sich der Jahreszeitenwechsel mit größter Regelmäßigkeit vollzieht und höchstens tierische Schädlinge die Erträgnisse des Bodens, der Jagd und Fischerei bedrohen. Anders ist es mit den Gestalten der Mythologie, die, von genealogischen Zusammenhängen abgesehen, keine engeren Beziehungen zum Menschen haben und daher auch keiner magischen Beeinflussung bedürfen.

Wir haben es hier im wesentlichen mit einer Naturmythologie zu tun, nicht nur weil die Gestaltung der belebten und unbelebten Welt (nicht die Weltschöpfung selbst) ihren Hauptinhalt bildet, sondern weil alle Naturvorgänge darin als Handlungen persönlicher oder überhaupt beseelter Wesen aufgefaßt werden. Sonne und Mond sind auch in Südamerika die wichtigsten, mythenbildenden Faktoren; allerdings werden die beiden großen Gestirne in den Mythen meist durch Kulturheroen ersetzt, die unter mehr oder weniger leichter Verhüllung die Eigenschaften von Sonnen- oder Mondwesen tragen und, wie in Nordamerika, oft als Zwillingspaar mit deutlichen Beziehungen zum Tages- und Nachtgestirn erscheinen. Oft steht neben den beiden noch eine Art höchsten Wesens, ein Urhebergott, der zugleich Ahnherr des Stammes

ist. Diese Wesen sind nicht notwendig Menschen, sondern ebenso oft Tiere. Die große Rolle der Tierwelt in den Mythen zeigt, wie selbst diese bodenbauenden Stämme noch ganz in der Weltanschauung des Jägertums befangen sind. Eine ganze Klasse von Märchen dient lediglich dazu, um die Entstehung der verschiedenen Eigenschaften der Tiere zu erklären.

Sonne und Mond sind nach der Anschauung der Bakairí Federbälle, die ursprünglich von Urubúgeiern regellos umhergetragen werden, bis sich die Zwillingsheroen Keri und Kame durch List ihrer bemächtigen und sie in eine bestimmte Bahn bannen; nachts wird die Sonne mit einem Topf bedeckt. Die froschgestaltige Urmutter Wau-uta der Warraú und ihr Adoptivsohn Haburi, den sie durch Zaubermittel rasch wachsen läßt, spiegeln den Gegensatz von Vollmond und Neumond wider; die Uitoto unterscheiden dagegen, wie Preuß jüngst erkundete, ein Sonnenwesen Husiniamui, das nie stirbt, von dem sterbenden, aber immer wieder sich erneuernden Urvater Moma (dem Mond). — In der stark mit aruakischen Elementen durchsetzten Mythologie der Bakairí tritt neben den spinnengestaltigen Urvater Kamuschini, der die Männer aus Pfeilrohr, die Frauen aus Maisstampfern schafft, ein mythisches Brüderpaar, die schon erwähnten Keri und Kame. Ähnliche Zwillingshelden sind von den Makuschí (Makunaima und Pia) im Norden und von den Osttupí und Mundrukú, Guarayú und Yurakáre (Tiri und Karu) im Süden des Amazonas bekannt. Sie sind fast immer Sonnenabkömmlinge und werden unbefleckt empfangen. Die Mutter erleidet bei ihrer Geburt den Tod und wird von den Brüdern gerächt. Der göttliche Vater, den sie aufsuchen, unterwirft sie Proben, ehe er sie anerkennt. Der solare oder lunare Grundzug dieser Wesen tritt vor allem in den Verschlingungsmythen deutlich hervor, in denen, wie überall sonst, Sonnen- oder Mondfinsternisse geschildert werden. Ihre Wirksamkeit endlich besteht neben der Menschenschöpfung besonders in der Verbreitung der Kulturpflanzen, die ursprünglich im Besitz von Tieren waren, denen sie mit List oder Gewalt entrissen werden müssen. Keri nimmt z. B. Tabak und Baumwolle dem Wickelbären, Mandioka dem Reh ab und gibt sie den Menschen. Die ersten Menschen sind nach der Anschauung der Aruak aus einem Erdloch hervorgekommen, nach der der Karaiben vom Himmel herabgestiegen.

Ihren Höhepunkt erreicht die Mythologie der Südamerikaner bei den Osttupí, die einen ganzen Stammbaum von Kulturheroen besaßen. Im Anbeginn aller Dinge steht der Schöpfergott Monan, der einen Weltbrand erregt, bei dem nur ein Mensch (Irinmagé) gerettet wird. Von diesem stammt der eigentliche Weltbildner ab (Maire Monan), von diesem wieder Sume oder Maire Ata, der „große Wanderer“ und Vater des mythischen Zwillingspaares Tamenduaré und Arikuté, die nach einer Sintflut die Stammväter der beiden Hauptgruppen der Osttupí (Tamoyo und Tupinikin) werden. Wahrscheinlich ist dies verwickelte Mythengebilde ebenso

auf den Einfluß der andinen Kulturvölker zurückzuführen, wie das merkwürdig reiche Pantheon der Takaná und Yurakáre, das Götter des Wassers und Feuers, des Krieges und der Krankheiten umfaßt, die in Tempeln verehrt und durch Idole dargestellt wurden.

b) Die Bevölkerung Westindiens

Das Hauptvolk Westindiens waren die Aruak (S. 222). Sie hatten auf Cuba und Haiti eine troglodytische Urbevölkerung verdrängt und wurden auf den Bahamas Yucayos, auf Cuba Cibuney, auf den übrigen Großen Antillen Taino genannt; die von den Karaiben unterjochten aruakischen Bewohner der Kleinen Antillen hießen Allouages (= Aruak) und Inyeri. Diese Inselkaraiben oder Calina, die den Galibí (S. 222) nahe verwandt waren, hatten zur Zeit, als Columbus zum erstenmal seinen Fuß auf amerikanischen Boden setzte, bereits sämtliche Kleinen Antillen überschwemmt, sich schon das Übergewicht auf Boriquen (Puertorico) verschafft und ein Reich mit aruakisch-karaibischer Mischbevölkerung (Ciguayos) auf Haiti gegründet; sie bedrängten die aruakischen Häuptlinge an der Nordküste dieser Insel und ließen ihr Kriegsgeschrei schon auf Cuba erschallen — da setzte die Entdeckung Amerikas ihrem Vordringen nach Norden ein Ziel.

Keinem anderen amerikanischen Volke ist so furchtbar von seinen Entdeckern mitgespielt worden wie den Bewohnern der Antillen. Mußten sie doch als erste die schonungslose Ausbeutung durch das System der Repartimientos, d. h. der auf den Frondienst der Eingeborenen angewiesenen Lehnsgüter, über sich ergehen lassen. Mit unheimlicher Schnelligkeit sanken sie dahin; schon fünfzig Jahre nach der Ankunft der Spanier war auf Haiti und wenige Jahrzehnte später auf den übrigen Großen Antillen bis auf Puerto Rico, das die Spanier wegen seiner Goldarmut weniger lockte, keine einheimische Bevölkerung mehr anzutreffen. Die Karaiben auf den Kleinen Antillen vermochten sich infolge ihrer zäheren Widerstandskraft länger (bis ins siebzehnte Jahrhundert) zu halten. Gegenwärtig sind auch sie fast ausgestorben; mit Negern vermischte Reste („schwarze Karaiben") wurden 1797 durch die Engländer von St. Vincent nach der Insel Roatan an der Küste von Honduras überführt, von wo sie sich nach der naheliegenden Festlandsküste von Guatemala, Britisch- und Spanisch-Honduras verbreitet haben.

Die materielle Kultur zeigt bei den Bewohnern Westindiens im allgemeinen dieselben Formen wie im tropischen Waldgebiete. Sie kannten die Bodenkultur in der Form der Rodungswirtschaft, bei der der Pflanzstock das Hauptarbeitsgerät und Mandioka und Mais,

Kürbisse und Bohnen, Yams und Bataten, Ananas und spanischer Pfeffer die wichtigsten Anbaupflanzen waren; ferner die Bereitung berauschender Getränke aus Mandioka und Mais, das Rauchen und Schnupfen des Tabaks mittels Zigarren und Y förmigen Schnupfröhren (vgl. Taf. X, Fig. 21) und die Hängematte als wichtigstes Stück des Hausrates — mahiz, tabaco, hamaca (daraus engl. hammock, deutsch „Hangmatte") sind Tainoworte. Die Jagd trat sehr zurück, da sich die vierfüßige Tierwelt im wesentlichen auf Nagetiere beschränkte; der Fischfang lieferte dagegen reiche Beute.



Abb. 107. „Buhio" und „Caneye", die beiden Haustypen der Aruak von Cuba und Haiti (Nach Oviedo)

Über beide haben uns die Entdecker interessante Einzelheiten überliefert; sie beschreiben uns z. B. die Entenjagd mit „Jagdmasken" (mit einer hohlen Kürbisschale auf dem Kopfe mischte man sich schwimmend unter die nichts ahnenden Tiere) und den Fischfang mit der „Rémora", einem Fischchen der Gattung Echeneis, das, an einer langen Schnur befestigt, selbst auf größere Wassertiere losgelassen wurde und sich an ihnen festsaugte.

Als Behausungen fanden die Entdecker Kegeldachhütten mit Blätterdächern und Wandpfosten, zwischen denen Rohrgeflechte die Wände bildeten, neben rechteckigen Giebeldachhäusern (für die Häuptlinge) vor, also die gleiche Mischung der beiden Stile, die in neuerer Zeit auch in Guayana angetroffen wurde (Abb. 107; vgl. Abb. 83, Fig. 5). An der Nordküste Cubas gab es außerdem Pfahlbauten wie in Florida (S. 106). Die Kleidung war trotz der entwickelten Baumwollweberei sehr geringfügig; sie beschränkte sich fast ganz auf die Enaguas, d. h. die mehr oder weniger langen, gewebten Röcke, die die verheirateten Frauen um die Hüften trugen. Während die Taino sich durch Kopfabplattung und überaus kunstvolle Haarschuren auszeichneten, also durch Formen der Körperverzie-

rung, die sie mit den übrigen Randvölkern des mexikanischen Golfes verbanden, gehörten Körperbemalung und einschnürende Baumwollbinden unter den Knien und an den Knöcheln, zwischen denen die Waden hervorquollen, kugelrund und prall, „wie zwei holländische Käse“, ebensosehr zum Nationalschmuck der Inselkaraiben wie zu dem der festländischen (S. 252). Als Waffen



Abb. 108. Steinerne Stampfer oder Reiber von Haiti (2/5 n. Gr.)
(Abguß und Original im Berliner Museum für Völkerkunde)

führten die Karaiben neben Bögen und vergifteten Pfeilen schwere Keulen; schon dadurch waren sie ihren Tainogegnern, die nur Speere und Wurfbretter besaßen, überlegen.

Ihre Kriege waren Piratenzüge großen Stils. Mundvorräte, Hängematten und geflochtene Matten für das Nachtquartier wurden in den Booten verstaut; in jedem befand sich ein Weib, das für die Mannschaft zu kochen und das Kämmen und Bemalen der letzteren mit Urukú zu besorgen hatte, denn dieser Farbanstrich schützte die Seefahrer gegen die beißende Salzkruste des Meer-

wassers (vgl. S. 254). Muschelhörner, Sprachrohre und Rauchsignale, die die Verbindung der Boote aufrechterhielten, verkündeten zugleich den geängstigten Aruak das Erscheinen dieser furchtbaren Räuber, die vor Fahrten von 280—300 km (Petrus Martyr gibt selbst 1800 km an) keineswegs zurückscheuten. Guadeloupe, Dominica und Martinique waren die gewöhnlichen Ausgangspunkte ihrer Fahrten, denn hier lagen die Zentren der Macht der Inselkaraiben. Wo sie auf einer Insel landeten, schlachteten sie alle Männer ab, behielten die Köpfe als Trophäen und brieten und verzehrten die Leichen (das Wort „Kannibale“ ist bekanntlich aus einer Verdrehung des Namens „Karaibe“ entstanden). Die Frauen und Kinder wurden dagegen in den Stamm aufgenommen, woraus sich teilweise die merkwürdige Tatsache erklärt, daß die Entdecker bei den Karaiben eine von der Männersprache verschiedene Frauenmundart vorfanden.

In den technischen Künsten zeigten die Antillenbewohner bemerkenswerte Fortschritte über die Stufe, die ihre Stammesbrüder auf dem Festlande hierin erreicht hatten. Von ihrer Holzschnitzkunst, die gut gearbeitete Menschen- und Tierfiguren hervorbrachte, ihrer Steinbearbeitung, die in spitzovalen Steinringen, Stampfern (Abb. 108) und Beilklingen Hervorragendes leistete, und ihrer Töpferei bewahren die Museen von Washington und London eine Reihe guter Proben auf. Am bemerkenswertesten sind die „duhos“, vierfüßige Sessel aus Holz oder Stein in Tiergestalt, ebensolche Mahlsteine und kunstvoll geschnitzte Tragfiguren, die wohl Opfertischen als Fuß dienten. Alle drei erinnern an mittelamerikanische Skulpturen; diese ganze, bei den südamerikanischen Waldindianern so wenig ausgebildete Plastik ist zweifellos auf mittelamerikanische Einflüsse zurückzuführen, ebenso wie die beginnende Metalltechnik — goldene Nasenzierate und andere Schmucksachen trafen die Entdecker wiederholt an —, die Schlitztrommel in ihrer besonderen, mittelamerikanischen Form (mit zwei Zungen) und das Spiel mit Kautschukbällen, die nicht mit der Hand, sondern mit dem Rücken geschleudert wurden (vgl. S. 196, 236).

Diese Beziehungen zu Mittelamerika sind nicht weiter wunderbar, denn reger Handel und Kulturaustausch haben offenbar im „amerikanischen Mittelmeer“ geherrscht. Cuba und Yucatan, die Bahamas und Florida standen in Handelsaustausch (aus Yucatan kam Bienenwachs nach Cuba), und schon während Columbus' erster Reise erhielt sein Pilot Pinzón auf Haiti dunkle Kunde von den großen Kulturreichen im Süden. Dieser Seeverkehr war nur möglich bei einer Entwicklung der Schiffahrt, die alles, was in dieser Hinsicht sonst aus Amerika bekannt ist, in Schatten stellte.

Unter den Inselaruaken waren die Bewohner der Bahamas und der Insel Jamaica, die am weitesten abseits von den gewöhnlichen Fahrstraßen der karaibischen Piraten lagen, die Seetüchtigsten, wohingegen auf Puertorico die Karaiben die Aruak völlig vom Meere weggefegt und ins Binnenland gedrängt hatten. Während aber die aruakischen Kanus trotz ihrer riesigen Länge (Columbus spricht von 29 m und einer Besatzung von siebzig bis achtzig Ruderern) einfache Einbäume waren, die nur am Bug Schnitzerei und Bemalung trugen, besaßen die Karaiben neben ganz kleinen Balkenbalsas für den Fischfang und mittelgroßen Einbäumen (Canoas) für die Verkehrsbedürfnisse einzelner Familien mächtige „Piraguas“, Einbäume mit einer Borderhöhung von aufgenähten, etwa 40 cm hohen Planken. Dies waren die eigentlichen Kriegsfahrzeuge; sie hatten 13—19 m Länge, 2,25—3,25 m Breite und fünfzig bis sechzig Mann Besatzung. Ob sie schon in vorcolumbischer Zeit baumwollene Segel trugen, wie später, ist ungewiß, da die frühesten Berichterstatter, z. B. Petrus Martyr, Segel nie erwähnen (Friederici).

Die sozialen Verhältnisse auf den Großen Antillen sind vor allem durch ein außerordentliches Erstarken der Häuptlingsmacht gekennzeichnet, die mit ihrem Etikettewesen, ihren Tabuvorschriften usw. fast an polynesische Einrichtungen erinnert. Einige zu besonderer Macht gelangte Kaziken hatten sich durch Unterwerfung ihrer Rivalen einen Feudaladel (nitaynos) geschaffen, und endlich gab es neben Adel und gewöhnlichem Volk noch einen Stand rechtloser Sklaven. Haiti zerfiel zur Zeit der Entdeckung in fünf größere Kazikate, von denen vier von Häuptlingen aruakischer Herkunft (Guarionex, Guacanagari, Behechio und Cayacoa) regiert wurden, während das fünfte einem karaibischen Usurpator (Caonabo) unterstand. Auch in dem Auftreten dieses Ständewesens und starken Häuptlingstums wird man den Einfluß der mittelamerikanischen Kulturvölker erblicken können.

Die Erbfolge in den Kazikaten war nach Vaterrecht geregelt. War kein Sohn vorhanden, so folgte der älteste Bruder des Verstorbenen oder ein männliches Mitglied der Familie der Frau, wenn das Kazikat von dieser stammte. Waren nur noch Neffen vorhanden, so wurden die Schwesterkinder bevorzugt. Hierin spricht sich offenbar die Existenz eines älteren Mutterrechts aus.

In offenbarem Zusammenhange mit diesem starken Häuptlingstum ist auf den Großen Antillen und, dadurch beeinflußt, auch bei den Inselkaraiben der Ahnenkult zu hoher Blüte gelangt.

Die Seelen der Vorfahren (Zemi bei den Taino, Maboya bei den Inselkaraiben) sind sowohl Schutz- als auch Plagegeister und haben auch Beziehungen zu Naturvorgängen, denn ihr Harn und Schweiß ist der Regen. Sie konnten dienstbar gemacht werden, wenn ihr Aufenthaltsort, an den sie gebunden waren, in den Händen der Menschen blieb. In erster Linie waren dies außer Bäumen, Höhlen usw. die Knochen, und auf Cuba und Haiti wurden deshalb die sorg-

fältig hergerichteten Schädel der Verstorbenen aufbewahrt. Die Schädel und Knochen der Kaziken wurden in hölzerne, inwendig hohle Ahnenbilder oder aus Baumwolle gestrickte Figuren gesteckt, die man in besonderen Hütten oder Höhlen aufbewahrte (ein baumwollenes Ahnenbild ist z. B. in einer Höhle bei Sto. Domingo gefunden worden); aber auch das Ahnenbild allein (aus Ton, Stein oder Gold) genügte schon als persönlicher Fetisch und wirksames Amulett gegen allerlei Unheil.



Abb. 109. Botokudin mit Lippen- und Ohrpflock (Nach einer Photographie im Besitze des Berliner Museums für Völkerkunde)

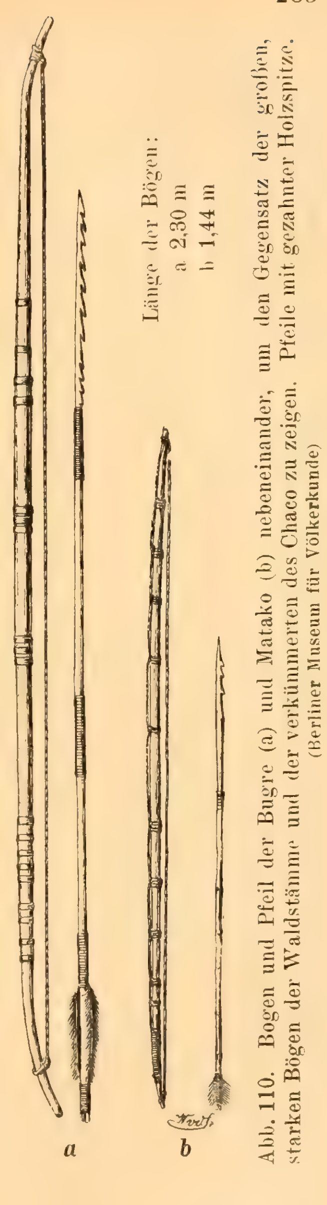
Die Zauberärzte (Butio, Boyé; bei den Inselkaraiben Piache) entsprechen ganz den Pajé des Festlandes (S. 270), und auch die Anfänge eines Kultus mit rhythmischen Gesängen und Tänzen (areytos) scheinen nicht über das hinausgegangen zu sein, was die Waldindianer im Süden in dieser Beziehung besaßen. Götterglaube und Mythologie der Taino zeigen dagegen wiederum eine höhere Entwicklung und deuten auf mittelamerikanische Einflüsse hin. Man glaubte an einen höchsten Himmelsgott, Yocaúna oder Guamaónocon (die Sonne), dessen Mutter Mamona vielleicht den Mond verkörpert; daneben, wie das bei einem seefahrenden Volke natürlich ist, an Windwesen, z. B. den Sturmgott Uragan, dessen Name noch heute in den Worten Hurricane und Orkan fortlebt.

Sonne, Mond und Menschen gehen aus Höhlen hervor, doch werden die ersten Menschen, die sich vorwitzig aus der Höhle hervorwagen, von der Sonne in Steine verwandelt, die folgenden in Bäume, Vögel usw., bis endlich die zuletzt Hervorgekommenen Menschen bleiben — ein mythischer Zug, der an die Aufeinanderfolge mehrerer unvollkommener Menschenschöpfungen in der mexikanischen Mythologie erinnert (S. 203). In einem Kürbis hält einer der Urväter,

Yaya, das Weltmeer verschlossen, das sich über die Erde ergießt und eine Sintflut verursacht, als Neugierige den Kürbis öffnen und aus Schreck über das plötzliche Erscheinen Yayas fallen lassen.

c) Die Bevölkerung Ostbrasiliens

Portugiesen, Franzosen und Holländer, die sich im Laufe des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts an der brasilischen Ostküste niederließen, fanden die ganze Küste und ihr Hinterland von zwei Völkern bewohnt, die sie Tupí und Tapuya — das letztere bedeutet „Feind“ im Tupí — nannten. In den Kämpfen zwischen den kolonisierenden Mächten wurden auch die Indianer gezwungen, Partei zu ergreifen. Die direkt an der Küste wohnenden Tupí verloren bald ihre nationale Eigenart und die Reinheit ihres Blutes; sie bilden heute die Bevölkerung armseliger Fischerdörfer — die letzten Reste einst mächtiger Stämme, deren wichtigste die Tamoyo im Gebiete des heutigen Rio de Janeiro, die Tupinikin im Hinterlande von Santos, die Tupinambá um Rio, Porto Seguro und Bahia und die Kayeté um Pernambuco waren. Als Ostzweig der großen Tupífamilie gehören sie kulturell durchaus mit den Stämmen des inneren Brasiliens (s. Abschnitt a) zusammen. — Unter „Tapuya“ wurde in alter Zeit eine Reihe verschiedener Sprachgruppen zusammengefaßt. Ihre Hauptmasse bilden die Gêsvölker des ostbrasilianischen Plateaus und seiner Abdachung zum Meere, die schon in der Einleitung einzeln aufgezählt sind. Vorzugsweise mit ihnen haben wir es im vorliegenden Abschnitte zu tun, ferner mit den Goyatakás, die allerdings stärker durch die Ost-



Länge der Bögen: a 2,30 m b 1,44 m

Abb. 110. Bogen und Pfeil der Bugre (a) und Matako (b) nebeneinander, um den Gegensatz der großen, starken Bögen der Waldstämme und der verkümmerten des Chaco zu zeigen. Pfeile mit gezahnter Holzspitze. (Berliner Museum für Völkerkunde)

tupí beeinflußt erscheinen als die Gês. Wir schließen ihnen auch die Bororó im zentralen Mato Grosso an, die gemeinsam mit den Gês betrachtet werden können, da sie in Kulturbesitz und Lebensweise vielfach mit ihnen übereinstimmen.

Eine Menge ethnographischer Besonderheiten berechtigt dazu, diese Gruppe von Völkern den Bewohnern des tropischen Waldgebietes sowohl als auch den Küstentupí als eine durchaus andersartige Bevölkerungsschicht gegenüberzustellen. Ihr fehlt ein großer Teil des Kulturbesitzes jener, und auf Grund dessen müssen wir sie als eine weit ursprünglichere, vielleicht in ihrem Gebiete urangesessene Völkergruppe ansehen (vgl. auch S. 55). Es sind nomadische Jägerstämme; Ackerbau und Mandiokakultur sind ihnen ursprünglich ganz fremd (daher auch berauschende Getränke, Narkotika wie Tabak usw.), ebenso Töpferei, Spinnen und Weben, vollkommenere Hausformen, Hängematten und Kanus. Die Hauptwaffe dieser Jäger ist Bogen und Pfeil (Wurfbretter an Stelle des Bogens besaßen die Otschukayana); die Bögen sind meist außerordentlich lang und stark (die Bugre haben die längsten Bögen, die wir überhaupt aus Südamerika kennen; vgl. Abb. 110), im Querschnitt rund und an den Enden spitz zulaufend, so daß hier vielfach die Anbringung eines Wulstes oder Ringes als Widerlager für die Sehne nötig wird (Abb. 90 Fig. 4). Die Pfeile tragen, wie im tropischen Waldgebiete geschärfte Bambusspitzen, walzrunde oder gezahnte Holzspitzen, aufgesteckte oder angebundene Knochenspitzen, Spitzen aus Rochenstacheln oder (bei den Bugre) europäischem Bandeisen und eine Befiederung, bei der die ganzen (selten halbierten) Federn tangential, mit spiraliger Drehung am Schaft, angesetzt sind, also regelrechten „Drall“ zeigen (Abb. 91, Fig. 1 und 110a). Hier und da tritt eine Abflachung des Bogenstabes (an der Außen- oder Innenseite) auf, wie bei den Canella, Kayapó und Bororó; die letzteren bekleben und behängen ihn bei festlichen Gelegenheiten mit Federn (Abb. 112). Bei vielen Stämmen sind Vogelpfeile üblich, deren Endkolben einfach von der Wurzel des Pfeilrohrs selbst gebildet werden. Auch Großwild (Tapire, Rehe und Pekaris) jagt man mit dem Bogen; ebenso wird der Fischfang allenthalben mit Bogen und Pfeil betrieben (nur selten mit Gift). Während die Männer auf der Jagd sind, liegt den Frauen das Sammeln der tierischen und pflanzlichen Nahrungsmittel ob. Unter den ersteren spielen Frösche, Eidechsen und Schlangen, die eiweißreichen Engerlinge der Passalusarten, die im faulen Holz leben, und die zu gewissen

Zeiten massenhaft im Taquararohr auftretenden Käferlarven bei den Botokuden eine große Rolle. Dazu kommen Wurzeln, Palmkohl, Palmnüsse und andere Früchte (Piki, Mangaven), die ausgegraben bzw. von den Bäumen heruntergeholt werden. Das Ausgraben und Aufbewahren eßbarer Wurzeln bedeutet schon den ersten Schritt zum Feldbau; aber selbständig hat diesen Schritt wohl keiner dieser Stämme getan. Die Suyá und Kayapó haben



Abb. 111. Schutzdach der Puri
(Nach dem Prinzen Wied)

unter dem Einfluß der Völker des Xingú und Araguaya, die Kamé und Goyatakás unter dem Einfluß der Osttupí den Feldbau angenommen, der natürlich genau so betrieben wird wie im tropischen Waldgebiet. — Echte Jäger sind die Ostvölker auch in der Zubereitung ihrer Nahrung.

Sie braten das Wildpret am Spieß (Abb. 111) — die Kayapó auch auf dreibeinigen Bratrosten — und rösten Früchte, Wurzeln und Fische, die in Blätter eingehüllt werden, in heißer Asche oder in Erdöfen über heißen Steinen. Feuerbohrer und Feuerfächer (aus Geflecht) sind auch hier wichtige Geräte. Ein eigentliches Kochen ist nicht bekannt, weil Töpfe fehlen; die Botokuden benutzen

Kalabassen oder die Internodien einer großen Bambusart, ja selbst zusammengefaltete Palmblätter, um darin Wasser zum Sieden zu bringen. Der Ursprung des Bratens ist bei diesen Kampstämmen, die noch heute das uralte Jagdverfahren befolgen, den Kamp anzuzünden, um sich dadurch die Tiere zuzutreiben, ohne weiteres verständlich.

Der Hausbau ist bei den unbeeinflußten Gêsstämmen nirgends über das einfachste Obdach hinausgekommen.



Abb. 112. Bororóhäuptling in vollem Putz
(Nach Karl von den Steinen)

Schräge, an einer Seite offene Wetterdächer (Abb. 111) oder kreisförmig in die Erde gesteckte Palmwedel dienen den Botokuden und Purí als Obdache, mit Reisig überdeckte Erdgruben den Goyaná (im südbrasilianischen Staate Paraná). Etwas vervollkommnet haben sich die Wetterdächer bei den Kayapó, die auch die Vorderseite durch dagegengelehnte Palmblattbüschel teilweise decken. So entstehen hallenartige, an den Enden offene Hütten, die einen riesigen, kreisförmigen Platz in der Weise umgeben, daß jede Hütte einen Teil des Kreisumfangs bildet, eine Dorfanlage, die auch bei anderen Gêsvölkern (z. B. den Canella) beobachtet worden ist. Die Familienhäuser der Bororó sind ebenfalls nur verbesserte Wetterschirme (Giebeldächer, die auf dem Boden stehen); andere Völker Ostbrasiliens haben dagegen die Bauweise ihrer Nachbarn übernommen, wie die Suyá, die bienenkorbartige Hütten wie die übrigen Völker des oberen Xingú bewohnen, und die Goyatakás, deren rechteckige Giebeldachhütten wohl auf die Häuser der Osttupí zurückgehen.

Man schläft auf geflochtenen Matten oder Blätterstreu und läßt zur Abwehr der empfindlichen Nachtkühle Feuerchen zu beiden Seiten der Lagerstatt brennen. Bei den in mancher Beziehung höherstehenden Zentralgês (Kamé, Kamakan), aber auch bei den

Canella, ist als Bett ein Lattengestell üblich, das mit Burití-matten bedeckt wird. Bei einigen Stämmen, wie den Goyatakás, hat sich die Hängematte eingebürgert (Abb. 111); die Suyá, die sonst auf Strohmatten schliefen, ließen sich zur Zeit, als die von den Steinensche Expedition sie besuchte, von einem Bakairíweber Hängematten machen. Die Suyá hatten auch Kanus, während sie allen übrigen Gês und auch den Bororó fehlen. Dagegen sind sie durchweg gute Schwimmer, die sich selbst vor reißenden Strömen nicht scheuen; die Chavantes banden sich dabei Bündel von Palmstengeln

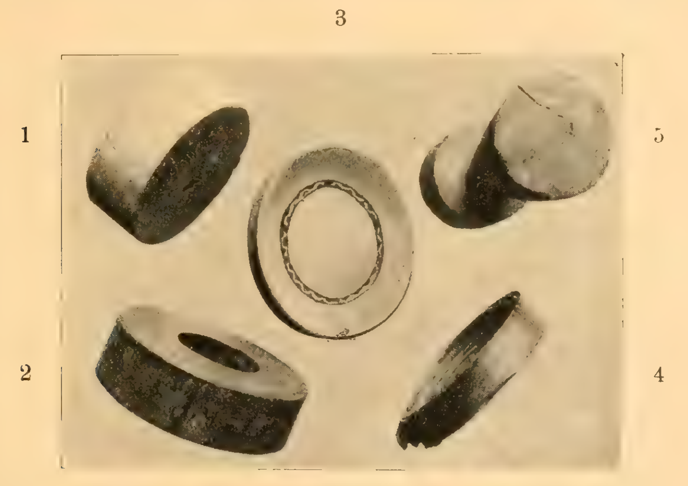


Abb. 113. Ohr- und Lippenpflöcke der Gêsstämme: 1 Botokuden, 2 Canella, 3 und 4 Suyá, 5 Kayapó. 2 und 4 sind Ohrschmucke; 4 aus zusammengerollten Palmblattstreifen, die andern alle aus Holz. (1/3 n. Gr.) (Berliner Museum für Völkerkunde)

unter die Achseln. Dem Landtransport dienen kleine Tragkörbe mit Stirnband, in denen z. B. die Kayapófrauen gewaltige Lasten fortzuschleppen vermögen, Tragnetze (Botokuden, Suyá) und Kindertragbänder.

In Tracht und Schmuck zeigen die Gêsstämme, Bororó usw. eine Reihe charakteristischer Übereinstimmungen.

Kleidung ist nahezu gänzlich unbekannt. Vom Penisstulp aus Palmblatt sprechen die Berichte bei den Bororó (Abb. 112), Kayapó und Botokuden, vom Zubinden der Vorhaut bei den Otschukayana. Die Frauen der letzteren befestigten an der Gürtelschnur einen Zweig; die Bororófrauen tragen zu einem prallsitzenden Rindengürtel eine weiche Bastbinde, die Kayapó- und Botokudenfrauen gehen

völlig nackt. Um so auffälliger ist das Auftreten von Sandalen aus Rinde und von Federmänteln (mit einem baumwollenen Netzgewebe als Grundlage) bei den alten Otschukayana; wahrscheinlich liegen hier fremde Einflüsse vor. Während die Tatauierung ganz fehlt und die Bemalung noch durchweg ein kunstloses Einölen oder Bestreichen und ein Bekleben mit Federn ist — beides geht z. B. bei den Bororó und Kayapó durchaus nebeneinander her und dient oft nicht als Schmuck, sondern als Mittel gegen allerhand äußere Einflüsse und Krankheiten —, sind die eigentlichen Nationalabzeichen der Gês riesige Pflöcke in Löchern der Unterlippe und der Ohren (Abb. 109, 113). Aus den Schilderungen der Botokuden durch den Prinzen von Wied und der Suyá durch Karl von den Steinen ist bekannt, welchen Umfang die faßspund- („botoque"-) oder tellerartigen, aus dem leichten Holze einer Bombacee geschnitzten Lippenscheiben und die hölzernen oder auch aus zusammengerollten Palmblattstreifen bestehenden Ohrpflöcke annahmen. Während die nördlichen Horden der Canella im Staate Maranhão ähnliche gewaltige Lippenscheiben tragen, nach denen sie bei den Brasilianern „Gamellas" heißen, weiten die südlichen Horden ihre Ohrläppchen durch nicht minder große Holzringe aus. Bei den Kayapó werden die Lippenpflöcke nur von Männern getragen und bestehen zum Teil aus Stöpseln mit kegelförmigem, geschweiftem Ansatzstück. Ohrschmuck ist hier nur noch bei Kindern zu finden. Ungleich zierlicher als alle diese Schmucke sind die Lippengehänge der männlichen Bororó aus aneinandergereihten Muschelplättchen (Abb. 112). Die eigenartigen Haarkappen, die stehenblieben, wenn man das Haar rings um den Kopf ziemlich hoch hinauf entweder ganz wegschor (Botokuden) oder durch eine ausgeschnittene Furche von dem unteren, frei herabfallenden Haar trennte (Canella), haben nicht nur vielen Gêsstämmen, sondern auch Puri und Bororó den Namen Coroados („die Gekrönten") verschafft. Andere Gês, wie die Suyá und Kayapó, tragen das Haar hinten lang, die ganze Stirn aber kahl geschoren bis auf ein in die Glatze hineinragendes Dreieck; bei Kindern ist die Glatze bemalt. Während der übrige Schmuck bei den östlichen Gêsstämmen bescheiden ist, nehmen die Kayapó und Bororó vor allem durch die reiche Ausgestaltung ihres Federschmuckes einen besonderen Platz ein. Die Kayapó besitzen Federbinden, die um den Kopf gelegt werden, Federkronen und Hinterhauptsdiademe, Nackenfederstäbe, Halsketten aus Muschelscheiben und hübsche Unterarmringe, bei denen eine Bastunterlage in zierlicher Weise mit Baumwollschnüren umwickelt oder mit farbigen Baststreifen umflochten ist. Bei den Bororó umrahmt ein gewaltiges Strahlenrad aus blauen Ararafedern den Kopf; über die Stirn ist ein rundes Diadem herabgeklappt, ein drittes aus gebänderten Falkenfedern ist schief nach hinten gerichtet; auf die Brust hängen breite Querstreifen aneinander gereihter Affenzähne, paarweise verbundene Jaguarzähne und ein Paar Gürteltierklauen herab (Abb. 112).

In der technisch vollendeten Ausführung der Jagdwaffen und des Jägerschmuckes erschöpft sich die Kunst dieser Jägerstämme, denn die plastische und die ornamentale Kunst fehlen ihnen fast ganz. Den meisten waren auch Töpferei und Weberei unbekannt; an die Stelle der Töpfe, die nur bei den Goyatakás in der primitivsten

Weise hergestellt werden, treten Kalabassen, deren Deckel geflochten sind oder von einem ausgeschnittenen Teil der Schale gebildet werden, Bambusinternodien (s. o.) oder Holzgefäße; Steinbeile, die früher der Holzbearbeitung dienten, sind heute meist aus dem Gebrauch gekommen, doch finden sich noch andere primitive Werkzeuge, die ganz denen des tropischen Waldgebietes gleichen (S. 256/7). Spinnen von Baumwollfäden mit Hilfe von Spindeln ist nur bei den (den Karajá benachbarten) Kayapó bekannt, und ebenso haben es nur die Kamé unter fremdem Einflusse gelernt, Nesselfaser zu feinen, hemdenartigen Gewändern zu weben. Dagegen ist die Flechtkunst vieler Gêsstämme hochentwickelt. Die Kayapó stellen Schlafmatten und Mandiokapressen, Umhängetaschen und Kindertraggürtel aus Geflecht her und überziehen ihre Keulen und Armbänder mit einem feinen Stufengeflecht in geschmackvollen Mustern (Abb. 102e). Bei diesem Stamm, der in vielen Dingen der fortgeschrittenste aller Gêsvölker ist, hat Krause auch bereits die Ausbildung von Gewerben beobachten können; Ohrpflöcke und Penisstulpe, Federschmucke und Geflechte werden stets von bestimmten Familien in Massen hergestellt.

Da wir über die meisten Stämme Ostbrasiliens noch zu dürftig unterrichtet sind, hebt sich für uns ihre soziale und geistige Kultur nicht mit gleicher Bestimmtheit von der ihrer westlichen Nachbarn ab wie ihr stofflicher Kulturbesitz. Meist scheinen Einehe und Vaterfolge zu herrschen außer bei den Goyatakás, die hier vielleicht, wie in manchem anderen, fremde Einflüsse erfahren haben. Allgemein ist auch hier die Couvade verbreitet, die ältere und neuere Berichterstatter z. B. bei den Botokuden und Bororó, Canella und Kayapó beobachtet haben. Im übrigen ist diesen Völkern ein stärkeres Hervortreten der Männergemeinschaft gegenüber dem Familien- und Sippenverbande (aber ohne die Ausbildung eines Klub- und Geheimbundwesens mit Maskentänzen) eigentümlich.

Bei den Bororó ist die Gemeinschaft der Männer (Aroé) im Männerhause (Baitó) der Mittelpunkt, um den sich das ganze Leben des Stammes dreht. Im Baitó wohnen die Junggesellen und versammeln sich auch alle verheirateten Männer; hier werden alle Arbeiten gemacht, hier wird die gemeinsame Jagd angesagt und durch den Gesang der Männer eingeleitet, hier die Totenfeier abgehalten. Die jungen Mädchen werden gewaltsam ins Baitó geschleppt, um hier von der Gemeinschaft der Männer in kleineren Gruppen, und nicht etwa nur von einem einzelnen, eine Zeitlang besessen zu werden. Im Dauerbesitze von Frauen, d. h. im geregelten Ehestande, lebt nur ein Teil der Stammesgenossen,

meist ältere und angesehene Männer, die mit ihren Familien kleine Hütten rings um das Männerhaus bewohnen; „bei den Bororó war das Familienleben auf das deutlichste nur eine Errungenschaft der Älteren und Stärkeren“, bemerkt Karl von den Steinen, dem wir die anschauliche Schilderung des Lebens und Treibens in der Bororókolonie Theresa Christina verdanken. — Gemeinsamer Besitz der Weiber ist nach älteren Berichten auch bei den Botokuden und Purí anzunehmen. Bei den Kayapó schlafen die Junggesellen gleichfalls getrennt von den Familien, in vorübergehend angelegten Siedlungen auf dem Dorfplatz, wohin sie der Häuptling allabendlich zusammenruft, in größeren Dörfern in besonderen Junggesellenhäusern (Krause). Die letzteren sind auch bei den Cherentes üblich; bei den Suyá stehen Beratungshäuser in der Mitte des Dorfplatzes.

Die Häuptlinge sind im allgemeinen ziemlich machtlos. An ihrer Stelle steht nach Kissenberth bei den Kayapó der Rat der neun Wayangá oder Zauberpriester, die alle inneren und äußeren Angelegenheiten des Stammes ordnen und der Jugend die zu leistende Arbeit bestimmen, indem sie sie auf die Pflanzungen oder zur Jagd schicken; in älterer Zeit trugen sie als besonderes Abzeichen von der Schulter herabhängende Zeremonialbeile mit halbmond- oder ankerförmiger Klinge aus Diorit oder Diabas. „Ankeräxte“ dieser Art, die überaus sorgfältig gearbeitet und am Stiel mit Baumwollfäden- und Rohrgeflecht, Federquasten und Muschelplättchenmosaik verziert sind, waren auch bei anderen Gêsstämmen (z. B. den Gaviões und Purekramekran am Tocantins) in älterer Zeit Würdezeichen der Häuptlinge (Abb. 114). Die letzteren haben auch die Führung im Kriege, der noch ganz urtümlichen Charakter trägt. Bei den Botokuden werden alle Streitigkeiten, die zwischen zwei benachbarten Horden etwa aus Übergriffen der einen Horde in die Jagdgerechtigkeit der anderen entstehen, durch Zweikämpfe ausgetragen, bei denen sich die einzelnen Paare Gefechte mit langen Stangen liefern, während sich gleichzeitig die Frauen mit Kratzen, Haareausraufen u. dgl. zu Leibe gehen. Keulen fehlen den östlichen Stämmen; sie treten erst bei den Kayapó und Suyá auf (Abb. 102, Fig. e, f), ebenso bei den Bororó, die auch Knochendolche besitzen, aber kaum noch als Waffe verwenden. Die Kriegsgefangenen wurden durchweg gut behandelt. Schädeljagd und Menschenfresserei als Kriegssitten sind bei den Gês im allgemeinen selten und kamen in größerer Ausdehnung nur bei den Botokuden vor.

Bei den geselligen Vergnügungen und Festen der ostbrasilianischen Stämme spielen die Kraft- und Gewandtheitsproben eine große Rolle. Ringkämpfe sind bei den Bororó

und Canella beliebt, bei den letzteren (die keinem Jüngling vor dem Ablegen dieser Proben den Eheschluß gestatten) auch Wettläufe auf einer 2 km langen, durch den Wald geschlagenen Pikade. Eine besondere Erschwerung dieser Leibesübungen bestand darin, daß der Laufende einen schweren Holzklotz auf der Schulter tragen und im Laufe nach einem Ziel schleudern mußte (Kamakan, Otschukayana). Auch bei den Kayapó bildet ein Tanz mit einem schweren Holzklotz auf der Schulter den Höhepunkt eines dreitägigen Festes, das dem Monde gefeiert wird und bei dem die Tänzer am ganzen Leibe mit Federn beklebt werden. Man begleitet die Tänzer mit dem Schall des Rasselkürbisses, dem taktmäßigen Auf-

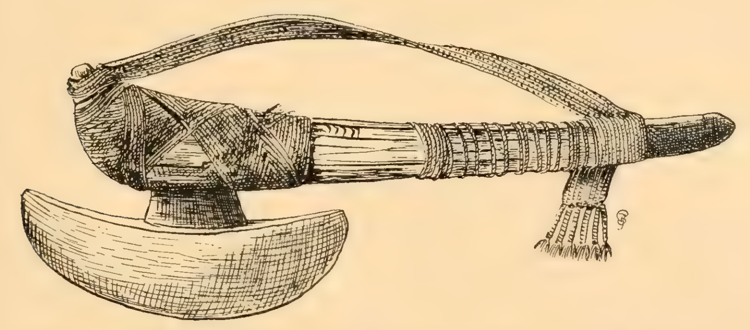


Abb. 114. Ostbrasilianische Ankeraxt (altes Stück). (Etwa 1/6 n. Gr.)
(Original im Ethnographischen Museum zu Dresden)

einanderschlagen zweier Klangstäbe (Canella) und dem Tuten der großen Trompeten, die wie im tropischen Waldgebiet aus einem Rohrmundstück und einem Schalltrichter aus Kürbisschale oder Ochsenhorn bestehen.

Rückschlüsse auf den Animismus der ostbrasilianischen Ureinwohner lassen sich vorläufig nur aus ihren Bestattungsgebräuchen ziehen.

Wiederum sind es die Bororó, die das interessanteste Material geliefert haben. Sie üben die „Nachbestattung“ (S. 272). Bei dieser werden die Knochen des Toten gereinigt und mit Federn beklebt, und es findet im Männerhause eine ausgedehnte Totenfeier statt, die der großen Furcht, der Tote könne zurückkehren und sich rächen wollen, plastischen Ausdruck verleiht. Lärm der Kürbisrasseln und heiligen Schwirrhölzer, welche die Zauberärzte stundenlang, bis zur völligen Erschöpfung, schwingen müssen, dramatische Vorführungen des Toten selbst, Verwischen der Fußspuren des Leichenzuges sind die Mittel, mit denen man seine Rückkehr zu verhindern sucht. — Auch die Botokuden, die ihre Toten in flachen Gruben in der eigenen Hütte oder unter einem Schutz-

dach bestatten, haben diese Furcht vor dem böswilligen Totengeiste (ntscho); sie fesseln den Toten oder stampfen die Erde über dem Grabe möglichst fest ein, sie entzünden ein Feuer darüber und geben dem Leichnam keinerlei Beigaben mit, wie die übrigen Gêsstämme, die ebenfalls das Erdbegräbnis kennen. Nachbestattung der Knochen, die rot gefärbt wurden, kam auch bei den Purekramekran vor, Urnenbegräbnis nur bei einigen Stämmen (offenbar als Nachahmung der Tupisitte). Bei den Kayapó war eine merkwürdige Art Kasteiung bei Todesfällen in Übung. Mit einem keulenförmigen, in eine Spitze auslaufenden Kürbis ließ sich jeder vom Häuptling einen Stirnschlag erteilen; mit dem dabei fließenden Blute wurde der Tote bestrichen.

Die Seelen der gewöhnlichen Bororó verwandeln sich im Traume, der durchaus als wirkliches Erleben gilt, und nach dem Tode in rote Araras, die deshalb allgemeine Schonung genießen; die ihrer Zauberärzte (Bari) in allerhand andere Tiere, in Meteore usw.; die letzteren fürchtet man daher als besonders unheilbringend.

Das südliche Kreuz ist den Bororó eine Straußenfährte, die Milchstraße ein Aschenweg. Sonst wird unter den Naturerscheinungen besonders dem Monde erhöhte Beachtung geschenkt. Nach der Ansicht der Botokuden verursacht er Blitz und Donner, Mißwachs und Krankheit, ist also eine dem Menschen Schaden bringende Macht. Auch bei den Kayapó genießt er besondere Verehrung; Kissenberth beobachtete, wie sie bei einer Mondfinsternis unter Klagegesängen brennende Pfeile nach der verfinsterten Scheibe schossen, um ihr das Licht wiederzugeben und zu verhindern, daß der Mond sterbe, da man dann sein Herabfallen befürchtete.

Von der Mythologie der Ostbrasilianer ist nur eine Flut- und Heroensage der Kaingáng bekannt, die, wie Ehrenreich gezeigt hat, durchaus eigenartige, in mancher Beziehung stark an nordamerikanische Mythen erinnernde Züge trägt. Die von der Sintflut ereilten Menschen retten sich auf einen der Berge des Steilabfalls der Serra do Mar, wo einige von ihnen, die auf dem Boden nicht mehr Platz finden, die Bäume ersteigen und zu Affen werden. Wasserhühner bringen Erde herbei und schütten eine Ebene rings um den Berg auf, wie die Moschusratten in der irokesischen und Algonkinmythe (S. 111). Ein Teil der in der Sintflut ertrunkenen Menschen, die seitdem im Innern des Berges gelebt haben, steigt durch Löcher wieder zur Oberwelt empor, wie die Vorfahren der Puebloindianer (S. 154/5), und endlich wird das Feuer den Menschen durch eine Elster gebracht, die sich am Feuerplatz der Sonne einer glühenden Kohle bemächtigt hat, eine Episode, die sehr an den Feuerraub des Raben in der nordwestamerikanischen Sage gemahnt (S. 135). Im übrigen dient der Mythus dazu, die verschiedenen Eigenschaften der Tiere, die der Kulturheros Kayurukré schafft, den Charakter der ostbrasilianischen Landschaft und das Verhältnis der einzelnen Stämme (Kaingáng, Kamé und Aré) zueinander zu erklären.

d) Die Chacoindianer

Zwischen dem siebzehnten und dreißigsten Breitengrade dehnt sich östlich der Anden ein weites Wald- und Weidegebiet, der Gran Chaco. Buschland, Palmenhain und Sumpf wechseln in dieser mächtigen, noch jetzt in vielen Teilen gänzlich unbekannten Wildnis ab, die von den drei rechten Nebenflüssen des Paraguay, dem Pilcomayo, Bermejo und Salado, durchströmt wird und auf dem linken Paraguayufer noch eine ziemliche Strecke nach Osten ihren Charakter beibehält. Die Völker des Chaco gehören einer ganzen Reihe verschiedener Sprachfamilien an, die, abgesehen von den von Osten und Norden eingedrungenen Tupí (Tschiriguano) und Aruak (Tschané im Westen, Guaná und Tereno im Osten des Paraguay) auf den Chaco beschränkt bleiben (vgl. die Aufzählung in der Einleitung, S. 225/6); wir rechnen zu ihnen hier auch die Guató im Sumpf- und Seengebiete des oberen Paraguay, obwohl sie schon der eigentlichen Chaco-Kultur verhältnismäßig fernstehen.

Natürlich bilden diese zahlreichen Stämme keine vollkommene kulturelle Einheit, es läßt sich vielmehr auch im Chaco, wie im tropischen Waldgebiete (S. 231), eine Anzahl von Akkulturationsgebieten (freilich viel kleineren Maßstabes) unterscheiden. Am weitesten abseits von den übrigen stehen die Tschiriguano und Tschané, die nicht nur durch ihre Sprache beweisen, daß sie Eindringlinge aus dem tropischen Waldgebiete sind. Sie besitzen eine in vielen Beziehungen höhere und reichere Kultur als die übrigen und bilden bereits den Übergang zu den Stämmen des oberen Madeiragebietes. Daß sie vorwiegend seßhafte Ackerbauer sind mit geringer Neigung zu Jagd und Fischfang, unterscheidet sie scharf von allen anderen Chacostämmen. Diese zerfallen wiederum vom wirtschaftlichen Gesichtspunkte aus in zwei Gruppen: die nomadischen Bewohner der Flußläufe und Lagunen (Guató und Payaguá) und die halbseßhaften Stämme der weiten Ebenen zu beiden Seiten des Paraguay. Die Kultur der letzteren deutet in manchen Stücken auf einen südlichen Ursprung hin (vgl. S. 231). Auch darin ähneln sie den Stämmen des Südens, daß sich die Mehrzahl von ihnen nach dem Erwerb der Pferde zu typischen Reiterstämmen entwickelt hat, mit jener Neigung zu Raubwirtschaft und kriegerischer Ausbreitung, die

allen Reiterstämmen innewohnt. Dieser Typus wird durch die alten Abipón und Mbayá, die modernen Toba, Kadiuéo und Lengua vertreten. Unter ihnen hat auch die langjährige Jesuitenherrschaft in Paraguay zahlreiche Spuren hinterlassen; das gilt besonders von den Kadiuéo, die sich durch ihre entwickeltere Bodenkultur, Viehzucht, Töpferei, Weberei und Ornamentik deutlich von den übrigen Chacovölkern abheben. Wieviel hiervon auf den Einfluß ihrer Aruaknachbarn (Tereno) kommt, bedarf noch der Untersuchung.



Abb 115. Kadiuéomädchen, bemalt
(Nach einer Photographie von Boggiani)

Die Pferde werden meist ohne Sattel oder höchstens mit einer strohgepolsterten Lederdecke als Unterlage geritten. Sporen und Steigbügel sind von einfachster Art — erstere gekrümmte Knochen- oder Holzgabeln mit ausgeschnitzten Zacken, letztere Riemen, die durch eine runde Holzscheibe als Unterlage für den Fuß laufen. Kanus sind diesen Reiterstämmen mit Ausnahme der Lengua und Kadiuéo nicht bekannt, ebensowenig den zu Fuße jagenden Stämmen der Matako- und Samukogruppe; einen kümmerlichen Ersatz besaßen die Abipón in der Pelota, der aufgespannten Rindshaut, die Matako in sehr primitiven Booten aus der Rinde einer Bombacee. Diesen stehen die trefflichen, wassertüchtigen Einbäume der Guató und Payaguá gegenüber. Die Ruder der Guató sind im Gegensatz zu den kurzen Krückenrudern des tropischen Waldgebietes bis zu $2^1/_2$ m lang, da die vielen Wasserpflanzen den im Vorderteil des Bootes stehenden Mann oft dazu nötigen, das Boot vorwärts zu staken. statt zu rudern; daher auch die scharfe Spitze, in die die lanzettförmige Ruderschaufel am unteren Ende ausläuft. Eine Griffkrücke fehlt, da das Rudern der Guató mehr ein Vorwärtshebeln ist (Max Schmidt).

Die Chacostämme sind bis auf die genannten Ausnahmen in erster Linie Jäger und Fischer. Bei vielen ist die Viehzucht (vor allem Schafzucht) durch die Europäer eingeführt worden, nicht nur bei den Reiterstämmen, sondern auch z. B. bei den Tschoroti

und Aschluslay. Der Ackerbau aber ist selbständig nirgends über die bescheidensten Ansätze hinausgekommen. Die häufigen Überschwemmungen waren ein Hemmnis; man fand ja auch vollen Ersatz in der Ausbeutung der mannigfachen Palm- und Leguminosenarten. Das Mark der Wachspalme oder Carandaý (Copernicia cerifera) lieferte eine wichtige Zukost; aus den Früchten des Algarrobo (Prosopis horrida) verstehen die Toba und Matako, Tschoroti und Aschluslay, Tschiriguano und Lengua ein berauschendes Getränk herzustellen. Andere wichtige Nährpflanzen sind Bromeliaceen (die in ihrem Bast auch das wichtigste Material für die Industrie der Chacoindianer hergeben), akazienähnliche Dornbäume mit johannisbrotartigen Früchten, bei den Guató vor allem die Akurípalme. Die Matakostämme und die Tsirakua verstehen die Früchte durch Rösten in einem mit seitlichem Anblasloch versehenen, überdeckten Erdofen zu konservieren.



Abb. 116. Tonkugelbogen der Guató. Länge 1,22 m (Nach M. Schmidt)

Angebaut werden die Akurípalmen bei den Guató und sonst die gleichen Kulturpflanzen wie im tropischen Waldgebiete, doch tritt die Mandioka hier nicht mehr so in den Vordergrund. Der ganze Feldbau ist auch viel primitiver als dort, außer bei den Tschiriguano (s. u.) und den Vorfahren der heutigen Guató. Um geeignete Standorte für ihre Akuribestände zu schaffen, trugen die letzteren nämlich, wie Max Schmidt gezeigt hat, den schwarzen, fruchtbaren Humusboden des niedrigen Sumpfgebietes auf die unfruchtbare Erdschicht der höher gelegenen Stellen, wo er noch heute künstliche Erdhügel, die sogenannten Aterrados, bildet — ein Verfahren, das sehr an das der alten Moscho bei der Anlage ihrer Mounds erinnert und wohl von den Aruak entlehnt ist (S. 233). Zur Bodenauflockerung verwenden viele Chacovölker Spaten in der Form von Krückenrudern — ein Element der Hochlandskulturen —, während Keulen, ähnlich denen der Suyá (vgl. Abb. 102f.), bei den Stämmen der Samukogruppe außer zum Auflockern des Bodens auch dazu dienen, Palmfrüchte herunterzuschlagen und Aale oder Schnecken aus dem Schlamm der ausgetrockneten Lagunen hervorzuholen. Bisweilen ist an diesen Keulen eine kleine Beilklinge aus Holz oder Stein befestigt. Pflanzstöcke mit krückenartigem Griff sind statt dieser Geräte bei den Tschiriguano und Tschané in Gebrauch. Ihr Feldbau steht verhältnismäßig hoch; sie pflanzen vor allem Mais, aus dem die einförmige tägliche Kost bereitet und, nachdem man ihn in Tongefäßen gekocht und in aus-

gehöhlten Baumstämmen mit gekauter Maismasse vermischt hat, ein leicht berauschendes Bier hergestellt wird. Zum Durchsieben des Mehls dient ihnen ein runder oder viereckiger Korb, den übrigen Chacovölkern ein Netz; alle Chacovölker verwenden Holzmörser zum Zerstampfen der Körner.

Von den Erzeugnissen des Tierreichs wird Honig bei allen Stämmen eifrig gesammelt, mittels „Eßbürsten" verzehrt oder (bei den Kadiuéo) zu einer Art Met verarbeitet. Als Hauptwaffen für die Jagd dienen außer Keulen, mit denen man Pekaris erlegt, überall Bögen und Pfeile von kleiner, nachlässig gearbeiteter, offenbar verkümmerter Form (Abb. 110b). Daneben gibt es bei den Tschiriguano Schlingen und Klappnetze für den Vogelfang.

Nahezu alle Formen des Bogens, die sich in Südamerika finden, sind im Chaco bekannt: Rund- und Flachbögen. Bögen mit rechteckigem und (als besondere Abart, die zu den Bögen des Südens überleitet) solche mit keilförmigem Querschnitt. Die Sehne besteht bisweilen aus Lederstreifen, und die Pfeile haben den aus Ostperu bekannten Pechanstrich der Nähte, durch welche die radial angebrachte Befiederung am Schaft befestigt wird (S. 241). Unvergleichlich besser als die meisten Chacobögen sind die Bögen der Guató. Es sind Rundbögen von beträchtlicher Größe, die der ganzen Länge nach mit Cipóstreifen umwickelt sind, und unter ihren Pfeilen treten neben solchen mit Holz-, Bambus- und Knochenspitzen auch Harpunenpfeile auf. Den Guató und fast allen Chacostämmen eigentümlich ist der Tonkugelbogen mit doppelter Sehne (vgl. Abb. 116), der neben Vogelpfeilen mit verdicktem Knauf zur Jagd auf kleine Vögel gebraucht wird und vielleicht ein postcolumbisches Element ist (vgl. S. 239). Bola und Schleuder, die meist nur noch Kinderspielzeuge sind, deuten wiederum auf Einflüsse der Hochlandsvölker hin.

Während die Kadiuéo leidenschaftliche Jäger sind, spielt bei allen Pilcomayostämmen der Fischfang eine weit größere Rolle als die Jagd. Der Fischfang mit Bogen und Pfeil hat nur bei den Tschiriguano und Tschané größere Bedeutung. Sonst tritt er überall stark hinter der Netzfischerei zurück.

Eine Gruppe von Indianern bildet mit großen Sperrnetzen eine Kette über den Fluß (oder aber es werden, wenn in der Trockenzeit Fischmangel herrscht, Zaunwehre gebaut), und eine andere fängt mit Tauchnetzen (Käschern) die durch die schmalen Öffnungen passierenden Fische ab. Um sich hierbei gegen die Bisse der Palometa- (Piranya-) Fische mit ihren messerscharfen Zähnen zu schützen, tragen die im Wasser Stehenden an den Füßen dicht geknüpfte Strümpfe aus Caraguatáschnüren, oder der Fischer steht auf einem im Wasser erbauten Stangengerüst. Die gefangenen Fische werden mit kleinen, kurzen Keulen erschlagen, mittels Knochennadeln auf Schnüre gereiht und nachher an Bratspießen (Bratständer sind hier, wie im Osten und Süden, unbekannt) geröstet. Mehrspitzige Fischspeere und -pfeile, Fischfang mit Gift und mit Angelhaken, also Geräte und Methoden, die aus dem tropischen Waldgebiete stammen, sind nur bei den Tschiriguano und Tschané im Gebrauch.

Neben den erwähnten, in erster Linie dem Nahrungserwerb dienenden Waffen hat man für den Krieg allgemein Lanzen (zugespitzte Holzstangen, bisweilen mit Knochen- oder Eisenspitzen) und kurze, schwere Wurfkeulen mit kolbenartiger Verdickung (Abb. 102 i), wohl eine Nachbildung der Steinknaufkeulen des Hochlandes. Bei den Tschoroti und Aschluslay tritt auch der seltene Knochendolch als Waffe auf, ferner als Frauenwaffe ein Schlagring aus Holz oder Tapirleder. Auch Schutzwaffen sind den kriegerischen Guaikurústämmen, den Matako und Tschiriguano bekannt, nämlich Bauchpanzer aus Tapir- oder Kuhhaut und Jacken aus Jaguarfell, die möglicherweise eine Nachahmung des spanischen Lederkollers darstellen. (Vgl. auch Abb. 120.)



Abb. 117. Feuerbohrender Tschoroti (Nach v. Rosen)

Die Wohnungen sind bei diesen halbnomadischen Stämmen naturgemäß sehr einfach: grasbedeckte, bienenkorbförmige Hütten aus Zweigen, die in die Erde gesteckt werden (bisweilen mit Gangtür) bei den meisten Matakovölkern (vgl. Abb. 83, Fig. 6) und tragbare Zelte aus Stangen, über die man Binsenmatten legt, bei den alten Mbayá und Abipón und bei den modernen Toba, Lengua und Tschamakoko.

Die Tschiriguano hatten ehemals, auch darin sich von allen anderen Chacostämmen unterscheidend, gewaltige Mehrfamilienhäuser, die über hundert Personen Raum boten. Heute sind bei ihnen nur noch die Maisvorratshäuser, die auf Pfählen stehen, originell. Sie stammen ebenso zweifellos aus den Sumpfstrecken des oberen Madeiragebietes, wie die Stangenzelte aus den Steppenländern des Südens. Bei den Kadiuéo gibt es für die Regenzeit, wenn sie von

ihren sommerlichen Jagdzügen auf Sumpfhirsche usw. zurückgekehrt sind, feste Dörfer, deren jedes aus einer einzigen langen Hüttenreihe besteht, einem gedeckten Gange mit schrägem Dach und Schlafgerüsten an der Rückwand vergleichbar. Die Tschiriguano und Tschané benutzen Bettgestelle (mit Rohr-, Stab- oder Riemenwerk) zum Schlafen, daneben baumwollene Hängematten zum Ausruhen während des Tages. Sonst schläft man im Chaco auf Fellen, bei den Guató auch auf Binsenmatten, am Boden; Tschamakoko, Payaguá und Lengua haben den Gebrauch der Palmfaser-Hängematte von nördlichen Stämmen gelernt. Die Payaguá besitzen auch hölzerne Schemel in Tiergestalt; im übrigen ist der Hausrat bei der geringen Entwicklung technischer Fähigkeiten nur dürftig.

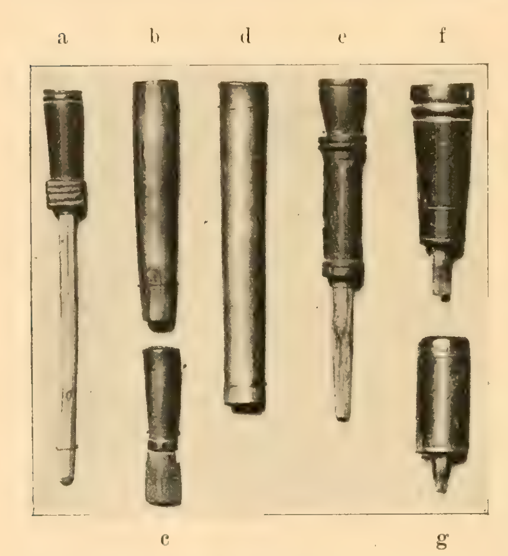


Abb. 118. Hölzerne Tabakspfeifen der Chacoindianer: a und e Kadiuéo, b Toba, c und d Tschiriguano, f und g Payaguá. c mit abgeplattetem Mundstück, g mit Ritzzeichnungen (biblische Motive). Die dargestellten Pfeifen sind sicher ursprüngliche Formen, die auf die „Rauchrolle“ (vgl. Tafel X, Fig. 20) zurückgehen und gleichsam „feste Deckblätter“ darstellen. (1/8 n. Gr.)
(Originale im Berliner Museum für Völkerkunde. Nach Koch-Grünberg)

In dem steinarmen Chaco mußte man sich, um Schnitzarbeiten machen zu können, mit Messern und Schabern, Sägen und Pfriemen aus sehr hartem Holz behelfen (die langschäftigen Steinbeile der Tschamakoko, s. o. S. 295, sind wohl mehr ein Rang- und Würdeabzeichen wie die ostbrasilianischen „Ankeräxte“), und, da einige der Charakterpflanzen des tropischen Waldgebietes (Fächerpalmen mit paarig gefiederten Blättern und Bäume mit ablösbarer Bastschicht) hier fehlen, an Stelle von Geflechten und Baststoffen Knüpfarbeiten aus den Blattfasern einer stachligen Bromeliacee (Caraguatá) herstellen. So sind außer den bereits erwähnten Geräten zum Zweck der Nahrungszubereitung im Hausrat der Chacoindianer nur Holzschalen und Holzlöffel, Deckelkalabassen und Netztaschen vertreten. Feuer wird mit dem Quirlbohrer erzeugt (Abb. 117), und zum Anfachen dient ein Fächer aus Federn. Die

Tabakspfeifen (Abb. 118) waren ursprünglich einfache Röhren aus einem Stück Bambus oder Holz, in denen ein Bastbausch oder ein durchlochtes Kalabassenscheibchen am Mundende das Verschlucken des Tabaksaftes verhindert. Weiterentwickelte Typen zeigen bereits die Trennung des Tabakbehälters von dem Mundstück, das entweder spitz zuläuft oder abgeflacht ist, und endlich die Winkelform (Kadiuéo), bei welcher der besonders angesetzte Kopf nicht selten Tier- oder Menschengestalt angenommen hat.

Die zuletzt genannte Pfeifenform ist wohl auf europäische Einflüsse zurückzuführen. Die Payaguá besitzen große walzrunde Holzpfeifen mit besonderem Mundstück, deren sich der Zauberarzt bei Krankenheilungen bedient

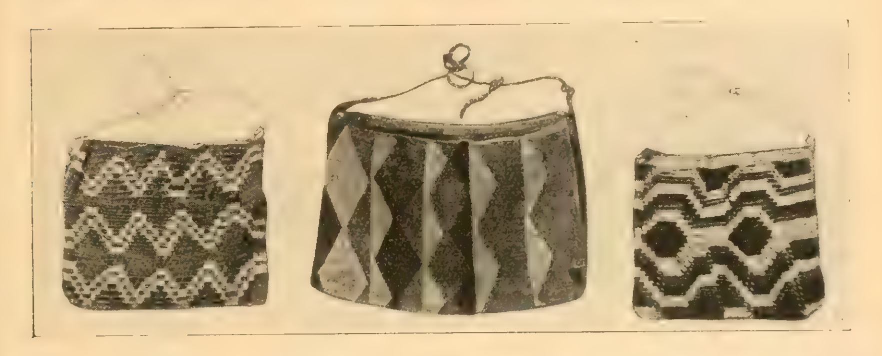


Abb. 119. Taschen, aus Caraguatáfäden gestrickt und bunt gemustert. Pilagá. (1/10 n. Gr.)
(Berliner Museum für Völkerkunde)

und die vollständig mit weißen Ritzzeichnungen bedeckt sind; diese scheinen merkwürdigerweise biblische Szenen (den Sündenfall) wiederzugeben (Abb. 118g). Die starke Wirkung, die die langjährige Herrschaft der Jesuiten in Paraguay auf die Indianerstämme ausgeübt hat, verspürt man auch sonst bei den Chacoindianern mehrfach; so in roh geschnitzten Holzpuppen der Kadiuéo, die offenbar auf Heiligenfiguren zurückgehen, und in der Ornamentik der Kadiuéotöpfe (verschlungene Arabesken und Blumenmuster, daneben freilich auch rein geometrische Verzierungen, die ursprünglich sein können). Die Keramik dieses Stammes zeichnet sich durch großen Formenreichtum aus. Schalen, Krüge, Gefäße in Tiergestalt kommen vor, und alle sind mit gefälligen, schwarzroten Mustern mit weißer Umrandung bedeckt. Höher steht die Keramik der Tschiriguano und Tschané, bei denen der Formenreichtum noch größer ist und die vor dem Brande aufgemalten Ornamente (Zickzacklinien, Spiralen usw.), im Gegensatz zu den Verzierungen der Kadiuéotöpfe, durchweg unbeeinflußt sind. Bei den übrigen Chacostämmen sind Verzierungen und Formen einfacher; überall aber wird der Topf in der gleichen Weise, durch spiraligen Aufbau aus Tonwülsten, hergestellt. Die Töpferei der Chacovölker ist, wie Nordenskiöld an gewissen Form-

elementen gezeigt hat, zweifellos stark von der des benachbarten Hochlandes beeinflußt. Dasselbe gilt von der Weberei der Matakostämme, deren Webstuhl vollkommen dem altperuanischen entspricht. Daneben findet sich bei den Tschiriguano und Tschané, Lengua und Tereno, aber auch bei den Matako. der „aruakische“ Webstuhl, den wir schon im tropischen Waldgebiete kennengelernt haben (S. 257). Die Flechtkunst ist nur bei den Tschiriguano und Tschané von Bedeutung: bei allen übrigen Stämmen werden Caraguatáfasern mit einer Muschel abgeschabt und ohne Zuhilfenahme von Spindeln (die nur bei der Baumwollweberei in Gebrauch sind) mit der Hand auf dem bloßen Schenkel gedrillt, um dann mittels hölzerner oder knöcherner Nähnadeln und Knüpfstäben zu Netztaschen, Siebnetzen, Tragnetzen, Hemden usw. verarbeitet zu werden (Abb. 119, 120). Die Guató stellen aus Baumwolle und Palmfaser Moskitowedel und -netze in „Doppelfadengeflecht“ her. Während alle diese Industrien Frauenarbeit sind, stellt der Mann die Holzschnitzereien her, z. B. die Waffen, Pfeifen und Kalabassen, die neben den Taschen die Hauptbehälter sind und oft mit einem zierlich ausgeschnittenen Deckel und mit eingebrannten und eingeritzten, bei den Tschiriguano und Tschané auch mit aufgemalten. Zeichnungen versehen werden.

Die ursprüngliche Kleidung der Chacoindianer weist nach dem Süden. Der mehr oder weniger breite, steife Ledergürtel der Männer, der unten zuweilen in Fransen, die die Schamteile bedecken, zerschnitten ist, der aus mehreren enthaarten Hirschfellen zusammengenähte Hüftschurz der Frauen und der ehemals (z. B. bei den Abipón) von beiden Geschlechtern benutzte große Pelzmantel aus aneinandergenähten Fischotterfellen, die mit den Haaren nach innen getragen werden, während die Fleischseite bemalt ist, sind lauter Trachtstücke, die in dem warmen Klima offenbar wenig angebracht sind und in den südlichen Steppenländern entstanden sein müssen.

Bezeichnenderweise sind es gerade die konservativen Frauen, die heute noch allgemein bei den Aschluslay und Matako, Lengua und Toba die Pelzmäntel tragen, während bei den Männern an ihre Stelle große Decken aus hausgewebtem Wollstoff getreten sind; diese werden in der Mitte zusammengeschlagen und mit einem ledernen oder gewebten Gürtel um die Hüften befestigt und fallen für gewöhnlich herab, während man bei kühlem Wetter einen Zipfel hochnimmt und über der Schulter mit einem Kaktusdorn feststeckt. Ob dies Kleidungsstück aus den Kulturgebieten des Westens stammt, ist fraglich, als sicher kann jedoch die westliche Herkunft bei den ärmellosen Männerhemden aus Caraguatáschnüren gelten, die bei vielen Chacovölkern in offenbarer Nachahmung der peruanischen Wollhemden gestrickt werden (Abb. 120). Hemden und Ponchos aus Baumwolle tragen die Männer bei den Tschiriguano und Tschané neben der Tschiripa, einem Lendentuch, das zwischen den Beinen durchgezogen wird. Die Frauen dieser beiden Stämme hüllen sich in das Tipoy, einen an beiden Seiten offenen, nahtlos aus Baumwolle gewebten Sack, der oft vom Hals bis zu den Füßen hinabreicht und weit genug ist, um auch noch einen Säugling darin zu tragen (vgl. S. 252).

An den Füßen trägt man zuweilen Sandalen aus Tapirleder und um die Stirn ein gewebtes Band, das nicht selten mit Federn oder aufgenähten Scheibchen aus Schneckenschale verziert ist; diese Stirnbinden und die hübschen, mit den gleichen Scheibchen besetzten Haarnetze sind wiederum Trachtstücke der Hochlandskulturen. Was die Chacoindianer sonst an Körperschmuck besitzen, ist gegenüber dem Schmuckreichtum des tropischen Waldgebietes bescheiden zu nennen.



Abb. 120. Hemd, aus dicken Caraguatáfäden gestrickt. Dient als Koller, da es einen wirksamen Schutz gegen Pfeilschüsse abgibt. Toba. (1/10 n. Gr.)
(Berliner Museum für Völkerkunde)

Das Haar, zu dessen Pflege neben dem Stäbchenkamm eine Bürste aus Ameisenbärenhaar oder Wurzeln benutzt wird, trägt man lang und bindet es auf dem Scheitel zu einem Schopfe zusammen. In diesen Schopf oder in das Stirnband werden Büschel aus den Federn des Straußes, weißen Reihers usw. gesteckt. Der Federschmuck, im allgemeinen nur dürftig, ist am mannigfaltigsten bei den Tschamakoko, die sich mit Gürteln aus bunten Papageien-, Straußen-, Specht- und Entenfedern, Federhaarstäben und prächtigen Federarmbinden zieren. Sonstiger Schmuck wird aus Samenkernen, Schilfrohrstücken, Zähnen, Glasperlen usw. hergestellt; dem Chaco eigentümlich sind Halsketten aus aneinandergereihten runden oder vierkantigen Stückchen weißer, perlmutterglänzender Schneckenschale, Arm- und Beinbinden aus Leder oder Fell und Fingerringe aus Segmenten der Schwanzhaut von Eidechsen. Neben der Bemalung mit Holzstempeln (vgl. Abb. 115) ist die Tatauierung mittels Kaktusstacheln bei den Matakovölkern, Toba und Kadiuéo vorzugsweise ein Schmuck der Frauen. Sie wird, wie die ausschließlich dem männlichen Geschlecht zukommende Ohr- und Lippendurchbohrung, bei einigen Stämmen beim Eintritt der geschlechtlichen Reife vorgenommen. Die Ohrpflöcke erreichen z. T. (Matakostämme, Pilagá) gewaltige Größen. Sie sind aus Holz, zylindrisch und auf der Vorderseite mit einer Muschelscheibe (neuerdings Zinn oder Spiegelglas) belegt. Lippenpflöcke waren einst weiter verbreitet als gegenwärtig; Mbayá und Toba trugen sie, und die Lengua („Zungen“) haben ihren Namen danach erhalten. Sie erreichten bei ihnen einen Durchmesser von 1—1,5 Zoll. Den Tembetá der Osttupi (s. o. S. 253) treffen wir bei den Tschiriguano wieder; er ist hier aus

Holz und auf der Vorderseite mit Türkisstückchen ausgelegt, neuerdings oft auch aus Zinn und blauen Glasperlen. Die Tschiriguano huldigen auch der Sitte des Zahnschwärzens, wie manche Stämme im Westen des tropischen Waldgebietes (S. 255).

Während die gesellschaftlichen Zustände bei den primitiveren Chacostämmen der Matako-, Maskoí- und Samukogruppe durch einen ausgesprochenen Kommunismus, sehr geringe Ausbildung der Häuptlingsmacht und nur schwache Ansätze einer festeren Stammesverfassung gekennzeichnet sind, ist bei verschiedenen Stämmen der Guaikurúgruppe und bei den Tschiriguano-Tschané bereits die Herausbildung von Ständen und größeren politischen Verbänden zu beobachten. Die Guaikurú unterschieden zwischen gewöhnlichen Kriegern, Kriegeradel, aus dem auch die Häuptlinge hervorgingen, und Sklaven. Bei den Abipón wurde der Adel durch eine Zeremonie verliehen, bei der der Kandidat fasten mußte und eine alte Frau die Festleiterin war. Der Geadelte nahm einen neuen Namen an und bediente sich im Verkehr mit seinesgleichen einer besonderen Sprechweise. Bei den Mbayá dagegen war der Adel erblich, selbst in weiblicher Linie. Dasselbe ist noch heute bei den Tschiriguano und Tschané zu beobachten; der eigentliche Oberhäuptling der Tschané am Rio Itiyuro ist nach Nordenskiöld eine Frau, die aber wegen ihres hohen Alters nicht mehr selbst regiert, sondern sich durch ihren ältesten Neffen vertreten läßt. Die Häuptlinge finden hier auch im Frieden unbedingten Gehorsam.

Sonst ist dies gewöhnlich nur im Kriege der Fall. Im Kampfe werden allgemein Todesverachtung und Tapferkeit bewiesen. Die Stämme der Guaikurúgruppe hatten die Sitte, erschlagenen Feinden die Köpfe abzuschneiden, diese nachträglich zu skalpieren und die Kopfhäute dann zum Ruhme des Besitzers an Stangen oder Lanzen vor dessen Hütte aufzuhängen, wie die nordamerikanischen Indianer. Bei den Matakostämmen ist diese Art Trophäe noch jetzt beliebt, und es ist Nordenskiöld gelungen, den ersten derartigen Skalp nach Europa zu bringen (Abb. 121). Die Kriegsgefangenen werden Sklaven; während die Kadiuéo sie im allgemeinen gut behandeln, droht ihnen bei den Toba immer das Schicksal, bei Festlichkeiten und Zechgelagen hingeschlachtet zu werden. Neben diesen eigentlichen Sklaven gibt es ganze Stämme, die in einem freiwillig übernommenen Hörigkeitsverhältnis zu anderen Stämmen stehen, wie die aruakischen Guaná zu den Kadiuéo, die Tapieté (ein Matakostamm) zu den Tschiriguano-Tschané. Eigentumsmarken, die sonst selten in Südamerika sind, werden bei den Mbayá, Aschluslay und Tschiriguano außer an Sklaven und Haustieren auch an allerhand Gebrauchsgegenständen, ja sogar an Frauen angebracht.

Unter den Sitten und Gebräuchen fallen neben der Couvade, die bei den Abipón klassisch ausgebildet war, aber auch noch bei den heutigen Tschiriguano, Tschané und Tschoroti vorkommt, einige merkwürdige Reife- und Ehezeremonien auf.

Die erste Menstruation wird bei den Tschoroti und Aschluslay durch einen Tanz der älteren Frauen gefeiert, während bei den Tschiriguano und Tschané das Mädchen eine Zeitlang mit kurzgeschnittenen Haaren in einem Verschlag der Hütte eingesperrt lebt. Auch in bezug auf Liebesleben und Ehe verhalten sich die beiden Stammgruppen recht verschieden. Die Tschoroti und Aschluslay gewähren dem Mädchen vor der Ehe volle Freiheit und überlassen es ihm, sich selbst einen Lebensgefährten zu suchen, wenn es Lust hat. Bei den Tschiriguano und Tschané wird dagegen das Mädchen vor der Ehe ängstlich gehütet, und beim Eheschluß hat der Mann die Initiative zu ergreifen: er wirbt um die Auserkorene und dient dann, wenn er Erfolg hat, ein Jahr lang bei ihren Eltern. Die Werbung vollzieht sich ähnlich wie bei den Toba. Bei diesen legt der junge Mann ein Bündel Holz vor die Hütte der Auserwählten; holt das Mädchen das Bündel in die Hütte, so ist das Jawort dadurch gegeben, und die Eltern schneiden zum Zeichen der geschlossenen Ehe den Brautleuten ein Büschel Haare von der Stirn. Oder aber die Werbung besteht in ausdauerndem, oft acht Tage lang währendem Singen und Musizieren vor der Hütte der Erkorenen. Bei den Tschamakoko macht der Jüngling eine Art Eheschule bei älteren Frauen und Witwen durch, ehe er sich eine junge Frau nimmt.



Abb. 121. Skalp eines Pilagá, von den Aschluslay erbeutet. Auf einen Holzreifen gespannt (vgl. Tafel II, Fig. 36). (Nach v. Nordenskiöld)

Die religiösen Verhältnisse bieten keine wesentlich neuen Züge. Der allgemeine Animismus und Zauberglaube, die Stellung des Zauberarztes, seine Tätigkeit (Krankenheilung, Vertreibung böser Geister) decken sich ganz mit dem, was wir in dieser Hinsicht bei den Völkern des tropischen Waldgebietes angetroffen haben. Für die Anschauungen über Wesen und Schicksale der Totenseele sind wieder die Bestattungsgebräuche bezeichnend.

Meist herrscht große Furcht vor dem Totengeist. Man sucht ihn auf jede Weise zu versöhnen; die Kadiuéo errichten deshalb über den wiederausgegrabenen, gereinigten und in einer Matte beigesetzten Knochen ein Schutzdach und legen Waffen und Lebensmittel darunter. Oder man wendet Mittel an,

um ihm zu entgehen oder ihn gewaltsam an der Wiederkehr zu verhindern. Daher verlassen die Lengua, nachdem sie den Toten in der Erde in hockender Stellung mit Waffen, Schmuck und Hausgerät bestattet haben, schleunigst den Ort des Todes und siedeln sich einige Meilen entfernt wieder an. Niemals wird der Name des Toten wieder ausgesprochen, ja alle Überlebenden verändern ihre Namen, um den rachsüchtigen Totengeist irrezuführen. Oft. bevor noch der Sterbende seinen letzten Seufzer getan hat, preßt man ihn in hockender Stellung gewaltsam in ein großes Tongefäß und stülpt ein anderes Gefäß als Deckel darüber, um dadurch die Totenseele am Entschlüpfen zu hindern (Tschiriguano). Die Abipón verfolgten denselben Zweck, wenn sie den Sterbenden unter einer dicken, schweren Haut erstickten. — Die Nachbestattung (bei den Kadiuéo) und das direkte Urnenbegräbnis (bei den Tschiriguano) sind Sitten, die auch im tropischen Waldgebiete weite Verbreitung haben (vgl. S. 272).

Natürlich gelten die Totenseelen, wie überall, für mehr oder weniger böse Geister. Eine Vergöttlichung dieser Geister, wie sie in den „Keebet“ der Abipón vorliegt, ist im allgemeinen selten. Die Guaikurú sahen im Gewitter einen Kampf der als Sterne gedachten Kriegerseelen, und in den Meteoren und Blitzen die Seelen zum Himmel fahrender oder von ihm herabsteigender mächtiger Zauberer.

In eine Art System ist der „Manismus“ bei den Tschiriguano und Tschané gebracht worden: Das Reich der Abgeschiedenen ist Aguararenta, ein Dorf im Osten, wo die Totenseelen (Aña) wohnen und des Nachts ihre Feste feiern, während sie am Tage in Tier- (meist Fuchs-) Gestalt die Menschen besuchen. Einige Aña sind tunpa „groß“, d. h. mit göttlichen Eigenschaften ausgestattet. Unter ihnen ist Yamandutunpa der größte, doch treten in den Sagen Aguaratunpa und Tatutunpa, der Fuchs- und der Gürteltiergott, weit stärker hervor (Nordenskiöld). In der Mythologie dieser Chacostämme und ihrer Matakonachbarn spielt ein Weltuntergang (durch Wasser, Feuer oder Stürme) und der Feuerraub durch ein Tier (Frosch, Meerschweinchen) eine Rolle. Auch die Mokovi erzählten, daß das Herabfallen der Sonne einen Weltbrand verursacht habe, bei dem die Menschen, die sich auf Bäume retteten, zu Affen wurden (S. 292), während andere, die im Wasser Schutz suchten, sich in Fische, Frösche und Kapivaras verwandelten.

Die Feste der Chacoindianer werden meist durch die Reife ihrer Hauptnahrungspflanzen, vor allem des Algarrobo, bestimmt. Da diese Reife mit dem Erscheinen der Plejaden zusammenfällt, so sind die Feste gewissermaßen astronomisch festgelegt. Man feiert sie mit wüsten Trinkgelagen, bei den Payaguá auch mit barbarischen Selbstkasteiungen.

Die Musikinstrumente, die hierbei in Tätigkeit treten, sind Kürbisrasseln, Klappern aus Tierklauen, mit Wasser halb gefüllte und mit einem Fell überspannte Holzblock- oder Tongefäßtrommeln, Rohrflöten, Kuhhorntrompeten und Musikbögen (Tschoroti, Matako und Tschané). Die beiden zuletzt genannten Instrumente sind wohl erst durch Europäer oder Neger eingeführt worden;



Abb. 122. Pampas-Indianerfamilie mit Fellmänteln und gewebten Kopfbinden
(Nach einer Photographie im Besitz des Berliner Museums für Völkerkunde)

dagegen stammen, wie Nordenskiöld gezeigt hat, merkwürdige längliche oder runde Flötenpfeifen aus Peru, wo die länglichen nach dem Ausweis archäologischer Funde nicht Musikinstrumente, sondern Wagebalken waren, die die Chacovölker übernahmen, ohne ihre eigentliche Bedeutung zu erkennen. Panpfeifen finden sich nur bei den Tschané, Tanzmasken bei den Tschiriguano und Tschamakoko. Letztere bestehen bei den Tschiriguano aus Holz, bei den Tschamakoko aus einfachen, das Gesicht bedeckenden Netzen. Der Maskentanz hat bei den ersteren noch teilweise den Charakter eines Fruchtbarkeitszaubers (die Tänzer bewerfen sich mit Bohnenhülsen u. a.) und endet damit, daß die Masken ins Wasser geworfen oder verbrannt werden. — Kein anderes südamerikanisches Volk hat einen solchen Reichtum an Spielen wie die Chacostämme. Gewandtheitsspiele, wie das Spiel mit Maisblattbällen oder hölzernen Schlagbällen, treten an Bedeutung hinter Glücksspielen zurück, die vielfach auffällige Übereinstimmungen mit den Spielen der Nordamerikaner zeigen und durch die Verwendung von Khechuaworten beweisen, daß sie von den Hochlandsvölkern im Westen stammen.

e) Die Reiterstämme des Südens

Südlich vom Rio Salado, mit dem 30. Grad s. Br., beginnt das Gebiet der Pampas, der endlosen, mit harten Weidegräsern und Dornsträuchern bedeckten Steppen, die nur selten von kahlen Berg-

zügen oder Salzsümpfen unterbrochen werden. Am patagonischen Rio Negro gehen die Pampas allmählich in die patagonische Hochebene über, eine Aufeinanderfolge von niedrigen Hügelwellen, tiefen Bodensenkungen und mäßig hohen Mesas; die trostlose Öde ihrer weiten, von spärlichem Buschwerk bestandenen Sandflächen und Lavaschlackenhalden macht erst am Fuß der Anden parkartigen, blumenreichen Savannen, Hainen wilder Apfelbäume und dichten Waldungen Platz. Dies ganze eintönige, von der Natur nur dürftig bedachte Gebiet, das heute fast ausschließlich der Republik Argentinien angehört, war bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts von Völkern bewohnt, die zur Zeit der Entdeckung auf einer ähnlich niedrigen Kulturstufe gestanden haben müssen wie die Bewohner des ostbrasilischen Hochlandes, mit denen sie übrigens durch die alte Bevölkerung Uruguays (die Tscharrúa) zusammenhingen. Rein hat diesen ursprünglichen Charakter heut nur der südlichste, schon auf dem Feuerlande sitzende Zweig dieser Völkergruppe (die Ona) bewahrt; alle übrigen sind durch die frühe Einführung des Pferdes seitens der Europäer zu Reitervölkern geworden, denen, als ein Teil der Araukaner nach dem Erwerb des Pferdes seine Sitze in Chile mit den Steppen von Neuquén und Mendoza am Ostabhang der Anden vertauschte, auch Elemente der peruanischen Hochlandskultur (von der die alte araukanische nur ein Ableger war) in reicherem Maße zuströmten.

Wir rechnen demnach zu den Reiterstämmen des Südens die Tscharrúa und Kerandi, Pueltsche und Tehueltsche und die in Argentinien sitzenden Araukaner (Pehuentsche), von denen ein Stamm, die Ranqueles, als Pampasstamm besonders berühmt geworden ist, und schließen ihnen auch die Ona im Norden und Osten des Feuerlandes an. Von diesen Völkern sind zuerst die Tscharrúa bekannt geworden, denen 1516 Juan Díaz de Solís, der Entdecker des La Plata, zum Opfer fiel. Sie waren auch die ersten, die nach einem schonungslosen Ausrottungskriege von der Bildfläche verschwanden, so daß schon 1831 in Paris die „letzten Tscharrúa“ ausgestellt werden konnten. Die Kerandí, die bereits 1535 das kurz vorher durch Pedro de Mendoza gegründete Buenos Aires mit ihren Brandpfeilen zerstört hatten, und die Pueltsche, die eigentlichen „Pampasindianer“, waren die kriegerischsten und raublustigsten dieser Reiterstämme, die den Spaniern jahrhundertelang schwer zu schaffen machten und bis ins neunzehnte Jahrhundert hinein Buenos Aires bedrohten. 1816 schätzte man den Verlust an Rindvieh durch ihre Räubereien auf jährlich vierzigtausend Stück; ein Zug, den 1832/33 General Rosas gegen sie unternahm, befreite zwar fünfzehnhundert weiße Frauen und Kinder aus ihrer Gefangenschaft und setzte eine bestimmte Grenze fest, die die Indianer nicht überschreiten durften, konnte aber nicht verhindern, daß in den sechziger und siebziger Jahren die Überfälle,

die die Pampasindianer unter mächtigen Kaziken (Leuketrú, Kallvukurá, Katriel u. a.) auf die Ansiedler und Grenzstädte unternahmen, immer häufiger wurden. Infolgedessen ließ die argentinische Regierung 1880 den General Roca die ganze Pampa von ihren Bewohnern säubern. Sie wurden teils nach Norden, hauptsächlich aber nach Süden über den Rio Negro zurückgedrängt, und diese Grenzlinie wurde durch eine Kette von Forts gesichert. Die Vernichtung der Kerandí und Pueltsche hatten sich die araukanischen Stämme der Pampas zunutze gemacht, um von ihren ursprünglichen Sitzen am Abhang der Anden allmählich immer weiter nach Osten, bis in die Provinz Buenos Aires,



Abb. 123. Jagdszene aus Patagonien; Anwendung der dreikugeligen und einkugeligen Bola
(Frei nach einer Vorlage bei Musters)

vorzudringen, natürlich nicht ohne heftige Kämpfe mit den Spaniern. Die Patagonier sind dagegen seit ihrer ersten Bekanntschaft mit den Europäern anläßlich der Fahrt Magalhães' (1520) bis zu den Besuchen Darwins (1834) und Musters' (1869/70) immer verhältnismäßig friedlich gewesen, was sich freilich daraus erklärt, daß man sie in ihrer unwirtlichen Heimat unbehelligt ließ. Nur gegen die Ona auf der großen Feuerlandsinsel haben in der Neuzeit Schafzüchter und Goldsucher einen unerbittlichen Vernichtungskrieg geführt, so daß sie heute bis auf wenige Individuen zusammengeschmolzen sind, die in den ewig feuchten, immergrünen Urwäldern am Mount Darwin hausen. — Die heutige Bevölkerung des Steppengebiets besteht zum großen Teil aus Indianermischlingen (Gauchos), halbwilden Hirten, die in ihrem Äußeren und ihren Sitten manchen echt indianischen Zug bewahrt haben und daher gelegentlich bei unserer folgenden Betrachtung herangezogen werden.

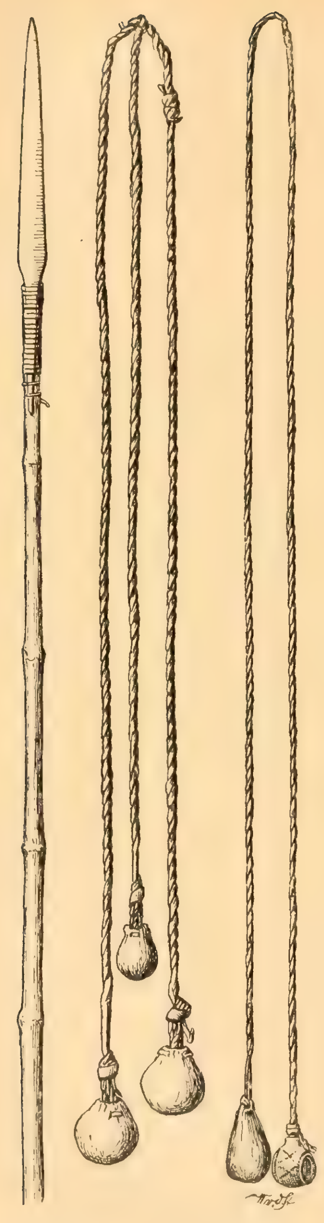


Abb. 124. Rohrlanze der Araukaner und Bolas der Tehueltsche. Die Lanze hat eine Gesamtlänge von 2,70 m (Berliner Museum f. Völkerkunde)

Als Magalhães 1520 als erster die Gestade Patagoniens betrat, fand er die Eingeborenen noch zu Fuß und mit Pfeil und Bogen die Guanakos jagend vor; sechzig Jahre später, fünfzig Jahre nachdem am La Plata die Pferde eingeführt waren, sah sie Sarmiento bereits zu Pferde und anstatt des Bogens in ihren Händen die Bola. In dieser kurzen Spanne Zeit haben sie sich also zu typischen Reitervölkern entwickelt, denen das Pferd der unentbehrliche Gefährte ist. Auf lederüberzogenen Holzsätteln (mit Pumafellschabracken, breiten, aus Guanakohaut geflochtenen Bauchgurten, plumpen hölzernen Steigbügeln) sitzend, an den Füßen die merkwürdig einfachen Sporen (zwei um den Fuß geschnallte Holzstifte mit eingelassenen Nägeln), verfolgen sie das flüchtige Wild der Steppe, Guanakos (eine Llama-Art) und Strauße. Erstere jagt man mit der dreikugeligen, letztere mit der zweikugeligen Bola (Wurfkugel).

Die ursprüngliche Bola hatte Steinkugeln, die in Leder eingenäht und an einer geflochtenen Schnur aus Guanako- oder Straußensehnen befestigt waren; später haben sich mehr und mehr Metallkugeln eingebürgert. Von den Kugeln ist eine immer eiförmig, aus leichterem Stein und kleiner als die anderen; sie wird beim Schwunge mit der Hand gefaßt, während die Schlagkugeln sich um das Tier winden und es zugleich töten (vgl. Abb. 123 und 124; die Bola rechts hat bereits eine Metallkugel). — Bei der Jagd auf Rinder und Pferde bedient man sich langer, lederner Lassos.

Diese Reit- und Jagdausstattung war bei allen Stämmen des weiten Gebietes gleich, auch bei den alten Tscharrúa und Kerandí. Bis auf die letzteren, die in geringer Ausdehnung Mais anbauten,

und die Pehuentsche, die von dem entwickelten Ackerbau ihrer Stammesgenossen in Chile gerade so viel in die Steppen des Ostens verpflanzt hatten, daß sie imstande waren, die einförmige Fleischkost durch geröstetes Mehl, gekochte Bataten und ein grobes, aus Mehl und Fett gebackenes Brot zu unterbrechen, waren sämtliche Völker der Pampas und Patagoniens nomadische Jäger, die neben Guanakos und Straußen, den wirtschaftlich wichtigsten Tieren des südlichen Indianers, auch Füchse und Hasen, Fischottern und Gürteltiere verfolgten. Vor der Einführung des Pferdes trat die Bola, deren Wirkung erst der reitende Jäger voll ausnutzen konnte und die wohl aus dem Gebiet der Hochlandskulturen stammt, sicher ganz hinter Bogen und Pfeil zurück.

Noch heute sind die Ona Jäger zu Fuß, die Guanakos und Wühlratten (Cururú), Füchse und Vögel mit kurzen, platten Holzbögen jagen. Diese haben einen merkwürdigen, keilförmigen Querschnitt (vgl. S. 296) und eine Ledersehne; die Pfeile besitzen Holzschäfte ohne Einsatz, radiale Befiederung (vgl. S. 241) und Steinspitzen und werden in Köchern aus Seehundsfell aufbewahrt. Ähnlich haben wir uns die ursprünglichen Jagdwaffen aller südlichen Stämme zu denken, die übrigens mit Ausnahme der Pehuentsche noch bis in die Neuzeit Bogen und Pfeil neben der Bola beibehielten und auch die Schleuder gelegentlich benutzten. Wenn die alten Patagonier Guanakos jagen wollten, banden sie ein junges Guanako als Locktier an passender Stelle fest und warteten im Hinterhalt, bis sich die Herde näherte. Die Strauße beschlichen einzelne als Strauße verkleidete Jäger und trieben sie langsam auf einen engen Durchlaß zu, wo die übrigen den Tieren auflauerten (Outes).

Neben der Jagdbeute kommen bei den Patagoniern und Ona nur noch die Samen gewisser Pflanzen (Quinoa, Algarrobo usw.), die man auf Mahlsteinen zerreibt, und Meermuscheln für die Ernährung in Frage. Fischfang wurde nur bei den Tscharruá und Kerandí in größerem Umfange betrieben, während die Ona, sehr im Gegensatze zu ihren feuerländischen Nachbarn, die Fische ungern fangen und lieber nur auflesen, wenn sie ihnen das Meer ans Ufer spült. Dem Seehund stellen sie nur nach, wenn er sich am Ufer sonnt. Guanako- und Straußenfleisch ist also das Hauptnahrungsmittel; bei den Pehuentsche auch Pferdefleisch, das sonst nur bei besonderen Veranlassungen verzehrt wird. Man genießt das Fleisch oft halbroh; im übrigen wird es, wie in Ostbrasilien, nie gekocht, sondern gebraten, indem man die ganzen Tiere mit heißen Steinen füllt und in heiße Asche legt, oder auch Bratspieß und Erdofen anwendet. Der letztere ist noch heute bei den argentinischen Gauchos von Salta bis Buenos Aires in Ge-

brauch, wenn sie ihr berühmtes Nationalgericht „Carne con cuero“ bereiten. Die Kerandí zerstampften Fische nach Entfernung des Fettes in Steinmörsern zu einer Art Mehl. Feuer wird allenthalben durch Bohren gewonnen (— bei den Gauchos hat man eine eigentümliche Abart des Feuerbohrers beobachtet, bei der der biegsame Stab nicht gequirlt, sondern nach der Art des „Draufbohrers“

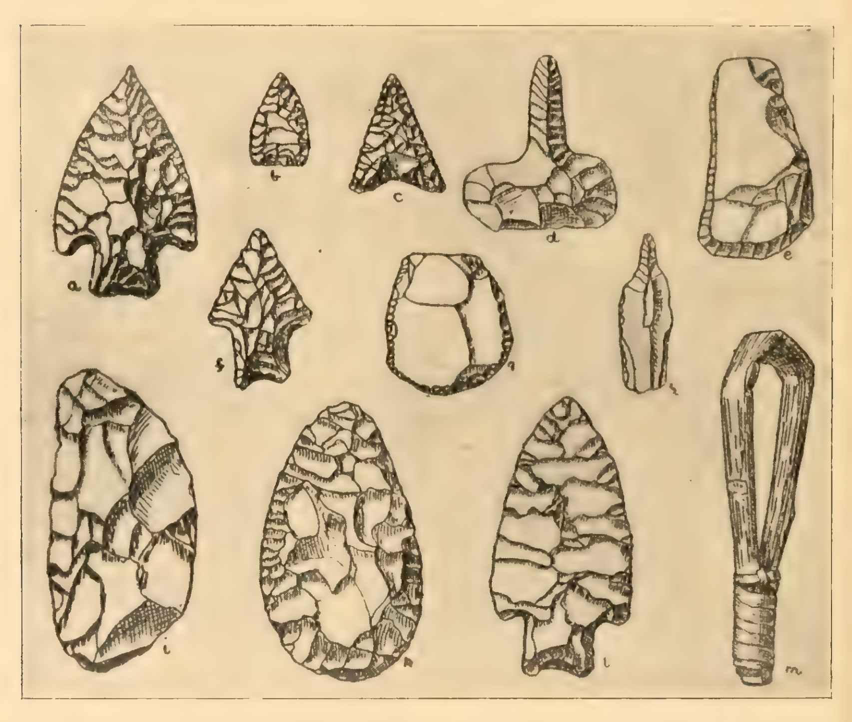


Abb. 125. Aus der Steinzeit des Südens: Pfeilspitzen, Lanzenspitzen, Messer. Bohrer und Schaber. Rechts unten ein moderner Fellschaber mit Flaschenglasklinge und Holzgriff Die beiden kleinen Pfeilspitzen der obersten Reihe stammen von der Küste Chiles, die übrigen aus Patagonien. (a bis l = $^2/_5$, m = $^2/_9$ n. Gr.) (Nach Joyce)

unserer Tischler im Kreise bewegt wird [Weule] —); nur die Ona haben das feuerländische Schlagfeuerzeug (S. 321) übernommen.

Auch die technischen Fertigkeiten sind dem Kulturzustande berittener Jägervölker angemessen. Die zur Verfügung stehenden Werkzeuge sind bis auf ein Beil mit knieförmigem Stiel, das die Patagonier viel gebrauchen (offenbar ein altperuanisches Element), überaus primitiv.

Die Ona, die Ärmlichsten von allen, verdanken fast alle ihre Werkzeuge Schiffbrüchen, denn gegenüber ihren Messern aus Faßreifen, Schabern aus Hobeleisen und Pfeilspitzen aus Flaschenglas kann nur ein Meißel mit Muschelklinge Anspruch auf Originalität machen. In alter Zeit muß jedoch die Steinbearbeitung (Abb. 125) eine ziemliche Höhe erreicht haben, wie die Pfeil- und Speerspitzen, die lorbeerblattförmigen, gut gearbeiteten Messerklingen und die mächtigen, in Patagonien gefundenen Doppeläxte, die anscheinend nicht Gebrauchs-, sondern Zeremonialgeräte waren, beweisen. In der Gegenwart gipfelt die Technik dieser Jäger in der Bearbeitung der Felle. Sie werden von den Frauen mit Schabern, deren Klingen in einem zusammengebogenen Holzgriff mittels Riemen festgebunden sind (Abb. 125 m), von Fett- und Muskelteilen gereinigt, mit Fett und Leber gegerbt, mit Steinmessern zugeschnitten und mit Knochenpfriemen an den Rändern durchlocht, um, mit Sehnen aneinandergenäht, das Material zu den Fellmänteln und Zeltdecken zu ergeben. Auch Behälter und Taschen werden aus Leder gefertigt. Die araukanischen Stämme besitzen mancherlei Holzgefäße (Doppelnäpfe, Becher und Löffel), die ihre Herkunft aus dem peruanischen Kulturkreise noch deutlich verraten, während bei den meisten übrigen Stämmen eine rohe Töpferei die paar dürftigen Gefäße des Haushalts liefert.

Der kulturelle Abstand der südlichen Reitervölker von den nördlichen (den Prärieindianern) zeigt sich besonders deutlich in ihrer Behausung und Kleidung. Der Toldo, das bewegliche, mit einem Gerüst aus drei Reihen verschieden hoher Stangen versehene und mit einer großen Decke aus vierzig bis fünfzig Guanakofellen (bei den Araukanern aus Pferdefellen) überzogene Zelt, das nach einer Seite ganz offen und im Innern durch Felldecken in Abteile geschieden ist (Abb. 83, Fig. 7), ist nichts als ein verbesserter Windschirm; tatsächlich besitzen die Ona im Süden und die Yaro (ein Tscharrúastamm) im Norden noch die einfachste Form dieser Art Obdache. Bei den Kerandí bildeten die Toldos ganze Dörfer von drei- bis viertausend Einwohnern, die, wie im ganzen übrigen Gebiet, mit Vorliebe am Ufer von Flüssen und Seen aufgeschlagen wurden. Man schläft in den Toldos am Boden auf ausgebreiteten Guanakofellen; diese bilden auch das Hauptstück der Tracht, den großen Fellmantel, der im ganzen Süden Männer und Frauen allein gegen die Unbilden ihres oft rauhen und stürmischen Klimas schützt (vgl. Abb. 122).

Er wird aus den Fellen junger oder noch ungeborener Guanakos hergestellt, deren mit rotem Ocker gefärbte und mit geometrischen Mustern in Schwarz, Gelb und Blau bemalte Innenseite nach außen getragen wird. Unter dieser Decke trägt der Mann die Tschiripa, den Lendenschurz, die Frau einen Rock, der von den Schultern bis zu den Knöcheln reicht; beide bestanden ur-

sprünglich ebenfalls aus Fell, später meist aus eingeführten Stoffen. Den Kopf ziert eine gewebte wollene Binde. Der Fellmantel wird bei den Männern durch einen ledernen oder gewebten, bei den Frauen durch einen reich mit Glasperlen und silbernen Buckeln verzierten Gürtel festgehalten, so daß man beim Reiten die obere Hälfte herabfallen lassen kann, um den Oberkörper freizuhaben. Die Füße stecken in hohen Stiefeln, die sehr einfach aus der Haut an der Kniekehle eines Pferdes zugeschnitten werden. Diese „botas de potro“ sind erst seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts in Gebrauch; bis dahin kannte man nur große Schuhe aus dem Fell der Kniekehle von Guanakos, die im Winter mit trockenem Gras ausgestopft wurden. Von den Fußtapfen, die sie hinterließen, rührt auch der Name Patagón, „Großpfote“, her, den die Entdecker den riesenhaften Anwohnern der Magalhãesstraße gaben. — Die ursprünglichste Form dieser Tracht haben wiederum die Ona bewahrt. Sie tragen den Fellmantel mit den Haaren nach außen, bemalen ihn nicht und halten ihn ohne Gürtel fest; er ist das einzige Kleidungsstück der Männer, in das sie sich vom Hals bis zu den Füßen einwickeln, während er bei den Frauen kürzer ist und durch einen um den Leib geschlagenen Fellrock, der von den Brüsten bis zu den Knien reicht, ergänzt wird. An den Füßen trägt man die erwähnte Art von Schuhen aus Guanakofell und um den Kopf eine Binde, die aus einem dreieckigen Stück Guanakofell (über der Stirn) und einer Sehnenschnur besteht, also noch deutlich ihre Abkunft von der Schleuder verrät.

Durch die Araukaner ist neben dem Ackerbau auch die Weberei und die peruanische Form der Tracht nach den Steppen des Ostens verpflanzt worden. Die letztere besteht bei den Männern aus Poncho und Mantel, bei den Frauen aus Leibrock und Mantel; beide aus festem, nahezu wasserdichtem Gewebe. Auch die gewebten, oft schön gemusterten Stirnbinden und Leibgürtel wurden erst von ihnen eingeführt. Dasselbe gilt von dem reichen Silberschmuck, der jetzt meist aus Silberdollars durch Hämmerung hergestellt wird, seinen peruanischen Ursprung aber noch immer erkennen läßt (s. u.).

Gegenüber diesem eingeführten ist der ursprüngliche Schmuck der südlichen Völker überaus ärmlich zu nennen. Er besteht aus Straußenfedern, die man in die Stirnbinde steckt, und Halsketten aus aufgereihten Knochenröhrchen, Steinen oder Muschelscheibchen oder, wie bei den Ona, auch nur aus rotgefärbten Strähnen von Guanakosehnen, die Hals, Hand- und Fußgelenk umgeben. Als deformierende Schmucke waren in alter Zeit Lippenpflöcke, später nur noch Stichtatauierung bei den Tscharrúa und Kerandí, Narbentatauierung bei den Ona bekannt. Sonst bemalt man sich noch das Gesicht mit roten und schwarzen, blauen und weißen Farberden, die mit Markfett angerieben werden. Meist geschieht das nur bei festlichen Gelegenheiten, doch übten die Patagonier die Bemalung

auch zum Schutze der Haut gegen die schneidenden Winde (vgl. die Inselkaraiben, S. 279/80). Das prachtvolle Haar fällt in seiner natürlichen Länge herab und wird mit Wurzelbürsten, seltener mit Stäbchenkämmen, gepflegt.

Im Schmuckbedürfnis erschöpft sich nahezu der Kunsttrieb dieser Reiterstämme. Neben den aufgemalten bunten Mustern auf der Innenseite der Guanako-Fellmäntel, den einbossierten Verzierungen auf den großen silbernen Scheibennadeln und den einfachen Ritzzeichnungen auf den Tongefäßen, die sämtlich geometrisch sind, stehen als einzige Ansätze zu naturalistischer Darstellung die Fels- und Höhlenzeichnungen, die man in verschiedenen Teilen des Gebietes gefunden hat. Die Tiermuster auf den gewebten araukanischen Gürteln sind spanischer Herkunft.



Abb. 126. Leiterartige Kindertrage mit Lederbändern. Ona. (1/6 n. Gr.) (Berliner Museum für Völkerkunde)

Die nomadischen Völker des Südens kannten mit Ausnahme der Tscharrúa, die zur Zeit der Entdeckung mit 17—20 m langen Einbäumen das Meer befuhren (Tupíeinfluß!), keinerlei Wasserfahrzeuge oder hatten wenigstens ihren Gebrauch nach der Einführung der Pferde gänzlich verlernt; selbst die Ona auf dem von Fjorden zerschnittenen, von Inseln umsäumten Feuerlande sind völlig wasserfremd (Friederici). Die „Pelota“, das runde Boot aus aufgespannten Rindshäuten, ist, wie bei den Abipón (vgl. S. 294), auch in den Pampas erst durch Spanier eingeführt und hauptsächlich von Gauchos angewandt worden. Die Zeltdecken und -stangen und der gesamte Hausrat wurden in älterer Zeit durch Hunde fortgeschafft, die vor der Einführung der Pferde die einzigen Haustiere waren. Die Sorge für die Bepackung der Pferde, den Transport und das Aufschlagen der Zelte fällt ganz den Frauen zu, die bei den Ona mit Hilfe eines ledernen Trag-

bandes, das ihnen um Brust und Schultern läuft, auch die Lasten selbst schleppen, während die Männer lediglich ihre Waffen tragen, um jederzeit jagdbereit zu sein. Die neugeborenen Kinder führt man mit sich, nachdem man sie auf ein ausgepolstertes Brett oder ein leiterförmiges Gestell aus Holzstäben festgebunden hat, eine Tragweise, die nicht nur die Reiterstämme, sondern auch die Ona kennen (Abb. 126) und die deshalb besonders interessant ist, weil alle anderen südamerikanischen Völker, die wir bisher betrachtet haben, im Gegensatz zu den nordamerikanischen die Kindertrage nicht kennen.

In kleinen Horden (Familiengruppen), deren jede unter einem Häuptling steht, durchziehen die südlichen Reiterstämme ruhelos ihre weiten Steppen. Der Häuptling gibt jeden Morgen die Marschordnung an und leitet die gemeinsamen Jagdzüge; weiter reicht sein Einfluß bei den Tehueltsche nicht (bei den Ona fehlt sogar jede Spur eines eigentlichen Häuptlingstums), während sich unter den Pampasindianern und den östlichen Araukanern in früherer Zeit häufig mächtige Oberkaziken erhoben, die Tausende von Indianern gegen die Ansiedlungen der Weißen führten. Wenn sich zwei Horden begegnen, was regelmäßig durch die feierliche Entsendung eines Herolds (Tschaski) und eine kriegerische Empfangszeremonie eingeleitet wird, werden Pferderennen veranstaltet, und man vergnügt sich mit Hahnenkämpfen, Würfel- und Kartenspiel, vor allem aber mit endlosen Gelagen, bei denen Kuhhörner mit gegorenem Apfelsafte kreisen; daher der Name Manzaneros, „Apfelmänner", der einem araukanischen Stamme östlich der Anden gegeben wurde. Die Pehuentsche bereiteten auch Maisbier und die Tscharrúa einen Met aus Honig; sonst waren berauschende Getränke vor der Berührung mit den Europäern unbekannt. Auch der Tabak ist erst gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts eingeführt worden. Patagonier und Araukaner sind jetzt leidenschaftliche Raucher; mit ihren kurzen „Monitorpfeifen" mit dicken Köpfen aus Holz oder Stein und metallnen Rohren versetzen sie sich gern in einen Zustand zeitweiliger Betäubung.

Nicht immer lief die Begegnung zweier Horden friedlich ab. Wie bei allen Nomaden besaß auch hier jeder Stamm sein bestimmtes Schweifgebiet, dessen Betreten durch eine fremde Horde den häufigsten Anlaß zu den Stammesfehden bildete. So waren Ranqueles und Pueltsche erbitterte Feinde, bis sie die Notwendigkeit gemeinsamer Ab-

wehr der weißen Eindringlinge zusammenführte. Man kämpfte mit großer Kühnheit, selbst gegen die besser bewaffneten Kolonisten. Signale mit Holz- oder Rohrtrompeten und mit Rauchsäulen leiteten die Bewegungen der Reitermassen. Die Bewaffnung war gut ausgebildet.

In alter Zeit waren Bögen und Pfeile neben kurzen Spießen mit Steinspitzen die Hauptkriegswaffen, bei den Ona, deren einzelne Horden sich oft erbittert bekämpften, auch die Schleuder. Erst mit der Einführung des Pferdes sind lange Lanzen allgemein geworden. Die hölzernen, mit Eisenspitzen bewehrten der Tehueltsche sind bedeutend länger und schwerer als die leichten Bambusrohrlanzen der Pueltsche und Araukaner (vgl. Abb. 124). Auch die Bola war eine furchtbare Kriegswaffe, hatte als solche aber nur eine aus einem zugespitzten Stein bestehende Kugel („Bola perdida", weil sie, wenn einmal geworfen, nicht wieder aufgehoben wurde). Die ledernen Brustpanzer und Helme der Araukaner und Patagonier sind zweifellos ebenso wie ihre Säbel und Dolche eine Nachahmung spanischer Waffen.

Auch innerhalb der Horde wird das friedliche Leben nicht selten durch den blutigen Austrag von Familienzwisten (Blutrache) gestört. Geburt und Tod, Mannbarwerdung eines Mädchens und Eheschluß geben Gelegenheit zu Festen, bei denen die Errichtung eines Festzeltes, der Tanz der mit weißer Farbe bemalten und mit Straußenfedern geschmückten Männer, vor allem aber die immer wiederkehrenden Pferdeopfer zur Abwehr der bösen Geister die Hauptrolle spielen. Unter den Musikinstrumenten, die hierbei ertönen, ist der Musikbogen (aus Guanakoknochen und Roßhaarsehnen) hervorzuheben, der mit einem glatten Knochen gestrichen wird, wobei der Spieler das eine Ende des Bogens in den Mund steckt; ferner Felltrommeln und Lederrasseln, die aber hauptsächlich Geräte des Zauberarztes sind.

Der Eheschluß beruht gewöhnlich auf friedlicher Übereinkunft mit den Eltern der Braut und ist meist ein Frauenkauf, bei den Araukanern auch ein wirklicher oder scheinbarer Frauenraub. Gewöhnlich herrscht Vielweiberei; die Erbfolge ist durchweg vaterrechtlich geregelt. Bei den Ona gibt es einen Männerbund, in den die Jünglinge mit vierzehn Jahren nach den üblichen Proben aufgenommen werden; er verfolgt den ausgesprochenen Zweck, die Weiber einzuschüchtern, die einstmals nach der Anschauung der Ona die Männer beherrschten, und erreicht dies dadurch, daß er seine Mitglieder zu gewissen Zeiten als Dämonen auftreten läßt, wobei die Vermummung durch bemalte und mit Gras ausgestopfte Guanako-

fellmäntel erzielt wird. Unter den sonstigen Sitten sind wieder vor allem die Bestattungsgebräuche wichtig.

Während die Patagonier in alter Zeit den Toten in Hockerstellung, mit dem Gesicht nach Osten, auf dem Gipfel eines Hügels niederlegten und mit Steinen bedeckten oder auch in Höhlen beisetzten, ist bei allen übrigen Stämmen, auch bei den heutigen Patagoniern, das Erdbegräbnis üblich. Die Ona bedecken den Leichnam mit Guanakofellen, trockenen Blättern, Erde und Steinen und verbrennen die Beigaben, während die Araukaner Hausgerät und Pferdegeschirr, Nahrungsmittel und Gefäße mit Chicha mit dem Toten beerdigen. Fahnen und ausgestopfte Häute der Pferde, die man ihm zu Ehren mit Lassos erdrosselt hat, umgeben die Grabstätte; in alter Zeit wurde bei den Pueltsche und Araukanern auch die Witwe des Verstorbenen getötet. Nicht nur die höchst unwirtschaftliche Vernichtung der ganzen Habe des Toten, sondern auch barbarische Selbstkasteiungen sind für die Totenfeste dieser Völkergruppe kennzeichnend. Ihren Höhepunkt erreichten die letzteren bei den Tscharrúa. Starb bei ihnen ein erwachsenes männliches Stammesmitglied, so schnitten sich seine weiblichen Familienangehörigen ein Fingerglied ab und zerfleischten sich Arme, Brust und Seiten mit Messerstichen. Azara, einer der älteren Beobachter dieses Stammes, sah kein erwachsenes Weib, das noch alle Finger vollständig hatte und dessen Körper nicht mit Narben bedeckt war. Fast ebenso rigoros verfuhren die Kinder des Abgeschiedenen. Sie zogen sich in eine einsam gelegene Hütte zurück, ließen sich beide Arme mit langen Rohrspänen spicken und brachten die Nächte, bis an die Brust in einem Erdloch vergraben, zu. So trieben sie es zehn bis zwölf Tage, während deren sie von Freunden verpflegt wurden, die aber die Hütte nicht betreten durften. Der Rachsucht des Totengeistes sucht man durch alle diese Mittel gewissermaßen entgegenzukommen, um ihn von den Überlebenden abzulenken.

Die Religion ist ein reiner Animismus. Es herrscht eine grenzenlose Furcht vor bösen Geistern (Gualitschu), meist Totenseelen, die unter der Erde, in Wäldern, Flüssen, Höhlen und seltsam gestalteten Felsen hausen, aber auch auf der Rückseite des Toldo lauern und Krankheiten und Todesfälle senden. Man sucht sie durch Darbringungen zu versöhnen oder durch Beschwörungen und Lärm zu verscheuchen; bezeichnend ist das Verhalten gegenüber unheilbar Kranken, die man im Stiche läßt, nicht ohne beim Fortgehen Streiche durch die Luft zu führen, um dem bösen Geist die Verbindung mit den Angehörigen des Kranken gleichsam abzuschneiden (Patagonier). Nur der Zauberarzt vermag diese Dämonen zu erblicken, sich in visionärem Zustand mit ihnen in Verbindung zu setzen und sie mit dem üblichen Hokuspokus, bei dem die Lederrassel geschwungen wird, aus dem Körper des Kranken zu vertreiben. Häufig gelten auch hier gewisse Personen, besonders Frauen, als böse Zauberer, die rücksichtslos beseitigt werden.

Die Patagonier glauben an einen **höchsten Himmelsgott**, der aber nicht in das Leben der Menschen eingreift, und einen Dämon Achekenat-kanet, der je nach Laune Böses oder Gutes wirkt. Bei den Ona, deren Himmelsdämon Oleming gleichberechtigt neben zahlreichen anderen Geistern steht, wird die Kunde von diesen übernatürlichen Wesen als Geheimlehre eifersüchtig von dem Männerbunde (s. o.) gehütet. Die **mythologischen Vorstellungen** sind nur wenig bekannt.



Abb. 127. Yahganmädchen
(Nach Hyades und Deniker)

Viele Stämme sehen in den Sternen die Seelen der Abgeschiedenen, die Patagonier in der Milchstraße das Feld, auf dem diese Abgeschiedenen Strauße jagen (vgl. S. 292). Sonne und Mond sind nach der Auffassung der Ona feindliche Ehegatten, die sich unablässig verfolgen, seitdem die Sonne dem (weiblich gedachten) Mond ins Angesicht geschlagen hat (daher die Mondflecken). Die Schöpfung wird als ein Hervorkommen aus Höhlen gedacht, und zwar glauben die Patagonier, daß dieser Prozeß bis in die Gegenwart andauere, und daß auch die Spanier mit all ihren Haustieren, Kleidern und Waffen zu einer bestimmten Zeit aus Höhlen gekommen seien (Ehrenreich).

f) Die Feuerländer

„Tierra de los fuegos“ nannte Magalhães das Land im Süden der seinen Namen tragenden Meeresstraße, da er bei seiner Durchfahrt (1520) viele Feuer an dem Gestade bemerkte. Sie rührten wohl von den Feuerbränden her, die die Eingeborenen jener Gebiete auf Platten aus Erde und Kies in ihren Rindenbooten mit sich führen; denn die „Feuerländer“ sind reine Wassernomaden, denen das Land nur vorübergehenden Aufenthalt bietet.

Wir rechnen zu ihnen drei sprachlich verschiedene Stämme: die Yahgan, Alikuluf und Tschono (S. 227). Von ihnen sind die Yahgan zwar am besten bekannt, haben aber ihre kulturelle Ursprünglichkeit größtenteils durch die anglikanische Mission, die Thomas Bridges 1884 durch die Anlegung der Missionsstation Ushuaia unter ihnen begründete, eingebüßt und sind durch Seuchen von etwa dreitausend Individuen (1862) auf einhundertfünfundsiebzig zusammengeschmolzen. Die Alikuluf sind zwar schon frühzeitig besucht, aber weniger gut studiert worden. Das gilt leider auch von den interessanten Tschono, die zwar Kleidung, Schmuck und Hausbau, Nahrung, Fischfangmethoden und Jagdwaffen mit den Feuerländern gemein haben, in manchen anderen Beziehungen aber ebenso das Bindeglied zwischen Feuerländern und Araukanern zu bilden scheinen, wie die Ona zwischen Feuerländern und Patagoniern.

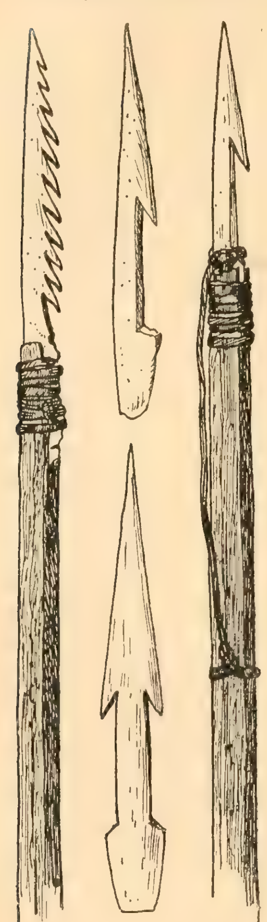


Abb. 128. Wurfspieß und Harpune der Yahgan. In der Mitte zwei Knochenspitzen von Harpunen. (1/4–1/5 n. Gr.) (Nach Hyades und Deniker)

Seit der Zeit ihrer ersten Bekanntschaft mit den Weißen haben die Feuerländer immer als eines der primitivsten amerikanischen Völker gegolten, und abschreckende Beschreibungen sind von vielen älteren Beobachtern, vor allem von Darwin, über sie veröffentlicht worden. Wenn auch hierbei viele Übertreibungen mit unterlaufen (namentlich die Nachrichten von ihrem Kannibalismus, dem angeblich von Zeit zu Zeit die alten Weiber des Stammes zum Opfer fielen, haben sich nicht bestätigt), so ist es doch richtig, daß diese Randvölker des Südkontinents alle Merkmale der äußersten Kulturarmut aufweisen. Sie stehen darin den alten Bewohnern der südlichen Steppen am nächsten; was sie von diesen trennt, ist teilweise das Ergebnis der Anpassung an die Natur ihres vom Meer in zahllose Inseln und Halbinseln, tiefe Fjorde und enge Meeresstraßen zerrissenen Wohngebietes. Bei diesen Wassernomaden mußten vor allem die dem Nahrungserwerb dienenden Waffen und Geräte eine besondere Ausbildung erfahren. Bögen und Pfeile, Schleudern und Bolas haben die Yahgan und Alikuluf wohl erst von den Ona übernommen (den Tschono fehlen sie ganz).

Daher sind Bögen und Pfeile bei den Yahgan ziemlich selten, bei den Alikuluf schlecht gearbeitet, und nur die Alikuluf besitzen Bolas und verstehen die Schleudern gut zu handhaben, was man von den Yahgan keineswegs behaupten kann. Die ursprünglichen Waffen dieser Stämme sind der Wurfspieß mit der einseitig gezahnten Spitze aus Robben- oder Walfischknochen für die Jagd auf Guanakos, Fischottern und Wasservögel und die Harpune mit einer durch eine kurze Leine am Schaft befestigten, widerhakenbewehrten Knochenspitze, mit der man Robben, ja selbst Wale angreift (Abb. 128) Beide sind im Vergleich zu den entsprechenden Eskimogeräten überaus primitiv, wie überhaupt der Feuerländer in jeder Beziehung hinter jenen im harten Kampfe ums Dasein geschulten Polarmenschen zurücksteht. Selbst der Gegenstand, der die wichtigste Rolle in seinem Dasein spielt, das Boot, ist ein nur wenig widerstandsfähiges, aus fünf bis sieben Stücken Buchenrinde mittels Fischbein zusammengenähtes, mit Gras und Harz kalfatertes und innen mit halben Holzreifen ausgelegtes Fahrzeug (vgl. Abb. 88, Fig. 5).

Diese Rindenboote sind hauptsächlich für die Yahgan kennzeichnend. An der ganzen Westküste vom Kap Hoorn bis zum Chiloe-Archipel und am Westausgang der Magalhäesstraße, also bei den Alikuluf und Tschono, herrscht ein echtes Plankenboot, das aus drei zollstarken, nach Erhitzung gebogenen Fichten- oder Araukarienbrettern mit Hilfe von Fischbein oder zähen, im Wasser nicht faulenden Pflanzen zusammengenäht ist, einen flachen Kiel und nahezu senkrechte Bordwände (wie unsere Fischerboote) besitzt und innen, wie das Rindenboot, mit halbkreisförmig gekrümmten Spanten ausgelegt ist. Wahrscheinlich sind diese „Dalcas“, wie sie die Chilenen nennen, das Vorbild der Rindenboote gewesen. Wenn diese Bootstypen, die schiffbautechnisch den europäischen Wasserfahrzeugen am nächsten kommen, nicht entfernt so leistungsfähig waren wie etwa die mit Planken überhöhten, riesigen Einbäume der Inselkaraiben, so lag das an ihrer mangelhaften Bauart; trotz guter Kalfaterung liefen sie beständig voll Wasser und hatten kaum eine längere Lebensdauer als vier bis sechs Monate. Sie waren höchstens 8 m lang und boten dann zwölf Personen Raum, wurden mit schmalen, schwach lanzettförmigen Rudern ohne Krückengriff fortbewegt und besaßen zuweilen viereckige Segel aus Seehundsfell mit Tauen aus gedrehten Binsen (Friederici). Die Feuerherde in diesen Booten sind bereits erwähnt. Um die Fahrten abzukürzen, legten die Tschono auf manchen Inseln Tragstellen (Portages) in Gestalt von Bohlenwegen an, über die die Boote gezogen werden konnten.

Die Grundlage der Ernährung bilden Muscheln (Mytilus, Patella), Seeigel und Krebse, die zur Zeit der Ebbe von den Frauen mit gegabelten Holzgeräten aufgespießt werden. Bei der Jagd hilft dem Manne der Hund; bei den Alikuluf und Tschono sind Netze zum Vogel- und Seehundsfang im Gebrauch. Die Yahgan

kennen weder Angeln noch Netze, sondern nur lange, mit Steinen beschwerte Fischleinen aus Tang, an deren Ende eine Schlinge mit laufendem Knoten (aus einer Federpose) den Köder festhält, während die Fische selbst sehr geschickt mit der Hand gegriffen werden. Gänse und Enten fängt man in Schlingen aus Fischbein, die von einem langen Riemen herabhängen. Die Nahrung ist also vorwiegend tierischer Herkunft; Speck, Fett und Knochenmark werden bevorzugt, und die Pflanzenwelt der Wälder liefert nur geringe Zukost in Gestalt von wilder Sellerie, Beeren und Baumpilzen. Speck und Fett werden mit Hilfe erhitzter Steine ausgeschmolzen, die Mollusken



Abb. 129. Gefäße aus Korbgeflecht, Fischbein und Drimysrinde. Yahgan der Hermiteinsel. ($^1/_6$ n. Gr.)
(Berliner Museum für Völkerkunde)

in heißer Asche geröstet und aus Vogelhäuten und -eingeweiden sozusagen „Würste“ bereitet.

Den Unbilden des naßkalten Klimas gegenüber hat sich der Feuerländer so gut wie gar nicht zu schützen verstanden. Sein Haus ist eine halbkugelförmige Hütte aus zusammengebogenen und verflochtenen Zweigen (seltener eine kegelförmige aus Baumstämmen). Sie ist mit Grasbüscheln und Reisig, Moos und Rinde ungenügend gedeckt und bietet nur wenigen Menschen Raum, die während der Nacht, eng aneinandergeschmiegt, auf einer Gras- und Binsenstreu um das in einer mittleren Vertiefung brennende Feuer liegen. Eine gemeinsame Decke aus Robben- und Seeotterfellen bedeckt die Schlafenden, deren unglaubliche Abhärtung schon aus der Tatsache erhellt, daß eine schützende Kleidung fast ganz fehlt. Ein kleiner

Mantel aus Robben- oder Otterfell hängt dem Manne von den Schultern herab, ein dreieckiger Schurz aus Guanakoleder ist die ganze Kleidung der Frau (vgl. Abb. 127). Der Schmuck besteht aus Reiherfederbinden für festliche Veranlassungen, Ketten aus Schneckengehäusen und Röhrenknochen, Fellmanschetten um Handgelenk und Knöchel usw. Zur Haarpflege dienen Kämme aus einem Stück Delphinkiefer oder Bürsten aus Wurzeln; außerdem findet Körperbemalung mit Ocker statt.

Über diese hat Bridges interessante Mitteilungen gemacht. Man bewahrt den pulverisierten Ocker in getrockneten Luftröhren von Robben oder Delphinen auf. Die Bemalung besteht aus Strichen und Punkten, die eine symbolische Bedeutung besitzen und dem Kundigen sofort verraten, ob der Träger den Verlust von Freunden oder Verwandten beklagt, unter welchen Umständen diese gestorben sind usw.

Alle technischen Künste sind entsprechend unentwickelt. Beile fehlen ganz; Pfriemen aus Vogelknochen und Meißel aus einem Stück geschärfter Muschelschale müssen alle anderen Werkzeuge ersetzen. Geschickt ist der Feuerländer in der Herstellung von Pfeilspitzen aus Stein oder Glas, mit Hilfe eines Knochens, und in der Verfertigung hübscher, engmaschiger Körbchen in Spiralgeflecht; alle sonstigen Behälter beschränken sich auf Eimer aus der Rinde der Drimys (Magnoliacee) oder Seehundsfell, Becher aus Fischbein (vgl. Abb. 129), Säcke aus Tierblasen (Tranbehälter) und Schüsseln aus den Schalen großer Muscheln. Bemerkenswerterweise sind die Feuerländer die einzigen Südamerikaner, die das Feuer nicht durch Bohren, sondern Schlagen mit Schwefel- oder Eisenkies gewinnen. Diese Pyrite sollen alle von einer bestimmten Insel im Alikulufgebiete stammen; als Zunder dienen Schwamm und Moos, Vogeldaunen und trockene Holzspäne, die man in Fellbeuteln stets bei sich führt.

Familienweise, nicht in größeren Trupps, trifft der Reisende die Feuerländer in den Kanälen und Fjorden ihrer Heimat an. Es herrscht meist Vielweiberei, damit der Mann stets über einige Ruderer für sein Boot verfügt, denn die Frauen rudern und steuern das Boot, während der Mann das Sodwasser ausschöpft, das Feuer unterhält und nach der Jagdbeute späht. Beim Eheschluß, der schon sehr früh erfolgt, werden Geschenke ausgetauscht (die Braut übergibt ein Boot, Harpunen und Wurfspieße, der Bräutigam Felle); bisweilen siedelt der Bräutigam eine Zeitlang oder dauernd zu den Schwiegereltern über. Von den Yahgan wissen wir durch Hyades, daß sie die Knaben zur Zeit der geschlechtlichen Reife in eine

besondere Hütte (kina) sperrten, wo sie schwer arbeiten mußten; bei diesen Reifefeiern scheinen früher merkwürdige Gebräuche, u. a. eine Art Maskentanz, bei dem die Gesichter mit Rindenstücken bedeckt wurden, geherrscht zu haben. Der Tote wird in Felle gehüllt und im Muschelabfallhaufen unweit der Hütte bestattet; stirbt ein Stammesmitglied fern von der Heimat, so verbrennt man es im Walde und zerstreut die Asche, damit nicht Stammfremde Harpunenspitzen aus seinen Gebeinen machen können. Auch hier unterwerfen sich die Überlebenden Kasteiungen (vgl. S. 316); sie färben sich schwarz, scheren sich die Haare ab und zerschneiden sich das Gesicht mit scharfen Muschelschalen. Der Name des Toten ist durchaus tabu; wer ebenso heißt, muß sich einen anderen Namen beilegen.

Die großartige Natur seiner Heimat belebt der Feuerländer mit Dämonen (zu denen auch die in den Wäldern hausenden Totenseelen gehören), die den Menschen allerlei Böses zufügen; einer der gefährlichsten ist Ualapata, dessen Ruf dem einer Robbe gleicht. Wer ihn sieht, ist verloren, und wo seine Stimme in stiller Nacht ertönt, verrammelt die Horde ihre Hütten und verläßt alsbald den Lagerplatz. Andere Dämonen senden die Stürme, die ja in der Nachbarschaft des Kap Hoorn ganz besonders heftig sind; der Yakamuscho — der Zauberarzt — muß dann die erregten Elemente beschwören, indem er gegen den Wind bläst, eine Muschel gegen ihn schleudert usw. Sonst hat er die Aufsicht über die Feste und heilt, buntbemalt und angetan mit Federkopfbinden und Halsketten, die Kranken in der in Südamerika allgemein üblichen Weise.

Ein beredtes Zeugnis für die früher bedeutend unterschätzten geistigen Fähigkeiten der Feuerländer ist ihre Sprache. So besteht die Sprache der Yahgan nach Bridges, ihrem besten Kenner, aus dreißigtausend Worten und besitzt ein überaus formenreiches Substantivum, Pronomen und Verbum.

2. Die Kulturvölker

a) Völker und Sprachen. Ursprung und Ausbreitung der Kulturen

Völker aus dem Bereich der südamerikanischen Hochkulturen sahen wir (S. 166) in Mittelamerika in entschiedenem Vordringen nach Norden begriffen. Sie gehörten sprachlich zu den Chibcha, deren Stämme den größten Teil des heutigen Columbien und einen Teil Ecuadors bewohnten.

Der namengebende Stamm, die Chibcha oder Muisca („Menschen“), beherrschte, in drei Dialektgruppen (S. 349) zerspalten, das Hochtal von Bogotá, aus dem er wahrscheinlich eine ältere Aruakbevölkerung (die Caquetio, S. 228) verdrängt hatte. Einwanderungen fremder Völker (Karaiben, vgl. S. 222) haben die Wohnsitze der Chibcha offenbar stark eingeengt; dafür spricht z. B. die Tatsache, daß eine Kultstätte der Chibcha mitten im Gebiete der feindlichen Muzo (s. u.) lag noch mehr aber die heutige Verbreitung der Sprache. Auf der Hochebene von Bogotá ist diese zwar längst verklungen, doch lebt sie noch in anderen Gegenden fort. Ein Chibchastamm (die Betoi) sitzt nämlich noch jetzt jenseits der Ostkordillere in den Llanos des Casanare (S. 228), ein anderer (die Arhuaco) in der Sierra Nevada de Santa Marta. Zu den letzteren gehören die Kágaba (Köggaba) und Bintukúa (Ijca), die noch heute viel von ihrer alten Kultur besitzen. Sprachlich und kulturell eng mit den Arhuaco verwandt waren die jetzt ausgestorbenen Tairona zwischen der Sierra Nevada und dem unteren Magdalena, und auch die Chimila südlich von den letzteren (Nachkommen der Tairona?) können zu dieser Gruppe von Chibchastämmen gerechnet werden. Etwas ferner stehen ihnen die Paniquitástämme (Paniquitá und Paez, Pantagora und Pijao) in der Zentralkordillere zwischen dem oberen Magdalena und Cauca und die Coconuco (Moguex und Totoró) um Popayan. Diese hängen sprachlich enger mit den Guaimí und Dorasque des Staates Panamá zusammen. Zu einer dritten Gruppe von Chibchastämmen gehören jene Völker, deren Hauptmasse gegenwärtig den weiten Raum zwischen dem Rio Patía und dem Rio



Abb. 130. Kágabamänner (Columbien). Der links vom Beschauer Stehende hält Kalkdose und Stab für den Kokagenuß in der Hand
(Nach einer Photographie von K. Th. Preuß)

Esmeraldas an den Küsten von Südcolumbien und Nordecuador besetzt hält, wo sie nach ihrer Wohnweise (auf Pfahlbauten) von den Spaniern unter dem Namen Barbacoa zusammengefaßt wurden (Cayápa, Colorado, Cuaiqueres usw.). Aus der Verbreitung der Ortsnamen und der ihnen eigentümlichen Bestattungsweise (in Grabhügeln) hat Rivet geschlossen, daß sie einst nördlich bis zu den Atrato-Quellen und südlich bis zur Mündung des Guayas (Guayaquil) reichten und daß wahrscheinlich auch die Cara, die alte Bevölkerung des Zwischenandentals von Quito, die nach ihrer eigenen Ursprungssage einstmals an der pazifischen Küste nördlich von Manta (Caraque) saßen und sich dann längs des Esmeraldas bis nach Quito verbreiteten, zu ihnen zu rechnen sind. Diese Gruppe ist nach dem französischen Forscher teilweise den Talamanca Costaricas nahe verwandt und besitzt mit diesen die altertümlichste, nicht, wie man nach der weiten Entfernung von dem mutmaßlichen Ausstrahlungsgebiet annehmen sollte, entwickeltste Form der Chibchasprachen. Vielleicht hat auch die längst erloschene oder in der Mischlingsrasse aufgegangene Bevölkerung des Cauca- und Senútals zu ihr gehört, denn auch hier tritt die erwähnte eigentümliche Bestattungsform auf. Als das Hauptvolk des Caucatales erscheinen die Quimbaya im Gebiete des heutigen Cartago, die ihrer Überlieferung nach aus dem Norden kamen und ursprünglich wohl mit der Bevölkerung des Senúgebietes und mit den Tairona enger zusammenhingen. Südlich von ihnen wohnten die Lile um Cali, nördlich die Carrápa und Pozo, Paucora und Armados, Caramanta und Umbra und um Antioquia die Nori. Die Nori gehörten mit der Bevölkerung der Landschaft Dabeibe (am Ostufer des Atrato) nach Lehmann zu den Cueva (S. 164), die in Columbien von Völkern, die aus dem Süden kamen, teilweise überlagert wurden.



Abb. 131. Mann aus Otávalo, einer im alten Gebiete der Cara gelegenen Stadt (Ecuador)
(Nach Stübel und Reiß)

Wie ein Keil hatten sich nämlich zwischen die Chibchastämme Columbiens und Mittelamerikas die Chocó eingeschoben, ein Stamm, dessen Sprache bis auf die Worte, die er von unterworfenen Cueva entlehnte, isoliert zu sein scheint und dessen Wohnsitze noch heute das ganze Becken des Atrato und die pazifische Küste zwischen dem achten und vierten Grad n. Br. einnehmen.

Ihnen entspricht im Süden eine Gruppe von Völkern, die die Küste zwischen der Mündung des Rio Esmeraldas und des Rio Guayas besiedelt hatten und dort die Barbacoa vom Meere trennten. Von ihnen haben nur die Esmeraldas ihre Sprache bis in die neuere Zeit bewahrt; die anderen (die Manta, Huancahuillca und die Bewohner der Insel Puná sowie der Täler von Tumbez, Lachira und Piura, deren Sprache Tallan heißt) können mangels aller Sprachreste nur aus ethnographischen Gründen mit den Esmeraldas zusammengefaßt werden. — Auch im Andengebiete Columbiens und Ecuadors existierten in alter Zeit Stämme mit selbständigen, nicht zu den Chibcha gehörenden Sprachen, die heute sämtlich erloschen sind. Ob die alten Feinde der Chibcha im Nordosten (Lache), Nordwesten (Muzo) und Südwesten (Panche) des Hochtals von Bogotá zu ihnen zählen, ist noch unentschieden; manche Forscher halten sie für Chibcha, aus ethnographischen Gründen möchte man sie aber lieber zu den Chocó stellen. Sicher nicht zu den Chibcha sind dagegen die Andáqui und Mocoa zu rechnen, die die Ostkordillere in den Quellgebieten des Rio de la Fragua, Yapurá und Iça bewohnen. Im Zwischenandental Ecuadors südlich vom Cerro de Pasto gab es außer den Cara (s. o.) eine Reihe von Stämmen, die in der Incazeit größtenteils die Sprache der peruanischen Eroberer annahmen. Die bekanntesten unter ihnen waren die hochstehenden Cañari, die in der Breite von Azogues und Cuenca den ganzen Raum zwischen der Ostkordillere und der Küste bewohnten; andere gehörten nach den erhaltenen Sprachresten vielleicht zu den Stämmen östlich der Anden: die Quillasenca und Pasto (im Norden der Cara) zu den Tukano, die Puruha und Palta (im Norden und Süden der Cañari) zu den Jivaro (Rivet). — In Venezuela endlich redeten die Timote, ein Halbkulturvolk, das, in eine große Zahl von Stämmen zerfallend, die Kordillere von Mérida bewohnte, und ihre nördlichen Nachbarn an der Lagune von Maracaibo (die Bubure und Onote) besondere Sprachen, während die Caquetio im Hinterlande von Coro und in den Llanos jenseits des Gebirges nach Lehmann ein Aruakstamm waren, wie die Goajiro (s. o. S. 222), und die Motilón am Südwestufer der Lagune von Maracaibo und im Valle de Upar sowie die Opone und Carare am mittleren Magdalena zu den Karaiben gehören, wie die Stämme der Küste von Cumana (S. 222).

In den mittleren und südlichen Andenländern scheint die Sprachenzersplitterung auf den ersten Blick weit geringer zu sein. Das rührt von der Ausbreitung des Khechua her, der Hauptsprache des alten Peru, die heute vom 3. Grad nördlicher bis zum 22. Grad südlicher Breite fast uneingeschränkt herrscht und auch am Ostabhang der Anden, am oberen Madeira und Marañon, gesprochen wird. Wir wissen aus alten spanischen Verwaltungsberichten, daß noch zur Zeit der ersten spanischen Vizekönige in vielen Andentälern fremde Sprachen neben dem Khechua existierten. Von diesen hat sich lediglich eine, das ehemals weit verbreitete Aimará, in einem größeren Gebiete um den Südteil des Titikakasees erhalten. Neben ihr kommen in moderner Zeit

nur noch einige kleine Sprachinseln (Mochica und Puquina) in Betracht. Alle übrigen Sprachen sind spurlos verschwunden; hieran trägt nicht allein die Regierungspolitik der Inca schuld, zu deren Hauptgrundsätzen die gewaltsame Verbreitung ihrer Sprache gehörte, sondern auch der Bekehrungseifer der spanischen Missionare, die zur Erleichterung ihrer Aufgabe die geschmeidige und leicht lernbare Sprache von Cuzco auch in Gegenden einführten, die nachweisbar nie das Joch der Inca getragen haben.

Die Bedeutung des Khechua für die geographische Nomenklatur des westlichen Südamerika erhellt aus der Tatsache, daß Anden, Chaco und Pampa Wörter der Khechuasprache sind (mit anti bezeichneten die Incaperuaner nicht das Gebirge selbst, sondern die warmen, dem großen östlichen Waldlande zugekehrten Abhänge; chacu bedeutet „Treibjagd“ und pampa „Ebene“). Selbst Literatursprache ist es geworden, seit die alte Sage von Ollantas, des peruanischen Feldherrn, Liebe zur schönen Incatochter, seiner Empörung, Unterwerfung und Begnadigung durch den großherzigen Inca Thupaχ Yupanqui in spanischer Zeit zu einem wirkungsvollen Drama verarbeitet wurde. Die Nordgrenze der heutigen Verbreitung des Khechua liegt im Lande der Andáqui (s. o.), die Südgrenze bei La Quiaca am Nordende der Quebrada de Humahuaca, die von der nordwestargentinischen Stadt Jujuy zur bolivianischen Puna hinaufführt. Die Sprache beherrscht also das ganze andine Ecuador und Peru und in Bolivien die Gebiete südlich von Cochabamba und Oruro (mit Sucre und Potosí). Nach Tschudi sind fünf Hauptmundarten zu unterscheiden: die von Quito, Maynas (am oberen Marañon) Chinchaysuyu (Mittelperu südlich vom Cerro de Pasco), Cuzco und Cochabamba. Die Dialekte von Quito und Chinchaysuyu sind besonders altertümlich; vielleicht lag die Urheimat der Khechua in Nord- oder Mittelperu, wo Stämme wohnten, die, wie die Huanca (um Jauja), kulturell zu einer älteren Khechuaschicht gehörten. Der Name Khechua selbst bezeichnete ursprünglich nur ein Gebiet der alten Provinz Cuntisuyu am linken Ufer des Apurimac (um Abancay); von hier ist wohl der später herrschende Stamm zum Huillcanota (Huillcamayo) vorgedrungen. Jedenfalls lag das in einem Seitental des Huillcanota gegründete Cuzco schon mitten im alten Gebiete der Aimará oder Kolla (vgl. unten S. 333), deren Sprache dem Khechua zwar nicht eigentlich verwandt ist, aber doch in älterer Zeit auf dieses Idiom entscheidende Einflüsse ausgeübt haben muß (Uhle). Gegenwärtig sitzen die Aimará im Südosten, Süden und Südwesten des Titikakasees zwischen Puno im Norden und Oruro im Süden; sie bewohnen also das ganze Departamento La Paz und die angrenzenden östlichen Andenabhänge Daß sie ehemals viel weiter nach Süden, Westen und Norden reichten, haben Middendorf und Uhle an der Verbreitung von Aimaráortsnamen und Aimaráaltertümern nachgewiesen. Im Süden waren Sucre (Chuquisaca) und der Aullagas-See alter Aimarábesitz, im Westen die Meeresküste mindestens vom 16. bis zum 23. Grad, da hier Ortsnamen wie Arequipa, Arica, Tarapacá, Iquique und Cobija an ihre ehemalige Anwesenheit gemahnen. Daß ihr Einfluß an der Küste noch weit über Arequipa hinaus nach Norden reichte, beweist die Auffindung von Altertümern des „Tiahuanacostils“, die von Aimará herrühren, in den Tälern

von Pachacamac und Lima (s. u.), wo die Fürsten in vorincaischer Zeit übrigens auch den echten Aimarátitel Manco führten. Im Norden bewohnten Aimará ehemals nicht nur den ganzen Nordrand des Titikakabeckens, der danach Kollasuyu „Land der Kolla" hieß, und das Tal des Huillcanota, wo die Cana und Canchi noch bis zum siebzehnten Jahrhundert Aimará sprachen; sie bildeten auch die Hauptmasse der Bevölkerung in der alten Provinz Cuntisuyu, in der sogar der Name Aimará ursprünglich heimisch war (wie der Name Khechua), und haben noch viel weiter nördlich ihre Spuren hinterlassen. Die Collagua im Hochlandsgebiete nordwestlich von Arequipa waren bis in spanische Zeit hinein in Sprache, Tracht und Sitte ein Aimarástamm, und die Bewohner von Huarochiri im gebirgigen Hinterlande von Lima haben bis auf den heutigen Tag einen Aimará-Dialekt (das Cauqui) bewahrt. Uhle rechnet auch die kriegerischen Chanca um Ayacucho, die erbitterten Feinde der Inca, zu den Aimará, und Middendorf sieht sogar die Inca selbst, die herrschende Kaste der Khechua, für eine Abzweigung der Aimará an, die den bis dahin niedrigstehenden Khechua höhere Kultur gebracht hätte. Aus all' dem geht hervor, daß die Aimará ihrer Ausbreitung und Kultur nach in älterer Zeit eine ähnliche Rolle gespielt haben müssen wie in der Incaepoche die Khechua. Vielleicht sind auch sie nicht die ältesten Bewohner des Hochlandes gewesen. Die tiefstehenden, Fischfang treibenden Uru, die, jetzt nur noch etwa tausend Köpfe stark, mitten unter den Aimará längs des Desaguadero, des Verbindungsarmes zwischen Titikaka- und Aullagassee, und auf den Inseln des letzteren wohnen, waren zur Zeit der spanischen Eroberung noch über das ganze Andenhochland vom Titikaka bis zur argentinischen Grenze und an der Küste von Arequipa bis Cobija verbreitet. Ihre Sprache (Puquina) ist nach Rivet mit dem Aruak verwandt (vgl. S. 228); jedenfalls stellen sie ein kulturell sehr altertümliches Volk dar, das wahrscheinlich mit den Chango, der alten Bevölkerung der nordchilenischen Küste (von Cobija bis Copiapó), zusammengehangen hat. — Den nördlichen Teil der peruanischen Küste hielten die Chimú besetzt, die, wie alle



Abb. 132. Khechuamänner aus Sta. Rosa (Peru)
(Nach einer Photographie von E. v. Nordenskiöld)

Bewohner der warmen Länder, von den Peruanern Yunca genannt wurden. Sie bewohnten ursprünglich die Täler von Motupe, Lambayeque, Pacasmayo, Chicama und Trujillo und redeten eine Sprache (Mochica), die, wie das Uru, gänzlich vom Khechua und Aimará verschieden und vor dreißig Jahren noch in einem Orte des Tals von Lambayeque lebendig war. Im Gegensatz zu den Uru und Chango waren sie aber ein hochstehendes Kulturvolk, das seiner Überlieferung nach aus dem Norden kam (manches deutet auf eine Verwandtschaft des Mochica mit den Barbacoa-Sprachen) und seine politische und kulturelle Einflußsphäre an der Küste von Tumbez im Norden bis Huacho im Süden und ins Innere bis Cajamarca ausdehnte. Daß neben den Chimú an der peruanischen Küste und im angrenzenden Gebirgsgebiete vor der Eroberung durch die Inca und vor der Ausbreitung der Aimará noch andere Völker lebten, geht aus der Stilverschiedenheit der archäologischen Funde unzweifelhaft hervor (vgl. S. 374).

Khechua und Aimará, Mochica und Puquina waren nach den alten spanischen Geschichtsschreibern die vier Hauptsprachen des Incareiches. Im Süden desselben gab es noch mindestens drei große Völkergruppen mit selbständigen Sprachen, die politisch nur teilweise von dem großen Kulturvolk des Nordens abhängig waren, kulturell aber fast ganz unter seinem Einfluß standen: die Atacameños, Diaguita und Araukaner.

Die Atacameños oder Likan-antai („Dorfbewohner"), wie sich ihre kümmerlichen, auf die Umgebung von S. Pedro de Atacama beschränkten Reste nennen, bewohnten einst das weite Gebiet der Atacamawüste vom 19. bis 24. Grad s. Br.; noch in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts saßen sie in Tarapacá und Antofagasta; ihre alten Hauptsitze aber lagen bei Calama in der Atacamawüste und auf der Puna von Jujuy. Hier grenzten sie an die Diaguita, die in alter Zeit das ganze gebirgige Nordwestargentinien (die Provinzen Jujuy und Salta, Tucuman und Catamarca, La Rioja und San Juan) innehatten; Calchaquí hieß nur ein Zweig dieses großen Volkes, zu dem vielleicht auch die alten Bewohner der Sierra de Córdoba (Sanavirones und Comechingones) gehört haben, nicht aber die Huarpes (Allentiac), die als echter Wildstamm die weiten Ebenen im Westen dieses Gebirgszuges durchstreiften. Die Sprachen aller dieser Stämme sind schon im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert erloschen, ehe sie aufgenommen werden konnten. Man hat die Diaguita abwechselnd an die Khechua und Aimará, Atacameños und Guaikurú angegliedert, doch gelten sie gegenwärtig wieder als ein Volk mit selbständiger Sprache. Während sie heute vollständig in der spanisch-indianischen Mischlingsbevölkerung des nördlichen Argentinien aufgegangen sind, haben die Araukaner Chiles bis in die Gegenwart hinein ihre physische, kulturelle und sprachliche Eigenart zäh bewahrt. Die politische Selbständigkeit konnte diesem tapferen Volke erst nach jahrhundertelangen, schweren Kämpfen entrissen werden. Von der Zeit der spanischen Eroberung an, in der Almagro und Pedro de Valdivia im Lande Fuß faßten (1550), bis zum letzten „malou" (Raubzug) der Araukaner im Jahre 1882 ist zwischen den Ansiedlern und Indianern fast ununterbrochen erbitterter Krieg gewesen. 1882 besetzten die Chilenen das letzte unabhängige

araukanische Gebiet nördlich und südlich von Valdivia. Ehemals besaßen die Araukaner die ganze Küste vom 24. Grad nördlicher Breite bis zur Insel Chiloe. Ihr eigentlicher Name ist Molutsche („Westleute“); die nördliche, von den Inca unterworfene Abteilung (um Coquimbo) hieß Pikuntsche („Nordleute“), die mittlere (von Santiago bis Valdivia) Pehuentsche („Fichtenmänner“), die südliche (am Nahuelhuapisee und auf Chiloe) Huillitsche („Südleute“). Ein Teil der Pehuentsche ist über die Anden in die Steppen des Ostens vorgedrungen (s. o. S. 307).

Die alten Kulturen der Andenländer sind bei aller Verwandtschaft im einzelnen kein einheitliches Gebilde. Boman und Rivet haben darauf hingewiesen, daß vor allem in der Haupterrungenschaft dieser Kulturen, der Bearbeitung der Metalle, beträchtliche Unterschiede zwischen Columbien, Ecuador und der peruanischen Küste einerseits, dem Hochlande von Peru, Bolivien und Nordargentinien andererseits hervortreten. In dem zuerst genannten Gebiete kannte man zwar Legierungen von Kupfer und Gold (Tumbaga), aber ursprünglich keine von Kupfer und Zinn, die da, wo sie vorkommen, zweifellos auf verhältnismäßig jungem Einfluß oder Import aus dem südlichen Kulturkreise, dem klassischen amerikanischen Bronzelande, beruhen. Andererseits sind Plattierung des Kupfers mit Gold (in Ecuador und an der Küste von Peru auch mit Silber), sei es durch mechanisches Aufhämmern oder Aufwalzen, sei es durch Amalgamierung, und Vergoldung von Legierungen durch Anwendung ätzender Pflanzensäfte, die nach der Erhitzung das Gold an der Oberfläche ausschieden (Columbien), dem nördlichen Kulturkreise eigene Techniken. Das Silber spielt wiederum in den südlichen Hochländern eine viel größere Rolle als im Norden, wo es in Ecuador nur noch spärlich, in Columbien überhaupt nicht mehr auftritt. Nach alledem schließt sich der nördliche Kulturkreis enger an Mittelamerika und Mexico an, als an den südlichen, der schon wegen der Gewinnung des Llamas und Alpakas als Nahrungs-, Woll- und Transporttier (das einzige Beispiel echter Haustierzucht in Amerika) eine Sonderstellung beansprucht. Erst durch die Eroberungen der Incaherrscher sind die Grenzen des südlichen Kulturkreises so weit nach Norden verschoben worden, daß ganz Hochecuador mit peruanischen Kulturelementen überschwemmt wurde. Einer älteren Zeit, in der die Aimará das herrschende Volk auf dem Hochlande Boliviens und Perus waren, gehört bereits die Einbeziehung der peruanischen Küste in den südlichen Kulturkreis an.

Trotzdem läßt sich in den älteren Schichten der peruanischen Küstenkultur noch manches feststellen, was nach Uhle auf alte Beziehungen zu Mittelamerika hindeutet. Zunächst die Tatsache, daß die stilistisch freieste und in der Art der Naturwiedergabe am höchsten entwickelte Gefäßverzierung, die oft geradezu bilderschriftlichen Charakter annimmt, in der Zeit vor dem Einflusse der älteren peruanischen Hochlandskultur an der Küste in Übung war. Aus derselben frühen Zeit stammen Terrassenbauten mit aufgesetzten Stufenpyramiden wie die „Huaca del Sol“ von Moche (bei Trujillo), die ganz wie mittelamerikanische Tempelanlagen, etwa wie die Bauten des Monte Alban (S. 178), aussehen. Unter den figürlichen Darstellungen der Tongefäße erscheinen bärtige Götter und Fledermausdämonen, die an altmexikanische Göttergestalten erinnern; auf direkte

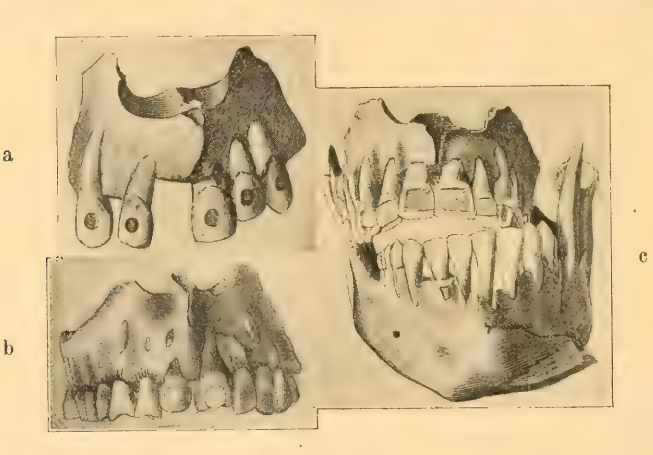


Abb. 133. Durch Ein- und Auflagen verzierte Zähne aus Mexico und Ecuador: a Oberkiefer aus Campeche (Yucatan) mit Türkisscheibchen (3 mm Durchmesser), b und c Oberkiefer aus der Provinz Esmeraldas (Ecuador) mit Goldscheibchen (5 und 6,5 mm Durchmesser) und 5 × 8 mm großen Goldplättchen
(Nach Hamy und Saville)

Handelsbeziehungen deutet die häufige Verwendung von Muscheln der Gattung Spondylus, die nur aus den warmen Meeren des mittleren Amerika stammen können, und von Türkisen hin, von denen bisher (nach Joyce) in Südamerika noch keine Lager gefunden worden sind. — Je weiter nach Norden, desto zahlreicher werden die Übereinstimmungen. Eine der auffälligsten ist das Auftreten einer Art der Zahndeformation an der Küste von Ecuador, die vollkommen der bei den Maya üblichen Zahninkrustation entspricht (Abb. 133). Auf dem Hochlande von Ecuador waren Spiegel in der Form halbkugeliger Pyritknollen und bei den Chibcha und Quimbaya tönerne Roll- und Flachstempel (zur Körperbemalung) in Gebrauch wie im alten Mexico (vgl. S. 175). Auf die stilistische Verwandtschaft columbischer und mittelamerikanischer Goldzierate ist bereits oben (S. 168) hingewiesen worden. Die genaue technische Übereinstimmung des

Goldgußverfahrens im Caucatal, in Panamá und Costarica wird weiter unten (S. 343) erörtert werden. Im Hinblick auf diese Tatsachen, die sich noch durch zahlreiche andere vermehren lassen, ist es von besonderer Bedeutung, daß an verschiedenen Stellen der südamerikanischen Westküste (bei Manabí und Guayaquil, Lambayeque und Chincha) Überlieferungen fortlebten, die von einer Einwanderung gewisser Teile der Bevölkerung über das Meer (meist auf Flößen von Norden her) berichteten. So sollen die Cara an der Küste von Manabí gelandet sein (S. 324) und sich später mit den alteingesessenen Quitu des Hochlandes verschmolzen haben. In der Gegend von Guayaquil glaubte man an ein Geschlecht von Riesen, das einst an dieser Küste erschienen sei, und in Lambayeque erzählte man, daß in alten Zeiten ein Häuptling Naymlap mit zahlreichem Gefolge auf „Balsas" (S. 363) ankam, der den Kultus eines Grünsteinidols (Ñampallec) mitgebracht habe, nach dem später die Stadt benannt worden sei. Unter seinen Nachfolgern sei dieser fremde Stamm unter die Botmäßigkeit der Chimú geraten.

Der äußere Glanz des Incareiches hat ältere Geschichtsschreiber nicht selten dazu verführt, die alten Andenkulturen auf die gleiche Stufe mit den mexikanisch-mittelamerikanischen zu stellen, wenn nicht sogar ihnen überzuordnen. Wir wissen heute, daß davon nicht die Rede sein kann. Einer der besten Kenner des alten Peru, Max Uhle, hat darauf aufmerksam gemacht, daß die vielbewunderten Schöpfungen der Incaperuaner, ihre Heeresorganisation und ihr Agrarkommunismus, ihre Baukunst und Töpferei, ihre Religion und soziale Verfassung durchaus in primitiven Zuständen wurzeln und Leistungen eines Naturvolkes darstellen, die nur gleichsam bis in die letzten Konsequenzen hinein durchgeführt worden sind (dasselbe gilt auch von den übrigen Andenvölkern, deren gesellschaftliche und religiöse Verhältnisse wie die unvollkommenen Vorstufen der Einrichtungen des Incareiches anmuten). Hierin berührt sich Uhle mit der Auffassung P. W. Schmidts, nach dem die Grundlage der Andenkultur aus lauter Elementen besteht, die den ältesten Menschheitskulturen angehören.

Es ist bezeichnend, daß sich außer bei den Feuerländern nur im Andengebiete eine der primitivsten Flechtereimethoden, die Spiralwulsttechnik, erhalten hat. In der Schiffahrt beherrscht das urtümliche Floß fast die ganze, ziemlich lebhaften Wasserverkehr treibende Küste. Von primitiven Schmuckformen waren Zahnausschlagen und Narbentatauierung bei den Stämmen der Ecuadorküste bekannt. Ganz besonders altertümlich aber ist die Bewaffnung. Wenn auch der Bogen keineswegs fehlt, tritt er doch an Bedeutung allenthalben hinter der Speerschleuder zurück, die wir bei allen andinen Kulturvölkern antreffen, auch bei solchen, die in die Flußtäler zwischen die Gebirgsfalten hinabgestiegen waren (Stämme des Cauca- und Magdalenatals) und dort mit den bogenführenden Stämmen des tropischen Waldgebietes in Berührung kamen. In Columbien hat sich

das Verhältnis zwischen Speerschleuder und Bogen überaus bezeichnend gestaltet; wir können je nach dem Vorkommen der einen oder des anderen bei dicht nebeneinander wohnenden Stämmen voraussagen, ob die letzteren auch nach ihrem ganzen übrigen Kulturbesitze, ihren Sprachen usw. zu den andinen Kulturvölkern gehören oder vorgeschobene Posten der Kultur des tropischen Waldgebietes sind. Zu den altertümlichsten Waffen Südamerikas rechnet Nordenskiöld auch Steinschleuder und Bola, die ihr Hauptverbreitungsgebiet in den Andenländern haben (die Schleuder findet sich von den Chimila Nordcolumbiens bis zu den Feuerländern) und sonst nur bei den primitiveren Völkergruppen des Erdteils vorkommen. Mit diesen teilen die Andenvölker auch den Besitz der Steinaxt in verschiedenen charakteristischen Formen (die besonders in Ecuador gefunden worden sind; vgl. z. B. die Form Abb. 114), des Bratspießes und Erdofens, des Ohr- und Lippenpflockes (letzterer nur in vorincaischer Zeit), des Tragnetzes und Plattformbettes. Das sind fast lauter Kulturelemente, an deren Stelle bei den höherstehenden Völkern des tropischen Waldgebietes andere, offenbar einer späteren Entwicklungsstufe angehörende, getreten sind.



Abb. 134. Chicha-Amphore aus Cuzco. (1/10 n. Gr.) (Berliner Museum für Völkerkunde)

Am schärfsten prägt sich der kulturelle Abstand der Andenvölker von den Kulturvölkern Mittelamerikas in dem Fehlen jener hochentwickelten Bilderschrift und Zeitrechnung aus, die zu den hervorragendsten Errungenschaften der Mexikaner und Tzapoteken, Maya und Chorotegen gehörten. Damit ist leider für uns der Nachteil verbunden, daß wir bei der Frage nach Ursprung und Entwicklung der alten Andenkulturen ganz auf die späten Berichte von Spaniern oder spanisch erzogenen Indianern angewiesen sind. Eine der bekanntesten Ursprungssagen trägt bereits den Stempel später Konstruktion.

Den Khechua von Cuzco galt das Gebiet des Titikakasees als Stätte der Schöpfung, als Urheimat des Menschengeschlechtes und Wiege der Kultur. Hier

bildet der Gott K'oñi tiχsi Huirakocha („heißer Lavasee") nach einer anfänglich mißlungenen, durch eine Sintflut vertilgten Menschenschöpfung Sonne und Mond auf der Insel Titikaka („Bleifels"), nach der erst der See seinen Namen bekommen hat, und läßt von seinen beiden Gefährten die Menschen nach Vorbildern, die er liefert, erschaffen. Darauf zieht er, Berge und Gewässer erschaffend, mit seinen Gefährten nach Norden; er selbst in der Mitte, auf dem Hochlande, über den Paß von Huillcanota nach Cuzco, seine Gefährten am West- und Ostabhang der Anden. Im Norden, an der Küste von Ecuador, vereinigen sie sich wieder und verschwinden im Meer. Die Menschen lebten, so berichtet eine andere Sage, in dieser ersten Zeit ohne feste Ordnung, ohne Gesetze und Fürsten. Da treten 7 spanische Meilen südlich von Cuzco an der Stätte Pakariy tampu („Haus der Geburt") aus den drei Öffnungen des Felsens Tampu t'oko die Urahnen der späteren Inca, des herrschenden Stammes der Khechua von Cuzco, hervor: aus dem Fenster der Mitte die vier Ayarbrüder mit ihren Gefährtinnen unter der Führung Manco Khapaχs (der nach anderer Lesart mitsamt seiner Gattin Mama oχllo auf einer Insel des Titikakasees vom Sonnengott erschaffen worden war), aus den beiden seitlichen die Vertreter der späteren, neben den eigentlichen Incaclanen stehenden „ayllu's" (s. u.). Auf dem Zuge nach Cuzco werden nacheinander drei Ayarbrüder versteinert; ihre Steinbilder waren später hochverehrte „Huacas" (s. u.). Der vierte, Manco, errichtet in Cuzco seine Herrschaft, nachdem er die dort bereits ansässigen (Aimará-) Stämme unterworfen hat. — Diese Sage ist offenbar die poetische Verklärung der Abschüttlung des Aimarájoches durch einen Khechuastamm in der Gegend von Cuzco. Wenn alle später existierenden Clane nach der Erzählung gleichzeitig in Cuzco erscheinen, so ist das nach Uhle eine handgreifliche Kon-



Abb. 135. Tongefäß aus Pachacamac, das die Tragweise einer Cuzco-Amphore (Abb. 134) zeigt. (1/2 n. Gr.)

(Nach Bäßler)

struktion, da die Clane wahrscheinlich sehr verschiedenen Ursprungs waren (wie die der Pueblostämme, vgl. S. 74) und endgültig erst vom achten Inca (Pachacutiχ) zusammengefaßt und in ein festes System gebracht wurden, nachdem unter dem fünften (Inca Roca), unter dem sich die Stadt Cuzco bedeutend ausdehnte, anscheinend wichtige Veränderungen in ihrem Bestande vor sich gegangen waren. Dieser fünfte Inca ist vielleicht überhaupt die erste geschichtliche Persönlichkeit in der langen Herrscherreihe (S. 376). Manco deutet schon durch seinen Aimaránamen (vgl. S. 327) an, daß er nur die Verkörperung eines älteren Zeitalters ist, in dem die Khechua noch unter Aimaráhäuptlingen lebten.

Diese Legende läßt sich schlecht mit den archäologischen Tatsachen vereinen, die uns lehren, daß Peru bereits vor der Incazeit mehrere große Kulturepochen durchgemacht hat und daß das Titikakaseegebiet keineswegs die Wiege der eigentlichen Incakultur gewesen sein kann, da gerade hier in vorincaischer Zeit eine ganz andere Kultur blühte. Zum Glück hat die Wissenschaft des Spatens in Peru dank Uhles unermüdlichen Forschungen Ergebnisse gezeitigt, die uns schon jetzt den Aufbau der peruanischen Gesamtkultur in großen Zügen erkennen lassen. Am klarsten hebt sich natürlich die jüngste und am weitesten verbreitete Schicht ab, die den Niederschlag der im Hochlande etwa drei, an der Küste nicht viel länger als ein Jahrhundert währenden Incazeit darstellt. Man findet ihre Erzeugnisse von Pasto in Columbien und der Isla de la Plata an der Ecuadorküste bis in die Gebiete südlich von Santiago de Chile und die argentinische Provinz San Juan. Leitmerkmale sind, außer stilistisch gut gekennzeichneten Stein-, Ton- und Metallwaren, vor allem Bauten mit einem Mauerwerk aus äußerst genau zugehauenen, haarscharf aufeinander gepaßten unregelmäßig-polygonalen oder regelmäßig-quadratischen Steinen (Abb. 149, 150) und mit trapezförmig gestalteten (nach oben sich verschmälernden) Türen, Fenstern und Nischen. Sie entbehren sonst jedes figürlichen oder ornamentalen Schmucks der Wände und Außenfronten; auch die Verzierung der Tongefäße, besonders der großen, schlankhalsigen, am Boden spitz zulaufenden Chichaamphoren (Abb. 134), steht wegen der Dürftigkeit ihrer figürlichen und ornamentalen Motive in Peru ziemlich vereinzelt da. Der „kyklopische“ Polygonalstil ist anscheinend älter als der Quaderbau, aber zweifellos auch incaisch. An der Küste, wo Bausteine fehlten, sind die Incabauten von den einheimischen wieder stets durch das Baumaterial (sehr große Ziegel) und die von der Steinarchitektur übernommene Trapezform der Wandöffnungen unterschieden.

Im Gegensatz zur Manco-Legende trifft die Sage vom Weltschöpfer Huirakocha geschichtlich das Richtige, wenn sie den Gegenden um den Titikakasee besondere Bedeutung für den Ursprung alles Bestehenden beimißt. Denn schon seit langem ist man sich darüber klar, daß von den beiden Hauptvölkern Perus die Aimará die ältere und höhere Kultur besaßen, und daß die vielbewunderten, schon in



a



b



c

Abb. 136. Gewebe und Tongefäße mit Darstellungen im Tiahuanaco-Stil, aus Ancon (a) und Pachacamac (b, c). Auf dem Gewebe ist die Darstellung der beiden Bogenträger interessant; die Gefäßverzierungen (c abgerollt) zeigen Dämonen in Kondorgestalt. (¹/₄ n. Gr.)

(Nach Reiß-Stübel und Bäßler)

der Incazeit als vorgeschichtlich geltenden Ruinen von Tiahuanaco am Südende des Titikakasees (also in einer Gegend, wo noch heute Aimará sitzen) die monumentalen Zeugnisse dieser alten Aimará- oder „Tiahuanaco-Kultur“ darstellen. Man hat die letztere megalithisch genannt, weil die Bauten von Tiahuanaco aus menhirartigen Steinpfeilern, mächtigen, bearbeiteten Steinklötzen und

kunstvoll aus einem einzigen großen Block herausgehauenen, freistehenden Portalen bestehen. Dieser megalithischen, an den Anfang der peruanischen Geschichte versetzten und in fabelhaft entlegene Zeiten hinaufgerückten Kultur rechnete man dann unterschiedslos alle möglichen Bauwerke zu, deren incaischer Ursprung unzweifelhaft ist. Erst Uhle hat den eigentümlichen Stil der alten Aimarákultur richtig umschrieben und ihre zeitlichen Grenzen und Verbreitungsgebiete genauer bestimmt.

Er fand bei seinen Ausgrabungen, daß die Erzeugnisse der Tiahuanacokultur sowohl im Hochlande als auch an der Küste von denen der Incakultur nur durch wenige, nicht sehr bedeutende Kulturschichten getrennt sind, die einen ausgesprochen „epigonalen" Tiahuanacostil zeigen, also beweisen, daß auf die Blüte der Tiahuanacozeit eine Zeit des Niederganges und der Verflachung folgte, in der sich die peruanische Welt dem übermächtigen Einflusse der Aimará langsam entzog (in der Tat sehen wir die Khechua im Anfange ihrer Geschichte überall im Kampfe mit Aimarástämmen). Wahrscheinlich dauerte die Blüte der Tiahuanacokultur bis um 700 n. Chr. Ihre Erzeugnisse sind über einen großen Teil Perus verbreitet (an der Küste bis mindestens Trujillo im Norden, im Hochlande vielleicht bis Ecuador, da auch aus dem Cañarigebiete Altertümer dieses Stils bekannt sind). Sie fehlen dagegen mehr oder weniger auf dem Hochlande südlich von Tiahuanaco (der Stil der Diaguita ist jünger als der Tiahuanacostil, wenn auch von ihm beeinflußt), so daß diese Ruinenstätte zwar den Brennpunkt, zugleich aber auch den am weitesten nach Süden vorgeschobenen Vorposten der alten Kultur darstellt, allerdings einen Vorposten von eindrucksvoller Großartigkeit und besonders ehrwürdigem Alter. Denn die Hauptbauwerke liegen sämtlich auf einer erhöhten Fläche, die rings von altem Seegrund umgeben ist, woraus Posnansky den Schluß gezogen hat, das Niveau des Titikakasees habe zur Zeit der Errichtung der Bauten bis an ihren Fuß gereicht, also 34,74 m höher gelegen als gegenwärtig. Das ist (nach Seler) nicht unwahrscheinlich, da sonst schwer zu erklären wäre, wie diese jetzt kalte, sturmdurchbrauste Puna (Tiahuanaco liegt 3900 m hoch!) Sitz einer so hohen Kultur werden konnte. Als phantastisch muß dagegen der weitere Versuch Posnanskys bezeichnet werden. einzelnen Bauten der Ruinenstätte, die stärkere Verwitterung, tiefere Lage und abweichende Orientierung zeigen, ein noch höheres, womöglich interglaziales Alter zuzuweisen. Die Hauptbauten sind erstens ein großer, anscheinend künstlich angelegter Hügel (Akkapana), zweitens ein Viereck von Steinpfeilern (Calasasaya), die durch eine Mauer verbunden sind und an einer Stelle eine große, monolithische Treppe zwischen sich lassen, während sich im Innern des Vierecks selbst das berühmte Monolithtor und eine große Statue erheben, und drittens ein hufeisenförmiger Erdwall (Pumapuncu), in dessen Eingang große, auf das sorgfältigste bearbeitete Steinblöcke (Bauteile eines zerstörten Tempels?) wirr durcheinander liegen. Das Monolithtor trägt ein Flachrelief, das den Sonnen- oder Himmelsgott mit strahlenumgebenem Haupt, Wurfbrett und Speerbündel, umringt von geflügelten, menschen- und vogelköpfigen Trabanten zeigt und das klassische Beispiel für den „Tiahuanaco-Stil" ist, dessen

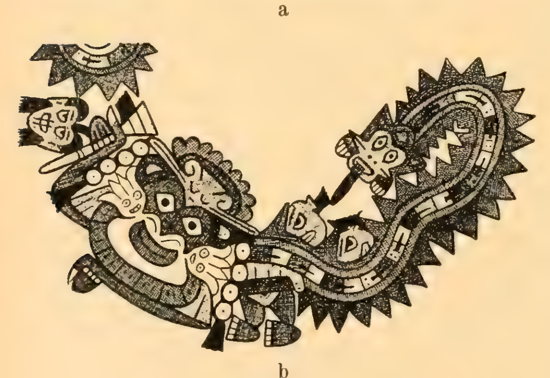
Elemente auch zahlreiche, über ganz Peru verbreitete Tongefäße und Gewebe in ihrer Verzierung aufweisen: archaisch-steife Figuren, unter denen neben Menschen besonders häufig Kondor und Puma auftreten, die meist in eine rechteckige Fläche hineingestellt sind und entschiedene Neigung zur Auflösung in rein geometrische Gebilde erkennen lassen (Abb. 136).

In Pachacamac, an der peruanischen Küste, fand Uhle Erzeugnisse des Tiahuanaco-Stils in einem Gräberfelde, das sich am Fuß des älteren, in der Incazeit überbauten Pachacamac-Tempels ausdehnte, während die Ruinen des incaischen Sonnentempels nur Tonwaren von reinem Incastil bargen; letztere waren mit Scherben einer schwarzen, in Formen hergestellten, mit plastischen Verzierungen und Reliefmustern geschmückten Keramik vermischt, die, wie wir aus anderen Grabungen (im Tal von Trujillo) wissen, die Töpferkunst der Chimú kurz vor und während der Incazeit veranschaulicht. Sie gehört zu jener Gruppe örtlicher Industrien, die nach dem Erlöschen der letzten Tiahuanaco-Einflüsse allenthalben an der Küste emporkamen und gewöhnlich durch rot-weiß-schwarze Tonwaren vertreten werden. Im Tal von Ica erscheinen z. B. in derselben Zeit Tongefäße, die mit rein geometrischer Flechtmuster-Ornamentik bedeckt sind. In beiden Tälern (von Ica und Trujillo) und in dem mittleren Küstengebiet (um Lima) gab es nun schon in der Zeit vor dem Auftreten tiahuanacoartiger Erzeugnisse eine hochstehende Kultur, die in der Herstellung feiner, buntbemalter Gefäße mit figürlichen Darstellungen Außerordentliches leistete und auch im Stil ihrer Bauten und in der Art der Bestattung ihrer Toten eine bestimmte, wohlumrissene Eigenart hervorkehrt. Uhle schreibt sie einer besonderen, langköpfigen Bevölkerungsschicht zu, die verschieden von der späteren, kurzköpfigen der Küste war. Er setzt sie an den Anfang der Entwicklung der peruanischen Gesamtkultur überhaupt, in eine Zeit noch vor der Ausbildung der Tiahuanaco-Kultur, die in mancher Hinsicht geradezu als ihre Erbin erscheint, und bringt sie endlich aus Gründen, die wir schon erörtert haben (vgl. S. 330), in Beziehungen zu Mittelamerika. Für diese Beziehungen spricht übrigens auch die Tatsache, daß der Stil der fein bemalten Gefäße von Ica in Südamerika selbst nach Norden weist: auf der berühmten Reliefplatte von Chavín de Huantar im nördlichen peruanischen Hochland und auf skulpierten Steintafeln von Manabí an der Küste von Ecuador erscheinen Figuren, die besonders charakteristische Motive der alten Ica-Kunst wiederholen.

Von den drei hier in Betracht kommenden Abzweigungen dieser alten Kultur, die Uhle „Proto-Chimú-“, „Proto-Lima-“ und „Proto-Nazca-Kultur“ nennt, ist die Keramik der zuerst genannten bei aller Feinheit und realistischen Treue der aufgemalten und plastischen Darstellungen (vgl. Abb. 147, 151, 152, 156—161) stilistisch und inhaltlich zu eng mit der späteren lokalen (schwarzen) Chimú-Ware verknüpft, um einer anderen Bevölkerungsschicht als den Chimú zugerechnet werden zu können. Viel loser hängt die Proto-Chimú-Kultur dagegen formal und inhaltlich mit den beiden anderen Frühkulturen zusammen. Die Bauten der Proto-Nazca-Zeit (bei Chincha, Ica und Pisco) sind gewaltige Mounds, die alle Zeichen hohen Alters aufweisen und noch nicht aus Lehmziegeln (wie die Bauten von Proto-Lima und Proto-Chimú, z. B. der Pachacamac-Tempel und die Bauten von Moche), sondern großen, anscheinend zwischen Brettern geformten Lehmklumpen errichtet sind; ihre Tongefäße stehen unter allen Erzeugnissen der formenreichen altperuanischen Keramik am höchsten (Abb. 137). Die Vorliebe für die Darstellung von Wassertieren und mythischen Wesen, besonders von doppelköpfigen Tausendfüßen und wurmartigen Geschöpfen, die neben dem Tierleib noch einen menschlichen haben (Abb. 137 b), verknüpft sie mit der Proto-Chimú-Keramik (von der sie sich sonst durch die konventionellere Figurenwiedergabe und das Zurücktreten der Plastik wohl unterscheiden), die Art der Farbengebung und manche stilistische Eigenart dagegen mit den bunten Gefäßen des Tiahuanaco-Stils. Dennoch bewahrt die Proto-Nazca-Keramik durchaus ihre selbständige Eigenart und ist, wenigstens an der Küste, nach den Funden älter als die Tiahuanaco-Kultur; etwas jünger



a



b

Abb. 137. Tongefäß des Proto-Nazcastils aus Ica (a) und abgerollte Verzierung eines solchen (b): wurmartiger, mit menschlichen Gliedmaßen versehener Dämon, der in der Hand eine Axt und eine Kopftrophäe ähnlich den Tsantsas der Jivaro (S. 269; vgl. die vernähten Lippen) hält. (a 2/5 n. Gr.)
(a Berliner Museum für Völkerkunde, b nach Uhle)

ist die Proto-Lima-Keramik, neben der bereits Tiahuanaco-Gefäße erscheinen. Dieser Tatbestand schließt indessen nicht aus, daß die Tiahuanaco-Kultur auf dem Hochlande zu gleicher Zeit wie die Proto-Nazca-Kultur oder sogar schon lange vor ihr geblüht hat.

Zusammenfassend läßt sich mit Joyce nach den bisherigen Ergebnissen der archäologischen Forschung sagen, daß im ältesten Peru anscheinend gleichzeitig drei große Kulturzentren in Tiahuanaco, Ica-Nazca und Trujillo bestanden, die sich gegenseitig beeinflußten, ohne ihre Eigenart zu verlieren. Im Norden (Trujillo) blühte die Tonplastik und ein freier, naturalistischer Stil; der Süden (Ica-Nazca) liebte die leuchtende Farbenpracht des Dekors und neigte zu einer alles überwuchernden Stilisierung; im Hochlande (Tiahuanaco) brachte man die Steinbearbeitung zur höchsten Vollendung und schuf im Anschluß daran einen streng archaischen Stil. Mit der Ausbreitung der Aimará begann der Eroberungszug der Tiahuanaco-Kunst, die an der Küste die alte Ica-Nazca-Kunst ganz verdrängte, von ihr aber die Farbenfreude und manche Stilbesonderheit übernahm, während die alte Trujillo-Kunst sich als stärker erwies und nach dem Erlöschen der Tiahuanaco-Kultur in den schwarzen Chimú-Gefäßen wieder auflebte. Die letzten Tiahuanaco-Einflüsse des „epigonalen Zeitalters“ (S. 336) münden in lokalen, rot-weiß-schwarzen Stilen aus, die noch an der Küste herrschten, als die Inca dort erschienen, deren Kultur durch die großen Steinbauten (S. 334) wiederum eng mit der Kultur von Tiahuanaco verknüpft erscheint.

Uhle schätzt die Dauer der Entwicklung der altperuanischen Gesamtkultur auf etwa 2000 Jahre, was sicher nicht zu hoch gegriffen ist, wenn man bedenkt, wie lange es allein gedauert haben mag, ehe die beiden Llamaarten, die heute nicht mehr in wildem Zustande vorkommen, zu Haustieren geworden waren. Ob wir mit dem Proto-Nazca-Stil wirklich schon an den Anfängen angelangt sind, ist bei der künstlerischen Höhe dieses Stils mehr als fraglich. Fast scheint es aber so. Zu den ältesten Funden der peruanischen Küste rechnet Uhle die Keramik der Muschelhügel von Ancon und Supe, Chancay und Lima. Sie gehört einer Fischerbevölkerung an (vielleicht Vorfahren oder Verwandten der heutigen Uru und Chango? Vgl. unten die Muschelhügel der nordchilenischen Küste), die ihre Toten noch nicht hockend, in kunstvollen Mumienbündeln, sondern in zusammengebogener Haltung liegend,

in Mattenhüllen begrub, eine primitive Webetechnik besaß, ähnlich den Feuerländern Knochengeräte den steinernen vorzog, die Bearbeitung der Metalle nicht kannte und die Töpfe nur mit den einfachsten geometrischen Ritzmustern zu verzieren verstand. Die ältesten Muschelhügel müssen aus einer Zeit stammen, als die Küstenlinie noch wesentlich anders als gegenwärtig gestaltet war. Die jüngsten zeigen bereits Einwirkungen einer höheren Kultur (Gefäßbemalung) und enthalten Scherben großer Gefäße vom Proto-Nazca-Stil, die zum Zudecken der Leichname verwendet wurden. Hiernach tritt also dieser Stil ganz unvermittelt an der Küste auf — eine weitere bedeutsame Tatsache, die an die bereits öfter erwähnten nördlichen Einwanderungen und mittelamerikanischen Beziehungen denken läßt. Die Anfänge höherer Entwicklung in Peru scheinen also mit der alten Kultur Mittelamerikas verknüpft zu sein.

Die moderne indianische Bevölkerung der Andenländer hat entschieden zäher an alten Geräten und Gebräuchen festgehalten als die Nachkommen der Naua und Maya in Mexico und Mittelamerika. Man kann sagen, daß sich die äußere Lebensführung der heutigen Khechua und Aimará kaum von der ihrer, von den Inca beherrschten Vorfahren unterscheidet. Das Bewußtsein der großen Vergangenheit lebt noch unter den jetzigen Nachkommen der Incadynastie fort; selbst Reste der alten Clanverfassung haben sich in den Dörfern um Cuzco erhalten. Die geringsten Veränderungen erlitten naturgemäß die wirtschaftlichen Verhältnisse. Die Art der Bodenkultur, die Zucht und Verwendung des Llamas, die Bevorzugung des Koka als Genußmittel erinnern durchaus an vorspanische Zeiten, und noch heute befährt man den Titikaka auf Binsenflößen und überschreitet Gebirgsschluchten auf schwanken Seilbrücken wie zur Zeit der Incaherrscher. Die Frauenkleidung ist fast ganz die alte geblieben; stärker hat sich in der Kleidung der Männer der spanische Einfluß durchgesetzt. Poncho und Hemd, gestrickte Zipfelmützen (chuco) und silberne Gewandnadeln (topu) sind u. a. von der alten Tracht beibehalten worden. Auf dem Gebiete der geistigen Kultur ist auf die Panflöte zu verweisen, die noch heute bei kirchlichen und weltlichen Festen ertönt; die Sitte, Llamaföten beim Hausbau unter den Pfosten zu vergraben, Kokablätter beim Übergang über die Gebirgspässe an den dort aufgeschichteten Steinhaufen (apacheta) niederzulegen oder steinerne

Weihgaben bei allen möglichen Gelegenheiten zu opfern, ist natürlich uralt. Bei den Hirten der Puna hat sich sogar der Gebrauch der Knotenschrift, die im alten Peru so merkwürdig hoch entwickelt war, als eines Mittels, um Buch über die Herde zu führen, erhalten. Von der interessanten Erfindung einer Bilderschrift durch einen peruanischen Indianer, der mit Hilfe einfacher symbolischer Zeichen den Inhalt des Katechismus auf einem Stück Fell niederschrieb, hat Tschudi berichtet.

Da die peruanische Kultur schon in vorspanischer Zeit die meisten fremden Völker des großen Incareichs in ihren Bann gezogen hat, gibt es heute in Peru und Bolivien neben den Khechua, Aimará und Uru keine kulturell und sprachlich selbständigen Volkskörper mehr. Besser haben sich in Chile die Araukaner und an der Ecuadorküste und in Columbien einige Chibcha-Völker (Barbacoa, Paez, Chimila, Kágaba) und die Chocó behauptet. Auf sie wird später besonders eingegangen werden; die Aruak und Karaiben des Nordens (Goajiro, Motilón) sind bereits in die Schilderung der Indianer des tropischen Waldgebietes mit einbegriffen worden.

b) Columbien

Die columbischen Anden, die von der Nordgrenze Ecuadors an in drei, sich fächerförmig ausbreitenden Ketten verlaufen, deren östliche sich in mehrere Züge (die Sierra Nevada und die Kordillere von Mérida) gabelt, während die westliche der Küste parallel bleibt und die mittlere sich in den sumpfigen Ebenen des unteren Magdalena verliert, schließen nicht Hochflächen, wie die Anden von Ecuador und Peru, sondern tiefe Täler ein, in denen der viertgrößte Strom Südamerikas, der Magdalena, und sein großer linker Nebenfluß Cauca nach Norden strömen. Ein gleichmäßiges, angenehmes Klima zeichnet die Hochflächen aus, tropische Üppigkeit die Flußtäler; beide haben in alter Zeit eine Reihe von Völkern beherbergt, die zu einer bemerkenswerten Kulturhöhe emporgestiegen waren.

Die Kulturvölker beschränkten sich fast ausschließlich auf das Gebirgsgebiet, d. h. die drei Andenketten bis in ihre letzten Ausläufer hinein (Kordillere von Mérida, Sierra Nevada de Santa Marta, Isthmus von Darien oder Panamá) und die dazwischen liegenden großen Flußtäler des Magdalena und Cauca; das gesamte Küstengebiet (die Küste von Coro, die Umgebung der Lagune von Maracaibo, die Gestade von Santa Marta und Cartagena, die Ostseite des Golfs von Urabá und die tropische Mangrovenküste Nordwestcolumbiens bis zum Rio Patia) hielten Stämme besetzt, die ihrer ganzen Kultur nach den Bewohnern des tropischen Waldgebietes (s. o. S. 239 ff.) zuzurechnen sind. Charakteristisch für sie waren Blasrohre und Bögen mit vergifteten Pfeilen; auch Pfahl-

bauten und Baumhäuser (im Chocógebiet) gehörten ihrem Verbreitungsgebiete an, und fast allen sagten die Spanier nach, daß sie Kopfjäger und Kannibalen wären. Jedenfalls hören wir am unteren Magdalena von Dörfern, in denen die Köpfe erschlagener Feinde auf Pfählen steckten, und von Stämmen, die Halsketten aus Menschenzähnen trugen. Die alten Entdecker nannten diese Völker „Karaiben“, und in der Tat ist noch jetzt ein Karaibenstamm, die Motilón, auf der Westseite der Lagune von Maracaibo als Nachbar der aruakischen Goajiro anzutreffen. In vielen Beziehungen ähnelten ihnen die Chocó des Atratobeckens und die Muzo und Panche des Magdalenatals; auch sie besaßen Blasrohre und Pfeilgift. Bei den modernen Chocó bestehen die Blasrohre aus zwei langen, sorgfältig mit Kautschuk gedichteten Rohrhälften; als einziges südamerikanisches Volk bereiten sie ihr Pfeilgift nicht nur aus pflanzlichen, sondern auch aus tierischen Stoffen, nämlich den Drüsenaussonderungen einer kleinen Kröte (Bufo marinus).

Die Coiba-Cueva der Landenge von Panamá, deren Hauptwohnsitze in „Darien“, der nach dem Rio Tárena genannten Landschaft zwischen dem Golf von Urabá und dem Rio Chagres, lagen, können trotz vielfacher Übereinstimmungen mit dem costarikanischen Kulturkreise bereits der Westgruppe der columbischen Kulturen zugerechnet werden. Die Völker, die ihr einst angehörten, sind längst ausgestorben oder in der Mischlingsbevölkerung aufgegangen; ihr ehemaliges Gebiet, das mittlere und obere Caucatal, war lange verödet, bevor in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts Ansiedler von Antioquia es wieder zu erschließen begannen. Sie stießen dabei überall auf die alten Ansiedlungen; die alten Gräber wurden geöffnet und gaben eine Fülle von Tonwaren und unermeßliche Goldschätze preis. Teils sind es Grabhügel, die man auf gewachsenem Boden über dem Toten aufgehäuft hatte, teils tiefe Schachtgräber mit senkrecht oder schräg hinabführendem Schacht und seitlich abgehenden Stollen, deren Wandungen sorgfältig geglättet und mit Malereien in roter und gelber Farbe verziert oder mit skulpierten Platten belegt waren. Stets fand man sie auf den der Überschwemmung entrückten Kuppen der Hügel und Bergkämme angelegt; die Schachtgräber sind gewöhnlich daran kenntlich, daß die ganze Höhlung mit Erde von besonderer, abstechender Farbe ausgefüllt ist.

Dasselbe beobachteten die Spanier im Gebiete des Rio Senú (zwischen dem Cauca und dem Golf von Urabá), wo die Gräber gleichfalls teils aus kegelförmigen oder viereckigen Hügeln, teils aus gemauerten und schön verzierten „Gewölben“ bestanden. Diese gaben neben den Tempeln zur Zeit, als Alonso de Heredia seinen Beutezug von Cartagena nach dem Golf von Urabá unternahm (1533), ebenso unerhörte Goldschätze preis, wie die Ansiedlungen des mittleren

und oberen Caucatales bei dem Entdeckungszuge Jorge Robledos (1540). Jedenfalls bildet das Senúgebiet mit dem westlich angrenzenden Lande Dabeibe ethnographisch das Bindeglied zwischen Darien und dem Caucatal. Die eigentlichen Goldschmiede der Küstengegenden waren die Tairona und die südlich von diesen im Lagunengebiete des Rio Cesar (Tamalameque) wohnenden Völker, bei denen Ambrosius Alfinger im Jahre 1527 für 100 000 Castellanos Gold erbeutete. Diese versorgten die Eingeborenen vom Golf von Urabá bis zum Cabo de la Vela mit feingearbeiteten, filigranartigen Zieraten in Gestalt von Adlern, Kröten, Schlangen, Ringen und Halbmonden. Im Caucatal ist vor allem das Volk der Quimbaya vom Glanze eines märchenhaften Goldreichtums umflossen, seit seine alten Gräber sich geöffnet haben. Nur einen schwachen Begriff von den Funden geben die Figuren 1—4 der Tafel XII. Die reichste Sammlung ist im Nationalmuseum von Madrid vereinigt, das aus dem Quimbayagebiete Goldfiguren von 29½ cm Höhe, 1150 g Gewicht und einen Maximalfeingehalt von 70 und 80% besitzt. Das Gold stammt wahrscheinlich aus den Gegenden am unteren Cauca; das Gußverfahren (nach dem Prinzip der verlorenen Form) ist das gleiche wie in Mittelamerika. Nicht selten findet man noch Reste des aus Ton und Kohle hergestellten, ehemals mit Wachs überzogenen Kerns in den Höhlungen der Figuren und erkennt an aufgelöteten Stückchen die Stellen, an denen Gerüststäbchen Kern und Mantel verbanden. Außer den abgebildeten Menschenfiguren, Helmen und Flaschen findet man noch Gewandnadeln (bis 32½ cm lang) mit Figürchen oder Figurengruppen auf der Spitze, Brustplatten mit getriebenen oder ausgeschnittenen Figuren, Nasenschmucke in Form von Halbmonden oder Ringen, die an zwei gegenüberliegenden Stellen spitz ausgezogen sind, und Halsketten aus Kröten-, Insekten- oder sonstigen phantastischen Tierfiguren oder feingekörnten Goldperlen. Neben dem entwickelten Goldguß erscheint die Töpferkunst der Caucastämme fast ärmlich, wenn auch immer noch der der Chibcha überlegen. Vor allem ist der Sinn für Plastik wenig entwickelt; die menschlichen Figuren sind äußerst plump gestaltet (Abb. 138 a), und die Gefäße tragen außer schwachen plastischen Ansätzen fast nur eingravierte, seltener aufgemalte, geometrische Muster. Die gelbgrauen Töpfe von Manizales und Anzerma sind mit kerbschnittartigen Mustern bedeckt, scheinen also geschnitzte Holzgefäße nachzuahmen.

Die Kultur der Caucavölker war nicht einheitlich. Friederici hat darauf hingewiesen, daß sie auf zwei verschiedenen Volkselementen beruhte, einem älteren, zurückgedrängten, mit großen Sippenhäusern, Rindenstoffkleidung und der Speerschleuder als Hauptwaffe und einem jüngeren, anthropophagischen, mit kleinen Familienhäusern, Baumwollkleidung und Bögen. Von allen Stämmen der Westgruppe wird uns berichtet, daß sie Ackerbauer waren. Hauptnahrungspflanze war der Mais, bei den Cueva auch eine ungiftige Mandiokaart. Aus beiden Pflanzen verstanden die Stämme von Darien ein vortreffliches Bier zu brauen (Chicha, der in Südamerika allgemein gebräuchliche Name dafür, ist vielleicht ein Cuevawort).

Man ließ die Maiskörner im Wasser keimen, kochte und filtrierte sie und überließ sie darauf der Gärung. Tabakrauchen wird bei den Cueva nicht erwähnt, dagegen Einatmen narkotisierender Dämpfe, die sich aus dem Harz gewisser Bäume entwickelten. Kokakauen scheint bei den Cueva seine nördliche Verbreitungsgrenze erreicht zu haben (vgl. auch Taf. XII, Fig. 2). Um Fische zu fangen oder um nach Perlen zu tauchen, suchten sie häufig die Gestade und Inseln des Golfs von San Miguel auf; Hirsche und Wildschweine wurden mit Netzen gejagt (vgl. Peru). Endlich ist noch zu erwähnen, daß eine einheimische Musacee (Heliconia) als Nutzpflanze bei den Cueva die größte Rolle spielte; man verwendete die großen Blätter zum Dachdecken und zur Herstellung von Regenmänteln, flocht wasserdichte, doppelwandige Deckelkörbe aus der Rinde der Stengel und fertigte aus dem Bast Säcke für das Salz.

Als Waffen fehlten den Cueva und der Mehrzahl der Caucavölker Bogen und Pfeil; an ihre Stelle traten Wurfbrett und Wurfspeer, außerdem kämpfte man mit Lanzen, Schleudern und scharfkantigen Keulen. Die Häuser bestanden aus Rohr und Palmblättern und hatten die Form runder Kegeldachhütten, deren Spitze bei den Cueva ein Tonaufsatz bedeckte (vgl. S. 216). Sie waren meist klein; bei den Armados, Pozo und Lile gab es dagegen riesige, runde Mehrfamilienhäuser, bei denen das Dach von mehreren konzentrischen Kreisen von Pfosten, die sich in der Größe abstuften, getragen und das Innere durch geflochtene Wände in mehrere Abteile geschieden wurde. Als Schlafstätten waren bei den Cueva Hängematten und Schlafgestelle nebeneinander in Gebrauch. Die Kleidung konnte, dem heißen Klima angemessen, nur ganz geringfügig sein und bestand aus Schambinde bzw. Hüfttuch aus Baumwolle (seltener Baststoff) bei den Caucastämmen, Penisfutteral (aus Muschel, Kürbisschale oder Metall, verbunden mit Hüftschnur) bzw. Röcken, die bei vornehmen Frauen weit hinabreichten, bei den Cueva. Um so reicher und kostbarer war der Schmuck.

Die Goldfiguren der Quimbaya zeigen Männer und Frauen ganz nackt; die ersteren tragen merkwürdige, helmartige Kappen, Nasenringe der schon oben erwähnten, seitlich verlängerten Form (die Öffnung des Ringes wird nach unten getragen, so daß der Schmuck zweiteilig erscheint), kleine Ringe im äußern Rande der Ohrmuschel, Halsketten mit Flaschen als Mittelstück und einschnürende Binden an den Armen und Beinen (vgl. auch Abb. 138a). Weitere Schmucke sind bereits oben erwähnt; die Umbra und die Stämme in der Gegend von Cali befestigten in den Nasenflügeln Goldknöpfe, die aus dicken, spiralig gebogenen Nägeln bestanden, und die Frauen der Quimbaya und Cueva trugen als Seitenstücke zu den steifen Rindengürteln des tropischen Waldgebietes (vgl. S. 252) Mieder oder Korsette aus Gold. Neben diesem überreichen Goldschmuck ist der an das melanesische Diwarra erinnernde Schmuck der Cueva aus Strängen aufgereihter, weißer Muschelscheibchen (cachira oder chaquira) hervorzuheben.

Bei den Quimbaya wird die Kopfabplattung erwähnt, bei den Stämmen des Atrato und Senú und bei den Cueva die Tatauierung. Den Cueva galt letztere als Stammesabzeichen; sie bestand teils aus Einschnitten (mit Steinmessern), teils aus Einstichen (mit Kaktusstacheln). Auch die im Kriege gefangenen Sklaven wurden tatauiert, wenn auch in abweichender Weise. —



a



b

Abb. 138. Sitzende Tonfiguren aus dem Cauca-Tal (Columbien) und aus einer Höhle bei Boconó in der Kordillere von Mérida (Venezuela). a trägt als Halszierate große Goldschmucke mit beilförmigen Schneiden (vgl. S. 168), einen Nasenhalbmond und einschnürende Binden an Armen und Beinen. b ist nackt bis auf den hochgebundenen Penis. ($^2/_7$ n. Gr.)
(Berliner Museum für Völkerkunde)

Körperbemalung war, wie die Funde tönerner Roll- und Flachstempel beweisen, die wohl hauptsächlich diesem Zwecke gedient haben werden, im Caucatal allgemein.

Alle Stämme lebten unter zahlreichen kleinen Fürsten, die sich mit einem ausgebildeten Zeremoniell umgaben, despotische Gewalt über ihre Untertanen ausübten und sich gegenseitig ständig befehdeten. Bei den Cueva gab es neben den Oberkaziken (queví)

Gaufürsten (saco), Dorfhäuptlinge (tiba) und einen Kriegeradel (cabra); die Kaziken bewohnten stattliche „Paläste“, ließen sich daheim von Frauen bedienen und auf Reisen durch Sklaven in Hängematten tragen. Die Würde des Häuptlings vererbte sich bei den Caucastämmen auf den Sohn der Schwester. Bei den Cueva herrschten Vaterfolge und Endogamie; die Ehebeschränkungen waren gering, da es bei verschiedenen Stämmen gestattet war, Schwestern und Nichten zu heiraten. Die Rechtssatzungen der Cueva geboten, daß der Kazike unter Umständen, wenn der Verbrecher nämlich ein tiba, saco oder cabra war, die Hinrichtung (durch einen Keulenstreich) persönlich vollzog und daß Verräter wie im alten Mexico gevierteilt wurden.

Von Stamm zu Stamm wurde ein eifriger Handel mit Salz, Mais und Fischen, Töpfen, gewebten Stoffen und Gold getrieben. Die Quimbaya erhielten das Gold für ihre Schmucksachen von außerhalb und gaben dafür Salz, das sie aus dem Wasser von Solquellen durch Verdampfen in großen Gefäßen gewannen, während die Cueva Salz aus Meerwasser mittels doppelter Destillation bereiteten und gegen Töpfe verhandelten. Die Warenballen wurden bei den letzteren an Stangen getragen, die man auf der Schulter balancierte — eine Beförderungsweise, die in Amerika ziemlich vereinzelt dasteht. Die Kriegführung war grausam. Kopfjagd und Kannibalismus waren bei den Caucastämmen an der Tagesordnung — als die schlimmsten Kannibalen galten die Nori —, und im Innern ihrer Dörfer hingen an hohen Bambuspfählen die Köpfe der erschlagenen und verzehrten Feinde. Diese Pfähle umgaben den Beratungs- und Festplatz, der in keinem Dorfe fehlte und bei den Armados und Pozo durch wahre Bambusverhaue in eine Festung umgewandelt war. Inmitten dieser Einfriedigungen diente ein hohes Pfahlgerüst zugleich als Wartturm und als Plattform, auf der die Menschenopfer vollzogen wurden. Am wenigsten kriegerisch zeigten sich den Spaniern gegenüber die Quimbaya; dennoch feierten auch sie bei ihren Festen die Taten der Vorfahren in Gesängen und veranstalteten Kampfspiele, bei denen sich Männer und Weiber, selbst Kinder, sehr ernstlich mit Wurfspeer und Wurfbrett zu Leibe gingen. Schlitztrommeln, Fellpauken und Muschelhörner erklangen bei den Cueva, wenn es galt, die Bevölkerung zusammenzurufen oder die Krieger im Kampfe anzufeuern; die Schlitztrommel hatte die gleiche Form wie im alten Mexico (vgl. S. 167, 196). In der Religion

der Caucastämme bildete der Ahnenkult einen hervorstechenden Zug. Die alten Berichte reden von Ahnenbildern mit Schädelmasken, an denen das Gesicht in Wachs nachgebildet war: lebensgroßen Holzfiguren bei den Armados und Pozo, mit Asche ausgestopften Häuten der Verstorbenen bei den verwandten Lile. Die Cueva balsamierten die Leichname ihrer Häuptlinge ein und hingen die Mumien in baumwollenen Schlingen im Innern der Paläste auf, während die Quimbaya ihren toten, in den Schachtgräbern (s. o) beigesetzten Häuptlingen außer Habe, Speise und Trank die Asche einer Anzahl am Grabe geopferter und verbrannter Weiber und Sklaven mitgaben.

Von „Tempeln“ (wahrscheinlich nur großen Festhütten) und Götterbildern hören wir im Senúgebiet und in Dabeibe. Sie hatten die Gestalt mehrschiffiger, hallenartiger Gebäude, in denen vier menschliche Tragfiguren eine Art Hängematte hielten, in der das Idol lag. Bei den Cueva und ihren Verwandten bis nach Antioquia hin verehrte man neben einem Himmelsgott besonders die Gewittergöttin Dobaiba, die Blitz und Donner sendet, wenn sie über die Menschen erzürnt ist.

In der Ostgruppe der columbischen Kulturvölker waren die Chibcha oder Muisca der alle andern überragende Stamm. Ihr Wohnsitz war das 2000 m über dem Meeresspiegel liegende Hochland von Bogotá: ein altes Tal zwischen mächtigen Gebirgsfalten, das ehemals von einem großen See eingenommen war und durch dessen Ablagerungen ausgefüllt worden ist. Der Fluß, der die Gewässer des Tals nach Süden, zum Magdalena, führt, stürzt, um die Höhenstufe zu überwinden, in dem Fall von Tequendama 146 m tief hinab.

Wenn auch die politische Macht der Chibcha nicht weit über ihr Hochtal hinausreichte, das auf allen Seiten von feindlichen Völkern umgeben war, so ist doch ihre kulturelle Wirksamkeit für alle umliegenden Gebiete von großer Bedeutung gewesen. Mehr oder weniger stand das ganze Tal des Magdalena unter dem direkten Einflusse der Chibchakultur; der Rio Sogamoso, ein rechter Nebenfluß, war eine viel begangene Handelsstraße, auf der Salz in Barrenform, Gold und baumwollene Decken, die Reichtümer des Chibchalandes, gegen die Erzeugnisse der Tierra caliente ausgetauscht wurden. Chibchahändler kamen bis Santa Marta im Norden, Quito im Süden, Antioquia im Westen und haben durch ihre Erzählungen unmittelbar die Expeditionen der Eroberer des Chibchareiches (Jiménez de la Quesada und Sebastian de Belalcázar) veranlaßt: auch der dritte der Eroberer, Nikolaus Federmann, hörte schon am Rio Meta, einem linken Nebenflusse des Orinoco. von dem Kulturvolke im Hochland, das seine Waren auch den Stämmen in den Llanos des Ostens brachte. — Leider wird uns die Bedeutung der alten Kultur mehr durch spanische Berichte, als

durch eindrucksvolle Denkmäler vor Augen geführt. Steine wurden zu Bauten nur in ganz geringfügigem Maßstabe verwendet; Wände und Dächer der Häuser bestanden aus Bambus und Stroh, selbst bei dem berühmten Tempel von Sogamoso, der mitsamt seinen reichen Schätzen durch die Unachtsamkeit der Spanier in Flammen aufging, und bei dem riesigen Palast des Zaque von Tunja. Nur im Nordwesten von Tunja liegt noch eine Anzahl 7—8 Fuß hoher, meist zylindrischer Steinpfeiler, die wohl für den großen Sonnentempel bestimmt waren, den der Zaque von Tunja zu bauen gedachte; die Ankunft der Spanier soll die Ausführung des Planes vereitelt haben. Alle übrigen Funde bestehen aus Gold-, Stein- und Tonaltertümern (s. u.). Goldaltertümer sind in großer Zahl beim Ausbaggern der heiligen Lagunen (S. 355), in die sie einst als Weihopfer versenkt wurden, zum Vorschein gekommen. Sonst bilden Höhlen- und Schachtgräber die Hauptfundstätten. In den ersteren hat man Mumien von Häuptlingen entdeckt, die mit allerlei Beigaben beigesetzt waren. Die Schachtgräber sind bis zur Tiefe von 3 m in Bergabhängen ausgehoben und erweitern sich in ihrem untern, entsprechend der Neigung des Berges etwas seitlich gerückten Teil zu runden oder rechteckigen Kammern, die oben durch eine Steinplatte abgeschlossen sind. Auf ihrem Boden finden sich gewöhnlich fünf bis zehn große Urnen, seltener ein vermodertes Skelett.



Abb. 139. Steinfigur von San Agustin (Columbien)
(Nach einer Photographie von K. Th. Preuß)

Die bemerkenswertesten Altertümer des ostcolumbischen Gebietes sind die rätselhaften Monumente von San Agustin auf dem rechten Ufer des oberen Magdalena im Lande der Andáqui (S. 325). Sie gehören wohl einer älteren, zur Zeit der Entdeckung Amerikas schon untergegangenen Kultur an, denn Sebastian de Belalcázar, der schon 1538 in diese Gegenden vordrang, erwähnt sie nicht: erst 1857 wurden sie durch den italienischen Geographen Codazzi mitten im Urwalde aufgefunden und 1914 durch K. Th. Preuß näher studiert. In ganz Amerika gibt es, wie Preuß bemerkt, nicht eine solche Fülle gigantischer Steinfiguren auf engem Raume nebeneinander, wie hier (Abb. 139). Bisher sind etwa 120 entdeckt, teilweise von ungeheurem Gewicht und einer Höhe bis zu 4 m. Viele stehen in einem steinernen Schrein aus riesigen Seiten-, Hinter- und Deckplatten, der zuweilen in einen Hügelabhang halb unterirdisch eingebaut und an seiner vorderen, breiten Öffnung von zwei säulenartigen Tragfiguren in

Gestalt von Kriegern flankiert ist. Diese Aufstellung in Schreinen deutet wohl an, daß die Figuren Dämonen des Erdinnern und Nachthimmels, vielleicht auch Ahnengötter sind: zu ihren häufigsten Attributen gehören Hammer und Meißel, die Werkzeuge des Steinbildhauers. Ihr plumper, steifer, aber in der Linienführung sehr sicherer Stil erinnert weit mehr an die Skulpturen von Manabí (Abb. 143), Chavín und Tiahuanaco, als an das, was wir von der Chibchakunst kennen: besonders ist das breite, oft mit vorstehenden Hauern bewehrte Maul ein Zug, der für die Dämonengestalten der altperuanischen Kunst überaus charakteristisch ist.

Die letzten Ausläufer der ostcolumbischen Kultur erstreckten sich im Norden bis in die Gegenden um den See von Valencia (indianisch Tacarigua) im nördlichen Venezuela. In der benachbarten Sierra von Mérida waren die Timote kulturell am weitesten fortgeschritten; sie werden als ein Volk geschildert, das verstand, die Abhänge der Berge für den Anbau zu terrassieren, aus Baumwolle lange Gewänder zu weben, die um die Hüften mit einem Gürtel, über der Schulter mit Palmholznadeln befestigt wurden (eine Chibchasitte, vgl. u. S. 352), und Gold zu Schmucksachen zu verarbeiten. Ihre Toten bestatteten sie in den Höhlen des Kalkgebirges oder in Grabgewölben, in denen man noch heute allerlei Beigaben findet (Abb. 138 b). Im Osten des Valenciasees sind dagegen Grabhügel von kaum 2—3 m Höhe häufig, die in ihrem Innern, oft inmitten einer Steinsetzung, Urnen mit Skelettresten, Stein-, Knochen- und Muschelschmuck, zahlreiche figürliche Tongegenstände und reichhaltiges Steingerät, daneben auch gewaltige Massen von Tierknochen (die Reste des Leichenmahls) bergen. Die Urnen, die zuweilen die Knochen von nicht weniger als acht Skeletten enthalten, und die sehr plumpen Tonfigürchen zeigen die keramische Kunst der alten Anwohner des Sees, die vielleicht Caquetio (Aruak) waren, auf nicht besonders hoher Stufe. Dagegen ist der Schmuck sehr mannigfach, und neben Stein-, Knochen- und Muschelperlen finden sich Anhänger aus Muschelschale und Nephrit, sowie fledermaus- und adlerartige Zierate aus Stein, die bisweilen so dünn sind, daß man sie „Klangplatten“ getauft hat.

Als die spanischen Eroberer im Jahre 1538 das Chibchahochland betraten, fanden sie dort zwei größere Staatswesen vor, die sich feindlich gegenüberstanden. Im Süden herrschte der „Zipa“ in seiner Hauptstadt Muikitá (heute Funza), im Norden der „Zaque“ in Tunja. Beide Reiche waren nur lose gefügt; sie zerfielen in eine ganze Reihe von Unterkazikaten, von denen einige, wie das Kazikat des „Tundama“ (Duitama) im Norden von Sogamoso, eine fast selbständige Stellung einnahmen. Die politische Trennung beruhte auf einer ursprünglichen Stammesverschiedenheit; die Mundarten von Muikitá und Tunja wichen erheblich voneinander ab, und von beiden wieder das im Kazikat des Tundama gesprochene Duit.

Die spanischen Berichterstatter haben mit den Namen viele Verwirrung angestiftet, da sie Titel und Eigennamen, Personen- und Ortsbezeichnungen miteinander verwechselten. „Zaque“ (eigentlich usake, bsake) bedeutet ganz allgemein Fürst; die eigentlichen Titel der beiden Hauptfürsten lauteten „Bogote“ und

„Hunza" (z sprich dsch), woraus die Spanier die Städtenamen Bogotá und Tunja machten. Zipa und Zaque entsprechen offenbar den Cuevaworten tiba und saco (vgl. S. 346). Auch „Sogamoso", die heilige Stadt des Reiches Tunja, ist eigentlich ein Kazikenname (Suamox); die Stadt hieß in Wirklichkeit Iraca. — Eine alte Sage erzählt, daß Iraca und Ramiriquí die ältesten Sitze der Chibcha waren; die Kaziken beider Orte schaffen in der Urzeit die Menschen (die Männer aus gelber Erde, die Frauen aus hohlen Pflanzenstengeln) und steigen selbst als Mond und Sonne zum Himmel empor. Die halbmythische Herrscherreihe von Iraca beginnt mit Nompanem, dem Gesetzgeber der Chibcha, zu dessen Zeit der Kulturheros Bochica (s. u.) von Osten her auf dem Chibchahochlande erschien, und Idacanzas, dem Bochica die Macht verlieh, über Wetter und Krankheiten zu gebieten. Ein anderer sagenberühmter Held, Goranchacha, dessen Mutter vom Sonnengotte geschwängert worden war, entthronte den letzten Kaziken von Ramiriquí und verlegte die Herrschaft nach Tunja. In der Tat gehorchten später Ramiriquí und Tunja einem Herrscher; dasselbe Verhältnis scheint zwischen Chia und Muikitá bestanden zu haben (von denen Chia der ältere Sitz war), da der Kazike von Chia stets als legitimer Nachfolger des Herrschers von Muikitá galt. Dieser letztere war, als die Spanier das Hochland betraten, offenbar erst seit kurzem ein ebenbürtiger Nebenbuhler des vorher allmächtigen Königs von Tunja geworden. Der Kampf zwischen beiden scheint sich vor allem um den Besitz der übrigens noch unter eigenen Kaziken stehenden Städte Iraca (Sogamoso) und Guatafita gedreht zu haben. Neméquene, der Zipa von Muikitá, hatte seinem Rivalen Quimuinchatocha, dem Zaque von Tunja, bereits Guatafita entrissen und war in einer Schlacht gegen ihn gefallen. Sein Nachfolger Tisquesuza wollte das Werk vollenden und rüstete schon ein Heer gegen den Zaque; da erschienen die Spanier, und der Zipa fiel im Kampf gegen sie, ehe die politische Einigung des Hochtals unter seiner Leitung zur Wirklichkeit wurde.

Die Chibcha waren ein ackerbautreibendes Volk, das auf seinem kühlen Hochlande Mais, Kartoffeln, Bataten und Quinoa (s. u.) anbaute, daneben aber auch in den heißen Tälern Mandioka- und Baumwollplantagen besaß und die Blätter des Kokastrauches, die neben Tabak das Hauptgenußmittel waren, aus dem oberen Magdalenagebiete auf dem Handelswege bezog. Zur Bodenbearbeitung dienten Holzspaten und Pflanzstöcke. Salz, die Grundlage des Reichtums der Chibcha, wurde aus der Sole der vielen salzhaltigen Seen durch Abdampfen bereitet, Gold, das die Spanier in ungeheuren Massen erbeuteten, aus Flüssen gewaschen. Echte Smaragde gewann man bergbaulich bei Sumundoco am Rio Upia (einem Nebenfluß des Meta) und im Gebiete der feindlichen Muzo im Magdalenatal; man legte die edelsteinführenden Gänge frei und leitete Bergbäche darüber, die den Abraum fortschafften. Gewerbfleiß und Handel haben offenbar das politische Übergewicht der Chibcha über

ihre Nachbarn begründet. Dem Handelsverkehr mit den Stämmen der tropischen Niederungen dienten große Märkte, die für die Leute von Muikitá in Neiva, für die von Tunja in der Gegend von Velez stattfanden. Magazine und Unterkunftshäuser lagen, wie im Incareich, an den Haupthandelsstraßen, und Hängebrücken vermittelten den Übergang über die Ströme.

Für den Goldreichtum der Chibcha zur Zeit der Eroberung ist es bezeichnend, daß bei der Beuteverteilung durch Quesada nach Abzug des königlichen Fünftels auf den gemeinen Soldaten 520 Pesos, auf den Reiter das Doppelte, auf den Offizier das Vierfache und auf Quesada selbst und den Statthalter von Santa Marta, seinen Auftraggeber, das Achtfache fielen, wobei der Peso de oro auf etwa 52 Mark zu veranschlagen ist. An den noch erhaltenen, fast stets etwas silberhaltigen Goldsachen sind drei Arten der Technik festzustellen: der Kastenguß, der Guß in der verlorenen Form und das Treiben. Beim Treiben benutzte man als Unterlage Schlagsteine, deren erhabene Figuren früher oft fälschlich für „Hieroglyphen" angesehen und mit dem Kalender der Chibcha in Verbindung gebracht wurden. Besonders charakteristisch für die Chibcha sind platte Figürchen (Tunjos, Taf. XII, Fig. 5, 6) aus gehämmertem, dünnem Goldblech, bei denen alle Konturen und Einzelheiten (Waffen, Schmuck) durch aufgelöteten Golddraht gebildet werden, wie Rivet jüngst in einer eingehenden Untersuchung festgestellt hat. Die große Zahl und die Fundumstände dieser Figürchen beweisen, daß sie Opfergaben waren (s. u. S. 354). — Unter den sonstigen Kunstfertigkeiten ist die Töpferei hervorzuheben; sie wird am meisten durch große, menschengestaltige Gefäße, die zur Aufnahme von Opfergaben dienten (Abb. 140), und Krüge mit feiner Bemalung, deren Hals als Ornament ein Gesicht oder eine in zwei Hälften geteilte Eidechse trägt, gekennzeichnet.

Die typische Chibchasiedlung war eine Gehöftanlage. Die runden oder viereckigen Bambus- und Strohhütten, deren Wände bisweilen einen Lehmbewurf trugen, waren von Palisaden (Pfählen, die durch Bambusflechtwerk verbunden waren) umwallt; die Kazikenpaläste umgab eine zwei- bis dreifache derartige Einzäunung. Die Einrammung dieser Zäune war ein religiöser Akt. Maskentänzer, die den bär- oder fuchsgestaltigen Tanzgott Nencatacoa darstellten, traten dabei auf, und die Pfähle wurden über Kinderleichen errichtet. Hübsche Schilfmatten, deren Einschlag Baumwollfäden bildeten, zierten die Innenwände der Häuser, und an den aus Rohr geflochtenen Türen hingen Goldplatten, die bei der leisesten Berührung erklangen. Gestelle aus Bambusstäben dienten als Schlafstätten, vierfüßige Holzschemel (vgl. Abb. 138) als Sitzgelegenheiten.

Die Kleidung bestand aus Baumwolle, der die Muster aufgemalt wurden. Bei Männern und Frauen gleich, setzte sie sich aus zwei Decken um Hüften und Schultern zusammen. Während

aber die Männer die Decke über der Schulter zusammenknoteten (vgl. Mexico), bedienten sich die Frauen zur Befestigung großer Nadeln, eine Sitte, die allen Völkern des Andengebietes bis zum südlichen Chile eigentümlich ist. Fußbekleidung fehlte ganz. Die Kopfbedeckungen müssen Hauben oder Tiaren gewesen sein, wie sie die Ton- und Goldfiguren zeigen (vgl. Abb. 140). Im Kampfe schmückten sich die Vornehmen mit Federzieraten, Diademen mit goldenen Halbmonden, Hals- und Armringen und Brustplatten (vgl. Tafel XII, Fig. 7). Die Haare trug man meist lang (Haarabschneiden galt als Strafe); nur die Angehörigen des den „Cabra“ der Cueva (Seite 346) entsprechenden Kriegeradels, der die Grenzwacht gegen die räuberischen Panche hielt, pflegten sie zu scheren und wurden danach Guecha („die Geschorenen“) genannt. Die Panche, Lache und Pijao übten die Schädelabplattung, die bei den Chibcha unbekannt war. Ohrrand-, Nasen- und Lippenschmuck aus goldenen Röhrchen (vgl. auch die großen Nasenschmuckbleche Abb. 140a und Taf. XII, Fig. 8) war eine Auszeichnung, die nur Kaziken, Priestern und Guecha zugestanden wurde. Als Waffen dienten Keulen, Lanzen, Steinschleudern, Speere und Speerschleudern.

Die Speerschleuder war ein einfacher Stock mit aufgebundenem Steinhaken und einem zweiten, seitlichen Haken, gegen den sich der Zeigefinger legte. Leider besitzen wir außer den Steinhaken nur kleine Goldnachbildungen von dieser Waffe, die verschieden von der Speerschleuder des Caucatales war. Die Panche, die kulturell den Völkern im Osten der Anden nähergestanden zu haben scheinen, hatten Bögen und Blasrohre (s. o.). Gegen ihre Überfälle schützte sich der Zipa von Muikitá durch das Kastell von Tibacui, während er andererseits selbst ständig das Reich des Zaque durch die auf einer hohen Felsklippe gelegene Burg Guachetá bedrohte. Mit den Köpfen erschlagener Feinde wurden auch bei den Chibcha die Häuser und Tempel geschmückt.

Das despotische Fürstentum der Cauca- und Isthmusstämme erscheint bei den Chibcha noch weiter ausgebaut. Ihre Kaziken herrschten bereits völlig unumschränkt und galten als Verkörperung von Gottheiten, wie der „Sapay Inca“ Perus; insbesondere erblickte man in dem Zaque von Ramiriquí-Tunja die Fleischwerdung des Sonnengottes, in dem Priesterfürsten von Iraca (Sogamoso) die des Mondgottes, und das ganze Streben des Zipa von Muikitá scheint, wie Joyce bemerkt, dahin gegangen zu sein, durch den Besitz der altehrwürdigen, heiligen Städte Iraca und Guatafita die religiöse Weihe zu erlangen, die ihm, dem Emporkömmling, im Gegensatz zu seinem Nebenbuhler bisher noch gefehlt hatte.

Niemand durfte einen Fürsten anschauen; man nahte ihm mit abgewandtem Blick und mit Geschenken. In einer Sänfte getragen zu werden, war sein ausschließliches Vorrecht, und bestimmte Goldschmucke, langnachschleppende Gewänder und eine Art Zepter aus Palmholz bildeten sein Ornat. Das Volk mußte ihm fronen. Die Ausübung der Rechtspflege lag ganz in seiner



Abb. 140. Tönerne Figurengefäße, Gottheiten der Chibcha darstellend (rechts die Göttin Bachue), gefunden in Guatafita und Suesca. Bemerkenswert ist der reiche Metallschmuck, den die Figuren tragen: die Tiaren (bei b mit einer quer über den Kopf laufenden, schellenbesetzten Krista), das Halsband mit Goldplättchen (b), die kreuzweis über die Brust laufenden Bandeliere aus nebeneinander gereihten Goldlamellen (a) und die mächtige Schmuckplatte, die in einem Loch in der Nasenscheidewand befestigt ist (a, vgl. Tafel XII Fig. 8). Der Stil der Tonwaren ist bei den Chibcha stark durch die Metalltechnik beeinflußt, daher die an aufgelöteten Golddraht erinnernde Darstellung von Augen, Mund, Nase und Armen. (Etwa $^1/_7$ n. Gr.)

(Berliner Museum für Völkerkunde)

Hand. Auf Mord. Notzucht. Ehebruch stand Todesstrafe (Ehebrechern entlockte man das Geständnis dadurch, daß man sie Chilepfeffer in großen Mengen essen ließ), und den rückfälligen Dieb traf die Strafe der Verfemung, indem man ihn zwang, dem Fürsten ins Gesicht zu sehen. Bei säumigen Tributzahlern wurde ein Beamter des Hofes mit einem Bären oder Puma so lange einquartiert, bis sie die Schuld bezahlten. Ein Asyl für Übeltäter aller Art war der Ort Suesca. Sie lebten hier unter religiösem Regiment, waren aber doch eine Plage der ganzen Umgebung. — Während in kleineren Kazikaten bei der Besetzung der Häuptlingsstelle Neffenerbrecht (also Mutterfolge, wie auch sonst bei den Chibcha) herrschte, war in Muikitá und wohl auch in Tunja stets der Kazike eines bestimmten Ortes der Nachfolger des Zaque bzw. Tunja (s. o.). Auch der Fürst von Sogamoso konnte nur aus zwei bestimmten Orten (abwechselnd) gewählt werden, und zwar durch vier Kaziken, gleichsam „Kurfürsten". Der jugendliche Anwärter einer Häuptlingsschaft machte ein langes, strenges Fasten durch, das mit der feierlichen Durchbohrung der Nasenscheidewand und Ohren zur Aufnahme der Goldschmucke (s. o.) abschloß. Dann mußte er den Göttern opfern und hatte noch die Bestätigung seiner Würde durch den Zipa bzw. Zaque abzuwarten. Dieser konnte den Nachfolger auch aus den Reihen der Guecha bestimmen. — Eine andere mit der „Thronbesteigung" verknüpfte Zeremonie ist besonders berühmt geworden, da sie den Anlaß zu der Doradosage gegeben hat, die, einem Trugbilde gleich, die golddurstigen Entdecker jahrhundertelang ruhelos durch das ganze nördliche Südamerika hetzte. Mit der Bezeichnung El Dorado „der Vergoldete" ist der erwählte Nachfolger des Kaziken von Guatafita gemeint. Wenn er seine neue Würde angetreten hatte, ließ er sich nämlich am ganzen Leibe mit Goldstaub pudern, fuhr dann mit vier Unterhäuptlingen auf einem Balkenfloß auf den heiligen See von Guatafita hinaus, wusch sich in den Fluten den Goldstaub ab und warf als Opfer Gold und Smaragde in die Tiefe. In einer andern heiligen Lagune (Siecha) ist eine auf einem runden Untersatz stehende Gruppe der merkwürdigen, platten Goldfigürchen (S. 351) gefunden worden, die diesen Vorgang veranschaulicht.

Die Eheschließung war ein nur von geringen Förmlichkeiten begleiteter Frauenkauf. Starb eine Frau im Kindbett, so zahlte der Mann die Hälfte seines Vermögens an die Schwiegereltern. Im Gegensatz zur Stammesexogamie der Panche waren bei den Chibcha (wie bei den Caucastämmen) die Ehehindernisse gering und selbst Geschwisterheiraten gestattet. Trotz der herrschenden Vielweiberei scheint die Stellung der Frauen nicht schlecht gewesen zu sein; die Hauptfrau konnte auf dem Totenbette ihrem Manne auf Jahre hinaus jeden Verkehr mit Frauen untersagen. Schwangere pilgerten nach dem Orte Isa, wo der Kulturheros Sugundomóxe bei seinem Verschwinden einen Fußabdruck im Felsen hinterlassen hatte und wo sie etwas von dem Stein abschabten, um es mit Wasser vermischt zu genießen. Um das Schicksal des Neugeborenen zu erkunden, wurde ein Knäuel aus Gras und Baumwolle mit der Mutter-

milch beträufelt und in einen Fluß geworfen, in dem sechs junge Leute schwimmend das Knäuel zu erhaschen suchten. War es unversehrt, so galt das als glückliches Vorzeichen. Das Schicksal der Toten war, wie im alten Mexico, nach der Todesart verschieden. Den im Kriege, im Kindbett, an akuten Krankheiten Gestorbenen, die in den Himmel kamen, gab man baumwollene Fadenkreuze mit. Die Leichen der Kaziken wurden nach Herausnahme der Eingeweide durch Hineinlegen von Harz mumifiziert und mit allem Schmuck, Beuteln voll Koka und Krügen voll Chicha, sowie mit ihren (zuvor betrunken gemachten) Frauen und Dienern in Grabgewölben beigesetzt, die man lange vorher ausgesucht, aber streng geheim gehalten hatte. — Auch die Chibcha pflegten den Ahnenkult. Im Kriege führten sie die Mumien berühmter Häuptlinge mit sich, und im Tempel von Sogamoso, der heiligen Stadt des Reiches von Tunja, fanden die Spanier eine Reihe von Kazikenmumien auf Gestellen sitzend vor. Die Hauptstätten der Verehrung waren indes weniger die Tempel, als vielmehr die heiligen Lagunen, deren es eine ganze Reihe auf dem Hochlande gab; am berühmtesten sind die Seen von Guatafita, Siecha, Iguaque und Bochachio geworden.

An alle knüpfte die Sage von der großen Göttermutter Bachue (vgl. Abb. 140b) an, die einst dem Wasser des Sees mit einem Knaben entstieg, mit diesem, als er herangewachsen war, die Menschen erzeugte und dann, in eine Schlange verwandelt, wieder im See verschwand. So erzählte man die Sage am See von Iguaque; nach der in Guatafita herrschenden Auffassung war die Göttin einst die Frau eines Kaziken von Guatafita gewesen, der sie wegen eines Fehltritts hart bestrafte, so daß sie sich in den See stürzte. Offenbar hängt hiermit die Dorado-Zeremonie (s. o.) zusammen. Aber nicht nur die Kaziken brachten den Gottheiten der Seen kostbare Weihopfer dar, sondern auch das Volk, das zu gewissen Zeiten große Pilgerfahrten nach den Seen unternahm, während deren alle Feindseligkeiten ruhten. Dann leuchteten die Opferfeuer an den Ufern, Weihrauchdämpfe, Trommel- und Flötenklänge stiegen zum Himmel empor, und das Volk gab sich unendlichen Chichagelagen hin oder veranstaltete Wettrennen, deren religiöse Bedeutung daraus erhellt, daß ein besonderer Gott (Chaken) der Schutzherr dieses Sportes war, wie in Mexico Xochipilli der Gott des Ballspieles (S. 200).

Die Mehrzahl der Chibchagötter begnügte sich, wie Bachue, mit unblutigen Opfern: Weihgaben, die in ein Gefäß, das den Gott darstellte, gelegt wurden (S. 351), Räucherungen mit den pulverisierten Samen gewisser Früchte und Chichaspenden. Im Kultus der Sonne (Sua) spielten dagegen Menschen-, vor allem

Kinderopfer eine Rolle. Wie im alten Mexico sah man in dem zu Opfernden einen Mittler zwischen Menschen und Gott, dem daher mit der größten Ehrfurcht begegnet wurde, und dachte ihn sich zugleich als Nahrung für die Sonne, die sie braucht, um die Kraft zur Fortsetzung ihres Weges zu behalten.

Auf dem Gipfel eines Berges schnitt man einem Knaben mit einem Bambusmesser den Kopf ab und strich das Blut auf Steine, die früh zuerst von den Sonnenstrahlen beschienen wurden, während der Leib „der Sonne zum Fraße“ liegen blieb; oder das Opfer wurde auf eine Art Kanzel, die an der hohen Einzäunung des Kazikenpalastes angebracht war, gestellt und mit Speeren erschossen (vgl. S. 192). Im letzteren Falle war es ein fünfzehnjähriger Knabe, Guëza genannt, der in früher Jugend von Sklavenhändlern gekauft und unter Kasteiungen und religiösen Übungen im Priesterhause (cuca) aufgezogen worden war.

Die Priester (chiqui, spanisch jeque), deren Amt erblich war, und zwar ebenfalls, wie bei den Häuptlingen, in weiblicher Linie (auf den Onkel folgte der Neffe), hatten eine schwere, zwölfjährige Vorbereitungszeit durchzumachen, ehe sie durch den Kaziken geweiht wurden. Sie mußten keusch und genügsam leben; ihre Tätigkeit bestand zum größten Teil aus Zauberhandlungen (wie Krankenkur, Wahrsagerei, Regenzauber usw.), bei denen sie große Mengen Tabak kauten, um sich in ekstatische Zustände zu versetzen. Sie verstanden es z. B., aus dem Zucken der Gliedmaßen die Richtung zu erraten, in der sich ein Dieb verborgen hielt, und dem als Zauberer berühmten Kaziken von Sogamoso sagte man nach, daß er durch Analogiezauber Blutruhr, Hautkrankheiten und Frost erregen könne. Auch die Feste waren noch voll von Zauberhandlungen. Als solche sind die Chichagelage und Ausschweifungen zu betrachten, denen sich Männer und Weiber in Tunja bei einem Frühlingsfeste hingaben, sowie die Maskentänze zur Zeit der Ernte in Muikitá, bei denen Tänzer auftraten, die in Tierfelle gehüllt waren, und andere, die hölzerne und goldene Gesichtmasken trugen. Es ist ein merkwürdiger Zug, daß bei dem Frühlingsfeste traurige Gesänge erklangen und bei dem Erntefeste die Masken mit Tränen bemalt waren.

In der Mythologie der Chibcha treten deutlich zwei Sagenkreise hervor, die die verschiedene Auffassung von Muikitá und Tunja-Sogamoso wiedergeben. Für die Chibcha von Muikitá war am Anfang aller Dinge das Licht (Chiminigagua), das aber zunächst noch in einen Behälter eingeschlossen war und erst durch schwarze Vögel, die den Lichtstoff aus ihren Schnäbeln aushauchten, über die Erde verbreitet wurde. Die Sage von Tunja,

nach der Welt und Menschen durch die Kaziken von Sogamoso und Ramiriquí geschaffen wurden, ist bereits oben erwähnt (S 350). Die Ordnung aller Verhältnisse nach der Schöpfung und die Entstehung aller Kultur wurden auf einen Kulturheros und Propheten-gott zurückgeführt, der in den Llanos des Ostens auftaucht und nach Vollbringung seiner Werke in geheimnisvoller Weise verschwindet.

Im Reiche von Muikitá wurde er Nemterequetebá oder Bochica, bei den Leuten von Sogamoso Sadiquía Sonóda oder Sugundomóxe genannt. Als einst der Gott der Erde Chibchachum, der auch der Patron der Ackerbauer, Goldschmiede und Kaufleute war, im Zorn über die Menschen das ganze Hochtal von Bogotá in einen See verwandelt hatte, erschien Bochica auf einem

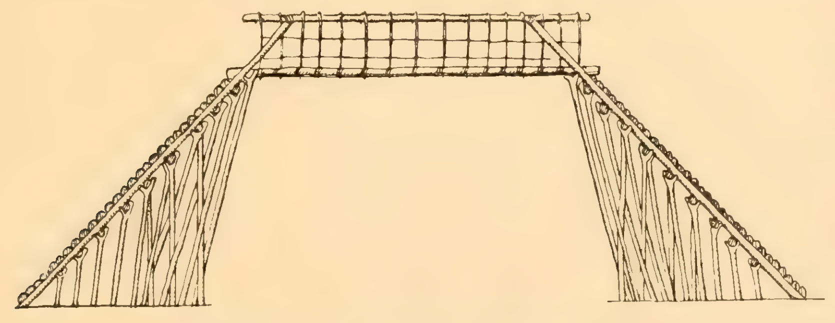


Abb. 141. Brücke aus Stabwerk. Ijca
(Nach Bolinder)

Regenbogen (den die Chibcha deshalb göttlich verehrten) und warf seinen goldenen Stab gegen die Felsen, die sich sogleich öffneten und den Wassern Abfluß gewährten; so entstand der berühmte Fall von Tequendama S. 347). Chibchachum aber wurde verurteilt, von nun an die Erde zu tragen, die bis dahin auf vier Holzpfählen geruht hatte; so oft er seitdem die Last von der einen auf die andere Schulter wälzt, entsteht ein Erdbeben. Wie in dieser Sage Chibchachum, so erscheint in einer anderen die Göttin Chia („Mond") als Widerpart des großen Kulturheros, der ja viele Züge eines Sonnenwesens an sich trägt und auch geradezu Xua = Sua „Sonne" heißt; sie verführt die Menschen, die Bochica zu nutzbringender Arbeit angeleitet hat, zu Müßiggang und Laster und wird daher zur Strafe in eine Eule (den Nachtvogel) verwandelt.

Die Gebirge Columbiens beherbergen noch heute einige Chibchastämme, die in ursprünglichen Verhältnissen leben: die Paez, Moguex und Pijao in einigen zwanzig Dörfern auf beiden Abhängen der Zentralkordillere zwischen Popayan und Neiva und die Kágaba, Bintukúa (Ijca) und Guamaka auf der Nord- und Südseite der Sierra Nevada de Santa Marta; auch die Chimila in den

Flußniederungen südwestlich der zuletzt genannten Völkergruppe sind hier anzuschließen. Kágaba und Ijca sind in neuester Zeit von Preuß und Bolinder untersucht worden und haben eine überraschend reiche ethnographische Ausbeute geliefert.

Die Nahrung ist bei beiden Stammgruppen überwiegend pflanzlicher Art. Angebaut werden neben Mais, Mandioka und Kartoffeln vor allem verschiedene Bananenarten (Plátanos und Guineos), wie im südlichen Mittelamerika. Der Mais dient den Moguex und Paez zur Bereitung der Chicha, die den Kágaba unbekannt ist; Koka ist allenthalben das Hauptgenußmittel und die Tasche mit den getrockneten Blättern und der Kürbisdose (Taf. X. Fig. 25 und Abb. 130), aus der man mittels eines angefeuchteten Stöckchens den Kalk entnimmt, um ihn auf den Kokaballen zu streichen, die unentbehrliche Begleiterin in allen Lebenslagen. Dagegen wird Tabak nirgends geraucht; den eingedickten Tabaksaft genießen die Kágaba als Leckerei. Pflanzstock, Mahlstein und Holzmörser sind die letzten, noch ursprünglichen Wirtschaftsgeräte, neben denen sich in jeder Behausung bereits die eingeführte Zuckerrohrpresse zur Bereitung des berauschenden Guarapo findet. Feldhüter auf Gerüsten schützen die Rodung vor Tieren (Paez und Moguex; s. u. Peru). Bögen und Pfeile mit Spitzen oder Kolben aus Knochen oder Hartholz sind heute bei der Nordgruppe die Hauptjagdwaffen, während der Fischfang im Norden mit Beutelnetzen, im Süden durch Vergiften des Wassers mit Stramonium betrieben wird. Der Verkehr im Hochgebirge, der die Indianer zu geübten Kletterern erzogen hat, vollzieht sich auf Wegen, die sich oft in schwindelerregender Höhe an Abgründen entlangschlängeln und ehedem viel sorgfältiger angelegt waren als gegenwärtig; noch heute versteht man es aber sowohl im Süden als auch im Norden, kunstvolle Brücken aus Stabwerk zu bauen, deren Laufplanken an beiden Enden auf schräg stehenden, von Pfählen gestützten oder mit Steinen beschwerten Balken ruhen (Abb. 141). Die einzigen Transportgeräte sind Säcke, in denen die Frauen ihre Kinder mittels eines Stirnbandes tragen. Sie gehören neben Kokabeuteln und Kleidungsstücken zu den Haupterzeugnissen der von Männern betriebenen Baumwoll- oder Agavefaserweberei. Die Kágaba drehen die Agavebastfasern auf einem Apparat, der durch einen Bogen in Bewegung gesetzt wird, wie der eine der Feuerbohrertypen der Eskimo (S. 86). Die ehedem hochstehende Töpferkunst äußert sich nur noch in wenigen, roh gearbeiteten Gefäßen, und von der Goldschmiedekunst der Tairona (s. o.) hat sich nichts auf ihre heutigen Nachkommen vererbt. In der Kleidung der südlichen Stämme überwiegt schon ganz der peruanische Einfluß (Ponchos, Topus usw., s. u). In der Sierra Nevada trägt der Mann ein langes Hemd mit Ärmeln, die Frau ein rechteckiges, eng um den Körper gewickeltes Tuch; dazu kommen noch Kappen, die aus dicken Baumwollfäden gestrickt sind (Abb. 130), und Ledersandalen. Originelle Schmuckformen haben sich nirgends mehr erhalten; doch wissen wir von den Paez, daß sie sich früher die Gesichter blau und rot färbten, wobei die Männer tönerne Rollstempel verwendeten (vgl. S. 345). Um so getreuer spiegelt die Wohnweise der nördlichen Stämme noch die alten Verhältnisse wider. Baumaterialien der Häuser sind Bambus und Stroh; es gibt runde Kegeldachhütten, Häuser mit abgerundet-viereckigem Grundriß, bei denen das

runde Dach bis auf den Boden reicht, viereckige, vielleicht schon von den Spaniern beeinflußte Giebeldachhütten mit lehmbeworfenen Wänden und, bei den Chimila, ovale Firstdachhäuser, die vollkommen den Typus der mittelamerikanischen „Palenques“ (S. 216) zeigen. Die Spitze der Kegeldachhütten ziert nicht selten ein Topf ohne Boden (vgl. S. 344), bei den Festhütten ein merkwürdiges, storchnestartiges Gestell mit allseitig herausragenden Stäben: das Symbol der Sonne.

Bei den Kágaba wohnen die Insassen jedes Dorfes verstreut in der Nähe ihrer Felder; nur zur Zeit der Feste versammeln sich alle um die runden Festhütten oder „Tempel“, die dann zugleich Klubhäuser der Männer sind, in denen diese auch die Nächte verbringen (zum Schlafen dienen Hängematten aus Agavefasern, daneben auch Schlafgestelle, wie bei den Paez und Moguex). Dann steht der ganze Stamm unter dem Einfluß der in den Tempeln wohnenden Priester (Máma), neben denen es keine weltliche Autorität gibt. In den von Kindheit an in der Zurückgezogenheit der Tempel lebenden, in religiösen Übungen und Überlieferungen unterwiesenen Novizen wächst ihnen eine Schar von ergebenen Leuten heran. Auch die Witwen des Stammes, die nicht mehr heiraten dürfen, stehen unter ihrem Schutze und müssen alle schweren



Abb. 142. Maskenträger der Kágaba, den Totendämon darstellend. Auf dem Kopfe mächtiger Aufsatz mit einem Halbkreis aus Bambusröhrchen, in denen Federn stecken
(Nach einer Photographie von K. Th. Preuß)

Arbeiten für sie besorgen. Fast ohne Grenzen ist das priesterliche Eingreifen in das Privatleben. Kein wichtiger Lebensabschnitt geht ohne Mitwirkung der Priester vor sich; aus der Beichte, die jeder einzelne am Vorabend der Feste vor ihnen ablegen muß, hat sich der Brauch entwickelt, ihnen auch die Schlichtung aller Rechtsfälle zu übertragen, und bei den Festen endlich zeigt sich auch ihre magische Macht, die sie zu Wohl oder Wehe ihres Stammes auszuüben vermögen.

Von den Gebräuchen der südlichen Stämme sind die Sitte, die Häuser sowohl bei Geburten als auch bei Todesfällen zu verlassen, und die Reinigungszeremonie, die in gleicher Weise (durch Übergießen mit Chicha u. ä.) mit menstruierenden Mädchen und mit Wöchnerinnen vorgenommen wird, zu erwähnen. Die Toten werden bei den Kágaba sitzend (in Hockerstellung) bestattet. Man glaubt, daß die Seelen auf einem hohen Berge am Meere oder auf dem Takindué, dem höchsten Gipfel der Sierra Nevada, leben; auch große Steine an Wegen und Flüssen bringt man mit den Totengeistern in Verbindung. Von der alten Religion der Paez, die heute eifrige Christen sind, wissen wir nur wenig; in früherer Zeit sollen sie auf hohen Bergen der Sonne Feste mit Chichagelagen und geschlechtlichen Ausschweifungen gefeiert haben, wie die alten Chibcha. In vollem Umfange besteht dagegen die alte Religion noch bei den Sierra-Nevada-Stämmen, bei denen Preuß sie eingehend untersucht hat Auch bei ihnen ist die Sonne der mächtigste Dämon. nach dem die Festhütten nuñhuá „Sonnenhaus“ heißen; neben ihr gibt es zahlreiche andere Naturdämonen und solche, die reine Erzeugnisse der Phantasie sind. Einfluß auf diese Dämonen und damit auf Wetter und Vegetation, Tiere und Krankheiten gewinnt der Mensch dadurch, daß er ihnen wesensgleich wird. Das geschieht durch Tänze, bei denen Holzmasken getragen werden, die die Dämonen verkörpern und die einst die Dämonen selbst den Urvätern übergaben, indem sie sich „die Gesichter abnahmen“. Diese ungefügen, phantastischen Holzmasken mit weit vorspringendem Maul, in dem spitze Hauer nach oben starren (Abb. 142; vgl. S. 349), sind sicher uralt, da dem Volk heute jeder Sinn für Plastik fehlt, und werden, wie die zylindrischen Quarzperlen, die zu allerhand Zauber dienen, auf die alten Tairona zurückgeführt. Die Festmusik wird von Kürbisrasseln, Felltrommeln mit Pflockspannung, einfachen Rohrflöten und Blashörnern aus Kürbisschale mit knöchernen Mundstücken gebildet (bei den Paez gab es auch Muscheltrompeten und Schlitztrommeln). — Höchst bedeutungsvoll ist es besonders im Hinblick auf die geschichtlichen Überlieferungen der alten Kulturvölker des Andengebietes, daß die Kágaba eine vollständige, Generationen weit zurückreichende mythische Geschichte besitzen: Am Anfang der Dinge steht die Allmutter Gautēóvan, die alles geschaffen hat. Auf sie gehen vier bis fünf als Vorfahren der heutigen Priestergeschlechter geltende „Urpriester“ zurück, die die Erde bewohnbar machen, Gesetze geben und mit den Dämonen Verträge zugunsten der Menschen abschließen, und von ihnen wieder führt eine endlose Reihe von Priesterhäuptlingen, deren Namen Preuß in den einzelnen Tempeln mit zahlreichen geschichtlichen Einzelheiten erfuhr, bis zu

den heute regierenden Máma hinab. Alle diese Dinge sind seit alters überliefert; die Größe der Gedächtnisleistung ist um so erstaunlicher, als sie durch keinerlei Art Schrift oder Schriftersatz unterstützt wird.

c) Ecuador

Bis in die Gegend von Pasto, wo die mittlere der drei Andenketten sich mit den anderen vereint und die östliche und westliche nicht mehr ein tiefes Flußtal, wie in Columbien, sondern eine von kleinen Tälern und querlaufenden Gebirgszügen zerschnittene Hochfläche zu umschließen beginnen, erstreckte sich das politische und kulturelle Einflußgebiet des Incareiches, als dessen offizielle Nordgrenze der Rio Ankasmayu galt, der nordwestlich von Pasto (also noch nördlich von der Grenze des heutigen Staates Ecuador) in den Pazifischen Ozean mündet. Die Eroberung Ecuadors war erst den letzten Inca unter harten Kämpfen geglückt; nichtsdestoweniger verstanden sie in der kurzen Zeit dem ecuadorianischen Hochlande so sehr den Stempel ihrer alles gleichmachenden Kultur aufzudrücken, daß es archäologisch, nach dem überwiegenden Teil der Bauten, Ton- und Metallwaren, die man dort entdeckt und ausgegraben hat, als ein Ausläufer des peruanischen Hochlandes erscheint, und daß die alten Bewohner Hochecuadors, in erster Linie die Cara und Cañari, ihre kulturelle Eigenart mehr in den Berichten der spanischen Eroberer als in greifbaren Funden enthüllen. An der ecuadorianischen Küste boten die Inca nur im Süden (Tumbez, Insel Puná) den ganzen Apparat ihrer Militärkolonien, Niederlassungen, Magazine, Tempel und Festungen auf, um dies Land fest an ihr Reich zu ketten. In Porto Viejo (Provinz Manabí) regierte zwar auch, seitdem die Incaheere am Rio Esmeraldas erschienen waren, ein Statthalter der Inca, dem sogar die von Puná und Tumbez untergeordnet waren, doch haben diese nördlichen Küstenprovinzen Manabí und Esmeraldas stets ihre selbständige, von der peruanischen verschiedene und derjenigen Columbiens und Mittelamerikas näherstehende Kultur bewahrt, wie uns die in den letzten zwanzig Jahren unternommenen planmäßigen Ausgrabungen der Amerikaner (Saville) gelehrt haben. Die kleine Isla de la Plata an der Küste von Manabí (S. 334) macht hiervon nur scheinbar eine Ausnahme (S. 370).

Die vorincaische Geschichte Ecuadors ist die Geschichte der Cara und ihrer Fürsten, der Scyri, deren Anfänge wir bereits kennengelernt

haben (S. 324). Sie waren die eigentlichen Herren des Hochlandes durch eine Politik der Eroberung, der Heiraten und der Bündnisse geworden. Unter dem elften Scyri kam das wichtige Gebiet von Riobamba dadurch zum Reiche Quito, daß die Erbtochter des Scyri den Sohn des Fürsten der Puruha, der sich bisher der Unterwerfung durch die Cara erfolgreich widersetzt hatte, heiratete; die mit den Puruha in ständigem Kampfe liegenden Cañari wurden durch ein Bündnis gewonnen, das später auch die Palta umfaßte. — Die beiden zuletztgenannten, nur lose mit dem Reiche von Quito verknüpften Stämme fielen bereits dem Inca Thupaχ Yupanqui als leicht errungene Siegesbeute zu; aber erst dem Inca Huaina Khapaχ gelang es, den Widerstand des letzten tapferen Scyri (Cacha) zu brechen und den letzten Versuch einer Caraerhebung in dem erbarmungslosen Strafgericht am „Blutsee" (Yahuarcocha) im Keime zu ersticken. Er heiratete die Tochter des letzten Scyri und machte Quito zur nördlichen Hauptstadt des Incareiches; Atahuallpa, der Sproß dieser Ehe, der dazu bestimmt war, in Quito zu residieren, setzte die gewaltsame Ausrottungspolitik seines Vorgängers fort, indem er die Cañari, die sich für seinen Halbbruder Huascar erklärt hatten, zur Strafe dafür durch Abschlachtung aller waffenfähigen Männer so gründlich dezimierte, daß die Spanier später bei diesem Stamme die Frauen in bedeutender Überzahl fanden. Noch heute verraten die Bewohner mancher Dörfer Hochecuadors durch ihren ganz abweichenden Typus, daß sie von den Militärkolonien, die die Inca ins Land setzten, abstammen. Diese erst brachten die Llamazucht, die incaische Tracht, den Sonnenkult und manche anderen Dinge, die wir daher bei der folgenden Betrachtung ausscheiden, ins Land. In Caranqui und Quito, Llaχtacunca und Tumipampa erhoben sich Sonnentempel und Incapaläste, Magazine und Unterkunftshäuser, die zwar bis auf geringe Reste verschwunden sind — aus den Steinen der riesigen Incabauten von Tumipampa ist fast die ganze heutige Stadt Cuenca erbaut —, aber nach den Schilderungen von derselben Art waren, wie die noch heute erhaltenen Incabauten des Landes. Von diesen sind zwei, schon von La Condamine und Humboldt beschriebene, die wichtigsten: der am Berg von Callo in 3160 m Höhe dicht beim Krater des Cotopaxi liegende „Tambo" (s. u.), ein rechteckiger Hof mit je zwei Häusern an den Längsseiten, und die starke Festung Ingapirca östlich von Cañar, deren Hauptbau eine Zitadelle von länglichovaler Gestalt, mit einem viereckigen Gebäude in der Mitte, bildet. — Am stärksten war natürlich der Incaeinfluß im Süden, bei den Palta, die fast nichts Ursprüngliches bewahrt haben, während die Pasto nahe der Nordgrenze noch kaum eine Beeinflussung zeigen. Dies allmähliche Verblassen der Incakultur läßt sich sehr hübsch an den archäologischen Funden verfolgen.

Von der Kultur der alten Stämme Ecuadors hat Rivet eine erschöpfende Darstellung gegeben, der wir uns im folgenden anschließen. Der Ackerbau der Hochlandstämme unterschied sich kaum von dem der Peruaner; Mais und Bohnen, Kartoffeln und Quinoa (s. u.) waren auch in Ecuador die wichtigsten Anbaupflanzen und hölzerne Grabscheite die Hauptgeräte der Bodenbearbeitung. An der Küste baute man auch Baumwolle und

Chilepfeffer an, und aus den warmen Tälern bezogen die Hochlandsvölker ihren Bedarf an Kokablättern, deren Genuß infolge des Eiferns der katholischen Priester, die in dem (häufig abergläubischen Zwecken dienenden) Kokakauen eine Gefahr für die christliche Religion erblickten, im heutigen Ecuador fast ganz abgekommen ist. Die Küstenvölker waren im übrigen fast ebensosehr Fischer wie Ackerbauer; sie lagen dem Küstenfischfang mit Harpunen und Netzen ob und befuhren die See auf Balkenflößen, die die ganze Küste von Manta bis Payta beherrschten und sehr seetüchtig waren.

Das erste Fahrzeug dieser Art, das die Spanier kennenlernten (am Esmeraldas kamen noch Einbäume vor), war die mit Handelswaren aller Art beladene Balsa von Tumbez, der Pizarros Leutnant Bartolomé Ruiz bei dem ersten spanischen Vorstoß nach Süden etwas nördlich vom Kap S. Francisco begegnete. Später haben sich die Spanier, wie vor ihnen die Inca, mit Vorliebe dieser Fahrzeuge bedient, die — ein seltener Fall in Amerika — viereckige, baumwollene Segel trugen und aus einer ungeraden Zahl von Balken eines sehr leichten Holzes (Ochroma piscatoria) bestanden. Diese waren verschieden lang, am Bug orgelpfeifenartig angeordnet (der mittlere Balken war der längste) und am Heck glatt abgeschnitten. Eine zweite Balkenlage schützte Insassen und Waren vor der Feuchtigkeit. Die größten Balkenbalsas trugen fünfzig Mann und drei Pferde. Ein Beweis ihrer Seetüchtigkeit ist, daß der Inca Thupaχ Yupanqui es wagen konnte, auf ihnen von Tumbez aus eine Westfahrt ins offene Meer bis zu gewissen Inseln, die manche Forscher für die Galapagos gehalten haben, zu unternehmen. Die kühnsten Seefahrer der Küste waren die Huancahuillca und die Leute von Puná; sie besaßen eine ganze Flotte von Balsas und wußten „Krieg, Handel und Piraterie" vorteilhaft zu vereinen. Einer Heeresabteilung des Inca Huaina Khapaχ, der sie zur Botmäßigkeit zwang, bereiteten sie ein nasses Grab, indem sie bei der Überfahrt der Truppen die Agavebasttaue, die die Balken ihrer Balsas zusammenhielten, zerschnitten. Dasselbe Manöver versuchten sie später auch bei den Spaniern (Friederici).

Bei dem lebhaften Handel, der von der Küste nach dem Innern betrieben wurde, waren Salz und Fische die Hauptartikel, daneben baumwollene Stoffe und allerlei Bodenerzeugnisse. Die Hochlandsvölker lieferten dafür Gold, und die Esmeraldas versahen ihre südlichen Nachbarn (Manta usw.) mit Muscheln, die als Schmuckmaterial, zur Herstellung von Perlen (chaquira, S. 344), überaus begehrt waren. Die Küste strotzte von Gold und edlen Steinen, als die Spanier dorthin kamen; insbesondere wird der Reichtum an Smaragden hervorgehoben (außer an der Küste auch bei den Cara), die wohl nur aus Columbien stammen können, da die einzigen, bisher aus Südamerika bekannten Smaragdminen dort liegen (S. 350).

Auch die Weberei blühte hier; auf dem Hochlande überwogen bei den Pasto noch die Rindenstoffe, und die Cara verstanden auch Felle vortrefflich zu gerben. Neben Baumwolle wurden auf dem Hochlande auch Llamawolle und Agavefasern zu Stoffen verarbeitet.

Die Ausgrabungen haben den Beweis geliefert, daß die Hochlandsvölker von Ecuador noch Steinwerkzeuge den kupfernen vorzogen, und daß die letzteren einen älteren, den steinernen Vorbildern näherstehenden Typus vertreten als die Kupfergeräte Perus, von denen sie sich übrigens auch durch das fast völlige Fehlen der Zinnbeimischung unterscheiden (vgl. S. 329). Die steinernen und kupfernen Beilklingen,



a



b

Abb. 143. Steinsessel und Steinfigur aus der Gegend von Manta, Provinz Manabí (Ecuador). (Etwa $^1/_{10}$ n. Gr.)
(Berliner Museum für Völkerkunde)

Keulenknäufe usw. zeigen einen großen Reichtum an Formen, die vielfach an diejenigen erinnern, die bei den östlichen Naturvölkern häufig sind (Beile mit Schaftlappen, Kerben oder halbmondförmigen Schneiden). In einem Schachtgrabe bei Azogues fanden sich große Massen schwerer Kupferbeile von eigentümlicher Gestalt und Verzierung, die entweder als Waffen (ungeschäftet) gedient haben (vgl. S. 379) oder Schmuck, Zeremonialgerät, vielleicht auch eine Art Geld waren. Große, getriebene Kupferplatten mit einem Tierkopf in der Mitte (Manabí) scheinen als Gongs gebraucht worden zu sein. Die Kupfergeräte sind nicht selten mit Gold oder Silber plattiert. Die Hauptmasse der Goldfunde, deren Stil nach Columbien weist, stammt aus den Gebieten

der Cañari, Pasto und Esmeraldas. Berühmt geworden sind vor allem der „Schatz von Cuenca“, den man in einem Schachtgrabe bei Chordeleg entdeckt hat, und der ebenso reiche Fund von Sigsig (beide im Gebiete der Cañari). Das Hauptstück des ersteren ist eine Art Helm mit getriebenen Verzierungen, einer preußischen Pickelhaube nicht unähnlich, während das in Sigsig ausgegrabene Skelett auf dem Kopfe einen Stirnreif mit getriebenen Verzierungen und einem hohen, federartigen Aufsatz aus Gold, an den Armen Ringe aus demselben Metall und am Körper zahlreiche Plättchen aus Gold und Silber und goldene Röhrchen trug, die einst den Schmuck des Gewandes bildeten. Die Töpferei hatte in alter Zeit auf dem Hochlande ein Zentrum in der Gegend von Azogues (Cañari). Im allgemeinen überwiegen unter den Gefäßen columbische Typen. Die Verzierung besteht aus plastischen, in Formen hergestellten Ansätzen und Einritzungen, seltener aufgemalten Mustern. Höher stand die keramische Kunst bei den Küstenvölkern, die aus dem Ton neben zahlreichen Gefäßen von gefälligen Formen auch naturgetreue Figürchen, Räucherschalen und merkwürdige Reibplatten mit eingesetzten Steinsplittern herzustellen verstanden.

Aus der großen Menge der aufgefundenen Hüttenringe ergibt sich, daß die Wohnungen der Pasto runde Häuser mit Lehmmauern und Strohdach waren. Bei den Cara und Cañari sprechen die alten spanischen Berichte von Kegeldachhütten mit großen Zentralpfosten und Wänden aus Stabwerk, das außen und innen mit Lehm beworfen war. Doch gab es daneben auch Häuser mit viereckigem Grundriß. Steinbau scheint in vorincaischer Zeit auf dem Hochlande selten angewandt worden zu sein; dagegen bildet er das besondere Kennzeichen der Küstenprovinz Manabí, in der Saville Reste von zahlreichen, z. T. sehr großen Häusern mit doppelten, durch eine Geröllfüllung verbundenen Steinwänden entdeckte. Sie erheben sich vielfach auf Plattformen, zu denen Rampen hinaufführen, und enthalten im Innern merkwürdige Steinsessel in der Gestalt von „Lutherstühlen“, deren Sitz von einer kauernden Menschen- oder Tierfigur getragen wird (Abb. 143a). Auch Steinfiguren sind bei diesen Gebäuden zum Vorschein gekommen (Abb. 143b), ferner Reliefplatten, die meist eine Eidechsen- oder Fledermausfigur in merkwürdiger Stilisierung zeigen. Ob diese Bauten von den Manta herrühren, die zur Zeit der Entdeckung Manabí in großen Dörfern mit Häusern aus Holz und Stroh bewohnten, ist mehr als fraglich; kein spanischer Bericht erwähnt sie.

Ein ärmelloses Hemd, das im Hochlande bis zu den Knien, an der Küste aber nur bis zur Hüfte reichte, scheint die ursprüngliche Kleidung der Männer vor der Einführung der Incatracht gewesen zu sein. Die Frauen trugen an der Küste einen Hüftschurz,

auf dem Hochlande einen sackartigen Rock, der von den Hüften bis zu den Knien fiel. Vielseitiger sind die Schmuckformen. An der Küste unterschieden sich die einzelnen Stämme scharf durch die Art ihrer Körperdeformationen: die Esmeraldas im Norden übten Kopfabplattung und Narbentatauierung, die Manta Stichtatauierung, die Huancahuillca Zahnausschlagen und Zahnfeilung; daneben gab es Nasen-, Ohr- und Unterlippenschmucke bei allen drei Völkern, in Manabí auch die in Columbien verbreitete Ohrrandverzierung. Auf dem Hochlande haben sogar zwei Völker ihre Khechuanamen nach der Art ihres Stammesschmuckes erhalten: die Pallta-uma (= Palta) oder „Flachköpfe" und die Quillasenca oder „Mondnasen"; — der letztere Ausdruck bezieht sich auf die halbmondförmigen Zierate, die die Angehörigen dieses Stammes gleich ihren columbischen Nachbarn in der Nasenscheidewand befestigten.

Sonst sind noch einige interessante Haartrachten zu erwähnen. Die Esmeraldas ließen das Haar an den Seiten breit abstehen und schoren sich den Scheitel kahl; bei den Cañari wurde es unverkürzt gelassen, mehrmals um den Kopf gelegt und auf dem Scheitel in einem Knoten zusammengenommen, den ein dünner, hölzerner Reif umschloß, von dem Fransen herabhingen; die Puruha endlich teilten es in zahlreiche, dünne Flechten. — Die alten Angaben über die Zahnmutilation der Küstenvölker haben neuerdings eine überraschende Bestätigung erfahren. In der Provinz Esmeraldas fanden sich Schädel, bei denen die Schneide- und Eckzähne des Oberkiefers entweder kleine, runde, mit Goldscheibchen ausgelegte Vertiefungen auf ihrer Vorderseite besaßen oder an Stelle der Schmelzfläche, die fast ganz abgeschliffen ist, Goldplättchen trugen (Abb. 133 b, c). Die zuerst genannte Schmuckform ist aus Mittelamerika wohlbekannt (S. 174). Spitzfeilen der Zähne scheint nicht beliebt gewesen zu sein; das Zahnausschlagen soll erst Huaina Khapaχ bei den Huancahuillca zur Strafe für ihren an dem Incaheere begangenen Verrat eingeführt haben (s. o.).

Die Bewaffnung der Völker Ecuadors war fast dieselbe wie die der Völker Columbiens: Lanze und Steinschleuder, Speer und Speerschleuder, scharfkantige Holzkeule (Macana) und Kopfbrecher mit Steinknauf. Die Speerschleuder läßt sich nach Grabfunden rekonstruieren (Abb. 144); sie zeigt die Stabform und den aufgebundenen Steinhaken der columbischen. Bei den Puruha gab es kurze, schwere Wurfkeulen, die sie, wie die Schleudern, meisterhaft handhabten, und bei den Cañari Bolas und Wurfriemen. Fast alle diese Völker waren kriegerisch und lebten in ständiger Fehde mit ihren Nachbarn. Die Cara hatten ihre Grenzen durch Festungen (mehrstöckige Stufenbauten) gesichert und die Bewohner von Puná ihre Insel mit einer Steinmauer umgeben, deren schwache Punkte durch Stein-,

Holz- und Erdwerke gedeckt waren. Als Signalinstrument benutzten die Cara die Schlitztrommel, die nach der vorhandenen Beschreibung ganz wie die der Jivaro und Tukano (S. 268) gestaltet war und gleichfalls zwei Vorsprünge an den beiden Enden besaß, mit deren Hilfe sie aufgehängt werden konnte. Die Palta schnitten den erschlagenen Feinden die Köpfe ab, und die Manta verstanden diese Trophäen auf Faustgröße zu verkleinern wie die Jivaro (S. 269) —, eine Sitte, die einst über das ganze Andengebiet verbreitet war, da sie auch bei den Atratostämmen und an der peruanischen Küste zu belegen ist (Abb. 137, 147).

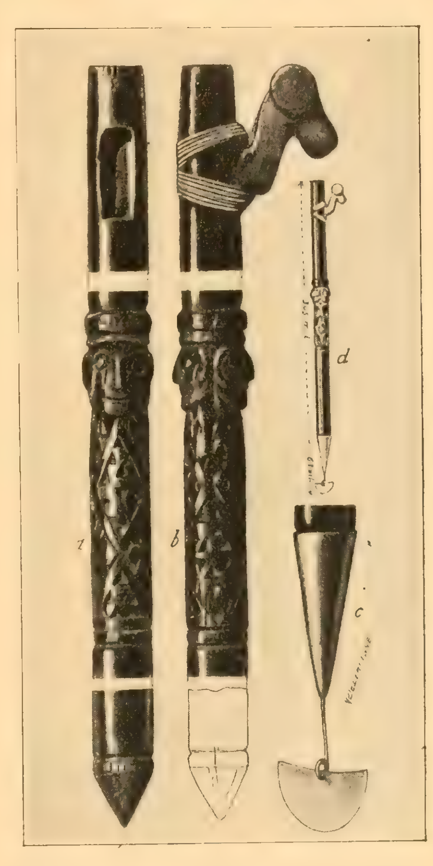


Abb. 144. Speerschleuder der Cañari (Ecuador). a ist in einem Grabe bei Sigsig gefunden; die Rekonstruktion b—d ist mit Hilfe anderer Funde derselben Gegend erfolgt (die Speerschleuder besitzt nicht das Widerlager für die Hand, das andere Exemplare tragen). (Nach Rivet)

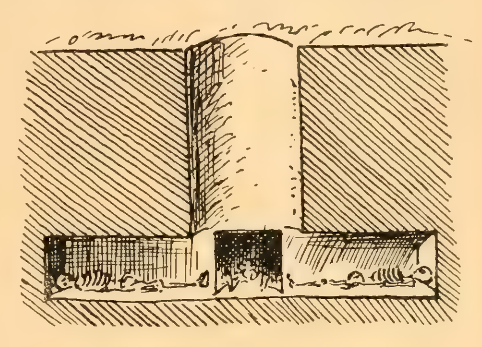
Der Staat der Scyri wird von Velasco als eine Monarchie geschildert, die sich auf eine einflußreiche Adelskaste stützte. Die Königs- und Adelswürde vererbte sich auf den Sohn oder, wenn dieser fehlte, auf den Schwestersohn. Gewisse Abzeichen verkündeten den Rang: eine Krone mit einer Reihe Federn bei den einfachen Kriegern, mit einer Doppelreihe bei den Adligen, mit einem großen, auf die Stirn herabhängenden Smaragd beim Scyri selbst. Den Cañari fehlte eine Zentralgewalt. Sie zerfielen in zwei große Gruppen, die Hanan saya und Hurin saya, die wohl alten Phratrien entsprachen und sich nur im Bedarfsfalle unter einem Kriegshäuptling zusammenschlossen. Ein Mythus, der die beiden Gruppen der Ehe zweier Brüder mit Guacamayos (Papageien) ent-

stammen läßt, trägt totemistische Züge, wie der Schlangen- und Bärenkult, der in manchen Teilen des Cañarilandes herrschte, und die tierischen Schutzgottheiten (Haifische, Jaguare, Schlangen), welche die verschiedenen Bevölkerungsklassen (Fischer, Jäger) bei den Esmeraldas und Manta besaßen. — An der Küste scheint es nur bei den Bewohnern der Insel Puná wirkliche Könige gegeben zu haben. Sie regierten despotisch, besaßen einen großen Harem, der durch Verschnittene bewacht wurde, und entfalteten bei ihrem öffentlichen Auftreten großen Pomp.

Von allen Sitten im bürgerlichen Leben dieser Völker kennen wir fast nur die Bestattungsgebräuche genauer, da hier ja auch die Ausgrabungen wertvolles, ergänzendes Material geliefert haben. Von der Ehe wissen wir lediglich, daß im allgemeinen nur Häuptlingen Vielweiberei gestattet war. Die Werbung spielte sich bei den Puruha in einer schon öfter (vgl. S. 303) erwähnten Form ab: der junge Mann drückt symbolisch seinen Wunsch nach ehelichem Leben durch Gegenstände (Holz, Stroh, Chicha) aus, die er vor dem Hause der Erwählten niederlegt.

Der am weitesten verbreitete Grabtypus, der im ganzen Zwischenandengebiete gefunden wird und nach den Berichten auch an der Küste (Manta) vorkam, ist das Schachtgrab mit Seitennische, das uns schon in Columbien entgegengetreten ist (S. 342, 348). Neben der einfachsten Form gibt es Schachtgräber mit zwei einander gegenüberliegenden oder mehreren, sternförmig angeordneten Nischen (Abb. 145), andere, bei denen die Nischen in verschiedener Höhenlage vom Schacht abzweigen, und endlich Gruppen von Schächten, die an der Basis durch Stollen verbunden sind. Die Skelette liegen teils zusammengekrümmt auf der Seite, teils in ganzer Länge ausgestreckt oder hocken aufrecht in den Nischen. Bisweilen findet sich daneben noch im Hauptschacht ein aufrechtstehendes Skelett, oder der Hauptschacht enthält, wie in einem durch seine Funde berühmten Massengrabe bei Azogues, zahlreiche, radial angeordnete Skelette in mehreren Lagen übereinander, — offenbar die Reste der Lieblingsfrauen und Diener, die, wie von fast allen Stämmen Ecuadors berichtet wird, einem Häuptling oder Fürsten ins Grab nachfolgten. Eine andere, ebenfalls aus Columbien bekannte Grabform ist der Tumulus (tola), der sich im Hochlande auf das Caragebiet beschränkt und an der Küste in den weiten Niederungen zwischen dem Rio Mira und der Mündung des Rio Guayas, also im alten Barbacoagebiete, auftritt (S. 324). Wir wissen von den Cara, daß sie im Gegensatz zu den Quitu (S. 331), die ihre Toten einfach begruben (wie die Puruha), den Leichnam ausgestreckt auf den Boden hinlegten, mit einer niedrigen Mauer umgaben, diese überwölbten und das Ganze mit Erde und Steinen bedeckten. Die toten Seyri kamen in Erbbegräbnisse aus großen Steinen in Gestalt von Pyramiden, an deren Innenwänden die einbalsamierten Toten auf Schemeln saßen. Urnenbestattung, Höhlen- und Steinkistengräber sind in Ecuador gleichfalls zu finden, wenn auch nur sporadisch.

Das Benehmen der Hinterbliebenen bei der Bestattung zeigt deutlich, daß man eine außerordentliche Furcht vor dem Totengeist hatte. Längs des ganzen Weges bis zum Grabe werden Strohfeuer angezündet; die Leidtragenden wählen einen anderen Rückweg und betreten das Haus des Toten durch eine in die Wand geschlagene Lücke, um alles Mobiliar hinauszuschaffen und das Haus dann zu zerstören (Cara). Auch von den Feldern suchte man mit ängstlicher Sorge alle schädlichen Einflüsse fernzuhalten. Wenn die Puruha ein Kartoffelfeld zur Zeit der Blüte betreten wollten, geißelten sie sich zuerst die Füße mit Brennesseln blutig, und wenn der Mais Körner ansetzte, durcheilten Krieger das Land, die mit ihren Waffen unsichtbare Feinde bedrohten. Die mit Trinkgelagen und Ausschweifungen verbundenen Feste dienten zweifellos, wie bei den Chibcha, dem Fruchtbarkeitszauber, zumal da sie, wie wir wiederum von den Puruha wissen, in der Zeit der Maisreife stattfanden.



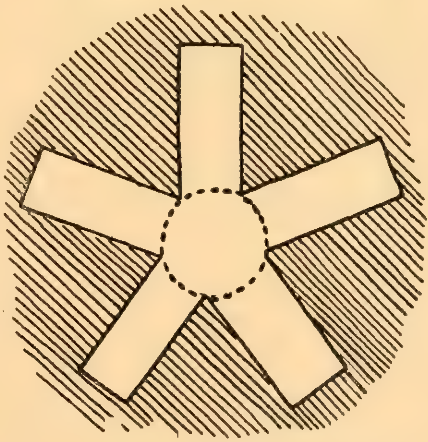


Abb. 145. Schachtgrab aus dem Hochland von Ecuador. Querschnitt und Grundriß. (Nach Rivet)

Von einem ausgebildeten Ahnenkult schweigen die Quellen; auf totemistische Kulte weist mancherlei hin (s. o.). Eine abergläubische Verehrung wurde, wie in Columbien, den Smaragden zuteil; sie waren neben Gold die Hauptopfergaben, zierten die Stirn des Scyri (s. o.) und stellten Stammesfetische dar (vgl. den grünen Stein, der das Hauptidol der Leute von Lambayeque war, S. 331). Ein solcher Stein, der sich bei den Manta seit Generationen vererbt hatte, wurde an gewissen Tagen öffentlich ausgestellt; dann kamen Kranke von weit her, um vor ihm zu opfern und durch seine Be-

rührung gesund zu werden. Der Kult der Naturobjekte bildete vor der Einführung des incaischen Sonnendienstes offenbar den Hauptinhalt der Religion. In der großartigen Gebirgswelt Hochecuadors genossen die Schneeberge und Vulkane und die stillen Seen in der Bergeinsamkeit der Páramos, an der Küste das unendliche Meer mit seinen Geschöpfen und die reißenden Tiere der tropischen Wälder (Jaguare und Pumas) vor allem Verehrung.

Wir erfahren, daß bei den Puruha die beiden majestätischen Bergkolosse Chimborazo und Tungurahua die (männlich und weiblich gedachten) Hauptgottheiten waren und Llamas als Opfer empfingen, deren frei auf den Hochflächen herumschweifende Herden niemand anzutasten wagte. Wenn der Schiffer auf hoher See von Windstille überrascht wurde, brachte er dem Meere Opfer dar; ein hochverehrtes Steinbild, das die Gottheit des Meeres darstellte und zur Zeit der Wintersonnenwende durch Pilger aus allen Gegenden des Landes (auch von den Inca, die diese Küstenkulte sehr respektierten) Gold, edle Steine und Gewänder als Weihgaben empfing, stand auf der Isla de la Plata, die, wie auch die Ausgrabungen Dorseys gelehrt haben, eine ähnlich bedeutungsvolle Rolle an der pazifischen Küste gespielt haben muß, wie die Isla de Sacrificios (S. 201) im mexikanischen Golf.

Die Puruha hatten abergläubische Scheu vor Blitz und Regenbogen und verließen Häuser, die vom Blitz getroffen oder vom Regenbogen berührt waren, nachdem sie sich durch strenges Fasten gereinigt hatten. Sonst treten die Himmelserscheinungen merkwürdig zurück. Bei den Cara gab es auf zwei Hügeln in der Nähe von Quito einen viereckigen Sonnen- und runden Mondtempel, die ein goldenes bzw. silbernes Bild des verehrten Gestirns enthielten; wahrscheinlich ist aber dieser Kult schon unter dem Einfluß der Incareligion entstanden. Die Tempel waren nur vergrößerte Wohnhäuser. Bei den Küstenstämmen scheinen sie (nach spanischen Berichten über die Esmeraldas, Manta und Bewohner von Puná) ziemlich reich mit hölzernen und steinernen Idolen in Tiergestalt, Wandgemälden und Türskulpturen verziert gewesen zu sein. In Liripampa (Riobamba), der Hauptstadt der Puruha, barg der Tempel des Kriegsgottes ein tönernes Idol in Menschengestalt, in dessen nach oben gekehrten, offenen Rachen das Blut der Menschenopfer gegossen wurde. Wie dies Idol an die großen, tönernen Figurengefäße der Chibcha erinnert, so zeigen auch die Opfer auffallende Übereinstimmungen mit columbischen Gebräuchen.

Ein heiliger See war bei den Cañari zu gewissen Zeiten das Ziel von zahlreichen Pilgern, die der als Schlange gedachten Gottheit des Sees kleine Gold-

figuren hinabwarfen, genau wie es die Chibcha bei ihren heiligen Seen taten (S. 354). Auch an der Küste waren Weihopfer neben Räucherungen die häufigste Form der Darbringung. Die Menschenopfer (Frauen und Kinder, auch Kriegsgefangene) wurden bei den Esmeraldas, Manta und Bewohnern von Puná geschunden und die Häute mit Stroh ausgestopft und mit über der Brust gekreuzten Armen an den Tempelportalen aufgehängt, ein Brauch, der uns bereits im Caucatal als Form des Ahnenkults begegnet ist. Auch auf dem Hochlande brachte man Menschenopfer dar, gewöhnlich den Berggöttern. Daß sie ein Fruchtbarkeitszauber sein sollten, wird wiederholt erwähnt. Die Cañari schlachteten auf dem Gipfel des Curitaquiberges vor dem Eingang in eine Höhle, in der eine Gottheit des Maises ihren Sitz hatte, alljährlich vor der Ernte hundert Kinder; noch 1755 bestand dieser blutige Brauch in vollem Umfange, und selbst in der Gegenwart findet man, wie Rivet berichtet, nicht selten Kinder vor der Grotte ausgesetzt.

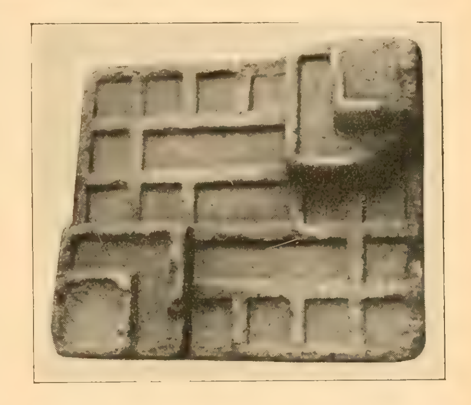


Abb. 146. Steinerner Zählkasten aus Caraz (Peru). ($^1/_7$ n. Gr.) (Nach Rivet)

In der Mythologie verschiedener Stämme des Hochlandes ist von einer Sintflut die Rede. Sie wird dadurch hervorgerufen, daß die Söhne des ersten Menschen mutwillig eine mythische Schlange mit ihren Pfeilen erlegen (Quitu). Die Überlebenden (bei den Cañari die beiden Brüder, die später zu Stammvätern der Cañari werden, s. o.) retten sich auf den Gipfel eines hohen Berges. Kulturheroen treten entweder paarweise auf, wie bei den Cara, oder sie erscheinen, wie in Columbien und Peru, in der Gestalt eines geheimnisvollen Fremdlings, der bei seinem Verschwinden einen Fußabdruck im Felsen hinterläßt (Palta). — Von der sonstigen geistigen Kultur ist noch zu erwähnen, daß bei den Cara manches auf fortgeschrittene astronomische Kenntnisse deutet, wie die Steinpfeiler, die als Schattenweiser zur Beobachtung der Solstitien vor dem Sonnentempel (s. o.) standen, und daß derselbe Stamm auch einen primitiven Schriftersatz besaß.

Um wichtige Ereignisse festzuhalten, legte man nach Velasco Steinchen verschiedener Größe, Farbe und Gestalt in viereckige Kästen aus Holz; die vielfache Kombination der Steinchen gestattete verschiedene Zahlen und Tatsachen auszudrücken. In einem Grabe bei Patecte im Cañarigebiet fand sich tatsächlich ein Kasten, der einem Spielbrett mit verschiedenen Fächern nicht

unähnlich ist (an zwei gegenüberliegenden Ecken sind die Kästen erhöht) und nach Rivet wohl nicht, wie man früher dachte, einen Stadt- oder Festungsplan, sondern einen der von Velasco geschilderten Zählkästen darstellt. Daß dies „Schriftsystem“, das ein lehrreiches Seitenstück zu den Khipu (s. u.) bildet, einst weit verbreitet war, wird durch die Auffindung ganz ähnlicher Kästen (aus Holz oder Stein) an der peruanischen Küste bewiesen (Abb. 146).

Die alten Kulturvölker Ecuadors sind längst dahin. Aber in den unendlichen Wäldern, die sich vom Westabhang der Kordillere bis zum Meer dehnen, leben noch einige Stämme der Barbacoafamilie (S. 324) in einigermaßen ursprünglichen Verhältnissen. Die von Rivet untersuchten Colorado gehören dazu. Sie haben ihren Namen von ihrer ausgedehnten Körperbemalung mit Urukúrot und Schwarz, die entweder flächenhaft oder in einzelnen Strichen den ganzen Leib, vorzugsweise das Gesicht, überzieht.

Auch die Zähne färben sie durch ständiges Kauen gewisser Pflanzen. Abflachung des Hinterkopfes kommt gelegentlich noch vor. Der rechte Nasenflügel der Männer ist durchbohrt und dient zur Aufnahme eines kleinen Silberschmuckes, wenn der Mann in die Ehe tritt. Von der Kleidung der Männer sind ein viereckiges Stück Tuch mit Halsausschnitt, das sie wie einen kleinen Halskragen tragen, und eine Kopfbinde aus Baumwollsträhnen hervorzuheben. Offene viereckige, mit einem Palmblattdach versehene Schuppen, die durch eine Querwand in Schlaf- und Küchenraum geteilt sind, bilden die Behausungen, in denen man auf erhöhten Gestellen schläft. Holzmörser, Reibbretter mit Chontapalmstacheln und Zuckerrohrpressen sind die Hauptstücke der Kücheneinrichtung. Die Banane ist, wie im modernen Columbien, die Hauptnahrungspflanze, die man in Wasser kocht oder in Schweinefett röstet; aus gegorenem Zuckersaft wird ebenfalls, wie dort, ein leicht berauschendes Getränk (Guarapo) bereitet. Um Fische zu fangen, vergiftet man das Wasser mit einer Pflanze (Barbasco), oder man wendet Netze an. Bei der Jagd ist noch heute ein Tonkugelblasrohr aus Chontapalmholz allgemein in Gebrauch. Die Musikinstrumente (Marimba, Geige) gehen sämtlich auf Neger oder Europäer zurück. Der Religion nach sind die Colorado eifrige Christen, doch lebt noch mancher alte Brauch fort, z. B. bei der Bestattung; man schützt den Toten, der in einem Loch in der Hütte begraben wird, durch Stabroste oben und unten vor der Berührung mit der Erde und bindet ihm einen Strick um den Leib, der vom Grabe bis zum Dach der Hütte läuft und als „Seelenpfad“ dienen soll. Erst wenn der Strick reißt, wenn man daran zieht, glaubt man, daß die Seele den Körper verlassen habe.

d) Peru

Als Vasco Nuñez Balboa, der Entdecker der Südsee, 1513 bei dem Cuevakaziken Tumaco an der pazifischen Küste Panamás weilte, hörte er von einem reichen Lande im Süden, wo Tiere „wie Schafe“

zum Tragen von Lasten verwendet würden. Schon einige Jahre früher hatten portugiesische Seefahrer an der südbrasilianischen Küste dunkle Kunde von einem Gebirgsvolk im Westen bekommen, das Gold und Kupfer in Menge besaß, Goldharnische und goldene Stirnscheiben trug und Bronze kannte. Das waren die ersten unbestimmten Nachrichten von dem peruanischen Kulturreiche, dessen Angehörige, wie Pascual de Andagoya auf seiner Südfahrt (1522) erfuhr, sich auf ihren Balkenflößen (S. 363) nicht selten handeltreibend die Küste hinauf bis zur Mündung des Rio San Juan (= Rio Patía der modernen Karten, 2. Grad nördlicher Breite) wagten und andrerseits im Warenaustausch mit den Stämmen am oberen Paraguay standen, was zu dem abenteuerlichen Zuge Alejo Garcías vom Paraguay zu den Anden (ebenfalls 1522) Anlaß gegeben hat.

Der Name Peru haftete ursprünglich nur an der südcolumbischen Küste und wurde, da Pizarro bei seinen ersten tastenden Versuchen, nach Süden vorzudringen (vgl. die Erkundungsfahrt Bartolomé Ruiz', S. 363), die an dieser Küste gelegene Isla de Gallo als Ausgangspunkt wählte, später auf das ganze große, im Süden gelegene Kulturreich ausgedehnt. Biru oder pilu heißt in der Sprache der am Rio Patía wohnenden Barbacoastämme „Wasserloch, Fluß“ und bezeichnete zur Zeit Andagoyas speziell den nördlich vom Rio Patía mündenden Rio Iscuandi (Rivet).

Für die ethnographischen und kulturellen Verhältnisse Perus ist wiederum, wie in Ecuador, der Gegensatz von Hochland und Küste vor allem maßgebend. Peru und Bolivien sind keineswegs von der Natur allzu reich bedachte Länder. Zwischen den hoch über die Schneegrenze aufragenden Andenketten liegen kalte, mit hartem, struppigem Gras dürftig bewachsene Hochflächen (Punas), auf denen der Mais nicht mehr gedeiht und eine dichte Bevölkerung daher unmöglich ist. Nur wo die Flüsse in diesen Hochflächen tiefe, wind- und kältegeschützte Täler (Bolsones „Taschen“) ausgefurcht haben, herrscht eine allerdings überraschend große Fruchtbarkeit. In den Tälern des Huillcanota und Apurimac, Marañon und Santa lagen daher die Mittelpunkte einer fleißigen, betriebsamen Bevölkerung, die mit unendlicher Sorgfalt jeden Fußbreit ertragreichen Bodens kultivierte und selbst den Bergabhängen durch Terrassierung anbaufähiges Gelände abrang. Zu ihnen gehört Cuzco, dessen Tal eines der schönsten und zugleich großartigsten des ganzen Hochlandes ist. Auf der bolivianischen Hochebene hat die große Wasserfläche des Titikakasees mildernd auf das

Klima gewirkt, so daß seine Ufer und Inseln trotz der Höhenlage (3800 m) in großer Ausdehnung bestellt sind, während nur wenig südlicher, selbst in Gebieten, bis zu denen ehemals der See reichte, wie in dem alten Aimarázentrum Tiahuanaco (S. 336), heute trostlose Öde herrscht. Das Küstengebiet hat einen ähnlich gegensätzlichen Charakter. Der Puna des Hochlandes entspricht hier die sonnenverbrannte, kahle Sandwüste, die der Regenarmut dieser Breiten ihre Entstehung verdankt. Besiedlung war nur da möglich, wo kurze Flüßchen sich von den Anden herab in schnellem Lauf ihren Weg durch Sandwüste und Dünen bis zum Meere bahnten. An diesen Flüssen, deren befruchtender Einfluß sich infolge systematischer Bewässerung noch auf einen schmalen Streifen zu beiden Ufern erstreckte, erblühten die zahlreichen Gemeinwesen, deren Ruinenstätten von Lambayeque bis Arica angetroffen werden, in verhältnismäßiger Abgeschlossenheit voneinander, so daß die örtlichen Erzeugnisse der alten Töpferei, Weberei usw. oft stark voneinander abweichende Stile zeigen.

Der ergiebigste und bestangebaute Teil der peruanischen Küste ist noch jetzt der Norden, das Land der Chimú von Lambayeque bis Trujillo (S. 327 f.). Südlich folgt das alte Reich des Cuismancu mit den Tälern von Supe und Chancay, Lima und Pachacamac. Es war vom religiösen Standpunkt der wichtigste Teil der Küste, da hier große, noch bis in die letzten Tage der Incaherrschaft berühmte Heiligtümer lagen. Südlich von Pachacamac bilden die Täler von Chincha und Pisco, Ica und Nazca eine gewisse Einheit; hier scheint die älteste Küstenkultur geblüht zu haben (S. 338). Endlich sind noch die Täler von Arequipa und Arica zu erwähnen. In engen Beziehungen zu den Küstenstämmen stand auch die Bevölkerung des Santatals (mit Recuay und Huaraz) und der Gebiete von Huarochiri und Cajamarca, die bereits in der Westkordillere liegen; dafür spricht, abgesehen von den Funden, z. B. auch die Nachricht von dem Bündnis Cajamarcas mit den Fürsten der Chimú (S. 377).

Bei aller Sonderentwicklung herrschte doch wieder an der peruanischen Küste eine ziemlich einheitliche Kultur, die zahlreiche Gegensätze zur Kultur der Hochlandsstämme (Aimará und Khechua) aufweist. Leider wird uns jene, die in mancher Hinsicht höher stand, vielleicht auch älter war, als die Kultur des Hochlandes, nicht durch reich fließende schriftliche Quellen näher gebracht. Wir stehen vor der eigenartigen Tatsache, daß sich fast alle spanischen Berichte des sechzehnten Jahrhunderts auf das Hochlandsgebiet beziehen, die ein vollständiges Bild des altperuanischen Lebens gebenden Funde dagegen meist der Küste entstammen. Bei der folgenden Schilderung der Kultur, die im

wesentlichen die Verhältnisse der Incazeit berücksichtigt, ist das immer im Auge zu behalten.

Der gesamte materielle Kulturbesitz der Küstenvölker ist in ungeheuer reichen, trotz vierhundertjähriger Ausbeutung noch längst nicht erschöpften Grabfunden zum Vorschein gekommen. Vor allem eine unübersehbare Menge vortrefflich erhaltener Tongefäße, die sich in wenige, wohlcharakterisierte Stilgruppen sondern, deren zeitliches Verhältnis zueinander von Uhle klargelegt worden ist (s. d. Einleitung, S. 337 f.). Die Ausbreitung der Tiahuanaco- und Incakultur nach der Küste hat es mit sich gebracht, daß auch die Tonwaren dieser Hochlandskulturen in den Gräbern der Küste erscheinen, fast ebenso zahlreich wie im Hochlande, wo das Klima ihrer Erhaltung nicht so günstig war. Freilich sind sie an der Küste in Form und Farben teilweise stark den örtlichen Stilen angepaßt, weil sie hier offenbar von einheimischen Töpfern angefertigt wurden. Am meisten tragen die feinbemalten, an plastischen Verzierungen reichen Gefäße von Trujillo und Chimbote (S. 338) mit ihrer erstaunlichen Wirklichkeitstreue dazu bei, das Bild der alten Küstenkultur wieder vor unsern Augen erstehen zu lassen. Wer eine der großen Sammlungen (z. B. die Berliner) daraufhin durchmustert, der findet Gefäße in der Gestalt von Kriegern und Gefangenen, Würdenträgern und Angehörigen des arbeitenden Volkes in voller Figur mit allen Trachtabzeichen, Waffen und Geräten (Abb. 151, 156, 157); Köpfe, bei denen die Porträttreue so weit getrieben ist, daß selbst individuelle Besonderheiten (krankhafte Bildungen) dargestellt sind, vielleicht um einen Lebenden von bestimmten Gebrechen zu heilen; die gesamte Land- und Meeresfauna der Küste und die ganze Welt der meist tiergestaltigen Götter oder Dämonen, von denen wir leider so gut wie nichts wissen; endlich auf den Wänden der Gefäße lebhaft bewegte Szenen, die Fischfang und Jagd, Kämpfe und zeremonielle Tänze in naturgetreuen Bildern wiedergeben (Abb. 147, 152, 159). Die merkwürdigen, ∩ förmigen Bogenhenkel vieler dieser Tongefäße (Abb. 161) hatten vor allem einen praktischen Zweck; Verlängerung und Verengerung des Halsteils sollte rasche Verdunstung, die sonst in dem heißen Klima unvermeidlich war, verhüten und die Bogenform zugleich eine Vorrichtung zum bequemen Umhängen des Gefäßes schaffen. Bei den großen Chichaamphoren, die einen der Haupttypen der eigentlichen Incakeramik darstellen (S. 334), lief ein Strick durch die beiden seitlichen Henkel und über einen vorspringenden Knopf; so konnte das ungefüge Gefäß von dem Indianer, der den Strick, anstatt wie sonst in Südamerika um den Kopf, um Schultern und Brust legte, leicht getragen werden (Abb. 135). — Der salpeterhaltige Sand der Küstenebene hat nicht nur die Tongefäße, sondern auch die prächtigen Gewebe aus Llamawolle, Baumwolle oder Pflanzenfaser, die bald steife Figuren des Tiahuanacostils (Abb. 136 a), bald freier bewegte szenische Darstellungen oder einfache geometrische Figuren als Muster zeigen, die wunderbaren Federwämser, bei denen die an querlaufende Fäden geknüpften Federchen ebenfalls mannigfache Muster bilden, die geflochtenen Körbchen mit dem ganzen Arbeits- und Toilettengerät der Frauen (Abb. 162), die Spielsachen der Kinder und Waffen der Männer (Abb. 148), die reich geschnitzten hölzernen Zeremonialruder und zepterartigen Hoheitszeichen, die hölzernen Grabscheite zur Boden-

bearbeitung und kupfernen Werkzeuge, die goldenen und silbernen Gefäße und Schmucksachen ausgezeichnet erhalten. Wir besitzen nicht nur die fertigen Handarbeiten, sondern auch das Rohmaterial und die Geräte, mit denen sie hergestellt wurden. Unser Interesse wird in dieser Hinsicht besonders von dem vollständig erhaltenen Webeapparat in Anspruch genommen (Abb. 153). Merkwürdig sind auch die Handwagen mit einem Balken aus Knochen und Schalen aus Netzgeflecht, die lebhaften Handel, vielleicht auch ein ausgebildetes Gewichtssystem voraussetzen.

Das Incareich war ein festgefügter, von einem despotischen Herrscher regierter Staat, der sich in wenigen Jahrhunderten aus kleinen Anfängen zu einem auch räumlich gewaltigen Gebilde entwickelt hatte. Ganz im Gegensatz zu dem aztekischen Reiche war er nämlich auf breitester territorialer Grundlage aufgebaut. Man begnügte sich nicht damit, die eroberten Gebiete lediglich militärisch besetzt zu halten, sondern ging sogleich an eine planvoll durchgeführte Einverleibung.

Die meisten spanischen Geschichtsschreiber lassen diesen Staat das Werk von zehn Herrschern sein, die als unmittelbare Nachfolger Manco Khapaχs (S. 333) erscheinen. Wahrscheinlich sind lediglich die letzten sechs, vom Inca Roca an, rein geschichtliche Persönlichkeiten. Uhle hat vermutet, daß nur diese den Titel „Inca“ trugen, ihre Vorgänger aber einfache „Sinchi“ (Kriegshäuptlinge) waren, und Manco Khapaχ auf eine noch ältere Zeit hindeutet, in der noch die Aimará das politische Übergewicht in der Gegend von Cuzco besaßen; denn Manco ist ein alter Herrschertitel der Aimará (S. 334). Es ist keine Frage, daß dem Incareiche eine lange dauernde Aimaráepoche (die Zeit der Tiahuanacokultur, S. 335 f.) vorausging, die wahrscheinlich überhaupt erst die Grundlagen zu dem Staat der Inca geschaffen hat; im Hinblick darauf glaubt Joyce die langen Reihen von Königen erklären zu können, die der spanische Chronist Montesinos zwischen Manco Khapaχ und dem ersten der zehn Inca einschiebt. Nach Montesinos folgt auf eine älteste Zeit, während der an der Küste von Manabi bis Pachacamac zahlreiche Einwanderungen vor sich gehen (S. 331), ein „Mittleres Reich“, in dem die Herrscher den Titel „Amauta“ (s. u.) führen, also mehr priesterlichen Charakter tragen. Dies zeigt sich auch in ihrem Bestreben, den alten Huirakochakult durch den Sonnendienst zu verdrängen. Schon damals soll sich das Reich von Huánuco im Norden bis Tucuman im Süden erstreckt haben; es zerfällt unter den Streichen der Reaktion der Huirakochaanhänger, und erst einer energischen Frau aus königlichem Geblüte gelingt es, ihren Sohn Sinchi Roca als Sendboten des Sonnengottes anerkennen zu lassen und ein „Neues Reich“ mit Cuzco als Mittelpunkt und dem Sonnendienst als Staatsreligion heraufzuführen. Sinchi Roca ist der erste der zehn oben erwähnten Inca. Unter ihm und seinen Nachfolgern breitet sich die Herrschaft Cuzcos zuerst ganz allmählich aus, hauptsächlich in der Richtung auf den Titikaka- und Aullagassee, wo der letzte größere, noch unabhängige Aimarástaat, das Reich des Zapana mit der Hauptstadt Hatun-Colla, unterworfen wird. Noch einmal wird, unter dem siebenten Inca (Huirakocha), der ganze Bestand des jungen Reiches

durch den großen Einfall der Chanca (S. 327) gefährdet, die bis Cuzco vordringen und nur dank der Tapferkeit des Thronfolgers Pachacutiχ zurückgeschlagen werden. Dann aber geht die Ausbreitung der Inca mit Riesenschritten vorwärts. Die Eroberung des Gebiets der Chanca, von denen ein großer Teil nach Norden in das tropische Tiefland des Ucayali auswandert, öffnet den Weg zur Küste; Cajamarca fällt, und der mächtige, mit Cajamarca verbündete Fürst der Chimú (Chimú Khapaχ), der über die Küste von Tumbez bis Huacho herrscht, wird durch die Zerstörung der Bewässerungsanlagen, die allein das Leben in den Küstenorten ermöglichten, zur Unterwerfung gezwungen. Leichter wird Pachacutiχ die Besitzergreifung der südlichen Küstenstriche mit den berühmten Heiligtümern Rimades (Lima) und Pachacamaχ. Die Einverleibung des Gebietes von Sucre und Potosí rückt die Ostgrenze des Reiches weit hinaus. Pachacutiχs Nachfolger

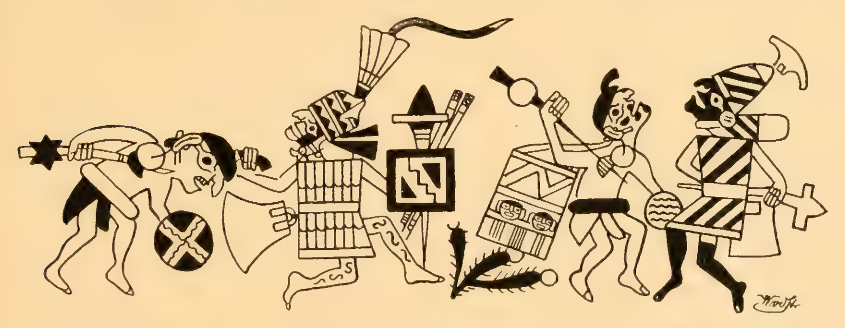


Abb. 147. Kampfszene; abgerollte Verzierung eines buntbemalten Henkelkruges (vgl. Abb. 161) aus Trujillo.
(Nach Bässler)

Thupaχ Yupanqui dringt in Chile bis zum Rio Maule (35. Grad südlicher Breite) vor und unterwirft im Norden die Palta und Cañari und die Küstenstriche von Tumbez und Puná (S. 362, 363). Die größte Ausdehnung erlangt das Reich aber erst unter Huaina Khapaχ, dem Vater Atahuallpas und Huascars, dessen Heere im Norden nach der Niederwerfung der Cara (S. 362) den Quillasenca am Cerro de Pasto und den Stämmen der tropischen Küste von Esmeraldas (1. Grad nördlicher Breite) ihr Joch aufzwingen und die nördliche Grenzmauer am Rio Ankasmayu aufrichten — zu einer Zeit, als schon Pizarro seine große Expedition zur Eroberung des Reiches der Sonnensöhne in Panamá rüstete. Die Länder östlich der Anden sind nie dauernd von den Inca unterworfen worden (S. 235). Die Kämpfe, die ihre Heere am oberen Amazonas und Ucayali und im Chaco mit den wilden Stämmen dieser Gebiete, die bei den Hochlandsbewohnern „Chunchos“ bzw. „Chiriguanos“ hießen (ohne mit den jetzt so genannten Stämmen identisch zu sein), bestanden, scheinen meist erfolglos verlaufen zu sein. Nur im Süden gelang es ihnen, ihre Vorposten bis Tucuman, also bis an den Rand der Pampa, vorzuschieben.

Wenn bei dem Geschichtsschreiber Garcilaso (einem Nachkommen der Inca) jeder Eroberungskrieg der Inca als eine Art Kreuzzug zur Verbreitung ihrer politischen, wirtschaftlichen und

religiösen Ideale erscheint, so ist das zweifellos eine Schönfärberei, und man wird sich lieber dem Urteil des besonnenen Sarmiento anschließen, der ihre Kriege brutale Raubzüge nennt, bei denen man sehr wenig wählerisch in den Mitteln war und gegen die Unterworfenen mit schonungsloser Härte verfuhr. Die Behandlung der Cañari und Cara (S. 362) zeigt dies zur Genüge. Überhaupt weist die Kriegführung der Peruaner viele barbarische Züge auf. Gefangene Fürsten wurden häufig getötet und geschunden; mit ihrer ganzen Haut, an der der Kopf das Anhängsel bildete, überzog man die großen Trommeln, die beim Sonnenfeste geschlagen wurden. Diese Sitte war offenbar nördlichen Ursprungs, da sie sehr an die Trophäen der Ecuadorküste (S. 371) und des Caucatals (S. 347) erinnert.

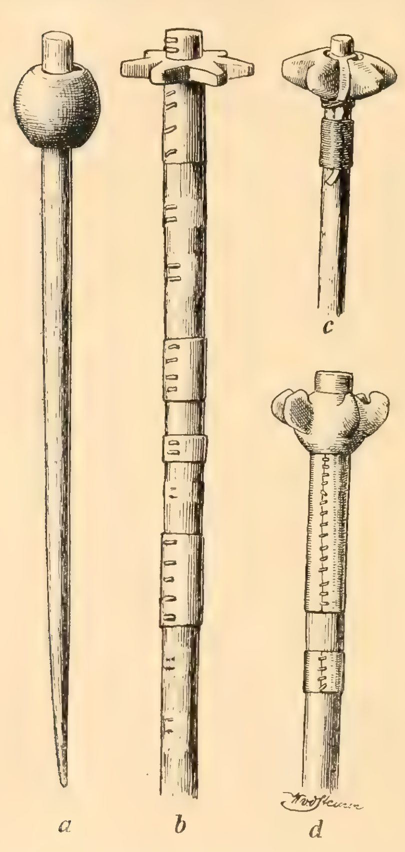


Abb. 148. Altperuanische Keulenformen, meist morgensternartig. Gefunden in Gräbern der Küste (Pachacamac, Chuquitanta, Lima). Bei a und c ist der Knauf aus Stein, bei b aus Bronze, bei d aus silberplattierter Bronze. Länge von a 63 cm, b 1 m, d 1,70 m. (Berliner Museum für Völkerkunde)

Natürlich war die Heeresorganisation bei diesem Erobervolke verhältnismäßig fortgeschritten. Die Truppe gliederte sich in vier Treffen. Im vordersten standen die Schleuderer, die durch Schilde und wattierte Wämser gedeckt waren, im zweiten die Keulen- und Taxtträger, im dritten die Kämpfer mit Speer und Wurfbrett, im hintersten die Lanzenträger. Aus dieser Aufzählung geht schon hervor, daß die Nahkampfwaffen, wie im alten Mexico, gut ausgebildet waren. Zu ihnen gehörten hellebardenartige Äxte und Keulen mit Steinring oder morgensternartigem Stein- oder Bronzeknauf; unter den letzteren kamen Mischformen vor, bei denen ein Zacken wie eine Axtklinge gestaltet

war (champi). Alle diese Formen sind auch an der Küste vertreten (Abb. 148); hier gab es daneben in älterer Zeit nach Darstellungen auf Tongefäßen (allerdings meist als Götterwaffe, vgl. Abb. 161 rechts) Handbeile mit einem Loch in der Grifffläche, durch das ein um das Handgelenk des Kämpfers geschlungener Strick lief — Waffen, die offenbar ähnlich den im Cañarigebiet gefundenen Kupferbeilen waren (S. 364). Unter den Fernwaffen hat die Speerschleuder nach den zahlreich in Gräbern der Küste gefundenen Exemplaren dieselbe Form gehabt, wie bei den Chibcha und Ecuadorstämmen (S. 366). Sie besaß außer dem aufgebundenen Kupfer- oder Knochenhaken am hinteren Ende ein gleichfalls aufgebundenes, knöchernes Widerlager am vorderen und diente an der Küste vorzugsweise als Jagdwaffe (Abb. 152), wie die dreiteilige, mit Stein- oder zackigen Metallkugeln bewehrte Bola (lihui oder ayllo) im Hochlande, die bei den Collagua auch noch als Kampfmittel erscheint. Daß Bogen und Blasrohr, die im Hochlande selten waren, in älterer Zeit an der Küste häufig vorkamen, beweist ihre Darstellung auf Geweben der Tiahuanaco- und Protonazcazeit (Abb. 136 a); in den Gräbern von Ancon sind Reste von Bögen mit rechteckigem Querschnitt und abgesetzter Spitze gefunden worden. Die Schutz-



Abb. 149. Mauerecke der Festung Saχsayhuaman bei Cuzco (Nach Joyce)

waffen der Peruaner umfassen außer runden und rechteckigen Schilden aus Holz oder Rohrgeflecht und gesteppten oder ledernen Kollern auch eine Art Stäbchenpanzer, wie ihn der zweite Krieger des Vasengemäldes Abb. 147 trägt. — Die Grenzen wurden überall durch starke Festungen gesichert; an der Eingangspforte ins tropische Tiefland des Rio Ucayali erhob sich drohend die Felsenfeste Ollantaytambo, und selbst das bei seiner Grenzlage feindlichen Überfällen leicht ausgesetzte Cuzco besaß eine gewaltige, durch dreifachen Mauerring geschützte, mit Brustwehren und Toren versehene Zitadelle (Saχsayhuaman).

Diese Festungen zählen zu den gewaltigsten Leistungen der Incabaukunst. Viele sind noch gut erhalten und erfüllen jeden Beschauer mit Bewunderung und Staunen über die Größe der Arbeitsleistung, die hier von Menschen mit mangelhaften Werkzeugen vollbracht worden ist. Saχsayhuaman wird gewöhnlich als Musterbeispiel für die kyklopische Baukunst der Peruaner (S. 334) angeführt. Die unregelmäßig-polygonalen, aufs genaueste zusammengefügten Steinblöcke haben an den vorspringenden Winkeln, die den Angreifer zwangen, dem Verteidiger die unbeschützte Flanke zuzukehren, teilweise eine Höhe von 5,80 m und messen an der Basis 3 m zu 2,30 m (Abb. 149). Die Mauern dieser Feste sperren den sich allmählich senkenden Nordwesthang einer dreieckigen Felskuppe, die nach Nordosten, Osten und Süden steil zu den Tälern der beiden Flüßchen Huatanay und Tullumayo abfällt, zwischen denen Cuzco erbaut ist. Bei den großen Festungen Ollantaytambo und Pisac, Paucartambo und Chokek'irau, Machu Picchu und Incallaχta ist das Prinzip der Anlage stets das gleiche: ein von der Talwand sich loslösender, gegen den Fluß vorspringender Felssporn ist da, wo seine Hänge sanftere Böschung zeigen, vom Talboden bis zum Gipfel durch eine Reihe übereinanderliegender, mächtiger Terrassen aus Mauerwerk befestigt; an den jäh abfallenden Stellen, wo dieser Schutz nicht nötig war, erheben sich Wachttürme und Ausgucke, und auf dem geebneten Sattel, der den Sporn mit der weiter zurückliegenden Talwand verbindet, die Hauptbauten der Festung: Kasernen, Magazine, Palast- und Tempelanlagen. Eine geneigte Ebene führt vom Tale, in dem der zugehörige Ort lag, zur Höhe der Feste Ollantaytambo; auf dieser Rampe hat man einst die Porphyrblöcke für den Bau der Festung aus den zwei spanische Meilen entfernten Steinbrüchen hinaufgeschafft. Die größten sind sechs mächtige Porphyrplatten von etwa 4 m Höhe und 2 m Breite, welche die Einfassung einer Terrasse auf der obersten Plattform bilden: sie ist der älteste, möglicherweise schon vorincaische, Teil der Festung. Die vier zuerst genannten Festungen stellen ein vollständiges Verteidigungssystem dar, das Cuzco gegen etwaige Angriffe der wilden Stämme östlich der Anden deckte. Paucartambo beherrschte den gleichnamigen Fluß, Ollantaytambo den Huillcanota (Huillcamayo), Chokek'irau den Apurimac — also die drei Hauptzugangsstraßen zum tropischen Waldgebiet. Pisac wurde an der Stelle errichtet, wo der einzige Weg vom Huillcanota- ins Paucartambotal, also in die wichtigen, Koka und Baumwolle produzierenden Länder der Andenprovinz,



Abb. 150. Gesamtansicht der 1911 entdeckten Ruinen der Incafestung Machu Picchu im oberen Ucayalital
(Nach Hiram Bingham)

hinüberführt. Machu Picchu (Abb. 150) und Incallaχta sind erst kürzlich von Bingham bzw. Nordenskiöld entdeckt worden; wie jenes die nördlichste, war dieses die südlichste Grenzburg der Inca gegen das tropische Waldgebiet des Ucayali bzw. Mamoré. — Auch andere Teile des Landes besaßen an strategisch wichtigen Punkten Festungen. Vielleicht schon vorincaisch ist die Burg Paramunca, die der Tradition nach allerdings erst der Inca Pachacutiχ nach der Unterwerfung der Küstenländer im Tale des Huaman unweit von Supe erbaut haben soll. Sie ist rechteckig im Grundriß, von drei Umwallungen umgeben, deren eine immer höher aufsteigt als die andere, besitzt schmale, durch das Übergreifen der Wälle gebildete Eingänge und Bastionen und besteht ganz aus einem Mauerwerk von Lehmziegeln, dem Baumaterial der Küste.

Die eroberten Gebiete wurden fest an das Stammland der Inca, die Flußtäler des Huillcamayo und Apurimac, gekettet. Die Verpflanzung ganzer Ortschaften und Ersetzung ihrer Bewohner durch andere, deren Treue bewährt war, und die zunächst den Charakter von Militärkolonisten (Mithmaχ, in spanischer Form Mitimaes) hatten, sowie die Überwachung der alten Stammeshäuptlinge (Curaca oder Sinchi) durch ein Heer von Beamten (Camayoχ), die dem jeweiligen Provinzialstatthalter (Tucuy ricuχ „der alles übersieht“) unterstanden, waren die ersten Maßnahmen. Der Provinzialstatthalter befehligte die Garnison, überwachte Tribute und Steuern, erteilte Heiratserlaubnisse und hatte sich nur vor dem höchsten Reichsbeamten oder dem regierenden Inca selbst, wenn diese sich von Zeit zu Zeit persönlich von den Zuständen im Reiche überzeugten, zu verantworten. Die zwangsweise Einführung des Sonnendienstes neben den einheimischen Kulten, des Khechua als Reichssprache und die Erziehung der Söhne der Curacas am Hofe des Inca, wo sie in den Sitten und der Denkweise der Eroberer aufwuchsen, sollten ein festes geistiges Band zwischen den vielen stammverschiedenen Elementen knüpfen. Die regelmäßige Abgabe wurde durch den Grundsatz, daß jeder Untertan ein Fronarbeiter des Staates ist und nur drei Monate im Jahr für seine eigenen Bedürfnisse arbeiten darf, auf eine dauernd gesicherte Grundlage gestellt.

Die Durchführung dieses Grundsatzes hat unter allen Einrichtungen des Incareiches das meiste Aufsehen erregt, da sie einer Verwirklichung der Ideen des Staatssozialismus nahezu gleichkommt. Die Abgabe jedes einzelnen bestand in der Arbeit, die er für den Staat leistete, die je nach dem Alter und der Kraft verschieden bemessen wurde, und von der nur die Inca, d. h. die Mitglieder der regierenden Kaste, befreit waren (außer Kranken und Greisen, für die die Gemeinde zu sorgen hatte). Bearbeitung des Bodens und Kriegsdienst waren die allgemein geforderten Leistungen, ebenso Weben und Spinnen.

Im übrigen wurde jeder nach seinen Fähigkeiten beschäftigt. Die Spezialhandwerker (Metallarbeiter, Steinmetzen) waren, um sich ihren Arbeiten ungestört hingeben zu können, von anderen Abgaben befreit, und den überwachenden Beamten rechnete man diese ihre Tätigkeit an Stelle einer Abgabe an. Die Erzeugnisse des Landbaues und der Handwerke flossen in die öffentlichen Magazine; aus ihnen empfing jeder einzelne Saatkorn und Wolle zum Spinnen und Weben und der Handwerker das Rohmaterial, dessen er für seine Arbeiten benötigte. *So gab es keinen Besitz*, daher auch keinen Reichtum, aber auch keine Armut. Das ganze verfügbare Land zerfiel in Tempelland, Gemeindeland und Kronland; das Gemeindeland wurde in gleiche Teile geteilt, von denen jeder Familienvater einen Teil für sich selbst und einen für jedes Kind erhielt. Die Dorfinsassen wurden jeden Morgen zur Arbeit zusammengerufen und hatten das Land gemeinsam, nach einem bestimmten Plane, zu bearbeiten, zunächst die Tempelländereien, dann die der Gemeinde (und zwar in erster Linie die Anteile der Kranken, Schwachen und Witwen) und zuletzt das Kronland, dessen Erzeugnisse zum Unterhalte der Armee und des Herrschers dienten. Wie diese Arbeiten, so waren auch alle anderen bis ins kleinste geregelt, eingeteilt und überwacht. *Das Individuum genoß keinerlei persönliche Freiheit*; selbst die Tracht war behördlich für jeden Distrikt vorgeschrieben, und zur Heirat oder zum Verlassen seines Dorfes bedurfte ein jeder besonderer Erlaubnis durch den leitenden Beamten des Distrikts.

Die Heranziehung der gesamten Bevölkerung zu staatlichen Arbeiten hat es den Inca ermöglicht, jene schon erwähnten Riesenbauten aufzuführen, die für ein Volk mit primitiven technischen Hilfsmitteln eine erstaunliche Leistung darstellen. Glänzend ist ihnen auch die Bewältigung der *Verkehrsfrage* gelungen, die in dem schwierigen Gelände scheinbar unüberwindliche Schwierigkeiten bot. Wie im römischen Reiche, begann man auch im alten Peru im eroberten Gebiete sogleich Straßen zu bauen, um den ungehinderten Verkehr der Beamten, Truppen usw. zu ermöglichen.

Die beiden *Hauptstraßen*, von denen die eine über das ganze Hochland zog und Cuzco mit Quito verband, die andere an der Küste, durch Mauern gegen Sandwehen geschützt, von Tumbez nach Chincha lief, waren durch zahlreiche Querstraßen verbunden (z. B. von Cuzco nach Nazca, Jauja nach Lima, Chavin nach Paramunca). Sie waren durchweg für Fußgänger eingerichtet, da sie starke Steigungen nicht selten durch Treppen überwanden. In regelmäßigen, kürzeren Abständen erhoben sich Häuschen für die Läufer (Chasqui), durch die eine Nachricht von Cuzco nach Quito in acht Tagen übermittelt werden konnte, in größeren Tambos (richtiger Tampu, d. h. Magazine für die Verproviantierung Reisender und durchmarschierender Kolonnen) und an den Flußübergängen Zollstellen. Die *Brücken* waren, wo nur ein schmaler Fluß zu überschreiten war, massive Steinbauten, wo aber tief eingeschnittene Schluchten den Weg kreuzten (z. B. am Apurimac auf dem Wege von Cuzco nach Ayacucho), Hängebrücken aus fünf starken Tauen von Weidenrutengeflecht, von denen drei (mit Faschinen überdeckte) den Steig, zwei das Geländer bildeten. Daneben gab es Seilbahnen

oder Gleitbrücken (Tarabiten), auf denen Menschen und Lasten in Körben befördert wurden. Den Verkehr auf dem Titikakasee und den übrigen Binnengewässern vermittelten und vermitteln noch heute Balsas (Huampu im Khechua und Aimará), Fahrzeuge aus mehreren walzenförmigen, an den Enden zugespitzten Binsenbündeln, die, zusammengebunden, außer mehreren Personen noch eine ganze Menge Warenballen tragen konnten (vgl. Abb. 88, Fig. 6). Sie besitzen heute viereckige Segel aus Binsengeflecht, die an einem von zwei schräggestellten, oben zusammengebundenen Stangen gebildeten Maste befestigt sind. An der Küste gab es, wie die Darstellungen auf Tongefäßen lehren, in alter Zeit für den Fischfang Balsas, die vorn ebenfalls eine (nach oben gebogene) Spitze hatten, hinten aber glatt abgeschnitten waren und eine kleine Plattform, aber keine Segel trugen. Auf den kleinsten Fahrzeugen dieser Art saß der Fischer rittlings (daher caballitos „Pferdchen"). Wenn der regierende Inca reiste, wurde er in einer hölzernen Sänfte (vgl. Abb. 159) getragen — ein Vorrecht, das gelegentlich auch hohen Beamten gewährt wurde —, und Läufer eilten ihm voraus, die jedes Hindernis aus dem Wege zu räumen hatten.

Der Herrscher des Incareiches, dessen Einheit erst beim Tode des vorletzten Inca Huaina Khapaχ durch die Teilung in eine Nord- und eine Südhälfte mit Quito und Cuzco als Hauptstädten aufgehoben wurde, war der Khapaχ oder Sapay Inca (der „regierende" oder „alleinige Inca"), der „Sohn der Sonne" (intip churin). Die stufenweise Entwicklung der Herrschergewalt, die wir bei den Caucastämmen und Chibcha verfolgten, hat hier ihren Höhepunkt erreicht.

Der Herrscher ist die fleischgewordene, auf Erden wandelnde Gottheit; alles, was er berührt, wird „Tabu". Seine Macht ist unbegrenzt und uneingeschränkt; alles in seinem Reiche, jede Frucht auf dem Felde, jedes Erzeugnis des Gewerbfleißes und auch jedes Individuum gehört ihm. Wer sich ihm naht, zieht seine Schuhe aus und belädt seine Schultern mit einer Last, um seine Unterwürfigkeit auszudrücken. Der Khapaχ Inca erscheint stets in demselben feierlichen Aufzuge, wie das Bild der Gottheit bei den Festen: man trägt ihm als Insignien ein weißes Llama mit Purpurschabracke und einen Stab, der oben in ein Kreuz aus Federwerk endet (suntur paucar), voraus: zu seinem Ornate gehört die schmale, schwarz-purpurne Kopfbinde (llautu), von der purpurne, in ein goldenes Täfelchen gefaßte Wollfransen (masca paicha) auf die Stirn herabhängen. Er hat einen großen Harem, aber nur eine seiner Frauen ist die anerkannte Hauptgattin (Koya), die nach einem später entstandenen Gebrauche die Schwester des regierenden Inca sein mußte und ihm den Thronfolger gebar, dessen Abzeichen ein Llautu von gelber Farbe war. Der Theorie nach sollte dieser stets der älteste Sohn sein, doch wurde dieser Grundsatz häufig durchbrochen; der älteste Sohn wurde dann gewöhnlich Oberpriester am Sonnentempel, wie Thupaχ Amaru, der älteste Sohn Pachacutiχs. Die Söhne des regierenden Inca führten den Titel Auqui: Inca heißen die gesamten Mitglieder der weitverzweigten Kaste oder des Stammes, aus welchem der Herrscher hervorging. Sie unterscheiden sich von ihren Volksgenossen u. a. durch die kurz



Tafel XI

Tuyuka (Tukano-Stamm am oberen Rio Tiquié, einem Nebenfluß des Caupés) in vollem Tanzschmuck: Federdiadem aus gelben und roten Ararafedern mit Saum aus weißen Flaumfedern des Geiers und Stutz aus Reiherfedern; Schopfgehänge aus Reiherbälgen; Armbänder aus dicken Affenhaarstricken mit Federn; gewebte Kniebänder mit Federtroddeln; Brustschmuck aus einem durchbohrten Quarzzylinder; Gürtel aus Jaguarzähnen mit Schurz aus weißem, blau bemaltem Baumbast

(Nach Koch-Grünberg)



Tafel XII — *Goldaltertümer aus den südamerikanischen Kulturreichen*

1 Helm mit getriebener Figur; 2—4 Flaschen (2 und 3 in Menschengestalt; 2 hält in der rechten Hand eine Kokakalkdose der auf Taf. X, Fig. 25 abgebildeten, noch heute üblichen Form); 5 und 6 „Tunjos“ mit aufgelöteten Verzierungen; 7 Brustplatte mit (über Schlagsteinen) getriebenen Figuren; 8 Nasenplatte (Weiterbildung des in Columbien, Ecuador und Peru getragenen, auch aus Mexico bekannten Nasenhalbmondes); 9 Manschette mit plastischen Figürchen (Balsafahrer); 10 Becher; 11 Totenmaske (für den künstlichen Kopf des Mumienbündels); 12 Haarzange älterer Form (läßt noch deutlich das Vorbild, die zweischalige Muschel, erkennen)

1—4 Cauca-Tal (Quimbaya). 5—8 Chibcha-Hochland (6 in der Nähe des Tequendama-Falls gefunden). 9 Peruanisches Hochland (Puno am Titikakasee), 10—12 Peruanische Küste (Ica). (1/6 n. Gr.)
(Sämtliche Originale im Berliner Museum für Völkerkunde)

geschorenen Haare, die mächtigen Ohrpflöcke aus weichem, schwammigem Schilfmark, die ihnen bei den Spaniern den Namen Orejones (Großohren) eintrugen, und die schwarzgefärbten, gefransten Stirnbinden (llautu). Der Hofhalt des Inca war natürlich von besonderer Pracht; alle Geräte bestanden aus Silber oder Gold und die Gewänder des regierenden Inca aus feinster Vicuñawolle, die von den Sonnenjungfrauen (s. u.) gewebt wurde. Wenn ein regierender Inca starb, so wurde sein Palast mit dem gesamten Gerät und allem Gesinde so belassen, wie er zu Lebzeiten des Herrschers gewesen war; sein Nachfolger mußte einen neuen, womöglich noch prunkvolleren Hof begründen.

Die wunderbare Ausgestaltung dieses Staatswesens scheint jeden Vergleich mit den Kulturverhältnissen der amerikanischen Naturvölker von vornherein auszuschließen. Doch dürfen wir uns von der glänzenden Außenseite nicht zu sehr beirren lassen. Auch der Staat der Inca ist aus primitiven Verhältnissen erwachsen, und es gewährt einen eigenartigen Reiz, zu beobachten, wie sich in der Kultur der Incaperuaner eine Menge primitiver, nur bis zu einem außerordentlich hohen Grade verfeinerter und durchgebildeter Züge erhalten hat. Zunächst war das Incareich nur scheinbar eine „absolute Monarchie“, denn allenthalben gab es noch lokale Häuptlinge (Curaca), Kleinkönige, die die Inca nicht zu beseitigen, sondern nur in ihrer Macht zu beschränken wagten. Ferner hat Seler darauf aufmerksam gemacht, daß der peruanische Agrarkommunismus in seinem Kern eine primitive Form der Gesellschaftsordnung darstellt, wie sie in gleicher oder ähnlicher Gestalt überall auf dem amerikanischen Festlande vorhanden war. Die Inca haben diesen Zustand nicht geschaffen, sondern vorgefunden; sie hüteten sich wohl, ihn anzutasten, machten ihn vielmehr in einzigartiger Weise ihrem Hauptzweck, der auf die wirtschaftliche Ausnützung möglichst ausgedehnter Landstriche hinauslief, dienstbar. Das Vorgehen der Inca erstreckte sich daher auch niemals auf Gebiete, wo nichts zu holen war. In manchen Beziehungen erinnert es an die Ausbreitung der Aruak, wie sie von Max Schmidt geschildert worden ist (S. 232). — Endlich zeigt auch die bis in die letzte Zeit der Incaherrschaft beibehaltene und weiter ausgebaute Gentilverfassung, wie primitiv die Grundlage war, auf der das stolze Staatswesen ruhte.

Bei den Incaperuanern und anderen Stämmen des Hochlandes (z. B. den Cañari, Chanca, Collagua) zerfällt der Stamm in zwei Phratrien, Hanan und Hurin genannt (bei den Incaperuanern wurden diese sozialen Begriffe später geographisch umgedeutet und mit der Geschichte der Stadt Cuzco verknüpft). Diese Phratrien, die offenbar alte Heiratsklassen waren und auf ursprüngliche

Exogamie hindeuten, während im späteren Incastaate die Endogamie der Siedlungsgemeinde entschieden begünstigt wurde, umfassen eine Reihe von Clanen (ayllu), in denen wohl, wie in der regierenden Familie, Vaterfolge herrschte. Die regierende Familie selbst bildete einen dieser Clane, den man direkt von Manco Khapaχ (S. 333) ableitete; andere wurden auf jüngere Söhne früherer Inca zurückgeführt, und sämtliche elf oder zwölf sog. „Incaclane" zehn anderen, nicht incaischen, gegenübergestellt — eine Tatsache, die offenbar besagt, daß die regierende Kaste ursprünglich einen besonderen Bestandteil des Volkes darstellte, wofür auch die bedeutsame Angabe Garcilassos spricht, daß die Inca unter sich eine besondere Mundart geredet hätten. Natürlich ist die erwähnte Ableitung der Incaclane eine spätere, legendäre Zutat. Auch sie waren den beiden Phratrien zugeteilt, wie die übrigen, nicht incaischen Clane, und es ist bemerkenswert, daß die Überlieferung beide Arten von Clanen vollkommen gleichstellte, da sie die nicht incaischen Clane gleichzeitig mit Manco Khapaχ und seinen Brüdern aus den drei Fenstern des Ursprungsfelsens hervorkommen läßt (S. 333). — Bei dem großen Sithuafeste in Cuzco (s. u.) erscheint die Gesamtheit der ayllu nicht nach den beiden Phratrien, sondern nach vier Gruppen, entsprechend den vier Himmelsrichtungen, gegliedert. Diese Einteilung der Clane ist später offenbar auf das ganze Reich ausgedehnt worden, das nach den Himmelsrichtungen in vier Bezirke oder suyu zerfiel (daher Tahuantin-suyu „die vier Bezirke" genannt); über jeden suyu wurde ein Khapaχ (Fürst) gesetzt, und dem regierenden Inca zur Seite stand außerdem ein höchster verantwortlicher Reichsbeamter. Wenn die vier Reichsbezirke lediglich die ins Große übersetzten vier Lokalgruppen der Clane sind, so ist es offenkundig, daß ursprünglich neben dem Inca ein Rat von vier Stammeshäuptern gestanden haben muß, denen die späteren Khapaχ entsprechen, während der Inca selbst außerdem noch einen Kollegen oder Stellvertreter hatte. Also bildete in Peru eine Gentilverfassung die Grundlage aller späteren staatlichen Einrichtungen, die genau der des aztekischen Staates (S. 185/6) entsprach, nur daß im letzteren die ursprüngliche Form noch viel durchsichtiger geblieben ist (Seler).

Die Wirtschaft der Peruaner kennt schon seit uralter Zeit einen hochstehenden Ackerbau. Wie der Bewohner der trockenen Küste durch Bewässerung, so verstand der Hochlandsbewohner durch Terrassierung der Bergabhänge größere Flächen für die Bebauung zu gewinnen. Die alten, durch Steinmauern gestützten Terrassen (pata), die überdeckten Wasserleitungen (puquio) sind überall im Lande anzutreffen und werden auch gegenwärtig noch benützt. An der Küste wurde der Boden mit Fischen oder Guano gedüngt, der auf den Inseln nahe der Küste in ungeheuren Massen gefunden wurde. Hauptgeräte des Ackerbaus waren hölzerne Spaten (an der Küste mit kupfernem Blatt) und Hacken mit knieförmigem Schaft; man sieht auf Geweben aus den Gräbern der Küste, daß besondere Feldhüter angestellt waren, die mit Blasrohren und Schleudern die Vögel von der jungen Saat vertrieben. Angebaut wurden Mais,

Quinoa (eine Chenopodiumart), Kartoffeln, die in Peru ihre eigentliche Heimat haben, Oka (eine knollentragende Sauerkleeart, Oxalis tuberosa) und das ebenfalls knollentragende Ullucu (eine dem Portulak verwandte Pflanze). Die Kartoffeln kamen auch auf der kalten





Abb. 151. Tongefäß aus Trujillo, einen Kokaesser darstellend (a), und die von ihm gebrauchten Geräte (b, c; Fundort Chuquitanta bei Lima). Das Täschchen ist blauweiß gemustert, die Kürbisdose mit aufgemalten und eingeschnittenen Vogel- und Fischfiguren verziert; den Rand der Dose umgab ursprünglich eine Ledermanschette. (1/3 n. Gr.) (Nach Bäßler)

Puna fort (wie Oka und Ullucu) und haben im Verein mit dem Llama ihre Besiedlung überhaupt erst ermöglicht. Die Peruaner besaßen eine ganze Reihe Arten, die in Europa nie eingeführt worden sind. Sie verstanden es auch, aus den Kartoffeln dadurch, daß sie sie abwechselnd frieren ließen und der Sonne aussetzten, eine Dauerform (ch'uñu) herzustellen, die, zerstampft und mit Wasser zu einem Brei (tunta) gekocht, noch heute die Hauptnahrung der arbeitenden Bevölkerung bildet. Aus Mais, dessen Kolben gekocht oder geröstet gegessen wurden, bereitete man vor allem das Hauptgetränk, die bier-

artige Chicha (akha), indem man die Körner keimen ließ, darauf dörrte und durch Zusatz gekauter Körner zur Gärung brachte. Die Pflanze gedieh auf dem Hochlande nur in den geschützten Tälern; an der Küste pflanzte man auch Mandioka und Bataten, Erdnüsse und Bohnen. Als Narkotikum wurden allenthalben die Blätter des Kokastrauches (Erythroxylon coca) zusammen mit Kalk oder Knochenasche gekaut (Abb. 151); große Kokapflanzungen lagen in den warmen Tälern an der Ostabdachung der Anden und wurden von den Hochlandstämmen mit äußerster Sorgfalt gehegt, da ihnen die Blätter nicht nur ein Stimulans, sondern auch eine wirksame Medizin zur Bekämpfung der in größeren Höhen häufig auftretenden Bergkrankheit waren. Endlich ist noch als wichtige Nutzpflanze neben der Baumwolle die Agave zu erwähnen, deren Fasern zur Herstellung von Geweben, Stricken, Sandalen usw. dienten.

Die Zucht zweier kamelartiger Wiederkäuer, des Llamas und Alpakas, hat eine Weiterentwicklung des Bodenbaues zur Pflugkultur nicht zur Folge gehabt, doch hatte der Mensch in beiden Tieren vorzügliche Lastträger gewonnen, die ihn zugleich mit ihrem Fleisch versorgten und Wolle zur Anfertigung der Kleider lieferten. Llama und Alpaka kommen nur auf dem Hochlande fort. Als Transporttier ist das Llama gefügig, genügsam und ausdauernd, aber nicht fähig, allzuschwere Lasten lange zu tragen. Auf größeren Reisen mußte man daher eine ganze Herde mitnehmen, um mit dem Tragtier, dem die Last in zwei gleich schweren Säcken auf den Rücken gelegt wurde, häufig wechseln zu können. Das Llama war daneben hauptsächlich Schlachttier, das Alpaka Wolltier. Besonders der Wolle wegen wurden auch die beiden wilden Verwandten des Llamas, das Guanako und Vicuña, auf dem Hochlande gejagt. In großen Treibjagden fing man die Tiere, die nach erfolgter Schur wieder freigelassen wurden. Sonst war auf dem Hochlande die Einzeljagd mit der Bola das übliche, an der Küste die Jagd mit aufgestellten Netzen, in welche Tiere (Hirsche, Vögel) getrieben wurden, um dann dem Speer und Wurfbrett des Jägers zu erliegen (Abb. 152). Dabei half dem Menschen der Hund, der in den Gräbern des Küstengebietes durch drei von den europäischen abweichende Arten vertreten ist. Die Grabfunde haben uns auch interessante Darstellungen der Angelfischerei geliefert; die Fischereigeräte selbst sind in den Gräbern von Arica zum Vorschein gekommen: Harpunen, deren oberer, ablösbarer Teil eine mit Widerhaken versehene Stein-,

Knochen- oder Kupferspitze trägt, und beinerne oder kupferne Angelhaken mit Senksteinen.

Auf die Höhe der Kunstfertigkeiten wurde schon wiederholt hingewiesen. Sie konnte nur in einem Lande erreicht werden, das auch wertvolle Rohmaterialien besaß — man denke an den Metallreichtum Boliviens und an das Auftreten der vier wolltragenden Wiederkäuer, deren einer (das Vicuña) einen Pelz von solch' seidenweicher Schönheit hatte, daß daraus nur die Gewänder für die Familie des regierenden Inca hergestellt werden durften. Bei dem



Abb. 152. Treibjagd mit Netzen; Szene von einem buntbemalten Henkelgefäß aus Trujillo. „Einer von zwei Pfeilen getroffenen, zusammenbrechenden Hirschkuh soll von einem Jäger mit der Keule der Todesstreich gegeben werden, während sein Genosse einem Hirsch gerade den Wurfpfeil [mit dem Wurfbrett] entgegen schleudern will. In der Linken trägt dieser noch zwei Pfeile, und der Knappe hinter ihm bringt zwei weitere herbei.“
(Nach Bäßler)

altperuanischen Webstuhl (Abb. 153) sind die Kettenfäden an zwei Querhölzern befestigt und durch einen durchgesteckten „Trennstab“ in zwei Gruppen geteilt; die unter dem Stab durchlaufenden verbindet man durch Schlingen mit einem anderen Stab, durch dessen abwechselndes Heben und Senken das „Fach“ gebildet wird. Den Einschlag führte die Weberin mit Hilfe von Rohrstäben oder hübsch geschnitzten Holznadeln hindurch, die zusammen mit Spindeln, deren Wirtel überaus zierliche, reizend verzierte kleine Tongebilde sind, den Hauptinhalt der geflochtenen Deckelkörbchen bilden, die man oft in den Gräbern findet (Abb. 162). Spinnen und Zwirnen war so sehr zur alltäglichen Beschäftigung der Frauen geworden,

daß sie es selbst unterwegs, auf Reisen und Ausgängen, nicht unterließen (wie man es noch heute in Peru beobachten kann), und daß vornehme Damen bei gegenseitigen Besuchen sich stets ihr Spinngerät nachtragen ließen.

Max Schmidt hat bei der Untersuchung der an der peruanischen Küste gefundenen Gewebe festgestellt, daß ein wichtiger Unterschied zwischen den Geweben der alten Kulturen von Tiahuanaco und Ica und den jüngeren Geweben des nördlichen Küstengebietes besteht. Die ersteren sind noch ohne irgendwelchen Apparat zur mechanischen Fachbildung hergestellt, also eigentlich noch zu den Geflechten zu rechnen. Sie zeichnen sich auch dadurch aus, daß die Spaltenbildung, die da auftritt, wo zwei Farben des Musters parallel dem Verlaufe der Kettenfäden zusammenstoßen, durch das gegenseitige Einhängen der sich entgegenkommenden Einschlagfäden beseitigt ist. Die jüngeren Gewebe sind dagegen auf Webstühlen der oben geschilderten Art hergestellt, die entweder vertikal (zur Herstellung breiterer und kürzerer Stoffstücke) oder horizontal (für Bandweberei) gebraucht werden. Im letzteren Falle war das eine Ende des Webstuhls, wie im alten Mexico, gürtelartig an der Weberin befestigt und zur Ordnung der Kettenfäden eine besondere „Kreuzvorrichtung" vorhanden. Diese jüngeren Gewebe zeigen die offenen Spalten (Kelimtechnik): man hat sie gewöhnlich nachträglich vernäht oder nach Möglichkeit vermieden, indem man die Grenzlinien zweier Farben in diagonaler Richtung oder senkrecht zu den Kettenfäden verlaufen ließ. Die beiden Hauptarten der peruanischen Weberei unterscheiden sich auch darin, daß bei den Tiahuanacogeweben meist ornamental gehaltene Figuren in archaisch-eckiger Stilisierung, bei den auf Webstühlen hergestellten nicht selten lebhaft bewegte Szenen (eingewebt, eingestickt oder aufgemalt) die Muster bilden.

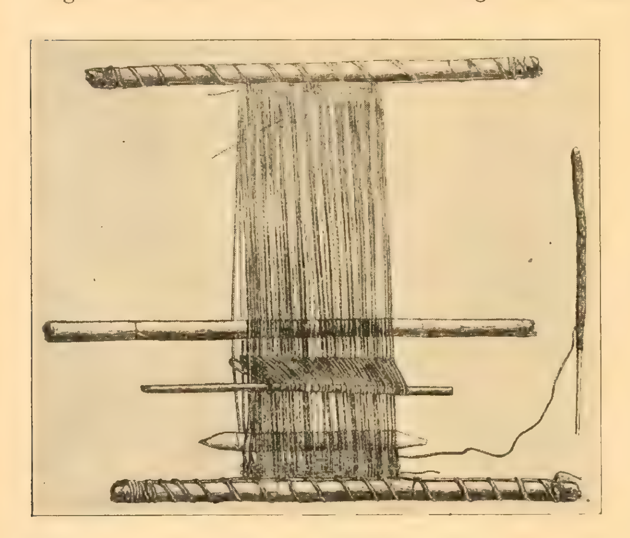


Abb. 153. Vertikaler Webstuhl aus Pachacamac. Als Gestell dienten zwei gabelförmig zusammengebundene Stäbe (Nach Max Schmidt)

Der Töpfer arbeitete stets ohne Drehscheibe. Die Wände der Gefäße sind dünn, der Ton ist gut gebrannt und die Außen-

fläche sauber geglättet und bemalt. Die schwarze Chimúware der späteren Zeit zeigt vielfach einen glänzenden Graphitüberzug und ist in Formen hergestellt. Haupterzeugnisse der Steinmetzkunst des Hochlandes sind große, runde Steinschalen mit plastischen Schlangen auf dem Rande, die der incaischen Zeit angehören, Steinbecher (Tiahuanacokultur) und kleine Steinnäpfe in Llamagestalt (lliptha), in denen die Aimará den Kalk zum Kokagenuß aufbewahrten. Für die Holz-, Stein- und Muschelschneidekunst der alten Peruaner ist die Vorliebe für eingelegte Arbeiten (Inkrustation von Holz, Knochen und Stein mit farbigem Kitt, Muschelschale, Türkisen, Goldplättchen) ebenso kennzeichnend wie für die gleichen Techniken der alten Mexikaner (Abb. 51, Fig. 3). Auch Federmosaiken sind nicht weniger häufig, als bei jenen, und zwar wurden die Federn auch entweder aufgeklebt (z. B. auf die vordere Fläche von Ohrpflöcken) oder eingeknüpft (S. 184). In Metallarbeiten waren die Peruaner von allen Amerikanern am weitesten fortgeschritten, denn sie sind die einzigen, die sich auf die Herstellung von Bronze verstanden.



Abb. 154. Axt mit seitlich angebundener Steinklinge und Kniehacke mit Kupferblatt. Fundorte Marquez (bei Lima) und Pachacamac (Berliner Museum für Völkerkunde)

In einem jüngst erschienenen Buche hat E. v. Nordenskiöld den Nachweis geführt, daß der Bronzezeit im westlichen Südamerika eine reine Kupferzeit vorausging; die großen Denkmäler von Tiahuanaco stammen aus dieser Zeit, und in ihr verharrten die Völker Ecuadors und der peruanischen Küste vielleicht noch bis zur Incaepoche, während die Hochlandsstämme schon weit früher (in der späteren Tiahuanacoepoche) zur Bronze übergegangen waren. Die Bronzelegierung kann nur in Bolivien oder Nordwestargentinien entdeckt worden sein, wo sich allein Zinnminen finden (z. B. in Carabuco unweit des Titikakasees); vielleicht wurde man zuerst beim Goldwaschen auf das zinnhaltige Cassiterit aufmerksam und benutzte es zunächst lediglich, um dem Kupfer eine goldige Färbung zu geben. Zweifellos ist die Zinnbeimischung absichtlich erfolgt,

da in den Andenländern augenscheinlich nur an einer Stelle (in Bolivien) ein schwach zinnhaltiges Kupfer auftritt. Aber der Grad der Zinnbeimischung schwankt bis in die späte Incazeit hinein ziemlich willkürlich zwischen 0,5 und 16,5 %, vielleicht weil man nicht reines Zinn, sondern Zinnerz verwandte, und ist nicht von der Art des Gerätes abhängig; man bevorzugte sogar gerade für Schmucksachen Bronze, da sie leichter zu gießen ist, während man kupfernen Werkzeugen durch Hämmerung mehr Härte geben konnte als durch stärkeren Zinnbeisatz.

Der Mittelpunkt der alten Metallurgie lag auf dem peruanisch-bolivianischen Hochlande, aus dem die meisten Bronzegeräte bekannt geworden sind. Hier rauchten auf den Höhen um Potosí 5000 Schmelzöfen (huaira) in Gestalt großer Blumentöpfe, durch deren siebartig durchlöcherte Wände der starke Wind strich und die Buntkupfer- und Silbererze schmolz. Genügte geringere Hitze, so bediente man sich kleinerer, kegelförmiger Schmelztöpfe und blies die Glut durch kupferne Röhren an. Das Brennmaterial auf diesen holzarmen Höhen bildeten (und bilden noch heute) die holzigen Stengel einer hochandinen Pflanze und taquia, d. h. getrockneter Llamamist; zum Schmieden gebrauchte man einen harten Stein oder einen Klumpen Kupfers ohne besondere Schäftung.

Typologisch hängen die Kupfer- und Bronzegeräte meist noch eng mit den steinernen zusammen. Auch andere Stoffe sind in das neue Material übersetzt worden; Fruchtkapseln, Muscheln und Palmstacheln dienten z. B. den kupfernen und bronzenen Schellen, Haarzangen und Nadeln zum Vorbilde. Mit Hilfe der Typologie, der spanischen Überlieferungen aus der Entdeckerzeit, der Darstellungen auf Tongefäßen und Geweben, der Fundberichte und der Verbreitungstatsachen ist es Nordenskiöld gelungen, eine Chronologie der peruanischen Kupfer-Bronzezeit zu begründen. Ursprünglich hatte jedes Gebiet seine lokalen Formen, doch erlangten diejenigen des peruanischen Hochlandes in der Incazeit eine außerordentlich weite Verbreitung und verdrängten alle anderen. Zu ihnen gehören **T**förmige Messer, deren Griff in eine Öse, Scheibe oder einen Llamakopf endet (Tumi, Abb. 155), **T**förmige Äxte mit geraden oder halbmondförmig geschweiften Rändern (Schäftung s. Abb. 155), Meißel und Hackenklingen (Abb. 154), Gewandnadeln mit runder oder halbmondförmiger Scheibe (Topu), Spiegel und Haarzangen, Bolakugeln und morgensternartige Keulenköpfe (Abb. 148). Alle diese Dinge waren aus Bronze; die lokalen Formen der peruanischen Küste, die durch sie verdrängt wurden (Haarzangen und Tumis älterer Form, Hacken- und Spatenblätter mit Schafttüllen, Messer mit spiralig eingerollten Griffenden), sind dagegen noch aus Kupfer, wie diejenigen Ecuadors (S. 364), während wiederum die merkwürdigen lokalen Formen Nordwestargentiniens schon durchweg aus Bronze bestehen (s. u.). — Die Scheibennadeln, Haarzangen und diademartigen Kopfaufsätze mit hochaufragenden, halbmondförmigen Stirnblättern, die wohl stilisierte Federbüsche wiedergeben sollen, sind häufiger in Silber oder Gold ausgeführt. Es ist bekannt, welche Un-

menge Edelmetall die Spanier im Reiche Atahuallpas erbeuteten; Cajamarca, Pachacamac und Cuzco gaben gewaltige Schätze preis, und von dem Lösegelde, das Atahuallpa seinen habgierigen Feinden bot, erhielt nach Abzug des königlichen Fünftels (100000 Dukaten) und des Anteils für Pizarro (60000) und seine Offiziere noch jeder Reiter 9000 Dukaten. Alle diese nach den zeitgenössischen Schilderungen sehr kunstvoll gearbeiteten Gold- und Silbergeräte des Hochlandes sind in den Schmelztiegel gewandert: nur einen dürftigen Ersatz bilden die Masken, Becher, Gewandnadeln, Figürchen u. dgl., die in den Gräbern des Küstenlandes noch immer in großen Mengen zum Vorschein kommen, aber meist nur aus dünnem, getriebenem Gold- oder Silberblech gearbeitet sind (Tafel XII, Fig. 9—12).

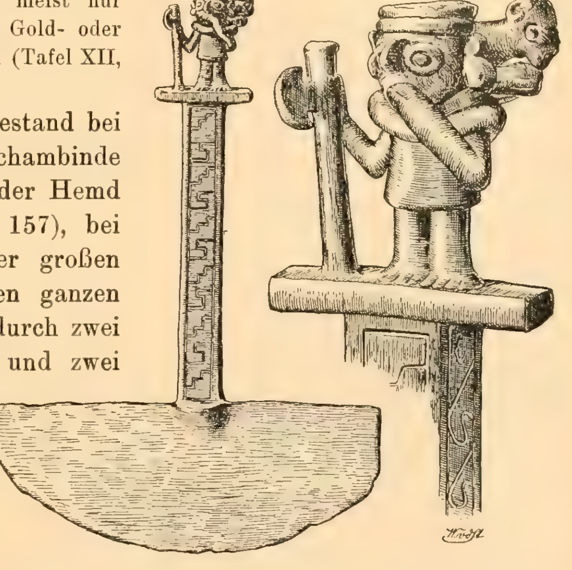
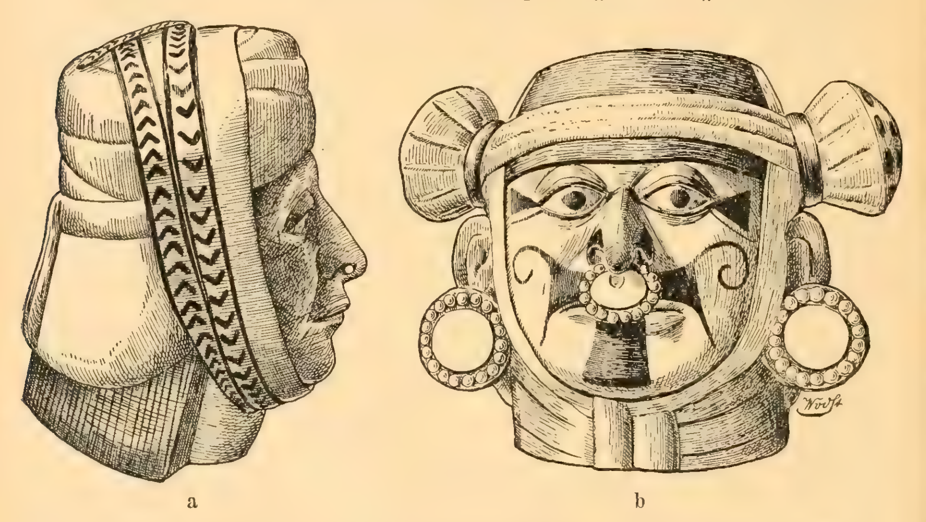


Abb. 155. „Tumi“, Bronzemesser aus incaischer Zeit. Auf der Griffplatte ein Mann, der auf dem Rücken einen Puma und in der Hand eine Axt mit Halbmondklinge trägt. Fundort Chuquitanta (bei Lima). (1/2 n. Gr.) (Nach Bäßler)

Die **Kleidung** bestand bei den Männern aus Schambinde (huara) und Poncho oder Hemd (uncu, Abb. 152 und 157), bei den Frauen aus einer großen Decke (aχsu), die den ganzen Körper einhüllte und durch zwei Gürtel um den Leib und zwei der schon erwähnten Scheibennadeln (topu) auf der Schulter festgehalten wurde (vgl. Abb. 167). Dazu kamen noch große Schulterdecken bei beiden Geschlechtern (lliχlla bei den Frauen), ferner aus Llamaleder geschnittene oder Kordillerengras (Stipa ichu) geflochtene Sandalen (an der Küste daneben auch eine Art Hausschuh) und eine **Kopfbedeckung**; diese war bei den Khechua eine schmale, mehrfach um den Kopf gewundene Binde aus Llamawolle (llautu); bei den Vornehmen gefranst und von bestimmter Farbe (vgl. S. 384/5), bei allen Aimarástämmen (auch solchen, die später „khechuisiert“ wurden, wie die Cana und Collagua) eine spitze, aus Wolle gestrickte Zipfelmütze mit Ohrenklappen (chuco), wie sie noch jetzt der Indianer der bolivianischen Puna unter dem spanischen Hute trägt (Abb. 132). Auch Ponchos, Topus und die gesamte

Weibertracht haben sich im Hochlande mit geringen Abänderungen bis heut erhalten, und der Poncho ist sogar wegen seiner einfachen, zweckmäßigen Form (er ist lediglich ein viereckiges Tuch mit einem Loch zum Durchstecken des Kopfes) von den Nachkommen der spanischen Eroberer allgemein angenommen worden.

Über die alte Hochlandstracht sind wir seit den Ausgrabungen Uhles in dem incaischen Sonnentempel von Pachacamac (S. 337) gut unterrichtet; hier fanden sich Frauenleichen in vollkommener Bekleidung mit aχsu und lliχlla und Männer-



a b

Abb. 156. Tongefäße in Gestalt von Menschenköpfen; der bogenförmige Ausguß ist in der Zeichnung fortgelassen. Fundorte Trujillo (a) und Chimbote (b). (1/3 n. Gr.) (Nach Bäßler)

köpfe mit dem llautu um die Stirn. Die Küstenstämme zeichneten sich durch einen überraschenden Reichtum von Kopfbedeckungen aus, die in der Tat, wie wir aus den alten Berichten wissen, in allen Provinzen des weiten Reiches verschieden waren und zugleich den Rang jedes einzelnen ausdrückten. In der Zeit der fein bemalten Gefäße von Trujillo muß der Kopfputz so kennzeichnend für seinen Träger gewesen sein, daß wir ihn häufig als Firstschmuck auf den Häusern nachgebildet sehen (vgl. Abb. 158 b mit 157). Dadurch wurde offenbar jedem Kundigen sogleich der Rang des Bewohners klargemacht. Neben dem einfachen, um den Kopf geschlungenen Tuch, dessen Enden hinten zusammengeknüpft sind, finden wir Kappen und spitze Mützen (ähnlich dem chuco) mit zwei Bändern zur Befestigung unter dem Kinn: sehr gewöhnlich sind Kapuzen mit Nackenschutz, die durch eine Stirn- und eine Kinnbinde festgehalten werden (Abb. 156 a), und kegelförmige Helme, die offenbar aus Strohgeflecht, Leder oder Metall mit einem Stoffüberzug hergestellt waren. Die Enden der vielfach aus einer Reihe dicker Wollsträhnen bestehenden Stirnbinde sind zu dicken, seitlich, nach vorn oder hinten abstehenden Quasten zusammengenommen

(Abb. 156 b), und halbmondförmige, silberne Zierate sind vorn in der Binde oder auf der Spitze des Helmes befestigt (Abb. 147, 152, 157, 159). Auch Pumafelle wurden über den Kopf gelegt, gewöhnlich so, daß der Kopf des Tieres auf dem Kopf des Menschen ruhte, während das Fell mit den Pfoten und dem Schwanz über Nacken und Rücken fiel. Aus dieser Tracht haben sich Kopfbinden mit einem Pumakopf auf der Vorderseite entwickelt (Abb. 152, 157). Auch die Schleuder sieht man als Kopfbinde verwertet. Turbanartige Kopfputze und geflochtene Kappen, die einen Federstutz auf dem Scheitel und Federmosaik auf ihrer Fläche oder lang herabfallenden Stoffstreifen tragen, werden häufig in den Gräbern von Ica gefunden.



Abb. 157. Tongefäß in Gestalt einer sitzenden, reichgekleideten menschlichen Figur; der bogenförmige Ausguß ist wie bei Abb. 156 fortgelassen. Fundort Chimbote. ($^1/_3$ n. Gr.) (Nach Bäßler)

Das Haar trugen die Männer im Hochlande im Gegensatz zu den Chibcha kurz geschnitten; am kürzesten die Angehörigen der Incakaste. An der Küste kommen auch dicke, im Nacken zusammengebundene Haarschöpfe und Zöpfe vor. Von der sozialen Bedeutung der Ohrpflöcke bei den Khechua war schon oben die Rede. Wenn es heißt, daß die Inca manchen Stämmen die Berechtigung, ähnliche Ohrpflöcke, wie die Inca, zu tragen, als besondere Auszeichnung verliehen hätten, so ist das natürlich nur erfunden, um die auch bei anderen Völkern vorkommende Sitte gleichsam zu entschuldigen. Bei den Küstenvölkern müssen Ohrpflöcke, den Darstellungen (Abb. 156 b) nach, jedenfalls allgemein gewesen sein, und zwar entweder in der Gestalt langer Stäbe oder dicker, zylindrischer Rollen aus Ton, Holz oder Metall, die auf der Vorderseite eine überstehende Platte mit durchbrochener Verzierung, eingelegter Arbeit (vgl. Abb. 51, Fig. 3), Federmosaik oder Goldscheiben besaßen. Daneben kommen hier auch scheibenförmige Ohrgehänge sowie Nasenplatten vor, die rund oder halbmondförmig gestaltet sind (Abb. 156 b), während Lippenpflöcke der vorincaischen Zeit des Hochlandes (Tiahuanacokultur) angehören. Tatauierung war nach den Darstellungen ebenfalls an der Küste bekannt; an Mumien hat man allerdings meist Bemalung festgestellt. Die Kopf-

abplattung wurde von den alten Peruanern in einer ganz übertriebenen Weise geübt. Dabei bestand ein Unterschied in der Form; die Aimará waren saito-uma („Langköpfe“) mit hohen, schmalen, fast zuckerhutförmigen Schädeln, manche nördlichen Hochlandstämme, ähnlich den Völkern des südlichen Ecuador (S. 366), pallta-uma („Flachköpfe“). Die Küstenvölker bevorzugten in späterer Zeit die letztere Form; zur Zeit der feinen, bunten Gefäße von Ica war dagegen die erstere üblich. Auf den Reichtum an sonstigem Schmuck (u. a. Halsketten, bei denen doppelte Reihen von Muschel- oder Goldperlen mit hübsch geschnitzten und eingelegten Menschen- oder Tiergesichtern abwechseln, Fingerringe, Armstulpe aus Gold und Silber) kann hier nur kurz hingewiesen werden. Silberne Diademe mit halbmondförmigem Stirnaufsatz (S. 392) und ringförmige Brustplatten (tincullpa) gehörten zur Festtracht der Khechua.

Die erste Haarschur, das Anlegen der Schambinde und, bei den Angehörigen der Incaclane, auch die Durchbohrung der Ohren zur Aufnahme der Ohrpflöcke waren von großen Festen begleitet, deren erstes, rutuchicuy (Haarschur) genannt, vier bis fünf Jahre nach der Geburt gefeiert wurde, wenn der Knabe einen neuen Namen nach der Huaca (S. 400) seines Clans oder nach einem Ahnherrn erhielt, während man das zweite, huara-chicuy (Anlegen der Schambinde), ungefähr in der Zeit der Geschlechtsreife veranstaltete. Das huara-chicuy für die Angehörigen der Incaclane fand in Cuzco stets in einem bestimmten Monat (November/Dezember) statt und war offenbar uralt, da es noch in allen Einzelheiten den Stempel jener echten, von Mut- und Kraftproben begleiteten Jünglingsweihen amerikanischer Naturvölker trägt. Nach einer langen Vorbereitungszeit, während der die Kandidaten allerlei gute Lehren empfingen, in der Anfertigung von Sandalen und Waffen unterwiesen wurden, in Wettläufen und Scheingefechten Gewandtheit und Tapferkeit zeigen mußten und Geißelungen und andere Proben ihrer Charakterstärke durchzumachen hatten, erfolgten in feierlicher Zeremonie die Durchbohrung der Ohren, die der regierende Inca selbst mit einer goldenen Nadel vornahm, die Bekleidung mit den Sandalen und die Anlegung der Schambinde. Mit Chichagelagen, Tänzen (denen auch die Mumien der Vorfahren beiwohnten, und bei denen mit Pumafellen Maskierte auftraten) und einer allgemeinen Waschung der Jünglinge schloß das Fest, das teils an den heiligen Hügeln Huanacauri und Añahuarque außerhalb Cuzcos (s. u.), teils auf dem großen, mit einem bunten Wollseil umgebenen Festplatze Haucay pata in der Hauptstadt selbst stattgefunden hatte. Sogar dem Thronfolger wurde keine der Prüfungen erlassen, denen sich seine Kameraden zu unterziehen hatten.

Die Bauten des Hochlandes bestehen aus Steinen und Mörtel, die der Küste aus Lehmziegeln. Dieser Gegensatz darf indessen nicht zu scharf betont werden. Wände, die ganz und gar von

einem regelmäßig-quaderförmigen oder unregelmäßig-polygonalen Mauerwerk gebildet werden, sind auch auf dem Hochlande nur an Bauten anzutreffen, die eine besondere Bedeutung besaßen und sich in den Hauptzentren befanden. Bei privaten Gebäuden und bei öffentlichen Bauten der Provinz begnügte man sich damit, das Fundament aus roh zugeschlagenen Steinen und Mörtel zu bauen und den Hauptteil der Wand dann aus Lehmziegeln aufzuführen. Andrerseits bilden an der Küste Steine fast stets den Unterbau der großen Lehmziegelpyramiden; man hat sie zur Fundamentierung benutzt, indem man ein Netz sich kreuzender Lehmwände, die auf dem gewachsenen Boden errichtet wurden, bis auf einen kleinen Hohlraum, der allerhand Gaben (als Bauopfer) barg, mit Erde, Kieseln und Flußschotter anfüllte. Das giebelförmige Dach der Häuser bestand stets aus Stroh, selbst bei den Tempeln und Palästen, und ruhte an der Küste auf einem Firstbalken und zwei Seitenbalken, die von gegabelten, geschnitzten Pfosten getragen wurden (vgl. Abb. 158b; die Pfosten werden häufig gefunden). Auf dem Hochlande wurde es von den beiden spitzzulaufenden Giebelwänden gestützt, und an Stelle des Firstbalkens trat bisweilen eine Wand, die das Haus der Länge nach teilte. Der Dachraum bildete oft ein Obergeschoß, das gewöhnlich von außen her durch eine Öffnung im Giebel betreten wurde. Darstellungen auf Tongefäßen der älteren Kultur von Trujillo beweisen, daß es neben diesen fortgeschritteneren Haustypen auch noch einfachere, offene Schuppen gab, die aus einem schrägen Dach bestanden, das vorn auf einem von Pfosten getragenen Querbalken ruhte (Abb. 158a, c). Die Rückwand nimmt ein erhöhtes Podium (die Schlafbank, die sonst in Peru ein Lattengestell war) ein, und die Vorderseite ist gewöhnlich noch durch ein zweites, kleineres Schutzdach gegen die Sonnenstrahlen geschützt. — Der Viereckstil herrscht also ziemlich allgemein. Beispiele von Rundbauten sind die Chullpas, runde, mit kleinen Türen versehene Steintürme, die sich nach oben verbreitern und hier ein vorspringendes Gesims tragen. Sie kommen hauptsächlich im alten Aimarágebiet (bei Sillustani am Ufer des Umayosees) und in ähnlicher Form auch im oberen Santatale vor und sind hier Grabbauten, zweifellos nach dem Vorbilde ebenfalls turmartiger, nur aus Lehmziegeln aufgeführter Wohnungen von Lebenden, wie sie noch die heutigen Aimará besitzen. Manche Tempel der Khechua hatten ebenfalls runde Gestalt (S. 399). Die Wandverzierung besteht bei den Hochlandsbauten der Incazeit fast nur aus Nischen.

Nur selten sind auf dem Stuckbelag mancher Mauern Spuren von Bemalung gefunden worden, und wir müssen uns diese jetzt so einförmig wirkenden Bauten mehr durch äußere Zutaten, wie Wand-



Abb. 158. Tongefäße aus Trujillo in Gestalt von Häusern und Tempelpyramiden. (¹/₃ n. Gr.)
(Nach Bäßler)

vorhänge, Metallplatten u. dgl., geschmückt denken. Etwas mehr Wert auf ornamentalen Schmuck der Wände haben die alten Chimú gelegt. In den Palästen ihrer Hauptstadt Chanchan sieht man die Wände durch vorspringende Ziegel, die schräg oder im Kreuz gestellt sind, wie durch ein erhabenes Gitterwerk verziert oder mit einem

regelrechten, in Lehm ausgeführten Teppichmuster bedeckt. Mit der wundervollen Wanddekoration der alten Mayatempel kann sich indessen kein altperuanischer Bau messen.

Die Hauptmerkmale der einzelnen Baustile sind schon in der Einleitung hervorgehoben worden. Die alten Städte der Küste, z. B. Chanchan und Pachacamac, zeigen eine verwirrende Menge kleiner, unter sich nicht zusammenhängender Gemächer, die sich nach breiten Höfen öffnen. Auf dem Hochlande bestehen die Incabauten, die an gewissen, stets wiederkehrenden Merkmalen (S. 334) leicht kenntlich sind, abgesehen von den Befestigungsanlagen (S. 380) aus Tampus (S. 383), Palästen, seltener Tempeln. Die Gruppierung der einzelnen Gebäude um einen viereckigen Hof, an dessen Umfassungsmauer Trittsteine zu den Obergeschossen hinaufführen, kehrt überall wieder und hat sich auch in der Anlage der modernen Corrale auf der bolivianischen Puna erhalten. Solche Bautenkomplexe lassen sich noch an verschiedenen Stellen des Landes gut studieren; z. B. in Huánuco viejo, in der alten Stadt zu Füßen der Burg Ollantaytambo, in dem aus Lehmziegeln erbauten incaischen Palaste „Tambo colorado" des Tals von Pisco und in dem sogenannten „Labyrinth" (Chingana) der Insel Titikaka (S. 333). Auf dieser Insel stehen außerdem noch ein incaischer Palast und Tempel und auf der benachbarten Insel Koatí ein Kloster der Sonnenjungfrauen (s. u.). Vom alten Cuzco, dessen massive Bauart eine so radikale Zerstörung, wie sie die Hauptstadt des Aztekenreiches erfuhr, unmöglich machte, existieren heute noch zahlreiche Reste, eingefügt in die Bauten der modernen Stadt. Ganze Straßenzüge sind von Incamauern eingefaßt, und von dem berühmten Sonnentempel (Koricancha „Goldhof"), dessen Stelle jetzt das Dominikanerkloster einnimmt, hat sich wenigstens ein Teil der kreisförmigen Mauer erhalten, die einst den Sonnenkegel umschloß, wie bei dem Tempel der Burg von Pisac. Der letztgenannte ist nach Uhle der einzige wohlerhaltene Sonnentempel Perus: eine annähernd kreisförmige Mauer aus großen Quadern, die eine geebnete Porphyrplatte umschließt, in deren Mitte man einen kurzen Kegelstumpf hat stehen lassen. Huánuco viejo ist ebenfalls durch einen mächtigen Tempel berühmt, der auf einer Terrasse liegt und aus einem Mauerrechteck besteht, vor dessen beiden Türöffnungen eine breite Freitreppe liegt. Der Huirakochatempel von Cacha im oberen Tal des Huillcanota stellt nur eine vergrößerte Wohnhausanlage dar: eine in zwei Stockwerken aufragende Doppelgalerie, deren Mittelwand in regelmäßigen Abständen von Türen durchbrochen ist. Ein anderer Tempeltypus, der durch einen wohlerhaltenen Bau in Huillcas Huaman (im Gebiete der Chanca) vertreten wird, erinnert sehr an die mexikanischen Sakralbauten, da er aus einer in drei Absätzen aufsteigenden Pyramide mit einer Treppe besteht, die man, was in Mexico allerdings nicht vorkommt, durch eine Eingangspforte betritt. Wir haben im einleitenden Kapitel gesehen, daß auch die älteren Lehmziegelbauten der Küste, wie die gewaltige, 40 m hohe „Huaca del Sol" von Moche, eine auffällige Ähnlichkeit mit mittelamerikanischen Tempelanlagen besitzen (gemeinsam ist beiden, daß sich die Pyramiden auf ausgedehnten Plattformen erheben, die bei der Huaca del Sol in fünf Absätzen bis zu einer Höhe von 18 m ansteigen). Das unterscheidet sie von den incaischen Tempeln der Küste, z. B. dem Sonnentempel von Pacha-

camac, dessen Pyramidenstufen breite, mit Häusern besetzte Terrassen bilden. Einige Modelle von Tempelpyramiden der Küste zeigt die Abb. 158.

Die Tempel sind die einzigen sichtbaren Zeugen, die die Religion der Incaperuaner hinterlassen hat. Ihre Vorläufer auf dem Hochlande, die Träger der Tiahuanacokultur, haben eine religiöse Bildnerei besessen, wie die Skulpturen des Monolithtores von Tiahuanaco beweisen (S. 336f.), und auch die religiösen Vorstellungen der älteren Kulturvölker der Küste treten uns plastisch in den merkwürdigen Gestalten und lebhaft bewegten Szenen der buntbemalten Gefäße von Trujillo und Nazca entgegen. Leider wissen wir gerade von der Religion dieser älteren Kulturen sehr wenig und können nur mutmaßen, daß das Mittelbild des berühmten Monolithtores Tonapa oder Huirakocha in der Gestalt des Sonnengottes darstellen soll. Mit dem Emporkommen der Inca aber scheint den Peruanern jede Neigung zu einer künstlerischen Gestaltung religiöser Ideen und Begriffe geschwunden zu sein. Offenbar liegt der Grund nicht so sehr in einem künstlerischen Unvermögen, als vielmehr in dem verhältnismäßig primitiven Grundzuge ihrer Religion selbst, die zu einer lebendigen Verpersönlichung der Gottheiten noch nicht fortgeschritten war. In der Tat beherrschten animistische und fetischistische Vorstellungen das religiöse Denken der Peruaner noch in weitgehendem Maße.

Alle auffälligen und unbegreiflichen Naturerscheinungen, von der Sonne, dem Mond und den Sternen, dem Blitz und dem Regenbogen an bis zu der Erde und dem Meere, den fließenden Gewässern, Quellen und Seen, den schneebedeckten Bergen und eigentümlich geformten Felsen, galten als beseelt. Den Cavina in der Gegend von Urcos (südöstlich von Cuzco) war der Schneeberg Auzungata vor allem heilig, den Chanca der See Choχllokocha. Der heilige Felsen auf der Insel Titikaka, wohin die Sage die Schöpfungstaten Huirakochas verlegte, und der „Ursprungsfelsen“ Pakariy tampu, aus dem einst Manco Khapaχ mit seinen Gefährten hervorgekommen war (S. 333), wurden bei den Bewohnern von Cuzco besonders verehrt. Große Wallfahrten fanden nach beiden Örtlichkeiten statt, und es heißt, daß der Inca Huirakocha das mittlere der drei Fenster des Ursprungsfelsens mit goldenen Türen versehen ließ. Auch Felsblöcke, die auf oder in der Nähe von Bergen lagen, wurden mit den Ursprungssagen in Verbindung gebracht; man erblickte in ihnen die Reste von Urzeitgiganten (Huari), die aus irgendeinem Grunde in Stein verwandelt waren, und verehrte sie als Wesen, die die Berge trugen und daher bei allen Unternehmungen, die Kraft und Ausdauer erforderten, angerufen wurden. Diese Felsen gehören schon zu den Huaca (richtiger Huak'a), ein Begriff, der ursprünglich alle sinnlich wahrnehmbaren Dinge bezeichnet, von denen eine besondere, übernatürliche Wirkung ausgeht und die daher „heilig“ sind — heute auch alle

heiligen Stätten, wie Gräber, Tempelpyramiden usw.; im besondern aber alle jene merkwürdig geformten Steine oder rohen Steinfiguren, die mit der Geschlechterverfassung zusammengebracht und als Schutzgeister, Hüter, wohl auch Ahnherren der Clane angesehen wurden. So waren die Steinbilder Huanacauri und Añahuarque, die auf gleichnamigen Hügeln (S. 396) nahe Cuzco standen, der männliche und weibliche Schutzgeist der Incakaste; Huanacauri galt als der in Stein verwandelte Ayar Uchu, einer der Brüder Manco Khapaχs (S. 333). Auch Tiere können solche Schutzgeister und Ahnherren sein, z. B. Puma, Falke und Kondor bei manchen Hochlandstämmen (die Hauptstadt der Chanca, Ayacucho, hieß nach dem Falken ursprünglich Huamanka). Beim großen Fest der Sonne erschienen in Cuzco Abgesandte aus allen Teilen des Reiches in der Verkleidung der Tiere, von denen sie ihren Ursprung herleiteten, und auch die mit Tiermasken (als Hirsche,



Abb. 159. Festprozession mit Tänzern, die als Tiere maskiert sind: von zweien wird das Bild der Gottheit auf einer hölzernen Sänfte getragen. Abgerollte Verzierung eines buntbemalten Henkelkruges (vgl. Abb. 161) aus Trujillo.
(Original in der Sammlung Gretzer des Berliner Museums für Völkerkunde)

Füchse, Fledermäuse, Eulen, Kondore, Falken, Pelikane, Fische, Krabben, Skorpione) auftretenden Tänzer, die so häufig auf den buntbemalten Gefäßen der älteren Trujillokultur dargestellt sind (vgl. Abb. 159), mögen, wie Joyce vermutet hat, auf ähnliche totemistische Vorstellungen zurückgehen. Um Cuzco gab es Hunderte von Huacas: daneben hatte jeder einzelne noch seinen persönlichen Fetisch oder Conopa, der sich bei gewöhnlichen Leuten vom Vater auf den Sohn vererbte und der erste, beste merkwürdig erscheinende Gegenstand war, z. B. ein Stein, in spanischer Zeit auch irgendein ungewöhnliches Ding spanischer Herkunft, z. B. ein Stück Siegellack, eine seidene Quaste u. dgl. Jeder regierende Inca besaß seinen besonderen Fetisch, der mit seiner Mumie beigesetzt wurde; er hieß Huauke („Bruder"), hatte eine bestimmte Form und wurde anscheinend schon mit naturmythologischen Vorstellungen verknüpft, z. B. mit der Sonne (Vogel), dem Blitz (doppelköpfige Schlange) usw. Zu den Fetischen, von denen natürlich auch eine besondere Zauberkraft ausgeht, sind auch die Steine zu zählen, die man in den Feldern zur Zeit der Aussaat aufrichtete, und die Mais- und Kartoffelpuppen in Gestalt doppelter Maiskolben oder doppelter Kartoffeln (sara-mama, papa-mama), die bei der Ernte

verbrannt wurden, um die Fruchtbarkeit der Äcker zu erhöhen. Wie die Doppelbildung der Feldfrucht, galt auch die Zwillingsbildung beim Menschen als etwas Mysteriöses: wenn einer der Zwillinge starb, wurde er, abweichend von den sonstigen Bestattungsgebräuchen, in einem Tongefäß in der Hütte begraben. Die Eltern von Zwillingen aber mußten sich langdauernden Reinigungszeremonien unterziehen. Auch in gewöhnlichen Fällen war das neugeborene Kind Gegenstand abergläubischer Gebräuche. Die Kindertragen, die in ganz Peru verbreitet waren (Holzrahmen mit verbindenden Querstäben), wurden unter Beachtung bestimmter Zeremonien hergestellt, häufig mit Chicha besprengt usw.

Aus manchen Anzeichen hat man geschlossen, daß die Inca an die Stelle der Huacaverehrung ihrer Untertanen andere, höhere Religionsformen zu setzen suchten, eine Auffassung, die besonders Montesinos in seiner merkwürdigen Incageschichte vertreten hat (S. 376). Doch wissen wir einerseits, daß sie den Huacakult der von ihnen unterworfenen Völker ebensowenig zu beseitigen wagten, wie die alten Stammeshäuptlinge, und sich darauf beschränkten, der Sonne im Kultus einen Platz neben oder über den lokalen Stammesfetischen zu geben. Andrerseits ist es doch sehr fraglich, ob die Sonnenverehrung der Inca wirklich einen Fortschritt über den Huacakult hinaus bedeutet. Zu einer Ausbildung individuell wirksamer, persönlicher Göttergestalten, wie in Mexico, hat auch die Verehrung himmlischer Mächte, wie schon bemerkt, selten geführt. Die Incagötter sind blasse, unbestimmte Wesen mit Ausnahme einer Gestalt (Huirakocha), in der sich der Kulturheros der Mythologie mit dem durch die Sonne verkörperten Dämon zu einem echten Sonnengott verschmolzen hat.

Im Sonnentempel zu Cuzco standen neben dem goldenen Bilde des Sonnengottes (Inti oder P'unchau), das einen sechseckigen, noch jetzt erhaltenen Steintrog für die Chichaopfer bedeckte, zwei ebenfalls goldene Idole des Schöpfergottes (Huirakocha Pachayacháchiχ oder K'oñi tiχsi Huirakocha) und des Regen- und Blitzgottes (Chhoke illa). Der Sonnengott war einst dem Inca Pachacutiχ in der Gestalt eines Mannes erschienen, von dessen Hinterhaupt drei Strahlen ausgingen, während Schlangen seinen Arm umwanden und Pumas auf seinen Schultern lagen. Im Aimará- und Diaguitagebiete gefundene Bronzeplatten geben ihn augenscheinlich in dieser Auffassung wieder (Abb. 166). Der Blitzgott galt zugleich als ein Gott der Fruchtbarkeit (wie die Erdgöttin Pachamama), dem daher auch die Zwillingsbildungen (s. o.) zugeschrieben und dargebracht wurden. Huirakocha wurde außerhalb Cuzcos besonders in Cacha (S. 399) und Urcos verehrt, wo sich Tempel und Idole ihm zu Ehren erhoben. Er war also nicht bloß eine mythische, dem lebendigen Kultus fremde Gestalt, wie man nach seiner Rolle als Weltschöpfer und Kulturheros (S. 333) annehmen könnte. Wahrscheinlich ist er mit Tonapa, dem Gott der Aimará, dessen Bild vielleicht auf dem Monolithtor von Tiahuanaco erscheint (S. 336), identisch. Andererseits

wurde er zur Incazeit mit Pachacamaχ und Coniraya, Kulturheroen der Küstenstämme (s. u.), gleichgesetzt. Alle diese Gestalten sind zweifellos Sonnenwesen, wie sich aus ihrer Ausstattung (Huirakocha trägt einen goldenen Schild) und verschiedenen Zügen der Mythen, die von ihnen erzählt werden, ergibt. — Bei den Küstenstämmen war der Hauptgott neben dem Meer, das bei den Chimú den Namen Ni führte und von den Inca als weibliche Gottheit unter dem Namen Mamakocha adoptiert wurde, der Mond (Si), weil man diesem Gewalt über die Elemente, Meeresbewegungen und Gewitter und die Hervorbringung der Lebensmittel zuschrieb. Er galt für mächtiger als die Sonne, weil er bei Tage und bei Nacht sichtbar ist und Sonnenfinsternisse hervorbringen kann, die deshalb mit Freude als ein Sieg des Mondes gefeiert wurden, während bei Mondfinsternissen allgemeine Trauer herrschte. Auch die Plejaden und das Sternbild des Orion spielten eine besondere Rolle in der Mythologie der Chimú. In dem mittleren der drei Gürtelsterne des Orion erblickten sie einen Übeltäter, den der Mond durch zwei Diener (die beiden Nachbarsterne) fangen ließ, die ihn den Geiern (den vier anderen Sternen des Orion) zum Fraße vorwarfen. Seler hat darauf aufmerksam gemacht, daß eine häufig auf den alten Trujillogefäßen wiederkehrende Szene (Abb. 160), die einen Dämon als Gefangenen zeigt, der von zwei anderen Wesen geleitet wird, und eine andere Darstellung, in der dieser Gefangene von Geiern zerfleischt wird, sich auf diesen Mythus beziehen müssen. Auch der häufig wiedergegebene Kampf zwischen einem krabbengestaltigen Dämon und einem andern, der als Gürtel eine Doppelschlange (= Blitz?) trägt, oder zwischen Krabben- und Fischdämon (Abb. 161), soll sicher einen kosmischen Vorgang schildern. Die Dämonen auf den Trujillogefäßen sind stets durch Raffzähne gekennzeichnet, die aus ihrem Munde hervorragen — eine Darstellung, die uns schon an Kágabamasken und Steinbildern von San Agustin begegnete (S. 349, 360) und die auch auf den Skulpturen eines unterirdischen Tempels in Chavín de Huantar beobachtet worden ist.



Abb. 160. Mythische Szene; Reliefbild von einem Henkelkruge aus Chimbote

(Nach Bäßler)

Tiefer als der Kult dieser Götter wurzelte die Ahnenverehrung in der breiten Masse des Volkes, und auch hier haben die Inca wie immer der Volksneigung Rechnung getragen. Man glaubte, daß die Totenseelen auf einer Haarbrücke über einen tiefen

Strom zum „Haus der Stummen“ (Upa-marca) gingen. Die Küstenvölker verlegten das Jenseits auf die Guanoinseln, zu denen die Totenseelen von Seehunden hinübergetragen wurden, während sonst schwarze Hunde (wie rote Hunde in Mexico) als Totenbegleiter galten und daher den Leichen ins Grab folgten. Andrerseits blieb die Seele auch nach dem Tode immer noch in gewisser Weise an den Körper gebunden. Nur so ist die ängstliche Sorgfalt verständlich, welche die alten Peruaner, obwohl sie eine eigentliche Einbalsamierung nicht kannten, auf die Erhaltung und Ausstattung ihrer Toten mit allem, was ihnen im Leben lieb und nützlich gewesen war, verwandt haben. Von den Toten ging ebenfalls eine magische Wirkung aus. Daher wurden die Mumien (Mallqui) zweier berühmter Häuptlinge bei den Chanca auf Kriegszügen mitgeführt (wie bei den Chibcha), und daher nahmen bei den Khechua die Mallqui an den großen Festen ebenso teil, wie die Huaca, zu denen sie ja gewissermaßen auch gehörten. Die Mumien der Inca saßen, mit goldenen Masken, Armbändern und Kopfputzen angetan, auf goldenen Stühlen in feierlichem Kreise rings um das Bild der Sonne im Sonnentempel von Cuzco; hierin spricht sich deutlich ihre Gleichstellung mit dem höchsten Gotte aus.

1559 fand der Lizenziat Polo de Ondegardo die Mumien von fünf Incaherrschern (darunter Thupaχ Yupanqui und Huaina Khapaχ) wieder, welche die Indianer nach der Eroberung heimlich beiseite geschafft hatten. Sie waren vortrefflich erhalten, in vollem Ornat (S. 384), jeder einzelne mit seinem persönlichen Fetisch (S. 401) versehen, und zeigten die Hockerstellung mit über der Brust oder um die Knie gekreuzten Armen, die für peruanische Mumien typisch ist. Diese findet man gewöhnlich zusammen mit allerlei Beigaben (vgl. Abb. 162) dick in Tücher und Gewänder eingehüllt. Sie bilden entweder den Kern eines unförmigen, gewöhnlich viereckigen Ballens, der mit Blättern, Gras und Seetang ausgestopft, mit einem Sack aus grobem Baumwollstoff umhüllt und nicht selten noch mit dicken Stricken umschnürt ist; in diesem Falle gibt ein künstlicher Kopf aus Holz oder ausgepolstertem Zeug mit hölzerner Nase, Augen aus Muschelschale und Haaren aus Agavefasern dem Bündel, das oft mehrere Mumien einschließt, menschliches Aussehen. Oder das Mumienbündel läßt äußerlich noch die Körperform des Toten hervortreten, so daß ein künstlicher Kopf entbehrlich wird. Beide Arten sind in dem großen Totenfelde von Ancon, das nördlich von Lima liegt und 1875 von Reiß und Stübel erforscht wurde, nebeneinander angetroffen worden. Auf dem Hochlande ließ man den in Matten oder Llamafelle gehüllten Mumien gewöhnlich das Gesicht frei. — Die Bestattungssitten sind nicht immer die gleichen gewesen. In ältester Zeit wurden die Toten an der Küste mit angezogenen Knien auf die Seite gelegt und in Matten eingeschlagen. Dann kam eine Zeit, in der man sie ausgestreckt und in Rückenlage beerdigte.

und ungefähr um die gleiche Zeit wird Hockerbestattung in Mumienbündeln, zunächst von reiner Eiform, üblich. Auch die Gräber zeigen an der Küste mehrere, zeitlich verschiedene Typen, die sich wiederum in Ancon nebeneinander gefunden haben, da man offenbar diese Begräbnisstätte seit den ältesten Zeiten immer wieder benutzt hat. Neben einfachen, nicht sehr tiefen Gruben, an deren Wänden die Mumienbündel (bis zu sechzehn und mehr) lehnen, findet man tiefe Schächte mit einer oder mehreren Seitennischen und Kistengräber, deren Wände aus Lehmziegeln aufgemauert sind (letztere z. B. in Moche). Immer ist eine Vorrichtung, die den Toten vor der drückenden Erdlast schützen soll, vorhanden; in ältester Zeit ein großer Tongefäßscherben, der über der Leiche liegt (S. 340), später schräge oder horizontale Schutzdächer aus Balken und Lehmklumpen (Proto-Nazca-Kultur) oder Lauben aus Rohrstäben und Matten (Tiahuanaco-Kultur). Demselben Endzweck diente zum Teil die Beisetzung der Mumienbündel in großen Tonurnen, die in der späteren Ica-Kultur auftritt. Auf dem Hochlande war, wie wir sahen, die Urnenbestattung auf Kinder beschränkt. Sonst war hier die Bestattung in Grabtürmen (Chullpas, S. 397), Tempeln (S. 404) und vor allem in natürlichen oder künstlichen Höhlen üblich, die man nach der Beisetzung vermauerte. Diese liegen bei Ollantaytambo in einer hohen, fast unzugänglichen Felswand, im Tal von Cuzco auf oder in der Nähe von Felskuppen, in die Sitze, Treppen, Nischen, beckenartige Vertiefungen und Kanäle eingemeißelt sind. Uhle vermutet, daß diese behauenen Felsen (im ganzen elf), die man „Thron des Inca" oder ähnlich benannt hat, dem Totenkult der elf Incaclane gedient haben, und daß die Treppen Geistertreppen, die Sitze Geistersitze, die Becken Libationsgefäße für die Toten waren. Wie der Ahnenkult eng mit dem Sonnenkult zusammenhängt (S. 404), so sind auch die meisten

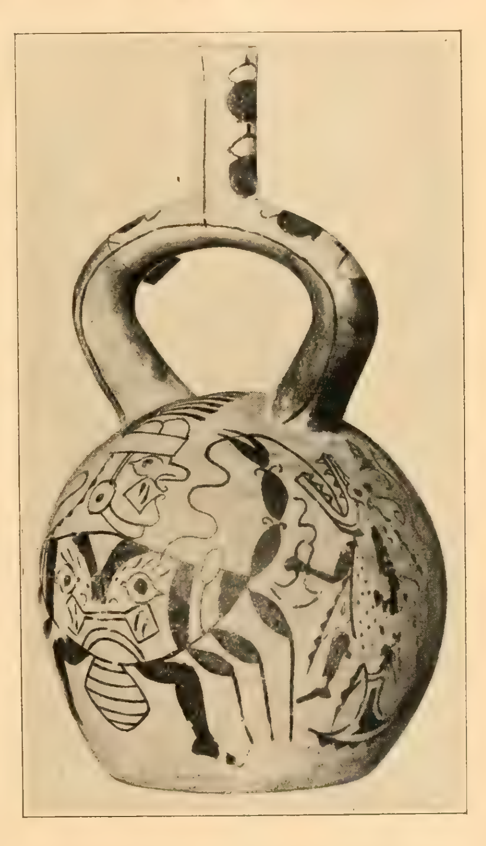


Abb. 161. Buntbemalter Henkelkrug aus Chimbote, mit mythischer Szene: Krabbendämon, den Fischdämon angelnd. Der letztere ist mit einem der S. 379 erwähnten Handbeile bewaffnet. (1/3 n. Gr.)
(Berliner Museum für Völkerkunde)

dieser Felsanlagen mit Intihuatana, d. h. Observatorien oder Kultstätten des Sonnendienstes (s. u.), verbunden.

Beim Kultus stand der Zauberer noch stark im Vordergrunde. Es gab Zauberärzte, Traumdeuter, Loswerfer, die mit Maiskörnern arbeiteten, Wahrsager, die das Zucken der Muskeln, die Bewegungen einer Schlange oder eines Spinnenbeins deuteten, Eingeweideschauer, die aus einer aufgeblasenen Llamalunge oder den Eingeweiden eines Meerschweinchens die Zukunft ergründeten (Ricuχ), andere wieder, die die offizielle Beichte abzunehmen und die Beichtenden durch Einpudern mit Maismehl und Abreiben mit einem Steine zu entsühnen hatten, und schließlich Opferpriester und Leiter der Zeremonien und Feste (Huillaχ). Der Hohepriester der Sonne (Huillaχ umu) gehörte gewöhnlich der königlichen Familie an (S. 384) und trug als Ornat eine goldene Stirn- und eine silberne Brustplatte. Mit jedem Sonnentempel war ein Nonnenkloster (Aχlla huasi) verbunden, dessen Anlage uns noch die auf der Insel Koatí (S. 399) und in Pachacamac erhaltenen zeigen; der Bau besteht aus zahlreichen kleinen Zellen, die sich um einen großen Hof gruppieren. Die Insassinnen (Mama-cuna) bildeten gleichsam den Harem des Sonnengottes und hatten für alle seine Bedürfnisse (Nahrung, Kleidung und Chicha) und zugleich auch für die seines irdischen Abbildes, des regierenden Inca, zu sorgen. Sie setzten sich aus den schönsten Mädchen des Landes zusammen, die von Zeit zu Zeit durch Abgesandte des Inca ausgesucht wurden. Eine gewisse Zahl von ihnen wanderte in den königlichen Harem, die übrigen waren zur Keuschheit verpflichtet. — Auch die angeseheneren Huacas, Conopas und Mallquis hatten ihre besondere Priesterschaft, und nur Huirakocha war im allgemeinen (Ausnahmen s. S. 402) ohne eigentlichen Kult, eine Besonderheit, die er mit vielen anderen Schöpfergöttern und höchsten Wesen der amerikanischen Religionen teilt. Die beiden weitberühmten Tempel des Pachacamaχ und Rimaχ in den nach ihnen benannten Küstenstädten (Rimaχ ist das heutige Lima) genossen noch zur Incazeit manche Privilegien, u. a. wurden die Abgaben, welche die mittlere Küstengegend zu leisten hatte, nicht nach der Hauptstadt abgeführt, sondern zum Unterhalte dieser Tempel verwendet. In beiden Städten erteilte die Gottheit Orakel (danach Rimaχ „der Sprecher"), die auch von den Inca in allen schwierigen Lagen befragt wurden.

Die Haupthandlungen des Kultus waren Tieropfer; außer Meerschweinchen, denen man den Bauch mit dem Daumennagel aufritzte, wurden vor allem



Abb. 162. Mumie aus Ancon, nach Entfernung der äußeren Hüllen: mit Arbeitskörbchen, Tasche, Schmuckquaste usw. Augenhöhlen, Nasenloch und Mundöffnung sind mit Baumwolle verschlossen
(Berliner Museum für Völkerkunde)

Llamas durch Öffnen des Leibes und Herausreißen des Herzens geopfert. Das größte Llamaopfer ging am Sonnenfeste (Intip-Raimi), das man in Cuzco zu Beginn der Trockenzeit (im Mai) feierte, am Fuße des heiligen Hügels Huanacauri und im Koricancha angesichts der drei Idole des Sonnen-, Schöpfer- und Gewittergottes (S. 402) vor sich. Menschenopfer wurden nur bei ganz besonderen Gelegenheiten dargebracht. Eine solche fand sich am Feste Khapaχ Kocha, beim Regierungsantritt eines neuen Inca. Dann lieferten alle Provinzen die zum Opfer Bestimmten, meist Kinder und Jungfrauen, und diese wurden von Cuzco aus über das ganze Reich an die einzelnen Götterbilder und heiligen Stätten verteilt. Wo der feierliche Zug mit den Todgeweihten erschien, warf sich alles am Wege nieder. Wenn er am Bestimmungsorte angelangt war, wurden die Opfer gewöhnlich erdrosselt und mit ihrer ganzen Habe vor den Idolen oder Tempeln bestattet. Die früher bestrittene Richtigkeit dieser Angaben spanischer Chronisten hat eine glänzende archäologische Bestätigung erfahren, als Uhle in Pachacamac, in der Nähe des Sonnentempels, einen großen Begräbnisplatz mit zahlreichen, kostbar gekleideten, mit allen möglichen Beigaben bestatteten Mumien von Frauen fand, die sämtlich erdrosselt waren. Auch Durchschneiden der Kehle kam vor, und mit dem Blute so geopferter Menschen oder Tiere bestrich man, wie in Mexico, die Idole. Andere Formen des Opfers bestanden in Darbringungen von Chicha und Koka (erstere bei fast allen Festen, vor allem am Sonnenfeste vor dem Sonnengott, dessen steinerner Trog die Libationen empfing), im Niederlegen von Federn, Muschelschalen und anderen Kostbarkeiten, die, wie in Mexico, in erster Linie dem Gewitter- und Regengotte zukamen, und im Blasen von farbigen Pulvern, Augenwimperhaaren usw. gegen die Idole. Auch Pilgerfahrten (besonders nach Pachacamac und zur Insel Titikaka) und Fasten (durch Enthaltung von Salz und Chilepfeffer) gehörten zu den religiösen Verrichtungen. Bei den Festen traten die Musikinstrumente in Tätigkeit, nämlich große, mit Menschenhaut bespannte Felltrommeln (S. 378), Tamburins, Muschelhörner und Panflöten (aus Rohr, Ton oder Stein), die stets paarweise (wie noch heute) gebraucht wurden. Ein großes Chichagelage, bei dem ein regelrechter Comment beobachtet wurde, schloß das Sonnenfest ab.

Von den großen Festen in Cuzco, die meist eng mit dem Feldbau zusammenhingen, ist das im Monat August, zu Beginn der Regenzeit, stattfindende Sithua oder Koya-Raimi („das glänzende Fest“ oder „Fest der Königin“) das interessanteste. Der Grundgedanke war, daß alles Unheil (Krankheit, Sünde usw.), das sich im Laufe des Jahres angehäuft hatte, aus der Stadt vertrieben werden müsse (vgl. S. 207). Das geschah dadurch, daß Bewaffnete aller Clane mit lautem Geschrei nach allen vier Himmelsrichtungen aus der Stadt hinausstürmten, wo ihre Schreie von anderen Kriegern aufgenommen wurden usf., bis endlich die letzten sich und ihre Waffen in dem ersten großen, fließenden Wasser, das sie erreichten, badeten, um alles Unheil gleichsam abzuspülen. Dabei sah man streng darauf, daß während des Festes alle Fremden, Kranken und Krüppel der Stadt fernblieben.

In der Mythologie der Peruaner treten verschiedene Sagenkreise deutlich hervor. Der Khechuamythus vom Hervorkommen der Menschen aus Höhlen, in dessen Mittelpunkt die vier Ayarbrüder

stehen, hat sich eng mit der Aimarámythe von einem Welt- und Menschenschöpfer, der bei den Incaperuanern später K'oñi tiχsi Huirakocha hieß, verbunden (S. 333). Diesen Sagenkreisen stehen die der Küstenstämme gegenüber, in denen meist von einem Götter- oder Kulturheroenpaar die Rede ist, das den Gegensatz des schaffenden und zerstörenden Elements verkörpert.

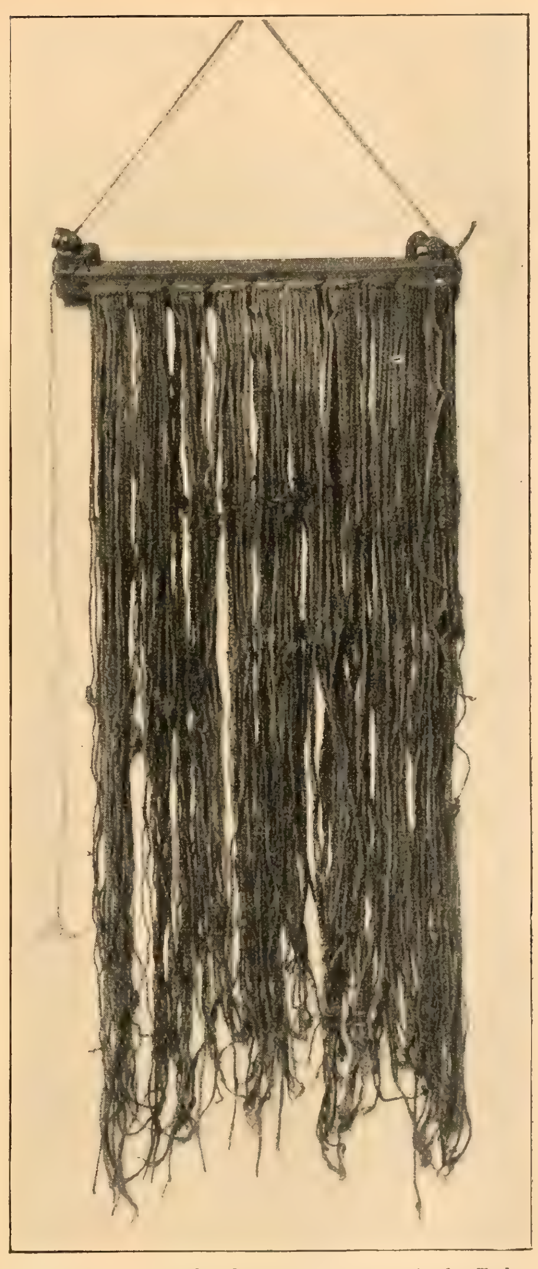


Abb. 163. Khipu aus den Gräbern von Nazca. An den Enden des 16,5 cm langen Holzstabes, von dem die bis zu 55 cm langen Schnüre herabhängen, eine Vogel- und eine Menschenfigur (Berliner Museum für Völkerkunde)

Das merkwürdige knochenlose, mit Windeseile die Erde durchmessende und dabei Täler und Berge bildende Wesen Con — eine Verkörperung des Dünen aufschüttenden Küstenwindes — verflucht im Zorne seine Schöpfung und läßt die bis dahin fruchtbare Küstenebene zur Sandwüste verdorren. Es flüchtet dann vor Pachacamaχ, dem vom Süden heranahenden großen Menschenschöpfer. Eine andere Sage zeigt Pachacamaχ im Widerstreite mit Huichama, seinem nachgeborenen Bruder, den der Sonnengott, der Vater beider, erzeugt, nachdem Pachacamaχ seinen zuerst geborenen Bruder zerstückelt hat, um aus seinen

umhergestreuten Gebeinen die Kulturpflanzen hervorgehen zu lassen. In dieser Mythe flüchtet Pachacamaχ vor Huichama, der ihn verfolgt und die Menschen, die Pachacamaχ geschaffen hat, in Steine verwandelt. Damit ein neues Menschengeschlecht entstehen kann, erhält Huichama drei Eier von Gold, Silber und Kupfer, aus denen die Häuptlinge, deren Frauen und das gewöhnliche Volk entspringen. Auch in Huamachuco (unweit Cajamarcas) und Huarochiri, also schon im Gebiete der Westkordillere, erzählten die Bewohner von Götterpaaren; in Huamachuco von Apocatequil und Piguerao, die auf Geheiß des höchsten Gottes die Menschen aus der Erde graben, in Huarochiri von Huallallo und Pariakaka, deren Kampf wohl einen Vulkanausbruch versinnbildlicht. Pariakaka mit seinen vier falkengestaltigen Genossen ist ein offenbarer Sturmdämon; die Mythe, die von dem Wettkampf seines Sohnes berichtet, in dem dieser mit Unterstützung des Vaters und unter Mitwirkung hilfreicher Tiere siegt, erinnert sehr an südasiatische Erzählungen. Noch viel auffallender sind aber, wie Ehrenreich gezeigt hat, diese bis ins einzelne gehenden Übereinstimmungen in einem anderen Mythus von Huarochiri, der von Coniraya erzählt, dem Schöpfer aller Dinge, der in ärmlicher Kleidung einhergeht und allerlei Liebesabenteuer mit göttlichen Frauen erlebt, die er, wenn sie sich seinen Umarmungen entziehen wollen, verfolgt und in Steine verwandelt.

Alles, was wir von den Schöpfern und Kulturbringern der alten Peruaner wissen, ist sicher nur ein dürftiger Rest dessen, was einst bei ihnen an Mythen, Sagen und Märchen vorhanden war. Die primitive Grundform ihrer Kultur tritt vielleicht am schärfsten darin hervor, daß bei diesem Volke keinerlei Schrift, die imstande war, solche Überlieferungen festzuhalten, bestand. Vereinzelte Angaben, daß die Khechua in vorincaischer oder incaischer Zeit auf Blättern und Steinen, Brettern oder gewebten Tüchern „schrieben“ und daß diese Schrift den Amauta (Priestergelehrten) zur Aufzeichnung ihrer geschichtlichen Überlieferungen gedient habe, sind ohne Gewähr. Die szenischen Darstellungen auf Geweben, die man in Pachacamac und sonst an der Küste gefunden hat, haben sicher mehr der Befriedigung des Kunstbedürfnisses als dem Zweck einer Mitteilung gedient. Dagegen ist es den Peruanern gelungen, einen Schriftersatz, die Knotenschnur, in den Khipus im höchsten Grade zu vervollkommnen (Abb. 163).

Sie dienten hauptsächlich Verwaltungszwecken, besonders der Registrierung von Tributabgaben; natürlich stellen sie ein bloßes Hilfsmittel dar, das, wenn wirklich, wie Garcilaso angibt, ganze Historien und Dichtungen in ihnen niedergelegt wurden, lediglich die Erinnerung unterstützte und die mündliche Überlieferung durch die Amauta voraussetzte. Die verschiedene Farbe der Fäden bezeichnete den Gegenstand, z. B. die Abgabe, die Provinz, die Menschenklasse, und die verschiedene Form der Knoten ermöglichte die Zahlenangabe. Nebenschnüre, die an die Hauptschnüre geknüpft wurden, waren gleichsam Fußnoten.

Ein besonderer Beamter (Khipu-camayoχ) hatte über die Khipu zu wachen. — Wie im alten Mexico, fühlten auch in Peru die Herrscher das Bedürfnis nach kartographischen Darstellungen ihres Reiches, die in Gestalt von Reliefkarten aus Steinen und Erde bald ganze Provinzen, bald nur die Stadt Cuzco wiedergaben. Diese wurden zuerst unter dem Inca Pachacutiχ, auf den spätere Geschichtsschreiber überhaupt alle grundlegenden Einrichtungen des Incareiches zurückführen, hergestellt. Derselbe große Herrscher soll auch die Zeitrechnung durch die Einteilung des Jahres in zwölf Mondmonate und die Errichtung von acht steinernen Pfeilern am Ost- und Westende von Cuzco, die zur Beobachtung des Sonnendurchganges zur Zeit der Solstitien und Äquinoktien dienten, neu geordnet haben. Auch vor dem Sonnentempel stand ein solcher Pfeiler, und man hat gewöhnlich die Intihuatana (geglättete Felsplatten, in deren Mitte sich ein niedriger Steinkegel erhebt), die sich an verschiedenen Stellen des Hochlandes finden (S. 406) — das bekannteste und besterhaltene auf der Burg von Pisac —, für derartige Sonnenuhren oder Gnomone gehalten. Uhle hat die Berechtigung dieser Deutung aus verschiedenen Gründen bestritten; er betrachtet die Steinkegel als einfache Sonnenaltäre und glaubt, daß bei allen Sonnentempeln in Peru ein Intihuatana den Hauptbestandteil gebildet habe.

e) Chile und Argentinien

Ein breiter Wüstengürtel schließt das Gebiet der altperuanischen Kultur im Süden ab. An zwei Stellen sind die Inca über ihn hinaus noch bis zum 35. bzw. 27. Grad südlicher Breite vorgedrungen: an der Küste durch die Salpeterwüste Atacama auf einer großen, von Cuzco nach Copiapó führenden Straße bis zu den nördlichen Araukanern und an der Ostabdachung der Anden durch die Quebrada de Humahuaca nach Jujuy und Tucuman in das Gebiet der Diaguita. Zwischen beiden Hauptwegen lagen auf den Gebirgshochflächen (Punas) von Jujuy und S. Pedro de Atacama und in der ganz zur Atacamawüste gehörenden chilenischen Küstenprovinz Antofagasta die Siedlungen der alten Atacameños (S. 328). Für alle drei Völker ist der Einfluß der nördlichen Hochlandskultur von entscheidender Bedeutung gewesen. Es ist anzunehmen, daß bei ihnen die Grundlagen einer höheren Kultur (Seßhaftigkeit, Ackerbau, Weberei, Töpferei, vielleicht auch Metallbearbeitung) schon vor der Bekanntschaft mit den Peruanern vorhanden waren; überall sehen wir aber eine unverkennbare Entwicklung in der Richtung, die die nördlichen Kulturen eingeschlagen hatten, in dem Augenblicke eintreten, in dem sich zu den Erzeugnissen der eigenen Kunstfertigkeit die eingeführten Waren der nördlichen Hochlandsindustrie (z. B. Cuzcoamphoren, incaische Bronzegeräte wie Äxte, Tumis, Topus usw.) gesellen. Diese Befruchtung der alteingesessenen Kulturen datiert

nicht erst von der Incazeit her. Schon die Tiahuanacokultur hat im Bereiche der Diaguita ihre deutlichen Spuren hinterlassen, und selbst die älteren Küstenstile (z. B. Proto-Nazca) haben auf manche Erzeugnisse dieses Volkes ihre Wirkungen ausgeübt.

Der wüste Küstenstrich zwischen Arica und Copiapó war seit alters der Sitz einer sehr primitiven Fischerbevölkerung, die in mancher Beziehung an die Feuerländer erinnert und in der Tat von manchen Forschern (z. B. Joyce, dem die folgenden Angaben z. T. entnommen sind) mit diesen, speziell mit den Alikuluf, in verwandtschaftliche Verbindung gebracht worden ist. In geschichtlicher Zeit saßen hier die Uru und Chango (S. 327); zwischen sie waren Aimará (die Charca) eingedrungen, deren Erzeugnisse man in Gräbern bei Tarapacá gefunden hat, während Ortsnamen der Aimará-Sprache an diesem Küstenstrich noch eine viel weitere Verbreitung besitzen (S. 326). Die Hinterlassenschaft der primitiven Urbevölkerung ist in Muschelhaufen zum Vorschein gekommen, die nicht nur an der Küste, sondern auch weit im Binnenlande auftreten und beweisen, daß hier (wie weiter nördlich, an der peruanischen Küste; vgl. S. 337) im Laufe der Zeiten ein Bevölkerungswechsel eingetreten ist, da einige, offenbar ältere, Muschelhaufen lange, andere wieder kurze Schädel enthalten. Die Langköpfe sind von den Kurzköpfen nicht ganz verdrängt worden, sondern haben sich teilweise mit ihnen vermischt. Sie empfingen von ihnen manche kulturellen Anregungen, z. B. eine höherstehende Töpferei, vor allem aber die Weberei und Kunst der Metallbearbeitung, die ihnen vorher ganz unbekannt gewesen waren — Gründe genug, um anzunehmen, daß die Kurzköpfe aus dem Gebiete höherer Kultur auf den Punas von Atacama und Jujuy kamen; selbst Einflüsse der Diaguita (Urnenbegräbnisse, Steinbauten) sind in diesen Küstenstrichen festgestellt worden. Das alles hat aber die allgemeine Lebensführung der Küstenstämme nicht von Grund aus gewandelt. Sie blieben Fischer, die Schaltiere sammelten, Krabben und Seeigel mit Knochenharpunen, deren Spitze zugleich den Widerhaken bildet, speerten und Fische mit Netzen oder zweiteiligen knöchernen Angelhaken fingen. Als Behausungen dienten ihnen wohl, wie den modernen Chango, einfache Schutzdächer aus Seehundsfellen, die man über drei oder vier in den Boden gerammte Stangen breitete (vgl. die patagonischen Toldos). Das gebräuchlichste Wasserfahrzeug war (und ist noch heute) ein Floß aus zwei zusammengekoppelten, aufgeblasenen Seelöwenfellen mit einer Plattform aus Stangen und Riemen, die bis zu vier Personen tragen konnte. Daneben waren auch noch Binsenbalsas im ganzen Süden verbreitet: „Die Uru des Titikaka lebten auf ihnen, Pehuentsche befuhren mit ihnen den Nahuelhuapi und Huarpe [S. 328] die Laguna de Guanacache nördlich Mendoza“ (Friederici). Zur Jagd auf Guanakos und Vögel besaß man Bögen und Pfeile mit gut gearbeiteten Steinspitzen oder Holzknäufen. Steinerne Mörser dienten, wie in Kalifornien, wohl nur dazu, die eingesammelten Samen oder Wurzeln zu zerstampfen. Fische und Muscheln bildeten die Haupthandelswaren, gegen die man von den Hochlandsvölkern vor allem Kupfergeräte eintauschte. Von der geistigen Kultur dieser primitiven Fischer ist nichts bekannt. Die Langköpfe bestatteten ihre Toten in ausgestreckter Lage (vgl. S. 404), die Kurzköpfe die ihren als aufrechte Hocker.

Die Kultur der alten Atacameños ist erst in neuester Zeit durch Ausgrabungen einer französischen Expedition, der der ausgezeichnete schwedische Forscher Boman angehörte, bekannt geworden. Sie erinnert in vielem, vor allem in der Steinarchitektur, der Art der Bodenkultur und dem Stil der Kleidung, an die Kultur der Diaguita, steht aber, im ganzen genommen, einige Stufen tiefer als diese, da sie auf der Puna, also auf einem von Natur wesentlich ungünstigeren Boden, erwuchs. Daß hier überhaupt eine seßhafte Bevölkerung gedeihen konnte, war nur möglich, wenn Klima, Bewässerung und Vegetation vor Zeiten günstiger waren als gegenwärtig, worauf in der Tat verschiedene Anzeichen hindeuten. Die Atacameños trieben zwar Ackerbau und Llamazucht, doch spielte die Jagd bei ihnen offenbar noch eine große Rolle, denn unter den Funden stehen Bögen und Pfeile, die bei allen nördlichen Hochlandsvölkern fehlten oder außer Gebrauch gekommen waren, obenan. Die Pfeile stecken in Lederköchern und besitzen Stein- oder Hartholzspitzen, ein hölzernes Zwischenstück und Befiederung. Ein Beweis der lebhaften Llamazucht sind, wie Boman gezeigt hat, die zahlreichen gekrümmten Holzknebel, die, mit wollenen Stricken versehen, dazu dienten, die Last auf dem Rücken des Tiers zu befestigen. Daneben hat man merkwürdige Holzgeräte von Messerform gefunden, ferner Spindeln und Nähnadeln (mit Ösen), Nadelbüchsen und Schälchen, Spateln und Kämme, endlich Glocken (s. u.) — alles aus Holz und nicht selten mit hübscher Schnitzerei verziert. In dieser „Holzkultur“ traten Stein und Metall ganz zurück. Neben Spatenblättern und Flachäxten aus Schiefer besaß man für den Abbau des Kupfererzes (Atacamits) Steinhämmer (Abb. 164), so ziemlich

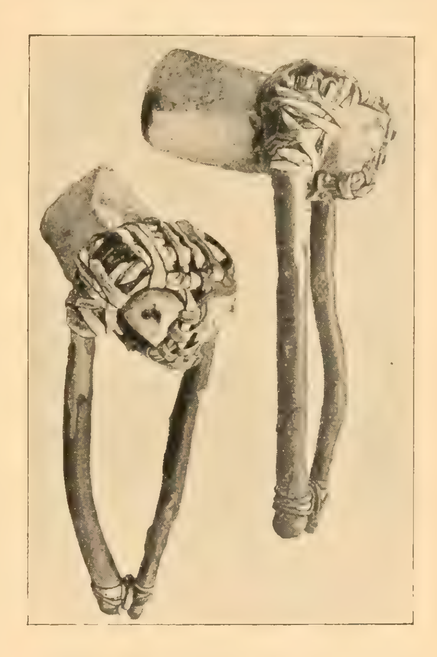


Abb. 164. Roh geschäfteter Steinhammer (Seiten- und Rückansicht). Chuquicamata, Prov. Antofagasta (Chile) (Nach Boman)

das Primitivste, was wir von dieser Art Gerät aus Amerika kennen. Die Metallgeräte sind meist von incaischem oder Diaguitatypus; wahrscheinlich sind auch die alten Kupferbergwerke nahe Salinas Grandes erst von Diaguita oder Incaperuanern ausgebeutet worden. Im Einklang mit der sonstigen Primitivität steht die Töpferei, die auch nur da, wo unverkennbar peruanische Beeinflussung vorliegt, etwas bessere Gefäße hervorgebracht hat (sonst nur grobe, unverzierte Ware), und die Flechtkunst, die durchweg die einfachste Spiralwulsttechnik anwandte. In ihrem Äußeren zeichneten sich die Atacameños z. T. durch deformierte Schädel und Schneidezähne, die mit eingefeilten Kerben versehen waren, aus, Besonderheiten, in denen sie augenscheinlich die Aimará nachahmten, denn auch im alten Aimarágebiete ist an Schädeln eine ähnliche Zahnfeilung festgestellt worden (über die Kopfdeformation der Aimará vgl. S. 396). Die Toten wurden in aufrechter Hockerstellung in Höhlen oder Gruben beigesetzt.

Ein großes Totenfeld der Atacameños wurde 1904 von der französischen Expedition in der Nähe von Calama (an der Eisenbahnlinie Antofagasta—Oruro) aufgedeckt. Das trockene Klima hatte, wie an der peruanischen Küste, die Leichen mumifiziert und die wollenen Gewänder (Ponchos und ärmellose Hemden), Holzgeräte, Kalabassen, Töpfe und Körbe ausgezeichnet erhalten. Die Umgebung bildet eine Oase inmitten der völlig vegetationslosen Atacamawüste. Die Funde von Calama gleichen bis ins kleinste genau denen, die man auf der Puna gemacht hat.

In den trockenen, mit Dornsträuchern, Algarroben und Kandelaberkakteen bewachsenen Andentälern zwischen den Ketten, in die sich die Ostkordillere zwischen dem 24. und 33. Grad südlicher Breite zerfasert, lagen die Wohnsitze der alten Diaguita oder Calchaquí. Erst die überaus reiche archäologische Ausbeute, die Nordwestargentinien in den letzten Jahrzehnten, dank vor allem den unermüdlichen Grabungen des Argentiniers Ambrosetti und des Schweden Boman, geliefert hat, hat uns instandgesetzt, ein wenigstens nach der stofflichen Seite einigermaßen vollständiges Bild von der Kultur dieses Volkes zu gewinnen, das zu früh von seinem Schauplatz abtrat, um ethnographisch eingehend erforscht werden zu können.

Die Hauptfunde entstammen dem Süden der Provinz Salta, dem westlichen Tucuman und der Provinz Catamarca. Die alten Siedlungen liegen meist, wie die Pueblos von Arizona und Neumexico, auf schwer zugänglichen Hügeln oder Plateaus. Hier erheben sich niedrige Mauern, die aus Pirca, d. h. Feldsteinen ohne Mörtel, aufgeschichtet sind, viereckige oder runde Räume umschließen, die einst Strohdächer trugen, und bisweilen wie ein dichtes Netz die



a

b

Abb. 165. Die prähistorische Ansiedlung Pucará de Rinconada auf der Puna de Jujuy, Ansicht und Grundriß
(Nach Boman)

ganze Kuppe überziehen. Einst müssen diese Ruinen große Städte gebildet haben, wie Tastil und La Paya westlich von Salta, Quilmes westlich von Tucuman. In dem Gewirr der Häuser bleibt meist kein Platz für Straßen übrig, so daß anzunehmen ist, daß die alten Bewohner die breiten Mauern der Gebäude selbst als Fußsteige benutzten. Dieselbe dichtgedrängte Bauweise zeigen die alten Siedlungen der Atacameños, z. B. Pucará de Rinconada auf der Puna von Jujuy (Abb. 165). Hier fehlen selbst die niedrigen, schmalen Türen der Diaguita-Bauten, so daß die Bewohner nur von oben her, mittels Leitern, in die Räume gelangt sein können. Beiden Gebieten gemeinsam sind auch die monolithischen, nicht selten mit roh eingemeißelten Figuren versehenen Steinpfeiler, die sich in der Mitte vieler Räume erheben. Derartige „Menhire", wie man sie genannt hat, stehen auch im Freien und erreichen z. B. im Tal von Tafí (Provinz Tucuman) die stattliche Höhe von 3 m; sie haben zweifellos religiösen Zwecken gedient. Nicht minder eigenartig sind die zahllosen, niedrigen Tumuli, die in ganz regelmäßiger Anordnung in langen, parallelen Reihen, jeder einzelne von einer einfachen oder doppelten Steinsetzung umgeben, im Tale von Lerma (Provinz Salta) angetroffen werden. Sie bestehen aus einer besonderen, von der Bodenart der Umgebung abstechenden Erde, enthalten aber keinerlei Reste. Das Leben der alten Diaguita wird uns außer durch die Funde durch eine auffallend große Menge von Felszeichnungen nahe gebracht, die freistehende Felsen, Tal- oder Höhlenwände bedecken und außer geometrischen Figuren bilderschriftartig wirkende Szenen wiedergeben. In der Höhle von Carahuasi (Provinz Salta) stellt eine dieser Felszeichnungen offenbar die Rückkehr eines mit reicher Beute an Llamas und gefangenen Frauen beladenen, siegreichen Stammes dar (Outes).

Ihrer Wirtschaft nach standen die alten Diaguita auf einer Stufe, die etwa die Mitte hält zwischen der Wirtschaftsstufe der Hochlandsvölker und derjenigen der wilden Stämme des Chaco und der Pampa. Sie bauten Mais auf terrassierten Bergwänden und züchteten das Llama, lebten aber daneben von den Früchten des Algarrobo, die ihnen auch ein berauschendes Getränk lieferten (vgl. S. 295), und von der Jagd auf Guanakos und Strauße (S. 309), deren Bilder deshalb unter den Felszeichnungen häufig sind. Auch darin, daß sie Tabak aus Tonpfeifen (in Winkelform) rauchten, standen sie den östlichen Stämmen näher als den kokakauenden Hochlandsvölkern. Bögen und Pfeile waren, wie bei den Bewohnern der Puna, neben Schleudern die Hauptwaffen. In der Tracht überwog wieder der Hochlandseinfluß; sie bestand aus langen, bis zu den Knien reichenden Hemden aus Llama-, Alpaka- oder Vicuñawolle, Ledersandalen und wollenen Kappen oder Stirnbinden mit eingesteckten Federn. Die Weberei war demnach eine angesehene Kunst, ebenso auch die Bearbeitung der Metalle, aus denen man jedoch mehr Schmucksachen als Werkzeuge formte; als Material für die letzteren haben Kupfer und

Bronze den Stein nicht verdrängen können. Goldzierate (Diademe) sind selten und wohl aus Peru eingeführt.

Neben Bronze- und Kupfergeräten rein peruanischer Form erscheinen andere, die wenigstens von peruanischen Vorbildern beeinflußt worden sind. Hierzu gehören Bronzebeile mit senkrechtem Schaftloch (wie unsere Zimmermannsäxte) und einem Befestigungshaken (ähnlich den Lappen- oder Tüllenäxten der europäischen Bronzezeit). Wir wissen durch Nordenskiölds Untersuchungen, daß diese entwickelte Beilform schon z. Z. der Tiahuanaco-Kultur aus dem gewöhnlichen, T-förmigen Bronzebeil (S. 392) abgeleitet wurde, indem man die Ledermanschette, mittels der die Klinge am Schaft festgenäht war, getreu in Bronze nachbildete. Als reine Prunkwaffen sind diese Beile schließlich sogar mit dem Stiel in einem Stück gegossen worden und zeigen am Helmende einen merkwürdigen, strahlenförmigen Ansatz, der auf einen stilisierten Tierkopf zurückgeht. Die häufig gefundenen bronzenen, oft mit einem vorspringenden Stachel oder einer Schneide bewehrten Schlagringe sind, wie Nordenskiöld gezeigt hat, auch in Peru (und Nordchile) bekannt gewesen. Von den bronzenen Schmuckscheiben zeigen sowohl die einfacheren, runden, durch rohe Figuren mit erhabenen Konturen verzierten, als auch die kunstvoll gegossenen Reliefplatten (Abb. 166) unverkennbare Verwandtschaft mit dem Stil der Tiahuanaco-Kultur, und wir haben bereits gesehen (S. 402), daß die figürliche Darstellung auf den letzteren ziemlich getreu die Auffassung, die der peruanische Hochlandsbewohner vom Sonnengott hatte, widerspiegelt. Dagegen können die im Querschnitt rechteckigen oder ovalen Bronzeglocken, die am unteren Rande ein Band mit erhabenen Ornamenten tragen, als ein lokales Erzeugnis der Diaguita-Kultur betrachtet werden; sie wurden von den Atacameños in Holz nachgeahmt (s. o.). — Unter den Steingeräten sind vor allem Äxte mit der typisch-nordamerikanischen Schaftrille, die innerhalb Südamerikas nur noch in Ecuador in ähnlicher Häufigkeit auftritt, und tiergestaltige oder mit Reliefs bedeckte Mörser zu nennen. Auch die letzteren gehen offenbar wieder



Abb. 166. Bronzene Schmuckplatte aus Andalgalá, Prov. Catamarca (Argentinien). Eine ähnliche Schmuckplatte ist in Tiahuanaco gefunden worden. (1/3 n. Gr.)
(Nach Posnansky)

auf peruanische Vorbilder (vgl. die S. 391 erwähnten Steinschalen) zurück. Zum Hausrat gehörten endlich noch allerlei Knochen- und Holzgeräte und eine Unmenge gut gearbeiteter, aus spiraligen Tonrollen aufgebauter Tongefäße.

Den reichverzierten Tonfigürchen und Tongefäßen verdanken wir besonders wichtige Aufschlüsse über die Kultur der Diaguita. Die ersteren lassen erkennen, daß man sich auf Gesicht und Oberkörper feine Muster malte oder tatauierte (wie im Chaco, vgl. S. 301). Die Tongefäße tragen entweder schwarze Bemalung auf gelbgrauem oder rotem Grunde, oder Ritzmuster auf einem schwarzen Überzuge, und zeigen wieder deutlich, daß die Diaguita teilweise stark von peruanischen Vorbildern abhängig waren. Man findet Ornamente, die Tiahuanaco-, Nazca- und Icamotive wiedergeben, und Formen, die der Cuzcokeramik eigen sind. Aber es gibt auch Gefäße, die die einheimische Kunst auf dem Wege zu einem selbständigen, eigenartigen Stil zeigen. Hierzu gehören vor allem die großen Amphoren mit sehr weitem, oben ausladendem Halse und überaus reicher Bemalung; unter den verschiedenen Lokaltypen dieser Ware sind die hohen, schlanken Santa Maria-Gefäße, deren Bemalung menschliche Figuren in fortgeschrittener Auflösung in geometrische Gebilde erkennen läßt, am bekanntesten geworden (Abb. 85). Diese Amphoren sind Graburnen, in denen man Kinderskelette beigesetzt hat; zu ganzen Friedhöfen vereinigt, werden sie abseits von den Grabstätten der Erwachsenen gefunden (vor allem in den Tälern von Calchaquí und Yocavil), und man hat aus diesem Umstande und der besonders reichen Verzierung der Urnen den Schluß gezogen, daß es sich um geopferte Kinder handele, vielleicht Erstgeborene, die auch die Puruha in Ecuador zu opfern und in Gefäßen beizusetzen pflegten, oder Zwillinge, mit denen im peruanischen Hochlande ähnlich verfahren wurde (S. 402). Bestattung von Erwachsenen in (unverzierten) Urnen ist nur ausnahmsweise beobachtet worden; Regel war das Erdbegräbnis, bei dem man den Toten in zusammengekrümmter Haltung auf die Seite legte, gewöhnlich in runden Gruben, deren Wand eine Steinsetzung bildete. Um den Sterbenden steckte man mit Pfeilen einen Kreis ab (um der Seele das Entrinnen zu erschweren). Von der Religion der Diaguita wissen wir nur, daß die Sonne als Hauptgottheit galt (peruanischer Einfluß?) und daß daneben Blitz und Donner, besonders aber Bäumen und Steinen Verehrung gezollt wurde. Die moderne Mischlingsbevölkerung des

Diaguitalandes feiert eine Gottheit namens Chiqui mit Opfern, die die Jagdbeute liefert, und Tänzen, bei denen Maskierte auftreten.

Die zuletzt erwähnten Gebräuche gehören zu den ganz seltenen Fällen, in denen die Kultur der Diaguita noch lebendig geblieben ist. Wesentlich günstiger liegen die Verhältnisse bei den Araukanern, die infolge ihres tapferen Widerstandes gegen die Spanier nicht nur einigermaßen rasserein geblieben sind, sondern auch Sprache und Sitten bis in die Gegenwart hinein bewahrt haben. Zu den andinen Kulturvölkern kann, genau genommen, nur die nördlichste Abteilung dieses Volkes (die Pikuntsche) gerechnet werden, die auch allein von den Inca unterworfen wurde. Am Rio Maule erlahmte die Stoßkraft der peruanischen Heere an der unbezähmbaren Wildheit nomadischer Horden, die im wesentlichen auf der Stufe der Pampasindianer vor der Einführung des Pferdes standen. Die Araukaner bilden, wie Joyce gezeigt hat, zwar sprachlich, aber weder physisch noch kulturell eine Einheit. Die Pehuentsche waren vielleicht ein uralter, fremdrassiger Pampasstamm (S. 219), der in Chile eindrang, die Sprache der Unterworfenen annahm, aber seine alte nomadische Lebensweise beibehielt. Das alte, seßhafte Araukanertum vertreten außer den Pikuntsche nur jene kleinen, ackerbauenden Gemeinwesen, welche die Entdecker unter den sonst nomadischen oder fischfangtreibenden Huillitsche zwischen dem Rio Tolten und der Insel Chiloe antrafen. Die materielle Kultur dieser alten Araukaner zeichnet sich nicht nur durch den Ackerbau, sondern auch durch die entwickelte Bewaffnung, Technik, Tracht und Wohnweise vor derjenigen der Pampasvölker und Patagonier aus; zwischen beiden bilden die Pehuentsche, wie wir bereits oben sahen (S. 306), den Übergang.

Die seßhaften Araukaner bauten Mais und Quinoa, Kartoffeln, Bataten und Bohnen, kannten künstliche Bewässerung und Düngung der Felder und züchteten eine schwarze Llamaart. Der Besitz von Holzspaten und Holzhacken, Steinmörsern und Mahlsteinen, Bratspießen und Eßschüsseln kennzeichnet sie als echte Andenvölker. Sie verstanden Chicha aus Mais zu bereiten und rauchten Tabak aus steinernen Pfeifen von Winkel- oder ⊥-Form, die häufig bei Ausgrabungen in Chile gefunden worden sind. Obwohl man pflanzliche Nahrung bevorzugte, wurde doch auch das Wild mit Bogen und Pfeil verfolgt und an der Küste ein lebhafter Fischfang betrieben (im Binnenlande, an den Flüssen, kam auch Fischfang mit Gift vor). Als Kriegswaffen dienten außer Bögen und Pfeilen, die mit Stein- oder Knochenspitzen bewehrt waren, lange Lanzen, schwertartige Flachkeulen, Knochendolche (besonders im Süden, auf Chiloe) und Schleudern, dagegen ursprünglich nicht Bolas, die die Araukaner erst von den

Pueltsche übernahmen. Alle alten Berichte sind darin einig, daß auch die Schutzwaffen bei den Araukanern gut ausgebildet waren; neben Rundschilden, Helmen und Kollern aus Leder werden bei einem spanischen Chronisten auch Plattenpanzer aus Fischbein erwähnt (vgl. peruanische Küste, S. 380). Obwohl die Araukaner mit der Bearbeitung von Gold, Silber und Kupfer vertraut waren und wahrscheinlich auch Meteoreisen zu Pfeilspitzen formten, sind die im Lande ausgegrabenen Metallgeräte doch fast durchweg peruanischen Ursprungs. Spitznackige Steinbeile waren noch bis ins achtzehnte Jahrhundert im allgemeinen Gebrauch und sind unter den Funden ebenso häufig wie Steinringe, die man für Beschwersteine von Grabstöcken hält, die aber wohl eher als Keulenknäufe, wie im alten Peru (S. 378), gedient haben. Auch die Töpferei war stark von peruanischen Vorbildern abhängig; je weiter nach Süden, desto roher werden die Tonwaren, und aufgemalte oder plastische Verzierungen verschwinden fast ganz. Am frühesten scheint von allen Kunstfertigkeiten die Weberei eine gewisse Höhe der Entwicklung erreicht zu haben. Noch heute stellen die Araukaner auf senkrechten Webrahmen dauerhafte Stoffe aus Wolle her, die sie selbst spinnen und färben. Aus ihnen fertigt man Ponchos von blauer, roter oder weißer Grundfarbe mit hübschen, eingewebten Mustern; wie dies Trachtstück ist auch die Weibertracht noch immer altperuanisch (Abb. 167), und dasselbe gilt auch von der Stirnbinde und dem überaus reichen, schweren Silberschmuck, den Pampasstämme und Patagonier von ihnen entlehnt haben (S. 312). Außer den runden oder viereckigen, teilweise riesig großen, silbernen Ohrplatten der Frauen ist deformierender Schmuck nicht mehr gebräuchlich; einst gab es Lippenpflöcke ähnlich dem Tembetá der Osttupí (S. 253), wie Funde in Mittelchile beweisen. — Auch bei den Araukanern kamen Rund- und Viereckbauten nebeneinander vor, wie im ganzen Andengebiete. Gegenwärtig überwiegen die letzteren; es sind große, einzeln liegende Blockhäuser mit Stroh- oder Binsendach und mehreren Türen und Fenstern.

Die gesellschaftlichen und religiösen Verhältnisse der Araukaner bieten viele interessante Züge. Einen Hinweis auf Totemismus erblickt P. W. Schmidt in ihrer Sitte, im Kampfe Tierköpfe als Stirnschmuck zu tragen (vgl. die ähnlichen Kopfputze der Chimú, Abb. 157). Die Häuptlingswürde und der Besitz gingen vom Vater auf den Sohn über. Exogamie und Frauenraub (tatsächlicher oder symbolischer) waren die Regel, und von der „Schwiegerscheu“, jener Sitte, nach welcher der Schwiegersohn jahrelang die Schwiegermutter meiden muß, führen die Berichte drastische Beispiele an. Ganz anders, als bei den despotisch regierten nördlichen Andenvölkern, hat sich die Stammesverfassung bei den Araukanern gestaltet. Sie sind von jeher ein freiheitliebendes Volk gewesen und haben nur ein durch eine starke Aristokratie beschränktes Häuptlingstum über sich geduldet.

Das Land zerfiel in vier Provinzen, an deren Spitze je ein Oberhäuptling (Toqui) stand, der aber nur im Kriege die unumschränkte Leitung hatte und eine Steinaxt als Würdezeichen führte (vgl. S. 290). Neben ihm stand ein Rat von fünf Distriktshäuptlingen (Apo), die ihrerseits über je neun Unterhäuptlinge (Ulmen) geboten. Die Versammlung der Häuptlinge regelte alle inneren Angelegenheiten des Stammes und beschloß auch über Krieg und Frieden. Bei solchen Gelegenheiten fand das feierliche Opfer eines schwarzen Widders (ursprünglich Llamas) statt, mit dessen Herz die Häuptlinge Mund und Waffen blutig färbten; dann ging ein in Blut getauchter Pfeil als symbolischer Stellungsbefehl an alle Waffenfähigen, und der Krieg begann, in dem die Heere der Araukaner bei guter Disziplin und geschickter Taktik unter der Führung hervorragender Toquis gewöhnlich den Spaniern viel zu schaffen machten. Noch heute lebt der Name des heldenmütigen Toqui Caupolican fort, der von den Spaniern 1558 gepfählt wurde. Sicher haben die Araukaner von ihren spanischen Gegnern in den jahrhundertelangen Kriegen viel gelernt und wohl auch ihre straffe politische Organisation erst infolge dieser Kriege nach und nach ausgebaut. In ihren Kriegssitten blieben sie ein Naturvolk, das mit wilder Grausamkeit gegen die Besiegten verfuhr und aus den Schädeln der geopferten Gefangenen Trinkgefäße, aus den Knochen Flöten formte. Von sonstigen Musikinstrumenten werden Rohrflöten und Felltrommeln erwähnt; letztere



Abb. 167. Araukanerin in alter Tracht. Man beachte die Befestigung des Aχsu (S. 393) über der Schulter mittels silberner Scheibennadeln, die von unten nach oben gesteckt werden

(Nach einer Photographie im Besitze des Stuttgarter Lindenmuseums)

sind flache. einseitig bespannte Handtrommeln und dienen noch heute, wie ähnliche Trommeln in Nordamerika (S. 89, 124, 134), als Geräte des Schamanen. Seit den Tagen der Conquista ist auch das Ballspiel (mit Schlaghölzern) der nationale Sport der Araukaner geblieben.

Neugeborene Kinder werden, wie auch sonst in den Andenländern, auf einem Gestell aus Rohrstäben festgebunden, und den Toten legt man für einige Zeit auf ein Gerüst — einer der seltenen Fälle von Plattformbestattung in Südamerika (vgl. S. 273) — oder dörrt ihn im Rauch (Huillitsche), um ihn dann in Hockerstellung in der Erde beizusetzen, das Antlitz dem Westen zugekehrt: denn im Meere des Westens liegt die Geisterinsel, wohin ein Walfisch die Totenseelen bringt (vgl. Peru, S. 404). Mit dieser Vorstellung von der Meerfahrt der Seele hängt wohl auch die Kahnbestattung zusammen, von der in einigen Quellen berichtet wird. In der Provinz Cautin bezeichnet man das Grab durch hölzerne Pfähle, die roh geschnitzte Adler- oder Menschenfiguren wiedergeben. Eigentliche Idole kannten die Araukaner dagegen ebensowenig wie Tempel; überhaupt erhebt sich ihre ganze Religion kaum über die Stufe, auf der sie bei den Chaco- und Pampasvölkern stand.

Wie diese, erblicken auch die Araukaner in den Naturerscheinungen die Kämpfe der abgeschiedenen Seelen, und nur eine, besonders eindringlich auf das Gemüt wirkende, das Gewitter, hat sich zu der Gestalt des Gottes Pillan verdichtet. Er wird auf einem Vulkane hausend gedacht, wie überhaupt tätige Vulkane bei den Araukanern noch heute als Sitze von Dämonen (Cherruve) gelten. Ein Heer untergeordneter, meist böser Geister (Guekubu; vgl. die Gualitschu, S. 316), die Erdbeben, Krankheiten und Todesfälle verursachen, bildet mit diesen Dämonen eine wahre Hierarchie nach dem Muster der politischen Ordnung des Landes. Wenn nach einigen Berichterstattern der Sonne und vor allem dem Monde besondere Verehrung zuteil wurde, so liegt hier wieder der Verdacht peruanischer Einwirkung nahe. Die Mythologie der heutigen Araukaner ist stark mit christlichen Vorstellungen und europäischen Märchenstoffen gesättigt; doch hat sich in der Sage von Latrapai, der seinen beiden Neffen (die den Zwillingsheroen anderer südamerikanischer Mythen entsprechen) allerlei Prüfungen auferlegt, ehe er ihnen seine Töchter zu Frauen gibt, ein echt amerikanischer Mythenstoff mit ganz speziellen Anklängen an nordwestamerikanische Sagen erhalten. — Auch darin sind die Araukaner ein echtes Naturvolk geblieben, daß bei ihnen die Schamanen (Machi) noch die Hauptrolle im Kultus spielen. Daß Tier- und Menschenopfer vorkamen, wurde schon erwähnt; auch Holzmasken sind in alter Zeit (wie bei den Diaguita) gebraucht worden.

Wie weit die geistige Kultur der Araukaner von der peruanischen beeinflußt wurde, bedarf noch näherer Untersuchung. Erst dann wird sich auch entscheiden lassen, ob die Knotenschnüre,

deren sie sich bedienten, um (wie andere Völker mit Kerbstöcken) den Ablauf bestimmter Zeitperioden zu berechnen, Abkömmlinge des peruanischen Khipu sind oder der gemeinsamen Urschicht aller Andenkulturen angehören, deren südlichster Vorposten die Araukaner waren.

Während die ältere Völkerkunde sich damit begnügte, psychologische Entwicklungsreihen der verschiedenen Kulturerscheinungen aufzustellen, tritt in der modernen immer stärker das Bestreben hervor, Geschichte an die Stelle der Geschichtsphilosophie zu setzen. Auch auf amerikanischem Gebiete sahen wir Ethnologen und Archäologen darum bemüht, das Nebeneinander der Völker und Kulturen in ein Nacheinander umzuwandeln (s. die Einleitungen zu den einzelnen Abschnitten). Diese Versuche gingen im wesentlichen von der Typologie und geographischen Verbreitung aus, in einzelnen Fällen auch von Fundtatsachen oder Stammestraditionen, und konnten bisher nur eine relative Chronologie ergeben. Ganz neuerdings beginnt man nun auch, der absoluten Chronologie erhöhte Aufmerksamkeit zu schenken, um zunächst für die mittelamerikanische Kulturgeschichte ein festes Gerüst zu gewinnen. Die Arbeiten deutscher und amerikanischer Gelehrter, die sich mit dieser wichtigen Frage beschäftigen, sind nach Ausgangspunkt und Methode verschieden und haben völlig befriedigende, übereinstimmende Resultate noch nicht ergeben. Dennoch wird ein kurzer Überblick über das bisher Erreichte als passender Abschluß unserer Betrachtung amerikanischer Völker willkommen sein [1].

Auf umfangreichen Sprach- und Quellenforschungen fußend, hat W. Lehmann (Berlin) das wichtige Toltekenproblem (vgl. S. 170) in den Mittelpunkt seiner Erörterungen gerückt. Er nimmt an, daß die Tolteken dialektisch stark von den späteren Naua (Azteken usw.) abwichen und dem gemeinsamen, sonorisch-schoschonischen Urstamme (S. 70/1) näherstanden; die Haupteigentümlichkeit ihrer älteren Sprachform, der t-Laut an Stelle des tl im klassischen Aztekisch, hat sich noch jetzt bei den sehr früh nach Süden verschlagenen toltekischen Kolonisten Salvadors (Pipil, S. 162) erhalten. Lehmann sondert ferner bereits mehrere Schichten der toltekischen Kultur voneinander: eine

---

[1] Die erwähnten Arbeiten sind teils während der Drucklegung des Abschnittes „Amerika" erschienen, teils erst jetzt, nach längerer Unterbrechung durch den Krieg, zugänglich geworden. Die obigen Ausführungen möge man also als einen Nachtrag zu der Einleitung S. 160—174, durch den manche der dort ausgesprochenen Ansichten nicht unwesentlich modifiziert werden, betrachten.

ältere (die sog. „Pyramidenkultur"), deren Hauptsitze Teotihuacan und Tollan waren, und deren Keramik noch starke Beziehungen zu Nordwestmexico aufweist, und eine jüngere, mit Colhuacan und Cholula als Mittelpunkten. In der jüngeren Epoche spielten neben den Tolteken die bis auf die Sprache vollständig „toltekisierten" Olmeken (S. 172) die Hauptrolle. *Toltekischen Einflüssen* schreibt Lehmann überhaupt die größte Bedeutung für die altmexikanische Kulturgeschichte zu; auch die ursprünglich otomitischen, später mexikanisierten Chichimeken von Tetzcoco, die Totonaken, Mixteko-Tzapoteken, Chiapaneken und Maya empfingen von den Tolteken die Keime ihrer Gesittung oder wenigstens weitgehende kulturelle Anregungen. Der toltekische Einschlag in Yucatan (Chich'en Itza, S. 170) wird auf eine ältere, vom Motagua-Tale ausgehende, und eine jüngere, von Tabasco herkommende Naua-Invasion zurückgeführt, Mitla (S. 195) als eine jungtoltekische Gründung betrachtet und Xochicalco (S. 194) als ein Bauwerk bezeichnet, das bereits die Vermischung toltekischer Kunstübung mit derjenigen der jüngeren Naua aufweise. — Die Tolteken können, wie alle späteren Naua, nur von Norden her eingewandert sein. Sie fanden als *Ureinwohner* die Otomí vor, eine sehr alte Schicht (vgl. S. 172), die vielleicht auch die Mixteko-Tzapoteken und Chinanteken mit umfaßte, ferner die erwähnten Olmeken, die sprachlich eine Familie mit den Chocho-Popoloken und ihren Verwandten (S. 164) bildeten, die Mixe-Zoque-Xinca (S. 166), die Maya, welche die zuletzt genannte Familie zersprengt hatten, die Tarasken und Totonaken und schließlich die Trümmer einer mit kalifornischen Stämmen und Yuma sprachverwandten Völkergruppe, zu der Lehmann die Seri (S. 156), die Tlappaneken Guerreros und die Subtiaba Nicaraguas rechnet. Zeitlich wird die Geschichte der Tolteken von folgenden *fünf Hauptdaten* eingerahmt, die Lehmann nach Angaben Sahaguns und aztekischer Chronisten berechnet hat:

429 v. Chr.	Beginn der „Prototoltekischen" Epoche.
600 n. Chr.	Untergang des alttoltekischen Reichs.
726 n. Chr.	Beginn der „Toltekenrenaissance".
1064 n. Chr.	Untergang des jungtoltekischen Reichs.
1168 n. Chr.	Vertreibung der Olmeken aus Cholula.

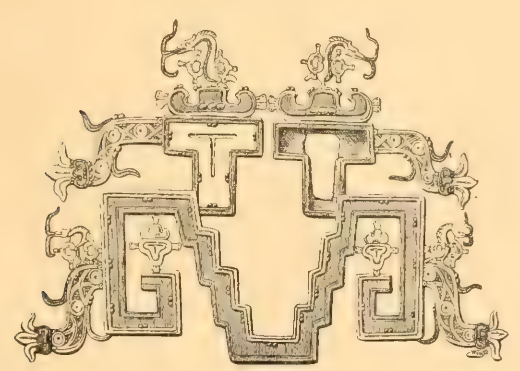
Der schwächste Punkt dieses geschichtlichen Gebäudes ist augenscheinlich die geringe Berücksichtigung der *Mayakultur*, deren Wachstum, Größe und Verfall sich wohl kaum in den kurzen Zeitraum von sieben bis acht Jahrhunderten werden zusammendrängen lassen, den Lehmann in Übereinstimmung mit der bisher geltenden, besonders von Seler ausgebauten Chronologie (vgl. S. 171) als ausreichend für die Entwicklung der Maya ansieht. Hier setzt die amerikanische Forschung ein, die in *Herbert Spinden* und *Silvanus Griswold Morley*, Teilnehmern an den erfolgreichen Expeditionen des Peabody-Museums der Harvard-Universität (Cambridge Mass.) nach den Ruinengebieten Mittelamerikas, die beiden Hauptverfechter der ganz auf archäologischer Grundlage ruhenden Theorie em hohen Alter der Mayakultur besitzt. Spinden geht von der kunstgeschichtlichen Betrachtung der Denkmäler, Morley von der Entzifferung der Inschriften aus, und beide sind vielfach zu den gleichen Resultaten gekommen. Der Zeitraum, den die älteste und jüngste datierte Mayainschrift umspannen, hat sich nach Morley infolge neuerer Funde von 560 Jahren (S. 171) auf

etwa 1100 Jahre erweitert; das würde schon allein genügen, um die ältesten Mayadenkmäler statt, wie bisher, ins zehnte oder elfte, ins vierte oder fünfte nachchristliche Jahrhundert hinaufzurücken. Morley ist indessen noch weiter gegangen; mit Hilfe der Daten alter, im sechzehnten Jahrhundert niedergeschriebener Mayachroniken (der „Bücher des Chilam Balam“) hat er die christliche und Mayazeitrechnung in Einklang zu bringen versucht und ist zu dem Ergebnis gekommen, daß das jüngste datierte Mayadenkmal bereits im Jahre 1012 n. Chr. errichtet wurde, das älteste also, dessen Datenkolumne (S. 208) 3277 Jahre ergibt, bis ins Jahr 96 v. Chr. hinaufzurücken ist. Nimmt man die Zeit, deren die Entwicklung ihres genialen Schriftsystems bedurfte, hinzu, so wird man mit einer Geschichte der Maya von mindestens 2000 Jahren, von 1541 (dem Jahr der Eroberung Yucatans durch die Spanier) rückwärts, zu rechnen haben. Morley läßt die Maya von Norden, längs der atlantischen Küste, in ihre späteren Wohnsitze einwandern und erblickt in den Huaxteken (S. 169) nicht, wie die meisten anderen Forscher, einen vorgeschobenen Außenposten, sondern einen Rest der Urmaya. Vom mexikanischen Hochlande ausgehende Wellen einer archaischen Kultur (vgl. S. 172) brachten den Urmaya Bodenkultur, Töpferei, Weberei und vielleicht auch schon die Keime einer höheren geistigen Kultur (Schrift, Kalender). Diese letzteren wurden weiter entwickelt, als die Maya in dem Golfküstengebiete um den Vulkan von Tuxtla saßen, aus dem neben anderen Altertümern ausgesprochenen Mayastils auch das älteste überhaupt datierte Denkmal (eine Nephritstatuette in Gestalt eines vogelköpfigen Gottes) stammt; sie erscheinen bereits voll entfaltet, als die Maya den nördlichen Teil der Landschaft Peten (Nordguatemala), ihren ältesten Sitz innerhalb des bis auf den heutigen Tag von ihnen bewohnten Gebietes, erreicht hatten. Tikal ist die früheste aller Mayastädte, in deren Nähe das älteste datierte, größere Monument (mit dem Datum 3443 = 68 n. Chr.) gefunden wurde. 140 Jahre später ist bereits Copan besiedelt, 280 Jahre später Piedras Negras, 315 Jahre später Palenque, 328 Jahre später Menché, nahezu 400 Jahre später Quiriguá — so geht es fort bis zum Jahre 3985 = 610 n. Chr., dem letzten Datum, das auf den Monumenten des großen, sich südlich um Yucatan herumlegenden Ruinengürtels erscheint. Von da an schweigen alle Inschriften; die großen, alten Städte müssen bald darauf verlassen worden sein, am frühesten Palenque, dann Copan, das „Athen der Neuen Welt“, mit seinen gewaltigen Skulpturen und zahlreichen Inschriften, die fast 40 v. H. aller bisher im Mayagebiete gefundenen ausmachen, zuletzt Tikal, die größte Stadt des alten Reiches, die länger als 540 Jahre geblüht hatte. Morley schreibt den Verfall dieses „Alten Reiches“, das er in eine Frühe, Mittlere und Große Periode gliedert, verschiedenen Ursachen zu, vor allem der völligen Erschöpfung des Bodens durch das jahrhundertelang betriebene, mit der Rodungswirtschaft verbundene Niederbrennen des Waldes; vielleicht trugen auch klimatische Wandlungen dazu bei, denn manches spricht dafür, daß zu Beginn des dritten nachchristlichen Jahrhunderts infolge einer allmählichen nördlichen Verschiebung der subtropischen Trockenzone, die sich bis dahin äquatorwärts bewegt hatte, länger andauernde Regenzeiten dem Tieflande, in dem die Mayastädte lagen, erst die undurchdringlichen Urwälder und das ungesunde Klima gebracht haben,

die sie heute nahezu unbewohnbar machen. Eine allgemeine Auswanderung der Maya setzt ein, teils nach Norden auf das yucatekische Plateau, teils nach Süden auf die Hochländer von Chiapas und Guatemala. In beide Gebiete waren schon während des „Alten Reiches" Kolonien entsandt worden, denn sowohl aus Chich'en Itza als auch aus Sacchaná (im westlichen Guatemala) besitzen wir Inschriften mit dem frühen Datum 3995 = 620 n. Chr. Aber die großartige „Mayarenaissance" im Süden und vor allem im Norden, wo Dutzende von großen Städten aus dem Kalkboden Yucatans emporwuchsen, fällt erst ins zehnte, elfte und zwölfte Jahrhundert. Sie wird nach 1200 von einer kurzen „toltekischen Epoche", in der Mayapan der Hauptort ist, und dann, nach der Zerstörung Mayapans (S. 170, 188), von einer Zeit des Niedergangs abgelöst. Alle drei Perioden zusammen bilden das „Neue Reich". Die Länder, die den Glanz des „Alten Reichs" gesehen hatten, blieben unbewohnt bis auf die Gegenden um den See von Peten-Itza, in denen die letzten Reste der Mayakultur nach der Eroberung Yucatans durch Francisco de Montejo d. J. (1541) ein Asyl fanden; 1697 wurde auch diesen durch Martin de Ursua ein Ende bereitet.

Eine Beurteilung dieser weittragenden Schlußfolgerungen wird sich erst nach der Durcharbeitung des gesamten inschriftlichen Materials ermöglichen lassen. Sie haben von vornherein etwas Bestechendes, da es den beiden amerikanischen Gelehrten gelungen ist, auch die Stilentwicklung mit ihren chronologischen Aufstellungen in Einklang zu bringen. So zeigen z. B. die ihrer Datierung nach ältesten Stelen, Altäre und Reliefplatten von Tikal und Copan ein archaisches Gepräge, das den Monumenten jüngerer Ruinenstädte, z. B. Palenque und Quiriguá, ganz fehlt. Auch eine allmähliche Umbildung der Hieroglyphenschrift läßt sich, wenn auch in geringerem Maße, von den ältesten Monumenten an verfolgen. Die Datierungen Morleys stehen übrigens keineswegs im Widerspruch zu denen Lehmanns; sowohl in der toltekischen als auch in der Mayageschichte bedeuten die Zeiten um 600 und 1200 n. Chr. wichtige Wendepunkte, und zwischen der Katastrophe des jungtoltekischen Reiches Cholula und der Begründung des jungtoltekischen Reiches Mayapan, die zeitlich einander sehr nahe gerückt sind, waltet zweifellos ein ursächlicher Zusammenhang ob (vgl. S. 170; vielleicht auch zwischen der Zerstörung des alttoltekischen Reiches und dem Verfall des „Alten Reiches" der Maya?). — Max Uhle und Philip Ainsworth Means haben sogar bereits versucht, die neugewonnenen chronologischen Ergebnisse der nordamerikanischen Forscher mit der altperuanischen Kulturschichtung (S. 334 f.) in Einklang zu bringen. Wenn das auch noch verfrüht erscheinen mag, so wird durch solche Bestrebungen doch bereits der

Weg vorgezeichnet, den die amerikanische Völkerkunde in Zukunft wird beschreiten müssen. Denn wie sich über die europäische Urgeschichte erst seit der Zeit helles Licht ergossen hat, in der es gelang, die Geschichte der alten Mittelmeerkulturen in einen gesicherten chronologischen Rahmen zu spannen, so wird dereinst auch der nord- und südamerikanischen Völkerkunde aus der zeitlichen Fixierung der mittelamerikanischen Kulturepochen ein nicht gering anzuschlagender Gewinn erwachsen.



Farbige Stuckverzierung aus dem „Palast“, Palenque
(Nach Maudslay)

Afrika

(Mit Ausschluß der Mittelmeergebiete)

Von Dr. Arthur Haberlandt in Wien

I. Allgemeines

1. Naturausstattung und Besiedlung

Trotz seiner ungeheuren Ausdehnung stellt Afrika bekanntlich, was den Verlauf seiner Küstenlinie angeht, durchaus kein reich gegliedertes Erdgebiet dar. Gefährliche Steilküsten — namentlich im Norden — und sandige oder sumpfige, fiebergefährliche Flachküsten, vorherrschend im Südwesten und im tropischen Gebiet, folgen in ungegliederter Linie mit nur wenig brauchbaren Häfen aufeinander und haben den Erdteil von der See aus stets schwer zugänglich erscheinen lassen, wozu vor allem auch seine nach drei Seiten hin „ozeanische" Lage das ihrige beiträgt. Nur im Norden und Nordosten bestehen wesentlich günstigere Verhältnisse, und dank diesen ist Afrika hier mit Europa und Vorderasien früh, schon in prähistorischer Zeit, in Beziehung getreten. Über die Landenge von Suez und das Rote Meer hinweg haben verschiedene Bevölkerungsgruppen ihren Einzug gehalten, ebenso vermutlich zahlreiche Kulturpflanzen und Haustiere, während der gesamte Nordrand Afrikas durch fortdauernde Völker- und Verkehrsbeziehungen im Verlaufe der Geschichte dem mittelländischen Kulturgebiete einverleibt wurde und insofern einen von den übrigen Landesteilen verschiedenen Entwicklungsgang genommen hat. Für die Verkehrsbeziehungen Ostafrikas endlich ist die eine Schiffahrtsverbindung mit Südasien vorzeichnende Richtung der Monsunwinde und Meeresströmungen ungefähr auf der Linie Sansibar-Gudscharat von großer Bedeutung gewesen, da durch sie die Schiffsrouten der Portugiesen und „Araber" für den Verkehr mit Indien bedingt waren, von welchem die afrikanischen Gestade naturgemäß mancherlei Bereicherung empfingen. Immerhin begreifen wir es, daß Afrika im großen und ganzen das Land einer eigenständigen, in der Landschaft wurzelnden Kulturentwicklung geworden ist.

Der Besiedlung als solcher hat jedoch der Aufbau Afrikas keine wesentlichen Schwierigkeiten in den Weg gelegt. Der ver-

tikalen Gliederung nach stellen nur die Kettengebirge des Atlas, die vulkanischen Kegel des Kamerungebirges und die ebenfalls vulkanischen Gebirgsmassive des Ruwenzori, Mt. Elgon und

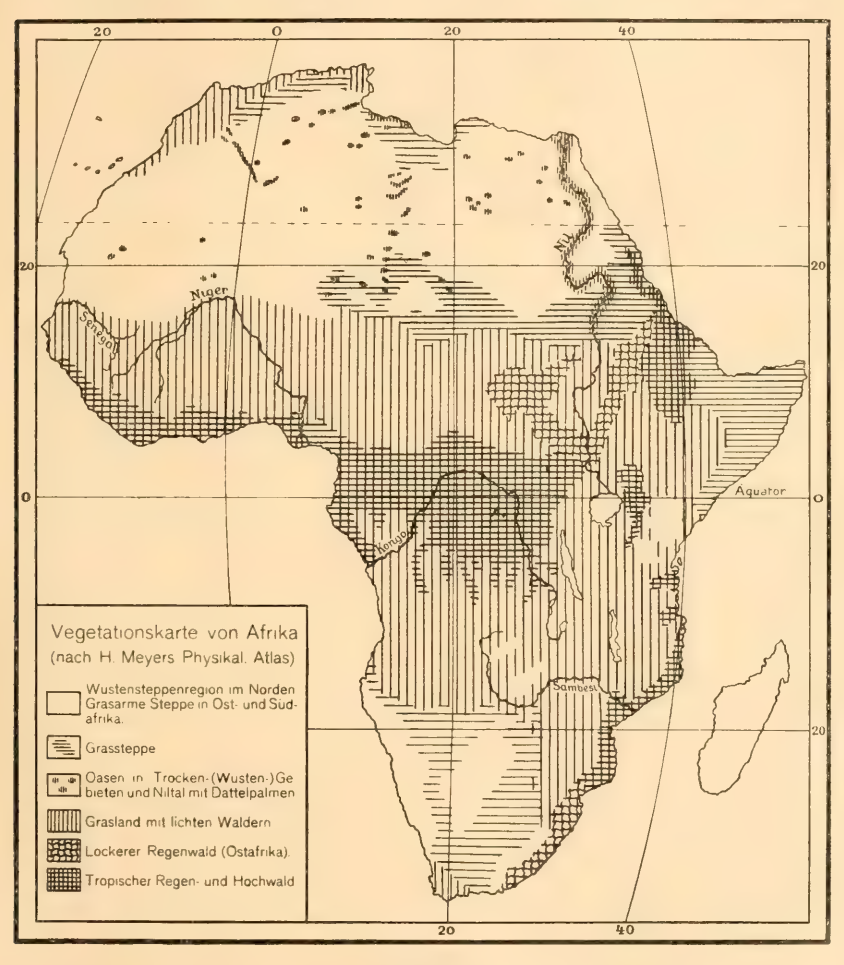


Abb. 168

Kilimandscharo in Ostafrika derart bedeutende Aufragungen dar, daß sie in den höheren Lagen von menschlicher Besiedlung gemieden wurden. Völkerscheidend, wie etwa die asiatischen Gebirge, haben jedoch auch sie nirgends wirken können. Bedeutendere Unterschiede treten uns im Hinblick auf die charakteristischen Landschaftsformen Afrikas entgegen. Diese gliedern sich in:

1. die ausgesprochene Sand- und Steinwüste,
2. die Wüstensteppe mit zeitweiligem Graswuchs,
3. das Grasland oder die Savanne, untermischt mit spärlichem oder dichterem Baumwuchs (Parklandschaft),
4. den tropischen Urwald und seine Ausläufer, die Zone der Galeriewälder an den Flüssen.

Von diesen Gebieten haben die ausgesprochenen Wüstengebiete des Nordens, als heute von der menschlichen Besiedlung ausgeschlossen, auszuscheiden[1]; sie ist hier nur möglich innerhalb der Oasenstrecken, die in der westlichen Sahara immerhin stellenweise zu größeren Siedlungsstreifen sich zusammenschließen. Auch das zentrale Plateau der westlichen Sahara (von Ahaggar) ist in seinen Rändern und Talungen reichlich bewässert, so daß stellenweise neben Steppengraswirtschaft sogar Ackerbau möglich ist. Als Verkehrsgebiet betrachtet, hat die Sahara in ihrer fortschreitenden Austrocknung wohl den Bestand dunkler Völker schmälern, nicht aber dem Vordringen tatkräftiger Gruppen des Nordens ein Hindernis entgegensetzen können. Die Wüstengebiete bergen insgesamt eine naturangepaßte, langansässige Bevölkerung, der man ihren Besitz nicht leicht streitig machen kann. Besonders konservativ sind die Wüstensteppen Südafrikas, nächst ihnen der tropische Urwald; hier haben aber immerhin ziemlich umfangreiche Völkerverschiebungen stattgefunden; in erster Linie spielten sich diese aber in den Grassteppen aller Landesteile ab, wie uns die heutigen ethnographischen Verhältnisse deutlich erkennen lassen. Die wechselnden Grundlagen, die nun der Landschaftscharakter Afrikas zusammen mit den historischen Schicksalen der Völker für die Kulturentwicklung in den einzelnen Landesteilen geboten hat, werden später noch im einzelnen erörtert werden.

2. Kulturpflanzen und Haustiere

Die meisten lebenswichtigen Kulturpflanzen Afrikas kommen heute noch in verschiedenen Abarten wildwachsend vor; es ist daher in den seltensten Fällen sicher auszumachen, in welcher Weise

[1] Zu Beginn der Quartärzeit (Vereisungsperioden Europas) allerdings war die Sahara ein sehr wasserreiches Gebiet mit feuchtem, warmem Klima: dieser wohnliche Charakter hielt auch noch in einer Zeit an, als Afrika bereits vom Menschen besiedelt war, und wich erst später jener gänzlichen Austrocknung, die wir heute an ihr wahrnehmen.

ihr konsequenter Anbau zustandegekommen ist, um so mehr als auch die Wildarten vielfach zur Nahrungsaushilfe herangezogen werden. Nur bestimmte fortgeschrittene Methoden lassen „asiatische“ Beziehungen erkennen.

Im tropischen Afrika liefern eine ganze Anzahl einheimischer Pflanzen zur Ernährung große stärkemehlhaltige Wurzelknollen, so namentlich Coleusarten, ferner Colocasien (Taro), Dioscorea (Yams), ferner Tacca (Pfeilwurz) Fruchtknollen, ebenso Hibiscusarten.

Allgemein im Kontinent verbreitet sind Hülsenfrüchte, vor allem Bohnen; im Grasland findet man wild wachsend und kultiviert Hirsearten (Sorghum, „Durra“), ferner Eleusine (Duchn), Panicum und Pennisetum (Negerhirse), auch eine wilde Reisart (in Nordafrika) usw.

In den Steppengebieten wichtig sind zahlreiche Kürbisse und Wassermelonen; überall verbreitet ist der Flaschenkürbis.

Von Nutzbäumen sind vor allem zu erwähnen die Palmen. Die Dattelpalme, die über Nordafrika nicht hinausgeht, ist dort von den Puniern eingeführt und durch die Araber weiter verbreitet worden. Die Cocospalme ist gleichfalls nur strichweise im Einflußbereich der Araber in Ostafrika zu treffen. Wichtig ist die Dumpalme, deren Blätter zur Mattenflechterei verwendet werden, und die Raphiapalme, deren Blattrippen als Tischler- und Zimmermannsmaterial wertvoll sind. Die Früchte beider Arten werden verzehrt, während der Saft des angeschlagenen Stammes einen Rauschtrank liefert (Palmwein). Auch die Ölpalme ist einheimisch. Ein Charakterbaum weiter Graslandschaften ist der Affenbrotbaum (Baobab). In Nordafrika einheimisch ist der Kolanußbaum, ferner der Baumwollbaum (Schibutterbaum), Fettkerne und Holz liefernd, ferner Sykomoren, überhaupt Fikusarten, die im ganzen tropischen Afrika zur Rindenbastbereitung herangezogen werden; dem gleichen Zweck dient Brachystegia. Erwähnt sei ferner die schon im alten Ägypten bekannte Baumwolle, die für ganz Nordafrika den wichtigsten Bekleidungstoff liefert; ihr gesellen sich als Färbepflanze der Indigo, Hanf als Narkotikum namentlich im Süden und Osten, Rizinus, Sesam und andere zu. Von Südasien stammen die Kulturformen der Banane, die jedoch erst in geschichtlicher Zeit eingeführt worden sein dürften. Im vierzehnten Jahrhundert bildete sie auch im Küstengebiet Ostafrikas die wichtigste Nährbasis. Reis und Baumwolle scheinen zuerst nach Ägypten, dann aber auch nach Ostafrika direkt eingeführt. Im Gefolge dieses persisch-indischen Handelverkehrs wurde auch eine reiche Zahl von Nutz- und Fruchtgewächsen aus dem tropischen Asien nach Ostafrika verpflanzt, die aber meist im Küstengebiet verblieben. (Zuckerrohr, Citrusarten, Mango, Areka usw.) Einen bedeutungsvollen Wandel in der Wahl von Anbaupflanzen haben die seit der Entdeckung Amerikas von dort herübergebrachten Kulturpflanzen herbeigeführt, so Maniok, Batate, Mais, Erdnuß (Arachis hypogaea), diese nicht zu verwechseln mit der heimischen Erderbse (Voandzeia), ferner die gemeine Bohne (Phaseolus vulgaris) und nicht zuletzt als Reizmittel der Tabak.

F. Stuhlmann hat es unternommen, die aufgezählten Kulturpflanzen in eine altheimische Urschicht (Palmen, Kürbisse, Melonen, Yamswurzeln, Negerhirse usw.) und verschiedene ältere und jüngere Einwanderungs-

schichten im Gefolge von Völker- und Kulturwanderungen aus Asien her zu zerlegen, welch letzteren zuältest das Sorghum, namentlich aber die Banane und andere Pflanzen (Colocasien = Taro) verdankt würde. Es dürfte sich jedoch ähnlich wie für Europa mehr und mehr alte Bodenständigkeit mit Heranziehung der einheimischen Wildformen in der Pflanzkultur Afrikas herausstellen. (Über die geographische Aufteilung belehrt am besten O. Drude in A. Scobel, Handbuch zum Andreeschen Handatlas.

Sehr arm ist Afrika an einheimischen Nutztieren, von denen nur der Esel in den Steppen Ostafrikas, die Katze und vielleicht der Hund, der heute wohl bei keinem Stamme fehlt, im Lande gezähmt wurden. Um so vielgestaltiger ist bekanntlich der Wildstand des Erdteiles, der dem Eingeborenen von jeher reichliche Jagdbeute lieferte (Büffel, Antilopen, Rhinozeros, Elefant, Flußpferd usw.). Doch ist von den zur Zähmung geeigneten Arten (namentlich Elandantilopen) nicht eine von Negern der Hauswirtschaft nutzbar gemacht worden. Mit L. Adametz werden wir daher als wichtigste und fast ausschließliche Tierzüchter die Hamiten anzusehen haben. Tatsächlich haben sich fast alle im folgenden aufgezählten Formen von Ägypten oder Ostafrika aus über den Erdteil verbreitet.

In den Urwaldgebieten kommt Rinderzucht nicht vor; hier bilden vielmehr die fast überall anzutreffenden Ziegen, Schafe und Hühner — stellenweise auch Schweine — die einzigen Haustiere. Die Ziegen zerfallen in mannigfache Rassen, darunter auch Zwergformen, deren Vorfahren gleichfalls schon in der neolithischen Zeit Ägyptens nachgewiesen sind; in letzter Linie stammen sie alle von der asiatischen Bezoarziege (capra aegagrus) ab.

Von Schafen ist das Fettschwanzschaf, dessen Heimat in Mesopotamien zu suchen ist, heute fast allgemein verbreitet; die Nachkommen einer ziegenartigen, neolithisch-ägyptischen Form findet man nur in Zentralafrika, eine zweite, ihr nah verwandte (ovis longipes) von Nordafrika bis zum Kongo im Süden. Das Fessanschaf weist alte Beziehungen zu Südeuropa (Italien) auf.

Das Huhn erscheint zuerst im neuen Reiche Ägyptens; seine allgemeine Verbreitung durch Afrika dürfte zum Teil auf spätere Nachschübe von Indien her zurückzuführen sein.

Schweine sind als Haustiere in Ägypten uralt, nichtsdestoweniger scheinen die rezenten Hausschweine größtenteils europäischen (portugiesischen) Import darzustellen, so an der Guineaküste, im Kongogebiet bis zum Tanganyika, Südafrika; in Moçambique dürfte man sie aus Indien eingeführt haben.

Das Pferd erscheint in Westafrika zuerst in berberisch-römischer Zeit, wohl von Spanien her eingeführt, und hat dann namentlich durch die Araberzüge weitere Verbreitung erfahren; heute reicht es etwa bis zur Urwaldzone Zentralafrikas; namentlich im Tschadseegebiet findet es ausgiebige Verwendung.

Die Ägypter erhielten das Pferd während der achtzehnten Dynastie aus Vorderasien; von hier verbreitete es sich teilweise über Nordafrika, dann weiter



Tafel XIII

Ugaia mit Ohrenschmuck aus selbstgeschmiedeten eisernen Kettchen

(Aufnahme von Prof. Dr. Kattwinkel)



über Ostafrika nach Südafrika (Basuto-Pony). Hier haben jedoch auch Europäer (Holländer) ihre Rassen eingebürgert.

Der Esel ist ein ungemein fähiges und wertvolles Nutztier (Trag- und Reittier) Nordostafrikas. Aus äthiopischen Stammformen hervorgegangen, ist er indes kaum über sein Stammland hinausgekommen (Äthiopien, Abessinien usw.).

Auch die gleichfalls im Niltal heimische Katze hat sich über dieses nicht wesentlich hinaus verbreitet.

Das Kamel erscheint als Reittier asiatischer Söldner schon 600 v. Chr. in Ägypten; erst zu Beginn unserer Zeitrechnung hat es jedoch im Westen Eingang gefunden: heute ist es zum unentbehrlichen Helfer des Menschen in der nordafrikanischen Wüste geworden.

Wertvolle Hinweise auf Völkerbewegungen geben uns namentlich die Rinderrassen. Das ägyptische Wildrind, eine Primigeniusform, wurde bereits in vorgeschichtlicher Zeit an Ort und Stelle gezähmt und dürfte mit hamitischen Völkerschüben durch Ost- bis nach Südafrika gekommen sein, dessen Formen ihm verhältnismäßig nahestehen. Diese Urform erscheint heute vielfach (Somaliland, Ostafrika usw.) mit einem aus Südarabien eingewanderten Höckerrind (Zebu) verkreuzt, das die Anlage zur Höckerbildung bei diesen Zuchten veranlaßte. Von Abessinien bis zum Tschadsee im Westen und dem Zwischenseengebiet im Süden finden wir eine durch Mutation (?) entstandene Sonderform des Primigeniusrindes, die durch Riesenhörnigkeit hervorsticht (wohl eine absichtlich festgehaltene Zuchtform). Endlich hat sich sowohl im Norden (Algier, Marokko), wie auch im Osten (Ägypten, Abessinien, Somaliland) zufolge ausgiebigen Völkerverkehrs eine kurzhörnige Zebuform aus Asien her eingebürgert, die mancherorts die anderen Rinderformen verdrängt hat.

3. Funde aus Afrikas Vorgeschichte

Wie in anderen Kontinenten reichen auch in Afrika die Spuren des Menschen in sehr alte Zeiten zurück, in denen zweifelsohne auch hier der Stein eine der wichtigsten Rollen als Werkzeugmaterial gespielt hat. Vorderhand müssen wir hiebei zwei räumlich getrennte Landschaften unterscheiden, von denen die eine den ganzen Norden bis zur Guineaküste und dem Kongobecken umfaßt, während die südlichen Funde nordwärts nur etwa bis zum Sambesi reichen. Die Kluft zwischen beiden läßt sich wohl ziemlich ansprechend durch den Mangel an geeignetem Steinmaterial besonders in den Urwaldstrecken erklären, wenn wir natürlich auch noch mit der Lückenhaftigkeit unserer Kenntnisse rechnen müssen.

Die ältesten, aus dem Norden stammenden Steinfunde reihen sich nach ihrer geologischen Lagerung und technischen Form vollkommen den ältesten in Europa bekannten Steintypen (hauptsächlich den Faustkeilen des sogenannten Chelléen) an. Es sind

dies Faustkeilserien aus Algerien und Oran, in Alluvionen und Sanden der Sahara, durch welche dieselbe Zuschreibung auch für die oberflächlich gelagerten bzw. ausgewaschenen Faustkeile hier und im Somalilande wenigstens nahegelegt wird. Ihr zunächst merkwürdig erscheinendes Vorkommen in ganz wüsten Teilen der Sahara läßt sich mit der oben angedeuteten geänderten Klimabeschaffenheit in weit zurückliegenden Perioden sehr wohl erklären.

Daneben sind auch archäolithische, bzw. nur ganz beiläufig behauene und an Gebrauchsspuren kenntliche Kiesel und Splitter, aber auch die meisten „klassischen" Typen des Alt- und Jungpaläolithikums vertreten, welche nach Obermaier eine Unterteilung in eine spanisch-afrikanische und eine vorderasiatische Provinz zulassen. Im großen und ganzen sind diese Funde aber auf das „mittelländische" Gebiet beschränkt. Im Mangbetugebiet und am unteren Kongo liegen allerdings anscheinend gleichfalls „Solutrétypen" vor, die Obermaier zufolge ihrer Patina von den gleichartigen „neolithischen" Spitzen unterscheidet und als innerafrikanische Sonderbildung beschreiben will.

Der Großteil der Funde in Sahara, Sudan und dem tropischen Westafrika ist zweifelsohne in seinen Ursprüngen dem europäischen Neolithikum gleichzusetzen, wobei im Saharagebiet nach dem örtlich vorhandenen Gesteinsmaterial behauene und geschlagene Typen überwiegen, im Sudan und an der Guineaküste dagegen vor allem weiches schleif- und polierbares Gestein die Unterlagen geboten hat.

Besonders reich an Funden der älteren Steinzeit ist Ägypten, das insgesamt stufenförmige Entwicklung der Formen zeigt wie Europa; durch das frühe Bekanntwerden der Metalle (Kupfer und Bronze) und den frühen Anbruch der historischen Perioden in Ägypten (um 3300 v. Chr.) ist hier aber die steinzeitliche Entwicklung viel früher zum Stillstand gekommen als im übrigen Afrika. Was uns dessen prähistorische Funde auch vom ethnographischen Standpunkte aus sehr interessant macht, ist das lange Überleben von Steingeräten noch in später historischer Zeit, das sich namentlich im Bereiche der Sahara deutlich verfolgen läßt und sich in einzelnen Typen wie Rollsteinen und Mahlplatten, Armringen aus Stein u. dgl. bei den Wüstenstämmen der Tuareg noch heute beobachten läßt.

Algerien und die angrenzenden Gebiete des Nordrandes von Afrika bilden eine Sonderlandschaft innerhalb der Gesamtmasse der Funde, die sich nach der Beschaffenheit der Steingeräte, Schmucksachen, wie Steinperlen und -ringen, mit ihren Steinplattengräbern und Steinmonumenten (einzeln stehende und zu dreien an-

geordnete Pfeiler, sogenannte „Menhirs“ und „Trilithen“) vollkommen an die jüngere Steinzeit Südeuropas anschließt, der sie auch wohl zeitlich gleichzusetzen ist. Eine besonders bemerkenswerte Gruppe von größeren Steindenkmälern, die sich von hier weit südlich in die Sahara (bis nach Ahaggar) erstrecken, bilden die Felsengravierungen und -zeichnungen, welche zum Teil szenenhafter Art sind, zum Teil sich auf die Darstellung einzelner Tiere beschränken. Da sich darunter auch solche befinden, die heute ausgewandert sind, wie Elefant, Rhinozeros, Löwe, Strauß usw., und auch eine ausgestorbene Tierart, eine Art Urrind mit gewaltigem Hörnerschmuck (Bubalus antiquus) auf ihnen erscheint, dürfte der größte Teil derselben — wenigstens im Norden — in sehr alte, vermutlich altneolithische Zeit — zurückreichen. Im Süden erscheint ihre Technik gleichfalls sehr altertümlich, allein die Abbildungen von Kamelen, Reitern zu Pferd mit Rundschilden usw. lassen hier für die Mehrzahl jüngeren Ursprung erkennen, ja zum Teil ragen sie in der Form von Kritzeleien noch bis in unsere Tage herein.

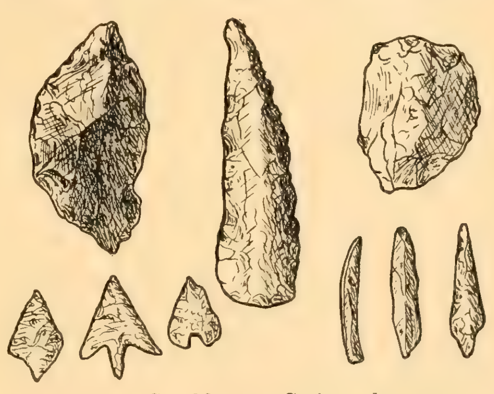


Abb. 169. Geschlagene Steinwerkzeuge aus der Sahara: Schaber, Klingen und Pfeilspitzen (Nach F. Foureau)

Die zeitliche Stellung der kleineren Steinfunde der Sahara ist noch ziemlich ungeklärt; der Norden bietet eine unmittelbare Fortsetzung algerischer Typen, zwischen Uargla und Rhadames fällt nach den bisherigen Forschungen ein bedeutendes Überwiegen der Pfeilspitzen gegenüber den sonstigen Geräten auf. Ein großer Teil des Materials entstammt losen Streufunden, andere zahlreiche rühren von Werkplätzen und Arbeitsstellen her, andere von Gräbern; an der Guineaküste sind auch in Höhlen steinzeitliche Stationen angetroffen worden (Abb. 169).

Von Typen sind in der Sahara hauptsächlich Pfeil- und Lanzenspitzen verschiedener Art, ferner Feuersteinspäne, Kratzer, Schaber, Stichel, grob gezähnte Sägen, alle durch Schlag und Pressung hergestellt, zu finden, daneben auch zahlreiche geschliffene Steinbeile, Mahl- bzw. Rollsteine für Kornreibeplatten, Schleifsteine mit Rillen u. dgl., endlich „Mikrolithen“, d. h. ganz kleine, bearbeitete Steinsplitterchen, die auch im Nigergebiete noch recht häufig sind. Eine bemerkenswerte Mannigfaltigkeit besitzen hier die geschliffenen Beile,

die mit Rillen versehen waren oder einfach in den Schaft eingesteckt wurden Außerdem kennt man von hier Steinkeulen mit abgesetztem Griff, Steinschlägel, knochenartig geformt mit verdickten Enden, an Gefäßen steinerne Schüsseln und Schalen und anderes mehr. Steingefäße vom Typus altägyptischer Funde haben sich im oberen Nilgebiet sogar bis in die Gegenwart erhalten. Die Unterschiede in den Typen zwischen Sahara und Nigergebiet sind wohl vor allem durch das Material bedingt; immerhin ist daraus wohl auch eine mehr kriegerische Artung der Saharabewohner abzulesen.

Die Tongefäßscherben lassen auf eine ziemlich unentwickelte Technik der Töpferei schließen. Henkel fehlen fast gänzlich, ebenso Standflächen; die Verzierungen wurden durch Andrücken von Geflechtwerk, Nachahmung von Schnur- und Geflechtornamenten, Punkt- und Strichmuster, teilweise vielleicht unter Zuhilfenahme von kammartigen Werkzeugen hergestellt. In der Sahara finden sich auch Straußeneierschalen als Gefäße verwendet. Ferner kommen vor Spinnwirtel und Knochennadeln; an Schmuck endlich sind in der Sahara Ketten zu erwähnen, die man aus runden Scheibchen von Straußeneischalen zusammensetzte, außerdem farbige Glasperlen, Glasringe, steinerne Anhängsel usw. Vorläufig reichen die Saharafunde östlich etwa bis zu einer Linie, die von der Oase Bilma zum Tschadsee vorläuft; auf dieser Strecke sind noch halbkreisförmig gerundete Kratzer, Klingenschaber, gezähnelte Pfeilspitzen, gekerbte Pfeilplatten sowie polierte Beile und Meißelchen bezeugt.

In der Regel — und das ist das Wichtige — findet man diesen Dingen auch einige Geräte aus Eisen, Kupfer oder Silber beigemengt (Platten, Arm- und Fingerringe), Anzeichen für eine ausschließliche Kupfer- bzw. Bronzezeit wie in Ägypten existieren aber nirgends. Einzelne Funde wurden vielmehr in zerfallenen Schlössern („ksour's“) am Nordrande der Sahara gemacht, die ihrer Bauart nach frühestens dem fünfzehnten Jahrhundert zuzuschreiben sind, ein Beweis, daß Steinwerkzeuge für bestimmte Zwecke noch spät, als man längst mit dem Gebrauche des Eisens bekannt war, in Verwendung standen. Bemerkenswert ist neben der Beschaffenheit der Funde auch noch ihre Verteilung in der eigentlichen Sahara. Die Mehrzahl derselben stammt aus den heute trockenen Flußniederungen, während die jetzige Bevölkerung sich hauptsächlich im Gebirge an den Flußursprüngen sammelt. Dieselbe Tatsache führen uns die Felszeichnungen und prähistorischen Grabbauten vor Augen. Sie bestehen aus konischen Steinhügeln, auch einfachen Steinkreisen oder viereckigen Umfassungsmauern, endlich auch viereckigen oberirdischen Grabkammern mit vorgelegtem Gang und runder Einfassung. Die älteren trifft man in der Ebene, die jüngeren im Gebirge. Aus alledem im Zusammenhalt mit der Art der Funde, Steinbeilen, Mahlvorrichtungen usw., gelangten die hauptsächlichsten Erforscher

dieser Länder, Gautier, Foureau, Desplagnes u. a., zu der Anschauung, es müßte eine ansässige, ackerbautreibende Bevölkerung gewesen sein, deren frühere Anwesenheit hier unter einem günstigeren Klima anzunehmen ist; die Ähnlichkeit der Funde mit denen der südlichen Gebiete läßt vermuten, es habe sich um dunkelhäutige, negerhafte Gruppen gehandelt, die infolge der zunehmenden Trockenheit und des Eindringens einer hellen Rasse vom Norden immer weiter nach Süden gedrängt wurden. Leider geben uns die Funde als solche, chronologisch ungesichtet, wie sie vorliegen, ihrem Charakter nach keinerlei Mittel an die Hand, solche Umwälzungen mit einer Änderung des Kulturbesitzes zu belegen. Es wird vorderhand noch zweifellos Älteres mit Jüngerem vermengt, in den seltensten Fällen gelingt es wie bei steinernen Handmühlen aus dem Nigergebiet, die vollkommen dem römischen Typus entsprechen, einen ungefähren Zeitpunkt für das Aufkommen bestimmter Typen festzustellen.

Zeugnisse bedeutsamer kriegerischer Umwälzungen in der Grenzzone zwischen Sahara und Sudan sind die zahlreichen Höhlenwohnungen und Fluchtburgen, die in die Abhänge des Nigertales eingegraben sind, ferner eine Unzahl Dorfruinen und Verschanzungen aus Trockenmauerwerk, die sich vom Nigerbogen bis gegen die Elfenbeinküste hin verfolgen lassen. Die ersteren werden von den dortigen Stämmen (Habbé) heute noch teilweise benützt, gehen aber nach ihrer eigenen Tradition auf die ältesten Eindringlinge aus dem Norden — vermutlich lybisch-berberischen Ursprungs — zurück.

Von Grabdenkmälern späten, für uns aber „prähistorischen" Ursprungs sind endlich noch die sogenannten „Berber-Gräber" vom Südrande der Sahara zu erwähnen; es sind Steinsetzungen; bisweilen steht je ein Steinpfeiler am Kopf- und Fußende, was sie dringend des mohammedanischen Einflusses verdächtig macht. Steingrabhügel auf dem Nigerplateau und gewaltige Erdhügel (Tumuli) im eigentlichen Sudan sind späte Formen und wahrscheinlich als Häuptlingsbestattungen anzusehen, wie sie uns noch aus dem elften Jahrhundert auch durch historische Nachrichten bezeugt sind.

An der Guineaküste haben sich namentlich Steinbeile von Senegambien bis Dahome in großer Zahl gefunden. Den heutigen Bewohnern ist die Bedeutung dieser Stücke gänzlich unbekannt. Sie genießen hier wie an so vielen Punkten der Erde abseits von jeder praktischen Verwendung als „Schwur- und Donnersteine" abergläubische Verehrung. Auch der Kongolauf hat eine recht ansehnliche Ausbeute an prähistorischen Topfscherben und Steingeräten, lorbeerblattförmigen Lanzenspitzen, gezähnten und ungezähnten Pfeilspitzen, ovalen Beilen, darunter aber nur wenig

polierte, geliefert; auch hier ist jedoch jede Überlieferung gänzlich erloschen.

Vielleicht bringt uns die Einwanderung der Bube auf Fernando Pó einmal darüber Aufschluß, die O. Baumann mit dem Auftreten der Fanvölker in Beziehung setzt. Da die Bube noch im Jahre 1868 Steinbeile erzeugten, ist mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß zur Zeit ihrer Verdrängung in Kamerun noch Steinbeile in Verwendung standen.

Ähnliche Funde hat seinerzeit auch schon Schweinfurth aus dem West- und oberen Nilgebiet bekanntgemacht. (Beile und Spitzenformen.) Eine Überleitung nach Oberägypten steht vorläufig noch aus (Abb. 170).

Dagegen fehlen, von runden durchlochten Beschwersteinen(?) und behauenen Steinklötzen abgesehen, in Ostafrika Steinfunde so gut wie gänzlich. Nur in der Nähe der vulkanischen Gebirge des Nordens wurden vereinzelt Klingen und Splitter von Obsidian gefunden, so daß es als ziemlich wahrscheinlich gelten muß, daß eine auf den Stein als Werkzeugmaterial gegründete Technologie hier nie im gleichen Umfang geherrscht hat wie anderwärts. Dolmenförmige alte Steingräber sind nur vom oberen Bahr-el-Ghazal bezeugt.

Gleichwie im steinigen Norden finden wir auch im Süden Afrikas eine reiche Fülle von Steinwerkzeugen aus verschiedenen Perioden vor. In größter Zahl — buchstäblich auf den Straßen — findet man sie im Kaplande als Oberflächenfunde, auch in alten Flußterrassen, in der Kalahari an Wasserplätzen, zusammen mit Topfscherben, Straußeneischalen und Tierknochen und weit im Norden, an den Viktoriafällen des Sambesi, hat man gleichfalls in den alten Flußschottern Steinwerkzeuge gefunden, denen man insgesamt ein sehr hohes Alter zuschrieb; da sie sich in verschiedener Höhenlage befinden, dürften sie aber verschiedenen Perioden angehören.

Faustkeilartige Formen hat man auch weiter im Süden (Natal, Rhodesien) in ursprünglicher Lagerung im Boden angetroffen; sie sind sicher alt. Andere trifft man zusammen mit Schabern, Kratzern, Klingen, wie erwähnt, an der Oberfläche; ihre „Patinierung" (Oberflächenverwitterung) wird uns wohl auch hier mit der Zeit Aufschluß für ihr Alter bringen. Oft in unmittelbarer Nachbarschaft dieser Funde stößt man nun auch auf kleinere Steintypen, die sich reich namentlich in der Nähe von Buschmanngravierungen, auch an alten Buschmannlagern (in der Kalahari) wiederholen. Sie unterscheiden sich nach ihrem Typus deutlich von den größeren Stücken und können mit um so größerer Sicherheit den Buschmännern zugeschrieben werden, weil diese Werkzeuge, als da sind Pfeilspitzen, Kratzer und Schaber zur Fellbearbeitung, Bohrer, Messerchen zur Verfertigung von Straußeneischeibchen, Stößel, Reiber für Farben, Pfeilglätter und Beschwersteine für Grabstöcke, von den Buschmännern bis in die Jetztzeit benützt wurden.

Auch ganz kleine Steinwerkzeuge (Mikrolithen oder pygmy-implements genannt) gehören hieher. Ihr Gegenstück haben die letzteren in gewaltigen, häufig bis zu einem halben Meter langen, faustkeilartigen Typen der südlichsten Kapkolonie. Da bei diesen Stücken die Spitze zumeist abgebrochen ist, hat Pöch die Vermutung ausgesprochen, es handle sich um eine Art Fallklotz, den ein auf einem Baume sitzender Mann auf einen vorbeigetriebenen Elefanten mit Wucht herabfallen ließ. Jedenfalls verspricht auch in Südafrika eine exakte wissenschaftliche Erforschung der Steinfunde reichen Gewinn für das kulturgeschichtliche und ethnographische Verständnis dieser Gebiete.

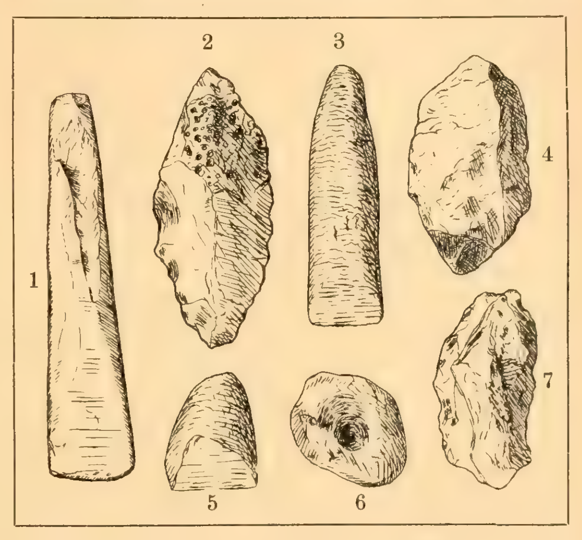


Abb. 170. 1 Geschliffenes Steinbeil, Goldküste (30 cm), 2 geschlagenes Feuersteinbeil, Oberägypten (18 cm), 3 geschliffenes Steinbeil, Togo (19 cm), 4 geschlagenes Steinbeil, Oberägypten (12 cm), 5 geschliffenes Steinbeil, Missahöhe, Togo (5 cm), 6 Steinring mit gebohrtem Loch (7 cm), (Depotfund) Missahöhe, Togo, 7 geschlagenes Steinbeil, Oberägypten (11,5 cm) (Lindenmuseum Stuttgart)

Mehr noch als im Norden finden sich hier Felsgravierungen und Malereien einer naturalistischen Jägerkunst, ausgezeichnet durch eine Naturtreue, wie sie nur intensivste Beobachtung des Wildes erzielen ließ. Auch ihre Zeitstellung ist strittig, reicht in einzelnen Fällen aber gewiß über Jahrhunderte zurück. Als Verfertiger sind die Buschmänner anzusehen. Ähnlichen Felsenzeichnungen, teils naturalistischer, teils geometrischer Art begegnen wir in Ostafrika (Victoria Nyanza und Tanganyika), und auch im Nilgebiet steht an der Wiege der ägyptischen Kunst eine dort Jahrtausende alte, im übrigen aber zeitlos in primitiver künstlerischer Naturauffassung verankerte Felswandmalerei gleicher Artung (Niltal bei Assuan).

Ob und in welcher Art Zusammenhänge in der Vorgeschichte Nord- und Südafrikas bestehen, darüber geben diese Funde natürlich nur theoretischen Aufschluß.

Von den angeführten Funden wird man den Felszeichnungen diesbezüglich kaum eine höhere Beweiskraft zuerkennen können. Aber vielleicht kommt eine solche gewissen durchlochten Steinkugeln zu, die heute von den Buschmännern zum Beschweren der Grabstöcke verwendet werden, und die auch in Ostafrika bis nach Abessinien hin typisch in gleicher Art auftreten. v. Luschan vermutet als Träger der Ausbreitung die Hamiten, deren Wanderungen im übrigen aus den Haustierrassen (s. S. 432 f.) erkennbar werden. Vielleicht handelt es sich aber doch um eine altafrikanische Schicht; so kommen auch Schnüre mit aufgereihten Rundscheibchen aus durchlochten Straußeneischalen gleicherweise im Norden und Süden vor, und die Wurfkeulen Ägyptens kennt Herodot so gut von lybischen Gebieten, wie sie durch das ganze Grasland des Ostens nach Süden reichen.

4. a) Kulturprovinzen

Den Werdegang der Kultur in Afrika haben die landschaftlich verschiedenen physisch-geographischen Verhältnisse und ihnen gleichwertig die Verkehrsbedingungen und historischen Bewegungen vorgeschrieben und jedes in seiner Weise gehemmt oder gefördert.

Bei der folgenden Darstellung halten wir uns zunächst an die oben skizzierten „Lebensräume“, in die sich die Kulturprovinzen — man könnte fast sagen „organisch“ — eingliedern.

Der gesamte Nordsaum Afrikas ist frühzeitig in das mittelländische Hochkulturgebiet einbezogen worden. Als Quellbecken höherer Zivilisation hat er demgemäß dem Inneren Afrikas zahlreiche Errungenschaften auf allen Gebieten der menschlichen Kultur vermittelt, ohne selbst doch einen sozusagen afrikanischen Kulturcharakter zu besitzen.

Als erste spezifisch afrikanische Kulturprovinz tritt uns vielmehr das Wüsten- und Steppengebiet der Sahara entgegen, der Bereich nomadischer Viehzüchter mit spärlichen Ansätzen von Bodenkultur, in vollständiger Anpassung an diesen eigenartigen Lebensraum.

Der Lebensraum des Sudan zerfällt in zwei Kulturprovinzen, den westlichen Sudan einschließlich der „Haussastaaten“ — vorwiegend ein Übergangsgebiet zwischen Nord und Süd, und den zentralen Sudan mit überwiegend westöstlichem Kulturverkehr. Beide sind Gebiete ausgesprochener Mischkultur, in deren Bereich alle Lebensformen von den primitiven Jäger- und Fischergruppen bis zur ausgesprochenen Stadtkultur Raum

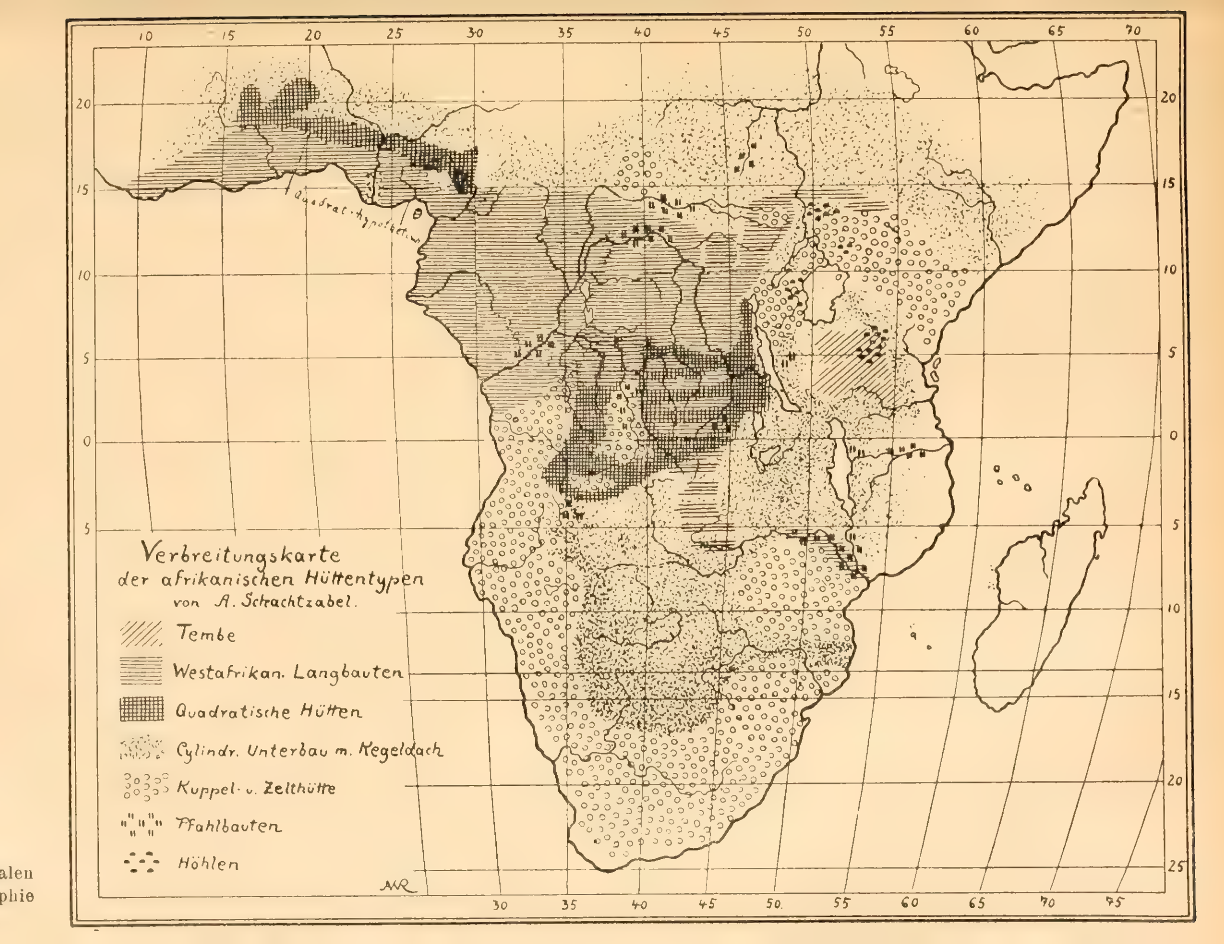


Abb. 171.
(Aus dem Internationalen Archiv für Ethnographie 1912, Suppl. IV)

haben. Im Westen erstreckt letztere sich bis an die Guineaküste, wogegen im Zentralen Sudan eine Überleitung zu den ausgesprochenen Primitivvölkern Zentralafrikas stattfindet.

Dieser nächste Lebensraum, der zentralafrikanische Urwald, ist ein Rückzugs- und Ablagerungsgebiet für altertümlichen Kulturbesitz aller Art, den man gemeinhin unter dem Namen „westafrikanische Kultur“ zusammenfaßt. Etwas anders liegen die Verhältnisse in der Osthälfte des Kontinents, die sowohl im oberen Nilgebiet wie im Zwischenseengebiet und Kongoursprungsgebiet zahlreiche Beziehungen (Kultur- und Völkerverkehr) mit dem Westen verknüpft halten.

Ost- und Südafrika bilden nur einen annähernd einheitlichen Lebensraum gegenüber den anderen Landschaften. Im Norden und Süden sind in ihnen Steppen und Wüstensteppen beschlossen, die ähnlich wie in Nordafrika den Lebensraum für viehzüchtende Völker und schweifende Jäger und Sammler abgeben. Auch sonst gilt es hier Sonderlandschaften gerecht zu werden.

Im Nordosten treten uns zunächst recht verwickelte Verhältnisse entgegen. Das Somaliland bildet eine Kulturprovinz für sich so gut wie Nubien oder das Bergland von Abessinien, letzteres zugleich eine Landschaft mit besonders kompliziertem Kulturaufbau; erst im oberen Nilgebiet tritt uns eine größere einheitliche, wegen ihrer Verkehrsarmut und kargen Naturausstattung zugleich eine recht rückständige Kulturprovinz entgegen. Ostafrika gliedert sich in zwei Provinzen, eine nördliche mit einer von Norden her stark beeinflußten Völker- und Kulturgestaltung, und eine südliche, deren kultureller Schwerpunkt seinerzeit am Sambesi (Maschonaland) gelegen war. Schon machen sich hier überall auch Einflüsse aus Südafrika, als der letzten Kulturprovinz, bemerkbar, dem Bereich vielfach kriegerisch entwickelter Stämme bei sonst nicht allzugroßer Kulturverschiedenheit gegenüber Ostafrika. Gesonderte Beachtung beanspruchen endlich die Restbestände besonders altartiger Menschheitsgruppen mit kulturellem Eigenleben, der Pygmäen und Buschmänner sowie endlich das gleichfalls zu besonderer Eigenart erwachsene Volk der Hottentotten.

b) Der Kulturaufbau in Afrika

In der Frage nach dem Kulturaufbau in Afrika ist die Wissenschaft wie überall vielfach noch auf Vermutungen angewiesen.

Wie schon eingangs angedeutet, hat die Naturausstattung Afrikas seit dem Quartär (Diluvialzeit) wesentliche Veränderungen erfahren, die nicht ohne Einfluß auf den Kulturgang bleiben konnten. Im Norden bestanden noch während der Anwesenheit des Menschen Landbrücken mit Südeuropa, die heutigen Wüsten und Steppenländer waren ein wildreiches, wohlbewässertes Jagdgebiet im Westen wie im Osten gegenüber Vorderasien und Arabien, so daß in dieser ganzen Ländermasse annähernd dieselben Bedingungen für die menschliche Entwicklung vorhanden waren. Es drückt sich ein kultureller Zusammenhang tatsächlich auch in der Typengliederung der steinzeitlichen Funde Nordafrikas aus. Aber auch in Südafrika müssen wir nach der Gleichartigkeit der Funde und ihren Lagerungsverhältnissen, wie erwähnt, dem Menschen eine annähernd gleich lange Anwesenheit zubilligen. Dabei mögen im Osten und Süden des Kontinents zufolge dem feuchteren Klima stärkere Bewaldung und mehr Pflanzenwuchs gegenüber den heutigen Verhältnissen geherrscht haben. In den offeneren Gebieten von Nord bis Süd werden wir die wirtschaftlich und auch sonst noch heute am meisten den Lebensformen des Paläolithikums nahestehenden Pygmäen und Buschmänner mit ihrer nur in langen Generationen zu erwerbenden körperlichen Anpassung an Lebensweise und Umwelt gewiß als alteinheimisch ansehen müssen. Was dabei vor jener steinzeitlichen, durch Funde belegbaren Vergangenheit liegt, entzieht sich unserer Betrachtung.

Durch das vereinzelte Vorhandensein geringwüchsiger Negroider schon im mittleren Paläolithikum Südeuropas (Aurignacien) bei Mentone wird ferner das Bestehen einer derartigen Bevölkerung auch für Afrika wahrscheinlich gemacht. Für ihr sehr hohes Alter spricht auch, daß eine Verbindung mit den ihnen physisch am nächsten stehenden Negroiden der Südsee (monophyletische Entstehung vorausgesetzt) durch irgendwelche Zwischenglieder rassenanthropologisch mit geschichtlicher Überlieferung nirgends belegbar ist. Nach dem Schädelfund von Gibraltar ist mindestens für Nordafrika mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit auch mit dem Vorhandensein einer oder mehrerer südeuropäischer Rassentypen des

Erklärung der Abb. 172

1 Kegeldachhütte mit Geflechtwand, Niellim, Äquatorial-Afrika (nach J. Decorse); 2 Bienenkorbhaus (mit Aufriß) Lunda, südl. Kongogebiet (nach Pogge); 3 Kegeldachhütte mit eingezäuntem Hofraum, Trockengerüst über dem Feuer bzw. Schutzdach im Hof und großen Vorratstöpfen, Dendje, Scharigebiet (nach J. Decorse); 4 Kegeldachhütte mit umlaufendem, vorne abgefriedeten Laubengang: a Türschirm, b, c Feuerstellen, d Mahlstein, e Hürdenverschlag für Ziegen, f Laubenpfosten, g Strohdach, Kavirondo, Uganda (nach H. H. Johnston); 5 Bienenkorbhaus mit Grundriß: a Türschirm, b Feuerstelle, c, d, f Bettstellen, e Kinderbett, Uganda (nach H. H. Johnston); 6 Kegeldach-Haus mit konischem Mittelbau aus Lehm, verputzter Pfostenwand mit umlaufendem Laubengang, Marutse-Mambundareich (nach Holub); 7 Dorf in Kisiba, Ostafrika; 8 Bienenkorbhütte (mit Aufriß), manchmal auch ein Pfostengerüst enthaltend, Zulu, Südafrika (nach L. Frobenius)

Paläolithikums zu rechnen, da schwerlich an diesem Punkt damals eine absolute Rassengrenze verlaufen ist und namentlich auch der Cro-Magnontypus in den Guanchen auf den Kanarischen Inseln sogar noch ein Fortleben bis in späte geschichtliche Zeit gefunden hat. In Ägypten hinwiederum sind schon in altneolithischer Zeit die heute dort einheimischen Rassenelemente zu finden.

Von den später erwähnten geschichtlichen Bewegungen, die sich innerhalb des Kontinents abgespielt haben, abgesehen, scheinen somit Völkerschübe von außen her mit Ausnahme Ägyptens seit dem Paläolithikum nicht mehr nach Afrika ihren Weg genommen zu haben. Die Völkerentwicklung erfolgte vielmehr im Erdteil, nicht ohne Anreicherung der Kultur von außen in mannigfachen Wellen und unter inneren Verschiebungen, wobei namentlich die aktiveren hellen Rassen des Nordens, wie erwähnt, eine entscheidende Rolle gespielt haben.

Wir können vorläufig hierfür etwa die folgenden „Lebenskreise“ skizzieren:

Erstens als primitivst verbliebenen Lebenskreis den der buschmannartigen Gruppen und Pygmäen, erstere schweifende Jäger und Sammler in den Steppen und Graslandschaften (s. Abb. 168) des Südens, Ostens und Nordens, letztere als erste Menschenformen in den offeneren Teilen des sonst unbesiedelten Urwalds.

Instinktive Jagdgeschicklichkeit, die Primitivmethoden der Einzeljagd, Beschleichen und Hetzen des Wildes, z. T. in Maskierung, vielleicht auch Anlage von Fallgruben scheinen besonders charakteristisch ausgebildet. Als Jagdgeräte kommen aus dem geworfenen Prügel entstandene Keulen, wohl auch hölzerne Spieße in Frage. Auch kleine Bogen und Pfeile

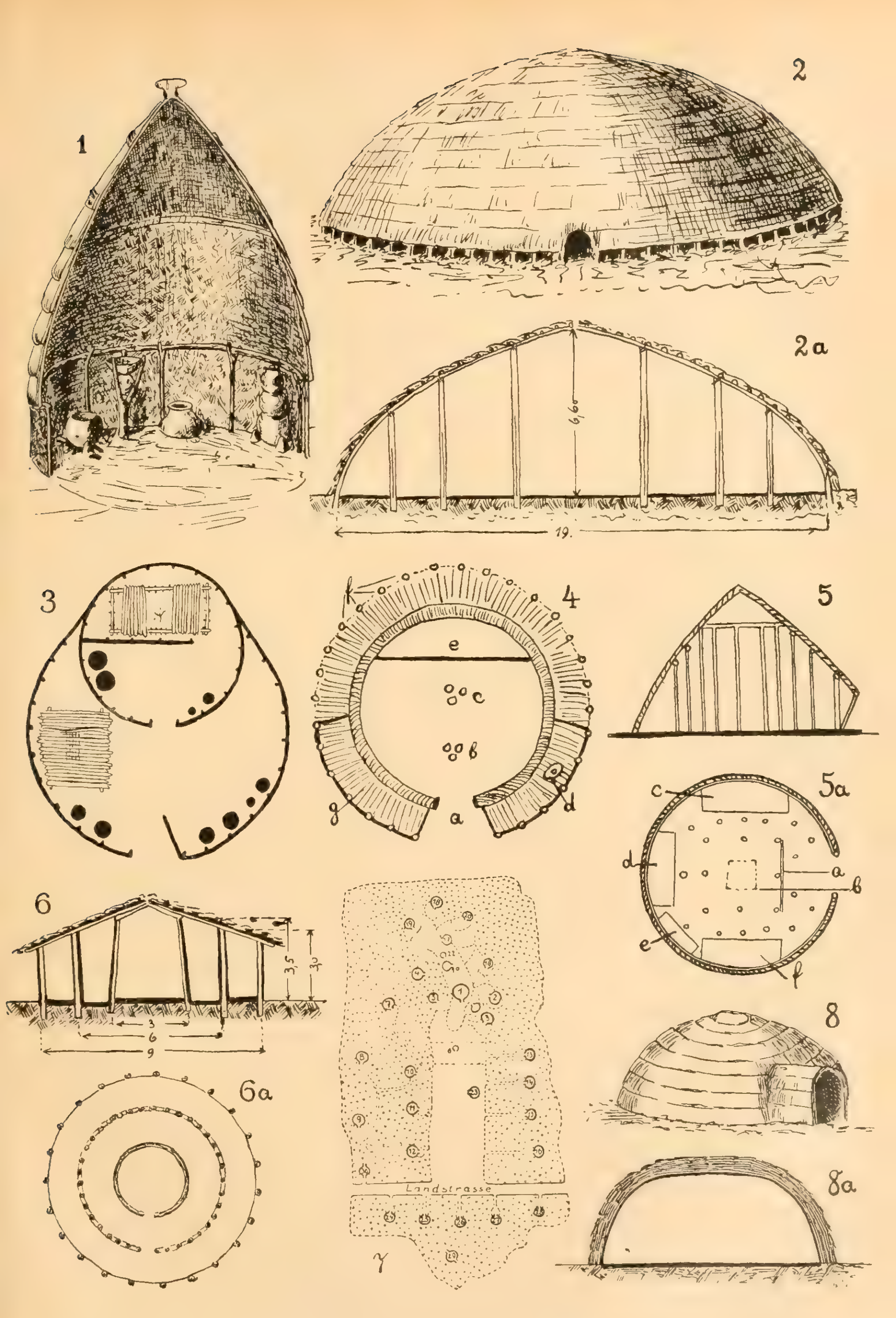


Abb. 172. Afrikanische Rundbauten

mögen bei diesen Gruppen alter Besitz sein; die Buschmänner haben hiefür ein an ihren heutigen Wohnort gebundenes, in seiner Wirkung genauest berechnetes Pfeilgift erfunden (von Giftkäfern, Knollen usw. gewonnen), wogegen die Pygmäen hierzu Strychnosarten gebrauchen. Auf der Weiberseite steht dem Sammelwirtschaft mit einem allmählich verbesserten Grabstock u. dgl. gegenüber.

Braten, Rösten des Fleisches, Herstellung von grubenartigen Erdöfen für größeres Wild, Trocknen des Fleisches oder Einlegen in Honig (Buschmänner) zählen wohl auch znm alten Kulturbesitz.

Spezifische Methoden der Trinkwassergewinnung (Saugbrunnen usw.) haben unter dem Zwang von Boden und Wirtschaft nur die Buschmänner erarbeitet.

Grundformen des Obdachs sind improvisierte Windschirme und Gestrüppwehren (Buschmänner) sowie Bienenkorbhütte.

Kleidung und Schmuck, soweit vorhanden, zeigen heute den gleichen Typus wie bei den Negerstämmen, dürften also in Gemeinschaft mit ihnen entstanden sein. Die „Ur“-Technologie beschränkt sich demgemäß auf Benützung und Herstellung der Jagdgeräte und des Obdachs, die Feuerbereitung; Negererzählungen wollen wissen, daß sogar diese den Vorfahren der Pygmäen gemangelt habe (Johnston). Steinwerkzeuge, d. h. roh zugeschlagene Splitter und Kiesel, oft nur einmal gebraucht und fortgeworfen, sind auf die mit Rohmaterial ausgestatteten Gebiete beschränkt. Die Faustkeiltypen Afrikas neben Kratzern und Schabern lassen indes technische Beziehungen über größere Strecken und Zeiten hin annehmen, an denen wohl auch andere Bevölkerungselemente beteiligt waren. Auffällig ist das spärliche Zeremoniell an den wichtigsten Lebensabschnitten bei diesen Gruppen; Kinder, Greise und Kranke lassen die Buschmänner auf Wanderungen zurück, wo sie niederfallen, und auch sonst zeugt die flüchtige Bestattung der Toten (Überhäufung mit Steinen) und eiliges Verlassen des Platzes vorwiegend von Furcht vor den Toten (S. Passarge).

Tänze und Lustbarkeiten, auch die Künste der Buschmänner knüpfen durchwegs als eine Art Gefühls- und Gedächtniszwang an die Tierbeobachtung und jagdliche Betätigung an; im geselligen Leben treten wieder Übereinstimmungen mit der Negerbevölkerung zutage, die kaum bis auf ihre Wurzeln zurückverfolgt werden können. Das Leben in kleinen verstreuten Horden (Familienverbänden) dürfte ohne größere kriegerische Fehden zum heutigen Zustand landschaftlich abgegrenzter Jagdgebiete und -gerechtsame übergeleitet haben, wogegen zahlreiche Felsmalereien Kämpfe zwischen Buschmännern und der großwüchsigeren Bevölkerung festhalten.

(Man denke auch an Homers Erzählungen von den Kämpfen zwischen Kranichen und Pygmäen.)

Jedenfalls ersehen wir, daß die Naturveränderung Afrikas und geschichtliche Bewegungen Entwicklung und Anpassung auch im Leben dieser Völker herbeigeführt haben.

Der zweite Lebenskreis ist der der großwüchsigen

Negroiden in den Gras- und Parklandschaften des Kontinents (in Nord-, Ost- und Südafrika). In Anbetracht der Gleichheit der Umwelt wie der paläolithischen Funde hüben und drüben werden wir diese Gruppen uns ursprünglich auf annähernd derselben Kulturstufe denken müssen wie die westeuropäischen oder vorderasiatischen Paläolithiker.

Jagd und Sammelwirtschaft (der Frauen) bildete den Nahrungserwerb, wobei im Aufsammeln der heute auf die tropischen Waldgebiete beschränkten Wurzelknollen (Taro, Yams usw.) ein Nachwachsen weggeworfener Teile beobachtet worden sein mag, das, an vielerlei Erfahrung bekräftigt, zur Auswahl bestimmter Arten und zu ihrem Anbau (Hackbau der Weiber) führte. Diese Errungenschaft dürfte nach den bisherigen Funden aus dem Paläolithikum schwerlich vor diesem schon bei einer hypothetischen Ureinwanderung mitgebracht worden sein, sondern ist frühestens in präneolithische Zeit zu verlegen, ohne daß wir den Umkreis ihrer Ausbildung damals etwa näher abstecken könnten. Die Jagd und Fischerei der Männer entwickelte sich in diesem Lebenskreis nicht im Sinne der Steigerung der Jagdinstinkte, sondern durch Vergesellschaftung zu gemeinsamer Jagd und der Verbesserung der Jagdbehelfe. Herkunft und Ausbildung der sinnreichen Selbstschüsse und Fallen Afrikas — zumeist mit einer auf der ganzen Erde typisch wiederkehrenden Auslösevorrichtung — ist aber vorläufig ungeklärt. Tiernachahmende Tänze im Abklingen der Jagderregung begegnen uns auch hier wieder, und das ganze Seelenleben dieser Gruppen scheint tiefgehend von der Beziehung zwischen Mensch und Tier (namentlich reißenden Tieren) beeinflußt, was sich in „totemistischen“ Vorstellungen auslöst, wie sie im ganzen Randgürtel des Kongowaldes besonders lebendig sind. Unklar ist die Stellung der vielfach verbreiteten Mannbarkeitsriten mit Maskentänzen für die Jünglinge.

Die Bedeutung der Frau als Mutter — in Sippe und Wirtschaft der ruhende Pol — scheint namentlich bei weitergehenden Jagdzügen in Abwesenheit der Männer überall auf Erden hervorzutreten; die Buschmänner folgen noch heute der Horde der Frau — bzw. Frauen —, und so scheint als Fortschritt gegenüber lockereren Verbindungen wie bei den Pygmäen (temporärer, bzw. kumulativer Paarung) das älteste Sippenwesen — gegenüber den wirtschaftlichen Zweckverbänden, Jagdgesellschaften, Altersklassen (Kriegerverbänden) — in elementarster Art mit ihr verknüpft. Der Hackbau hat vielleicht die wirtschaftliche Unterlage geboten. Im Hinblick darauf scheint vielleicht auch die Bestattung der Negroiden von Mentone (einer alten Frau mit einem jungen Mann — Sohn?) näherer Beachtung wert. Noch fehlen aber alle Möglichkeiten, diese sicher uralten Erscheinungen örtlich und zeitlich in Afrika weiterzuverfolgen. Aus dem Altertum ist im Umkreis des westlichen Nordafrika im Bereich unsteter Völker „Promiskuität“ und „Mutterrecht“ (Auseer, Libyer) bezeugt und religiös plastische Erfassung der Weiblichkeit ist im ganzen Mittelmeerbecken bis in das Neolithikum zurückzuverfolgen; ob wir in Afrika Kontinuität aus noch älteren Zuständen voraussetzen können, ist bis heute nur hypothetisch zu erörtern.

Vor allem wäre es nötig, hiebei genealogische Begriffe (Abstammung) und Sippenordnung von der Familienordnung mit den betreffenden Verfügungs- und Erbrechten usw. ordentlich „juristisch“ auseinanderzuhalten, um so mehr als die Verhältnisse gerade in Afrika die verschiedenen Wurzeln derselben deutlich offenbaren. Herr der Familie ist fast überall auch bei weiblicher Versippung der Mann, auch landwirtschaftliche Wurzeln läßt das „Mutterrecht“ hier nirgends erkennen.

Im ganzen scheint diese Lebensform bereits in abgelegenere Gebiete abgedrängt und überschichtet von neueren Wirtschaftsformen, dem von Männern geleiteten Anbau von Getreidefrüchten und der Haustierzucht.

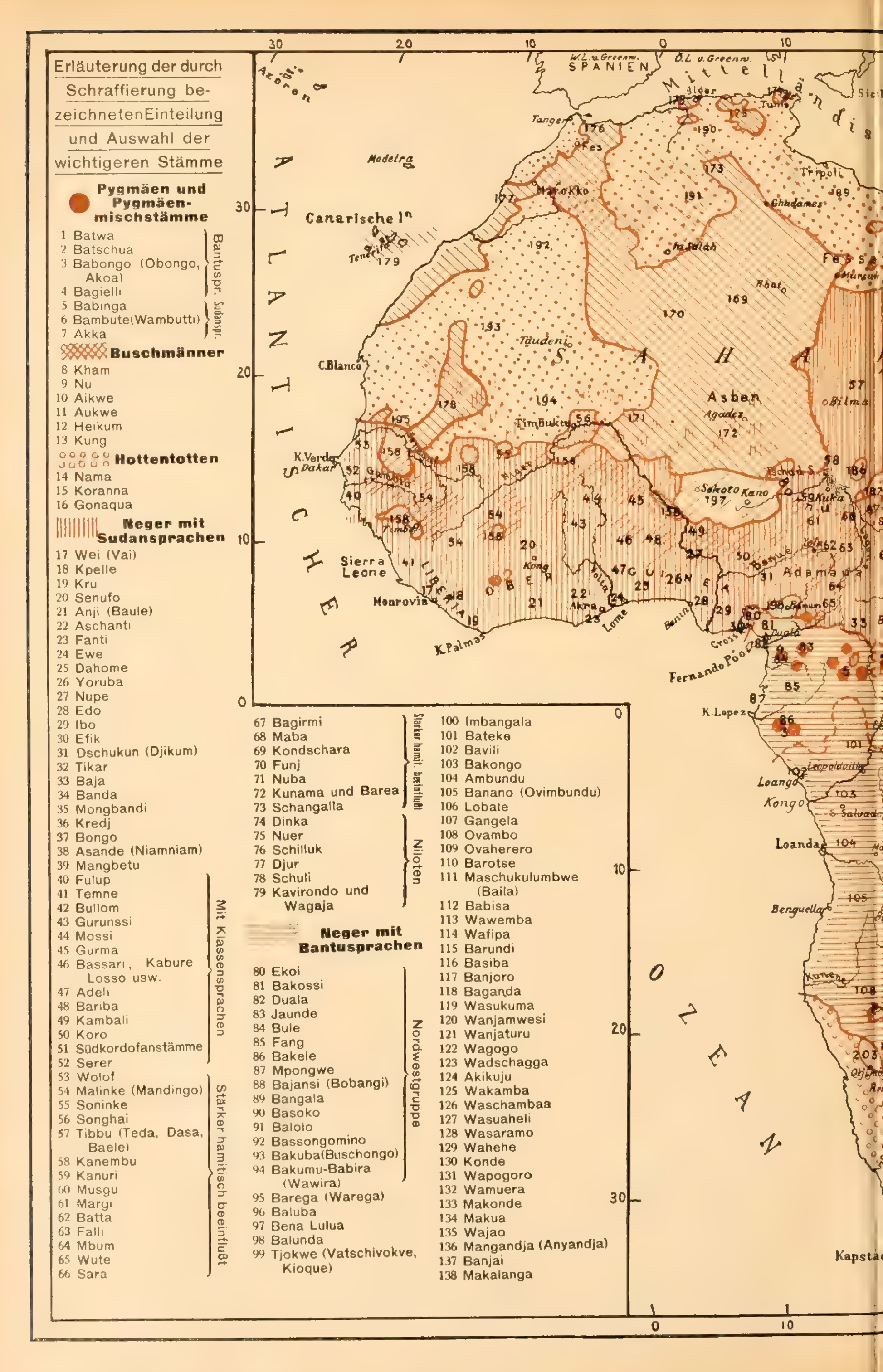
Ersterer weist im Sudan namentlich für das Sorghum althergebrachtes rituelles Gepräge auf (Regenzauber, Anbau- und Ernteriten), es scheint ferner eine höchst patriarchalische Familienordnung (mit Ahnenkult und Wiedergeburtsglauben) an dies fester an der Scholle haftende Bauernleben geknüpft, was zusammen mit anderen Überlieferungen (Königsmord) Beziehungen zu den gleichartigen Erscheinungen im Mittelmeergebiet, vermutlich neolithischen Ursprungs (Sicheln in Ägypten!), höchst wahrscheinlich macht. Heute vollzieht sich der Anbau der Getreidefrüchte im Kontinent in wechselnd fortgeschrittenen Formen, für deren relative Höhe namentlich im südlichen Ostafrika arabischer und persischer Einfluß maßgebend erscheint. Die Errungenschaften der Viehzucht sind ursprünglich von den Hamiten Nordostafrikas ausgegangen, deren Blutzumischung sogar noch bei den Völkern Südafrikas erkennbar ist. Zusammengehalten durch straffe, oft kriegerisch entwickelte gesellschaftliche Organisation auf patriarchaler Grundlage, verbunden mit weitgehender Beweglichkeit, in Ernährung und Technologie vor allem auf die Viehzucht gestellt (Genuß von Milch und ihren Produkten, Fleisch, Verwertung von Fellen und Leder in der Tracht usw.) bilden die Viehzüchter heute einen eigenen Lebenskreis in Ost- und Südafrika, wobei im Norden hamitische, im Süden negerhafte Gruppen seine Träger sind.

In abgeschwächtem Maße hat die Viehzucht Abwandlungen der Kultur auch anderwärts in der gleichen Art gezeitigt, derart, daß alle drei Wirtschaftsformen: Jagdbetrieb, Ackerbau, Viehzucht vielfach miteinander geradezu „vergesellschaftet“ erscheinen, wobei allerdings das Räuberunwesen und Herrentum der reinen Hirtenstämme diesen allenthalben ein nur teilweise ersprießliches Übergewicht gegenüber diesem Wirtschaftsbetrieb verliehen hat.

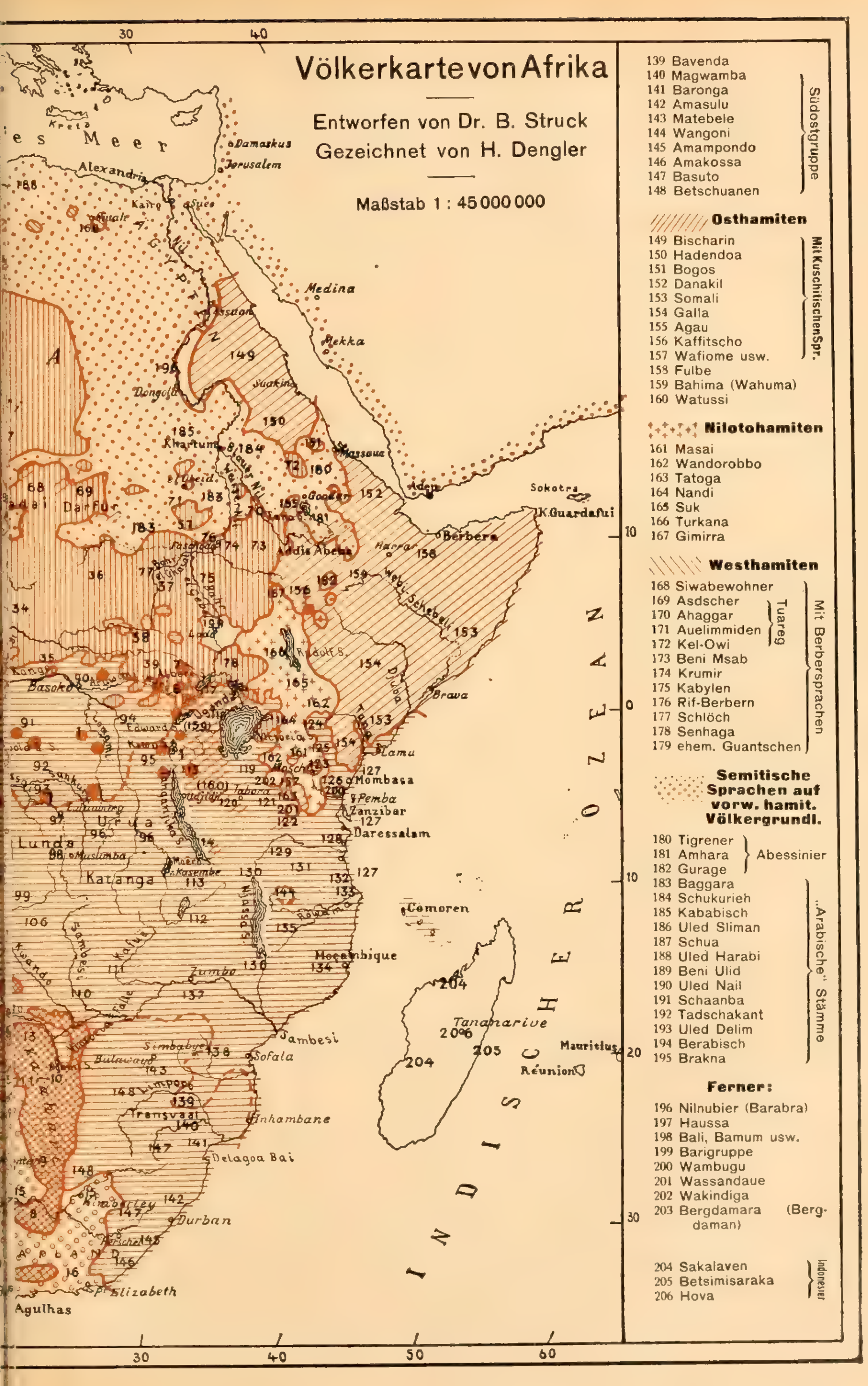
Die Haustierzucht leitet in Ägypten bis in die früheste neolithische Zeit zurück und hat sich von hier aus über den Kontinent weiter verbreitet, nicht ohne Bereicherung durch den Verkehr der Ostküste mit Arabien und Indien.

Im Wohnwesen ist allgemein in diesem Lebenskreis die Bienenkorbhütte herrschend geblieben, deren Gerüst örtlich vervollkommnet und vergrößert





Erläuterung der durch Schraffierung bezeichneten Einteilung und Auswahl der wichtigeren Stämme
Pygmäen und Pygmäenmischstämme
1 Batwa
2 Batschua
3 Babongo (Obongo, Akoa)
4 Bagielli
5 Babinga
6 Bambute (Wambutti)
7 Akka
Bantuspr.
Sudanspr.
Buschmänner
8 Kham
9 Nu
10 Aikwe
11 Aukwe
12 Heikum
13 Kung
Hottentotten
14 Nama
15 Koranna
16 Gonaqua
Neger mit Sudansprachen
17 Wei (Vai)
18 Kpelle
19 Kru
20 Senufo
21 Anji (Baule)
22 Aschanti
23 Fanti
24 Ewe
25 Dahome
26 Yoruba
27 Nupe
28 Edo
29 Ibo
30 Efik
31 Dschukun (Djikum)
32 Tikar
33 Baja
34 Banda
35 Mongbandi
36 Kredj
37 Bongo
38 Asande (Niamniam)
39 Mangbetu
40 Fulup
41 Temne
42 Bullom
43 Gurunssi
44 Mossi
45 Gurma
46 Bassari, Kabure Losso usw.
47 Adeli
48 Bariba
49 Kambali
50 Koro
51 Südkordofanstämme
52 Serer
Mit Klassensprachen
53 Wolof
54 Malinke (Mandingo)
55 Soninke
56 Songhai
57 Tibbu (Teda, Dasa, Baele)
58 Kanembu
59 Kanuri
60 Musgu
61 Margi
62 Batta
63 Falli
64 Mbum
65 Wute
66 Sara
Stärker hamitisch beeinflußt
67 Bagirmi
68 Maba
69 Kondschara
70 Funj
71 Nuba
72 Kunama und Barea
73 Schangalla
Stärker hamit. beeinflußt
74 Dinka
75 Nuer
76 Schilluk
77 Djur
78 Schuli
79 Kavirondo und Wagaja
Niloten
Neger mit Bantusprachen
80 Ekoi
81 Bakossi
82 Duala
83 Jaunde
84 Bule
85 Fang
86 Bakele
87 Mpongwe
88 Bajansi (Bobangi)
89 Bangala
90 Basoko
91 Balolo
92 Bassongomino
93 Bakuba (Buschongo)
94 Bakumu-Babira (Wawira)
Nordwestgruppe
95 Barega (Warega)
96 Baluba
97 Bena Lulua
98 Balunda
99 Tjokwe (Vatschivokve, Kioque)
100 Imbangala
101 Bateke
102 Bavili
103 Bakongo
104 Ambundu
105 Banano (Ovimbundu)
106 Lobale
107 Gangela
108 Ovambo
109 Ovaherero
110 Barotse
111 Maschukulumbwe (Baila)
112 Babisa
113 Wawemba
114 Wafipa
115 Barundi
116 Basiba
117 Banjoro
118 Baganda
119 Wasukuma
120 Wanjamwesi
121 Wanjaturu
122 Wagogo
123 Wadschagga
124 Akikuju
125 Wakamba
126 Waschambaa
127 Wasuaheli
128 Wasaramo
129 Wahehe
130 Konde
131 Wapogoro
132 Wamuera
133 Makonde
134 Makua
135 Wajao
136 Mangandja (Anyandja)
137 Banjai
138 Makalanga
W.L. v. Greenw.
Ö.L. v. Greenw.
SPANIEN
Mittelländisches
Azoren
Madeira
Canarische In
Teneriffa
Tanger
Fes
Marokko
Alger
Tunis
Tripolis
Ghadames
Mursuk
Fessan
Ghat
Tripoli
Atlantischer
C. Blanco
K. Verde
Dakar
Sierra Leone
Monrovia
Liberia
K. Palmas
Timbuktu
Taudeni
Asben
Agades
Sokoto
Kano
Kuka
Bilma
Adamaua
Benue
Niger
Kong
Akra
Lome
Benin
Fernando Póo
Duala
K. Lopez
Loango
Kongo
S. Salvador
Loanda
Benguella
Kunene
Ozean
Kapstadt



Verlag von Strecker und Schröder in Stuttgart



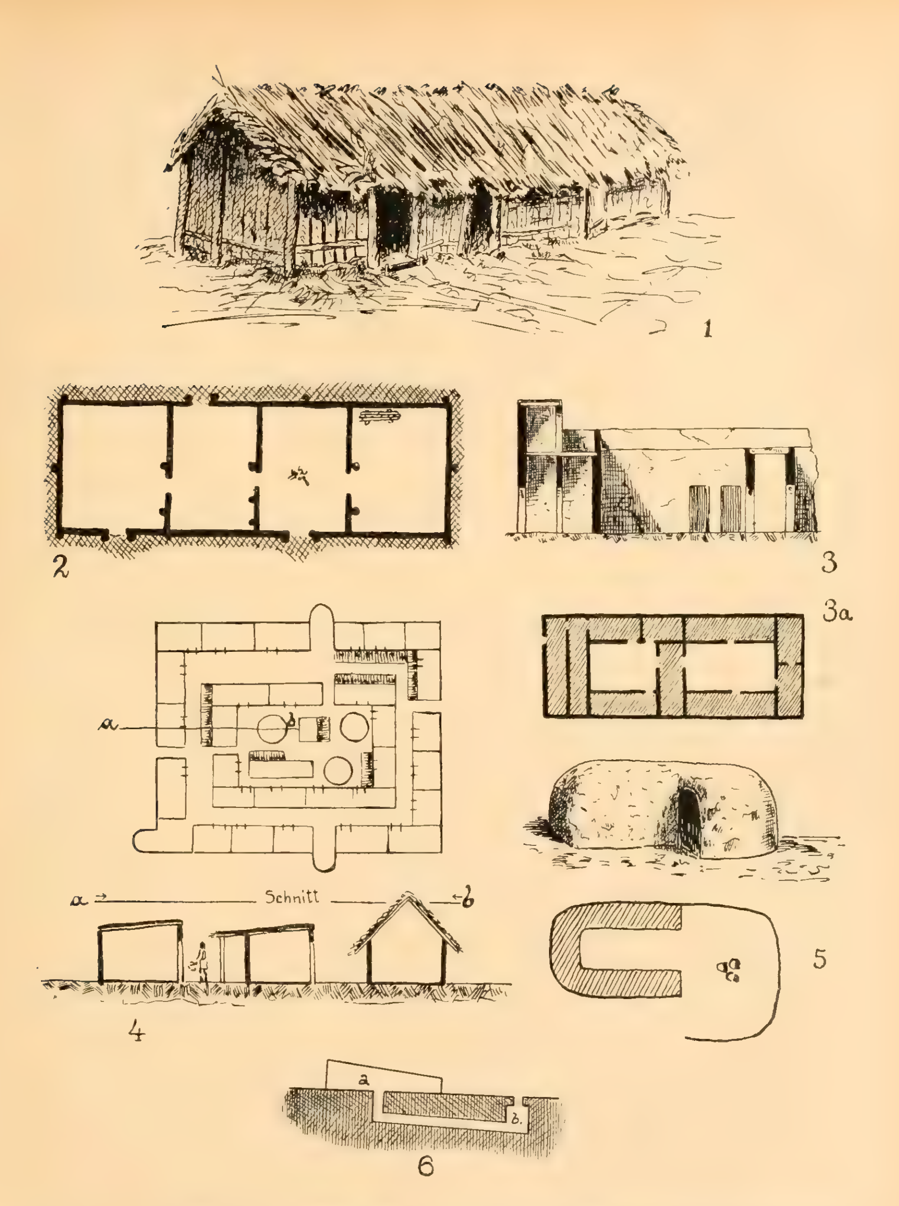


Abb. 173. Afrikanische Viereckbauten. 1 und 2 Viereckhütte mit Plankenwänden (Ständerbau) samt Grundriß, Feuerstelle und Bettpritsche zeigend, M'bwaka, Scharigebiet (nach J. Decorse), 3 und 3 a Flachdachiges Lehmhaus mit Innenhöfen (Auf- und Grundriß), Timbuktu (nach H. Barth), 4 „Tembe"-Bau (befestigtes Hofhaus), Ostafrika (nach F. Stuhlmann), 5 Massaihütte mit Feuerstelle und Pritschenlager. Viereckig ausgestalteter Kuppelbau mit erdigem Bewurf, Ostafrika (nach O. Baumann), 6 Erdhöhlen (Fluchtburgen) der Wafiomi, Ostafrika (nach O. Baumann)

wurde. Namentlich im Norden ist sie indes auch — vielleicht nicht unbeeinflußt von andersartigen Baukonstruktionen (bedachten Häusern) — durch Trennung von Wand und Dach zur „zylindrischen“ Kegeldachhütte ausgestaltet worden (Abb. 171 und 172).

In der Kleidung sind Urinstinkte, Nacktgehen, Indifferenz des „öffentlichen“ Schamempfindens, vielen Stämmen unabhängig von ihrer Wirtschaftsform eigentümlich; nur einfachstes Verhüllen, Schamstreifen, Blattbündel, z. T. schmuckartige Behänge und Futterale (Penisstulpe) treten auf. Der für die Urbeschäftigung des Jägertums charakteristische tierische Schmuck (Trophäen) scheint vielfach mit religiösen Ideen verquickt.

Durch zumeist kriegerische Völkerverschiebungen und im Wege eines in den anthropogeographisch vorgeschriebenen Bahnen verlaufenden Kulturverkehrs ist endlich der Sudan im besonderen seit den frühesten Anfängen der Geschichte mit den Mittelmeerländern, mit Lybien und namentlich mit Ägypten und Abessinien in Beziehung getreten, was zu ausgesprochener Staatenbildung und einer auf Handel- und Gewerbe gegründeten Städtekultur in seinem Bereich geführt hat.

In der Technologie — abgesehen vom Bau flachdachiger Mehrzellenhäuser, die im Mittelmeergebiet zufrühest in der Bronzezeit belegbar sind — ist eine zeitliche und örtliche Festlegung dieser Einflüsse am schwersten möglich. In der Eisentechnik finden sich in Afrika z. T. noch dieselben Blasebalgformen wie im alten Ägypten; wann Bronze- und Gelbguß auftreten, ist ungewiß; wir vermuten sie im Gefolge altchristlicher Liturgie und im Dienst des Schmuckwesens eingeführt, welch letzteres in seinem Formenschatz Entsprechungen bis nach Indien hin besitzt und somit dem vorislamischen und islamischen Kulturverkehr im Orient verdankt werden dürfte. Nach dem Orient weisen ferner Maße und Gewichtssysteme (Goldgewichte der Aschanti), nach Ägypten neben den Aggriperlen Zahlsysteme, politisch-organisatorische Einrichtungen, Würdezeichen usw., endlich sind zahlreiche Waffenformen, Kleider und Schmuck, Webstühle, Färbetechnik usw. mittelländische bzw. orientalische Errungenschaften zeitlich verschiedenen Ursprungs, deren Verbreitung namentlich der Islam mächtig gefördert hat.

Die religiösen Vorstellungen scheinen nur im Norden Afrikas Göttererscheinungen mit besonderen Funktionen und eigenem Priestertum in sich zu schließen, die mit Sonne, Blitz-, Gewittererscheinungen, Erde, Seuchen, Krieg usw. in Zusammenhang gebracht werden; es knüpft sich Abwehrzauber und Wahrsagerei an ihre Heiligtümer, doch sind sie selten anschaulich personifiziert; meist treten sie nur in mythischen Erzählungen handelnd auf. Es dürften diese Gestalten vielfach Ableger der viel ausgebildeteren Götterwelt des Mittelmeergebietes sein, die nur in gesellschaftlich und geistig höher organisierten Ländern Geltung gewannen. So der vielleicht mit dem widderköpfigen Ammon verwandte Donnergott der Yoruben u. dgl., worauf auch Darstellungen und Geräte des Kultes hindeuten. Einzelne sonnenmytho-

logische Züge treten gleichfalls in West und Ost (Nilgebiet) auf. Im übrigen erschöpft sich die „übersinnliche“ Phantasie der Afrikaner in Vorstellungen über den Verbleib der „Seele“, die an verschiedene Funktionen des Lebenden anknüpfen (Schatten, Hauch-, Traum-, Blut-„Seele“), und namentlich der abgeschiedenen Geister, denen je nach dem Rang des Verstorbenen, Todesart usw. Verehrung, Furcht u. dgl. gezollt wird.

Man verknüpft sie mit reißenden Tieren (Jaguar, Tiger, Krokodilen), aber auch grabumschwärmenden bis herunter zu Schmetterlingen und Würmern, ferner Pflanzen, so namentlich Bäumen bei Gräbern, Riesenboababs usw. ganz allgemein. Andererseits erwächst daraus bei höherer gesellschaftlicher Organisation (Häuptlings-) Ahnen- und Stammväterkult (Uganda, überhaupt Ostafrika, Buschongo usw.), mit Heilbringertum verknüpft.

Bodenständig erscheinen allenthalben die Kultstätten — meist kleine Geisterhüttchen bei den Gehöften oder Gräbern —, stellenweise Schädelkult, nach mehrstufiger Bestattung und Skelettierung („primitiver“ Sudan), kleinere Ahnenfiguren (Nilgebiet), Ausstattung mit allerhand Beigaben usw. Überwiegend sind die Kulte Familienkulte; nur die Häuptlingskulte besorgen Stammes- oder Sippenpriester bei den höherorganisierten Gruppen.

Aus der gleichen psychischen Wurzel wächst der Wiedergeburtsglaube, der fast als gemeinafrikanisch angesehen werden kann, vielfach mit Geburtsbäumen in Zusammenhang gebracht.

Wir können sohin in diesen Gebieten einen gewissen Schichtenbau der Kulturformen deutlich erkennen: unter der islamischen, bzw. mittelländisch-orientalischen Schicht des Nordens eine primitivere Ackerbaukultur, auf gleiche örtliche Ursprünge weisend, jedoch nach Süden und Osten weit über sie hinausreichend, im Osten und Süden Afrikas den besonderen Kreis der Viehzüchter und endlich in unwegsamen Flußgebieten und in der Außenzone des Urwaldes das alte Hackbauer- und Jägerleben, das uns zum dritten großen Lebenskreis, dem der westafrikanischen Waldstämme, überleitet.

Sicher ist die Besiedlung und Rodung des westafrikanischen Urwaldes mit Ausnahme der offeneren Strecken (Steinfunde im unteren Kongogebiet!) erst verhältnismäßig spät erfolgt; für ein seit damals wirtschaftlich geordnetes seßhaftes Leben spricht vor allem das Wohnwesen, indem allenthalben aus festen Brettern, Stämmen usw. gefugte Viereckhütten mit Satteldach in geordneter Dorfanlage sich vorfanden, wenn auch stellenweise auf der Jagd improvisierte Schutzdächer und Wandschirme zu den ersterwähnten Primitivstufen des Obdachs von hier aus überleiten (Abb. 173, Fig. 1 und 2). Es hat sich hier ferner typisch der seinerzeit wohl weiter verbreitete Hackbau mit der Stecklingskultur erhalten.

Die Banane möchten wir nicht zum Urbesitz dieser Bodenkultur zählen. Ihre sicher von asiatischen Arten abzuleitende Kulturform tritt in Afrika allüberall dermaßen hochgezüchtet auf, daß nirgends eine Verwilderung bzw. eine

Rückbildung zur ursprünglichen Fortpflanzung durch Samen mehr aufgetreten ist. Das ist aber für das älteste Zuchtstadium kaum anzunehmen. Vielmehr dürfte die ausgesprochene Kulturform in verhältnismäßig später Zeit über Ostafrika aus Südasien direkt eingeführt sein. Arabische Autoren nennen sie als wichtigste Nährpflanze im Küstengebiet Ostafrikas im neunzehnten Jahrhundert, und ebenda haben die Wadschagga besondere Anbauriten für sie bewahrt. Ihre intensive Verbreitung im äquatorialen Afrika findet in der Raschheit der Ausbreitung der amerikanischen Kulturpflanzen (Maniok, Bataten, Erdnuß, Mais, erst seit dem sechzehnten Jahrhundert!) ein sprechendes Gegenstück. (Vgl. jedoch E. Werth.)



Abb. 174. Somalifrau

Trotz des wiederholten Eindringens stoßkräftiger neuer heller Völker aus Nord und Nordost hat der westafrikanische Lebenskreis im übrigen besonders altertümliche Kulturelemente verschiedener Art bewahrt, wofür wohl vor allem der konservative Charakter der Umwelt verantwortlich gemacht werden muß.

An sie gebunden ist vor allem Kleidung und Schmuck in der Verwendung pflanzlicher und tierischer Stoffe: in der Rindenstoffbereitung mag sekundäre Vervollkommnung hier wie in Ostafrika im südasiatischen Kulturverkehr aufgekommen sein (Gewinnung größerer Stoffstücke und Pflanzkultur von Fikusarten). Denselben Grundzug offenbart die Technologie, wenn sie spätere Errungenschaften des Nordens in alter Form beibehält oder ihren Rohstoffen anpaßt. So der aufrechte Rahmenwebstuhl — der am ehesten eine Entsprechung im altägyptischen besitzt, im Sudan aber verdrängt ist; die Herstellung von Webmatten und Plüschstoffen aus Raphiabast, das Auftreten von Holzschwertern nach Wurfmesserart usw. Hier ist im Anschluß an die obenerwähnte Primitivschicht der Hort des Kannibalismus, der Schädeltrophäen; das Maskentreiben, Buschzeit und Wiedergeburtszauber der mannbaren Jugend ist hier politisch zum Geheimbundwesen ausgewachsen. Mutterrechtliche Züge im Süden könnten als hieher „abgedrängt“ erklärt werden. Narbentatauierung gehört sicher zum ältesten Erbgut dieser Gruppen usw.

Ein dem schwer passierbaren Urwald angepaßtes, auch aus Sicherheits-

gründen wichtiges Verständigungsmittel liegt in den Signaltrommeln und einer Trommelsprache (Kamerun) vor.

In der Sahara ist Umwandlung von alten Jägergruppen in nomadische Viehzüchter einerseits vielleicht durch Bevölkerungswechsel erklärbar, doch ist dieser selbst wieder in der natürlichen Veränderung (Austrocknung) des Gebietes begründet, welche die jagd- und bewohnbaren Strecken immer mehr einengte und wohl auch den Wildstand beträchtlich verminderte.

In historischer Zeit scheint der Nordsaum Afrikas bereits vom Süden durchaus isoliert, wenn auch vereinzelte alte Kulturerrungenschaften des Nordens in rückständigeren Teilen des Südens wiederkehren, wohin sie durch den ständig erhaltenen Kulturverkehr gelangten. (Griffwebstuhl mit horizontal gespannter Kette, von Frauen bedient usw.)

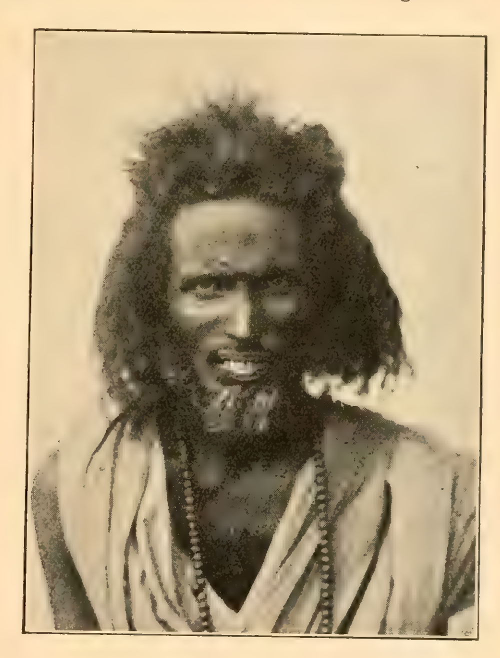


Abb. 175. Schukurijehmann (Bedja)
(R. Buchta phot.)

Die vorliegenden Ausführungen knüpfen vielfach an Gedankengänge von L. Frobenius, B. Ankermann und F. Stuhlmann, auch von L. Sawicki (für Abessinien) an, jedoch nach Gesichtspunkten, wie sie neuerdings F. Krause entwickelt hat, ohne auf die Frage weiterreichender Zusammenhänge im Sinne der Kulturkreislehre (s. o. S. 49) einzugehen.

Die Auslegung der Tatsachen im Sinne der von ihr angenommenen „Komplexe“ bzw. „Kulturkreise“ ist für Afrika, wie B. Ankermann als berufenster Kenner festgestellt hat, indem er von „Übereinanderschichtung und Durchdringung“ der Elemente spricht, sehr schwierig. Wir vermögen uns der Aussonderung einzelner disparater Kulturelemente, wie es diese Lehre will, als zu bestimmten, die Erde umspannenden — übrigens auch in der Südsee nicht rein darstellbaren — „Komplexen“ gehörig, nicht anzuschließen, ebensowenig einen aus der Südsee erschlossenen Schichtenbau „anzuwenden“.

Noch mehr Bedenken erweckt die Hypothese, es wäre die „westafrikanische Kultur“ wegen ihrer heute vereinzelten Ähnlichkeit mit Kulturerscheinungen

unter den Melanesiern auf dem Seeweg von Südasien her dem Sambesilauf folgend nach ihrem heutigen Rückzugsgebiet gelangt.

Alle Tatsachen der Vorzeit erweisen vielmehr Nordafrika zusammen mit Südeuropa und Vorderasien als einheitlichen Lebensraum, und in diesem Umkreis müssen daher Zusammenhänge gesucht und aufgedeckt werden, wobei der prähistorisch und historisch erkennbare Schichtenbau gewisser organisch gegliederter Kulturtypen hierselbst, wie gezeigt, wichtige Anhaltspunkte chronologischer Art bietet.

Hieran müßte die Kulturkreislehre ihre Probe bestehen. An und für sich fällt es ja nicht schwer, aus dem Paläolithikum wie aus den späteren Epochen eine Anzahl Kulturelemente auszusondern, mit welchen diese Lehre arbeitet. (Kannibalismus im älteren Paläolithikum in Krapina, Schädelkultus im jüngeren (Ofnethöhle); jagdliche Maskentänze im Endpaläolithikum, Südspanien; Mutterkult in verschiedenen Zeitläuften; Tatauierung; Waffen u. dgl. m.) Für manche in historischer Zeit belegbare Erscheinung (Mannbarkeitsriten, Festbräuche. Mutterrecht, Rindenkleidung) wird auch nähere Umgrenzung zu gewinnen sein, so daß hier der Kulturkreisforschung tatsächlich ein fruchtbares Feld offensteht. Indes müßte der Entwicklungskreis jedes Elementes einzeln verfolgt werden, um aus der Deckung mehrerer lebenswichtiger charakteristischer Elemente einen wirklichen „Kultur“-Kreis daraus aufzubauen. Es scheint aber eine solche Rekonstruktion heute kaum noch ohne Zuhilfenahme der psychologischen Methode möglich, die vorläufig von der kulturhistorischen Schule abgelehnt wird. Unbedingt müßte aber auch von der Variationsbreite und -möglichkeit der einzelnen Elemente mehr als schlagwortartig gehandelt werden.

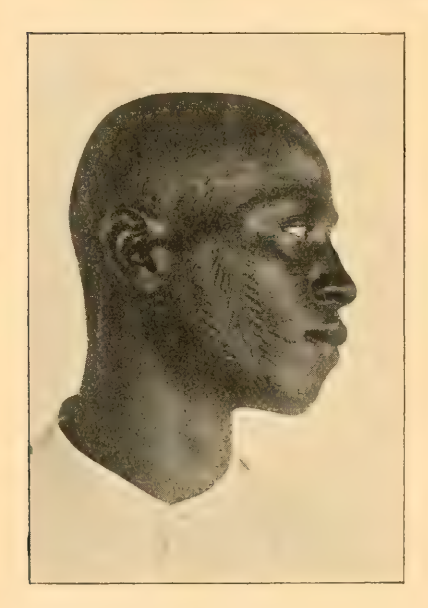


Abb. 176. Haussamann mit Narbentatauierung, Sokoto
(Nach Johnston)

Tatsächlich vermag beispielsweise für die „Bienenkorb- und Kegeldachhütten“ Afrikas A. Schachtzabel ortsständige Variationen und konstruktive Übergänge aller Art aufzuzeigen, und ebenso findet B. Ankermann in den Seelenvorstellungen und totemistischen Anschauungen in Afrika Elemente, Typen, Entwicklungsreihen, Systeme und Ansätze, die insgesamt so ziemlich alle auf Erden vorkommenden Vorstellungen dieser Art umfassen. Eine besondere Anknüpfung ist hiebei kaum möglich. Somit werden oft nur ganz wurzelhafte Ideen als Gemeingut im weiteren Umkreis anzusprechen und die Hilfe psychologischer und anthropogeographischer Erwägungen für ihre Entwicklung an Ort und Stelle nie auszuschalten sein.

Eine Unterlage im Sinne der Ausdeutung einzelner Kulturtypen mit Rücksicht auf die Lebensbasis und die lebenswichtigen Erscheinungen bietet die Kulturkreislehre vorläufig für Afrika nur in geringem Ausmaß, so in der — schon in der Quellenerklärung durchaus angefochtenen Aufstellung einer allgemeinen Pygmäenkultur durch P. W. Schmidt, der Aussonderung eines der Bogenkultur angehörenden westafrikanischen Kulturkreises durch B. Ankermann, dessen Bestand wir aber in Übereinstimmung mit L. Frobenius in anderer Art zu deuten versuchten. Neuerdings hat P. W. Schmidt einen Kulturkreis nomadischer Viehzüchter aufgestellt, der mit der geänderten methodischen Grundlage („Lebenskreis" in unserem Sinn) wesentlich mehr inneren Gehalt verspricht als die rein deduktiven Annahmen für hier nicht genannte Schichten (vgl. Übersicht S. 49), für deren Erklärung erst andeutende Bemerkungen vorliegen (F. Gräbner, W. Schmidt). Immerhin scheint Schmidt neuerdings nicht ausgesprochen erdumspannende, sondern mehrere und mehr lokal ausgeprägte Kulturkreise damit aufstellen zu wollen.



Abb. 177. Muyanzy, oberer Kongo (Nach Johnston)

Seit den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung hat der Norden und Osten Afrikas aus zahlreichen Koloniengründungen der Araber, Perser und Inder Anregung zu Fortschritten verschiedener Art geschöpft. Es sei an Fruchtbäume, Berieselungskultur, Viereckhütten in Ostafrika, an die Goldbetriebe Simbabyes, die Baumwolltracht des Sambesigebietes, das Hanfrauchen u. a. erinnert; die gesamte reiche Bandornamentik, die die Erzeugnisse der Neger, von Benin angefangen bis ins Kongogebiet und ins Maschonaland schmückte, ist wohl auf die Beeinflussung durch den vorderen Orient in frühmittelalterlicher Zeit wahrscheinlich einerseits von Norden, andererseits von der Südostküste her zurückzuführen.

Nicht geringer Anstoß zur Ausbildung der kunstgewerblichen Betätigung ist wohl auch von der kolonisatorischen und politischen Tätigkeit der Portugiesen, namentlich im Kongogebiete und der Guineaküste, ausgegangen (Formen von Holzkrügen, Kästchen, Würdezeichen der Bakuba usw.), die den eingeborenen Herrschern Wunsch und Mittel zur Repräsentation in einem schuf und teilweise auch an die Hand gab. Die sonstigen Beziehungen der Europäer zu den Eingeborenen, namentlich in neuerer Zeit zu erörtern, ist Sache kolonialpolitischer Schriften: ein Problem ethnologischer Art könnte höchstens das Auftreten der namentlich in Südafrika seit dem achtzehnten und

neunzehnten Jahrhundert zahlreich eingewanderten Malaien und Inder, seit neuester Zeit auch der Chinesen bilden; jedoch haben diese Elemente als ausgesprochene Arbeiter- und Städtebevölkerung keinen nennenswerten Einfluß auf den einheimischen Kulturbesitz ausüben können.

Überschauen wir die Kulturverhältnisse der afrikanischen Völker in ihrer Gesamtheit, so stellen sie sich somit — zunächst abgesehen von den Eingriffen der Europäer — als Daseinsformen dar, die zumeist keineswegs über das hinausragen, was man in Amerika, Ozeanien, Asien, mit Ausnahme der Länder der Hochkultur, an bodenständigen Kulturleistungen antrifft, vielmehr fällt bei vergleichender Betrachtung eine vielfältige Übereinstimmung aller dieser Kulturformen ins Auge. Nur die allgemeine, aus alter Zeit herrührende Verbreitung des Eisens in Afrika muß als eine auszeichnende Errungenschaft der afrikanischen Völker bezeichnet werden.

Für die verhältnismäßig hohe politische Entwicklung der Neger, Zusammenfassung großer Ländergebiete in Despotien und Reiche haben wohl in erster Linie die „hellen Nordvölker“ den Anstoß gegeben, jedenfalls verdient aber das verhältnismäßig häufige Vorkommen von ausgesprochen rücksichtslosen, zielbewußten und politisch klugen Herrschernaturen unter den Negern ganz allgemein besonders angemerkt zu werden.

5. Sprachliche und anthropologische Gliederung der Bevölkerung Afrikas

Bevor wir eine Kulturschilderung der Völker Afrikas in den einzelnen Landschaften versuchen, ist es vor allem nötig, einen kurzen Blick auf ihre sprachliche und anthropologische Gliederung zu werfen, da sich auch unsere heutige „ethnographische“ Einteilung vielfach auf diese Unterschiede stützt (Karte IV).

In sprachlicher Hinsicht stehen sich in Afrika, abgesehen von kleineren Sprachresten sehr altertümlicher Art und den semitischen Inseln des Nordens und Nordostens („äthiopische“ Sprachen in Abessinien) die großen Gruppen der hamitischen Sprachen und der Negersprachen gegenüber; letzere zerfallen in die Sudansprachen, die sich mit der hamitischen Gruppe in mannigfacher Durchdringung in den Norden des Kontinentes teilen,

und die Bantusprachen, die den ganzen Süden etwa vom inneren Winkel der Guineaküste abwärts beherrschen. Die Grenze verläuft ungefähr vom Rio del Rey mit mannigfachen Störungen im Kongo- und Seengebiet zum Tanafluß nach Ostafrika[1].

Zu den hamitischen Sprachen zählten die berberischen Sprachen der Bevölkerung von Marokko, Algerien (Kabylen) usw., die heute aber größtenteils arabisiert sind, d. h. eine semitische Sprache sprechen, die Sprachen der Tuareg, das Altägyptische, ferner die oberflächlich semitisch beeinflußten Sprachen der Galla, Somali, die Sprache der Bischarin (Bedauje), die Agausprachen Abessiniens, zumeist als „kuschitische" Sprachen zusammengefaßt, einzelne Nubasprachen usw. Die Masaisprache nimmt eine Sonderstellung ein, und die hamitischen Wahima, Watussi usw. haben ihre Sprache zugunsten der Volkssprachen ihrer Bantuuntertanen aufgegeben. Die Sprache der rassenhaft reinen, den Hamiten anzureihenden Fulbe bedarf noch näherer Aufklärung.

Das wichtigste Merkmal der hamitischen Sprachen ist regelrechte Flexion (Sohn, Sohn-es) und die Unterscheidung eines grammatischen Geschlechts, dem sämtliche Hauptworte, nicht bloß die auf lebende Wesen sich beziehenden unterworfen sind. Merkwürdigerweise finden wir manche Eigentümlichkeiten ähnlicher Art auch im Süden bei den Hottentotten wieder.

Die Stellung der Sudansprachen ist noch in vieler Hinsicht strittig und soll darum hier nicht ausführlich behandelt werden. Zweifelsohne sind zahllose Vermengungen mit hamitischem Sprachgut erfolgt, jedoch vermutet man in ihnen mehrere voneinander abweichende, nach Vorderasien weisende Untergruppen (Drexel). Die Sudansprachen verwenden für die Mehrzahl Umschreibungen wie „viel", „Menge". Einsilbige Wurzeln scheinen zu überwiegen, die durch vor-, ein- und nachgesetzte Silben verändert werden können. Noch einfacher behelfen sich die Bantusprachen. Diese letzteren sind hauptsächlich durch die Bildung von Wortklassen für belebte und unbelebte „Subjekte" mittels bestimmter Präfixe (Vorsilben) charakterisiert, und diese Präfixe werden (zum Teil in lautlich geänderter Form) vor jedem Wort des Satzes wiederholt.

Das Präfix der Wortklasse, in die menschliche Personen gehören, ist im Singular M, auch Ma oder Ama (Omu-), im Plural Ba oder Wa, auch Ova. Die Landschaftsnamen werden auf U gebildet, die Sprachbezeichnung mit Ki- oder Se-. (Typisch im Suaheli.)

Also: Mtu = ein Mensch, Ba-ntu = Leute, Mtussi = ein Tussimann, Wa-tussi = die Tussileute, Omu-herero = ein Herero, Ova-herero = die Herero.

Ferner (Suaheli):

Stamm	Land	Sprache
Baganda	Uganda	Kiganda
Banjoro	Unyoro	Kinyoro
Wanyamwesi	Unyamwesi	Kinyamwesi

[1] Alle Namen folgen der Schreibart verläßlicher Quellenberichte.

Die Sprache der Hottentotten zeigt, wie erwähnt, mancherlei Verwandtschaft mit den räumlich weit entfernten hamitischen Sprachen, hat jedoch mit den Buschmannsprachen in ihrer Nachbarschaft eine Anzahl der charakteristischen Schnalzlaute gemein.

Abgesehen von Lehnwörtern sind sie auch in ursprünglich hottentottischen Zahl- und Fürwörtern zu finden. Neigung zu Übernahme derselben zeigen auch die südlichen Bantu, aber auch im Steppengebiete Ostafrikas kommen Sprachen mit Schnalzlauten vor, was vielleicht auf eine einstmals größere Verbreitung von Buschmannidiomen hinweist. Diese selber kennen sieben Schnalzlaute, die bei verschiedener Stellung der Zunge entstehen; als Ausdruck des Bedauerns, zum Antreiben der Pferde finden sie auch bei uns Verwendung; der Buschmann spricht sie aber, ohne abzusetzen, vor Vokalen sowohl als vor Konsonanten im Worte mit. Auch sonst steht die Sprache ihrem Bau nach gänzlich abseits, geradeso wie es die Buschmänner in Typus und Lebensgewohnheiten überhaupt tun. Vermutlich liegt auch hier Anpassung des Sprechmechanismus an die hohe Lufttrockenheit der Kalahari vor.



Abb. 178. Mongomann (Äquatorialprovinz, Kongostaat). (Alexandre phot.)

Bei den zentralafrikanischen Pygmäen haben sich bisher keinerlei Spuren einer ihnen eigentümlichen Sprache finden lassen, sie bedienen sich überall — mindestens im Verkehr mit Fremden — der Sprache der sie jeweils umgebenden Stämme.

* * *

In anthropologischer Beziehung lassen sich im großen und ganzen wieder dieselben Gruppen herausheben wie bezüglich der Sprachen; eine eingehendere Gruppierung ist auch hier noch kaum versucht worden.

Der Norden Afrikas wird fast durchweg beherrscht von der großen Gruppe „hellhäutiger Nordafrikaner“ oder, wie manche wollen, der „Hamiten“, der, abgesehen von den oben aufgezählten Völkern mit hamitischer Sprache, auch noch die Fulbe, Teda und Wahima (Watussi, Warundi) Ostafrikas zugehören (Abb. 174, 175).

Auffällig gegenüber dem Negertypus ist vor allem die helle Hautfarbe und physiognomisch die weitaus größere Europäerähnlichkeit dieser Völker. Die Körpergröße der „Hamiten“ ist im allgemeinen sehr stattlich, besonders bei den östlichen Gruppen. Die hamitische Herrscherkaste der Wahima im Seengebiete Ostafrikas besitzt eine durchschnittliche Körpergröße von 180 cm; Männer von 210—220 cm Körperlänge sind jedoch durchaus nichts Seltenes. Die westliche („lybisch-berberische“) Gruppe ist weniger hochgewachsen und in ihren rassenhaften Unterlagen noch weitaus vielgestaltiger. Die „Berber“ zeigen vielfach ganz helle Haar- und Augenfarbe und weisen damit sicher andere Vorfahren auf als die dunkelhäutigen kleinen (pygmoiden?) Teda, die besonders grazil gebaut sind; die rassenhaft vermutlich sehr reinen Fulbe wieder sind wesentlich größer. Auffällig ist die ganz außerordentliche Schlankheit und die Kleinheit der Hände und Füße bei allen diesen Gruppen. Die Kopfform ist im allgemeinen schwach dolichokephal; das Gesicht ist schmal mit feinen Gesichtszügen; der Nasenrücken ist hoch; die Nase ist schmal und gerade oder hat jenen charakteristischen Schwung, den wir auf ägyptischen Wandgemälden so häufig finden. Die gesamte Gesichtspartie springt wenig vor. Die Lippen sind niemals gewulstet. Die Haare sind schwarz, eher wellig, nicht kraus wie beim Neger; ihre Länge ist entsprechend der Struktur wesentlich größer als bei letzterem. Die Hautfarbe ist im allgemeinen ein helles Gelb, jedoch kommen auch rötliche Töne vor, und die Beimischung von Negerelementen hat zu zahllosen Abstufungen der Hautfarbe, der Haarstruktur und des gesamten Habitus geführt (so namentlich bei Galla, Somali und in Abessinien und Nubien).



Abb. 179. Bakubafrau (Kongostaat)
(Alexandre phot.)

Wir haben zweifellos hier ein Rassengemisch aus örtlich sehr verschiedenen Gruppen vor uns. Den wichtigsten Anteil daran haben mittelländische und vorderasiatische Rassenelemente, außerdem dunkelhäutige Negroide; der Lebensweise wird man den größten Anteil an der Gestaltung der Körpergröße und Bildung der Weichteile zuzubilligen haben. Alle Hirten und Viehzüchter mit vorwiegender Milchnahrung sind schlank, sehnig und durch Inzucht stellenweise besonders hochwüchsig. Dunklere Komponenten der Haut- und Haarfarbe, die Haartextur scheint vielfach durch dunklere (negroide) Beimischungen gegeben, wie ja alle geschichtlichen Nachrichten auf eine einst größere Verbreitung negroider Elemente gegen Norden hinweisen, die unter dem Druck und im langsamen Vordringen der helleren mittelländischen Formen mehr und mehr nach Süden zurückgedrängt wurden, wobei vielfach Vorstöße relativ heller Gruppen bis tief in den tropischen Kontinent feststellbar sind (Abb. 176).

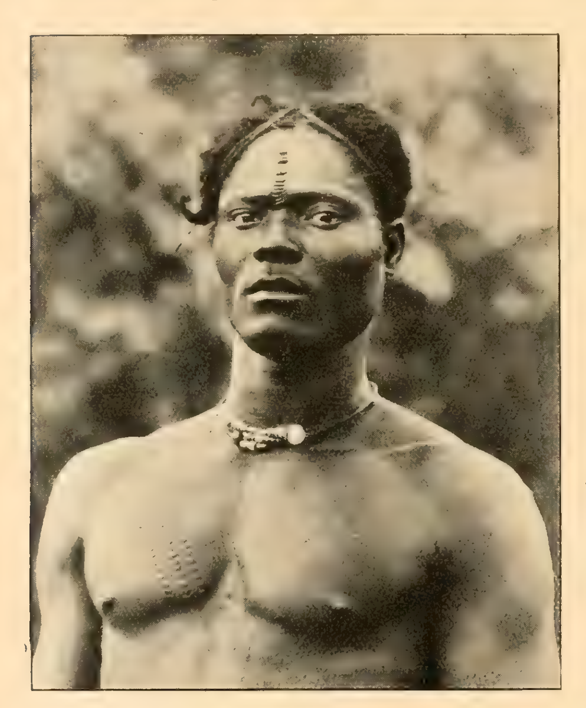


Abb. 180. Mongala, oberer Kongo
(Nach Johnston)

R. Pöch beschreibt den „hamitischen Haupttypus" wie folgt: Hohe schlanke Gestalt mit langen Armen und Beinen, schmalen Händen und Füßen. Hellbraune, ins rötliche (nicht ins gelbgrüne!) spielende Hautfarbe, dunkelbraune bis schwarze lockige (nicht krause) Haare, dunkelbraune Augen, ein langer schmaler und hoher Kopf, ein langes, ovales Gesicht, eine schmale Nase mit leicht konvexem Rücken und mittelbreite Lippen. Die im Westen angrenzenden Berber wären nach ihm eine körperlich ziemlich deutlich verschiedene Rasse, von mittlerer Gestalt und hellerer Farbe, in denen er eine nichtafri-

kanische Mischrasse sieht, bei der blonde Nordeuropäer und Negerelemente zusammengewirkt hätten. Diese Ausschaltung des hamitischen Elements hiebei erscheint jedoch nicht gerechtfertigt, vielmehr stellt sich auch die libysch-berberische Bevölkerung heute als ein Typengemenge mit überwiegend „hamitischer" Unterlage dar, was auch von den Berbern des Atlasgebietes in eingeschränktem Maße gilt.



Abb. 181. Nandimann, Elgonberge, Ostafrika
(Nach Johnston)

Grundsätzlich läßt sich sagen, daß hamitische Gruppen bzw. hamitisch beeinflußte Gruppen in den Erdteil zutiefst im Osten (bis nach Südafrika) vorgedrungen sind, wo Angoni, Kaffern, überhaupt die südlichen Bantu vielleicht mittelländischem Blut ihre ansprechendere körperliche Artung unter den übrigen Bantu verdanken, daß ferner alle kulturell hochstehenden Negergruppen des nördlichen Waldrandes durch hellere Farbe ausgezeichnet sind (Mangbetu im Nilgebiet, Fanstämme in Kamerun usw.).

Ebenso sind die Graslandstämme am Rande des tropischen Waldgebietes durchweg heller und großwüchsiger geartet als die Urwaldstämme (Kamerun, Adamaua und Kongo-Nilgebiet). Auffälligerweise sitzen im Osten des großen afrikanischen Grabens im allgemeinen die dunkleren Gruppen.

Mit den Vorstellungen, die wir uns vom Aussehen der Neger im allgemeinen zu machen pflegen, stimmt am ehesten ein ziemlich derber und grober Typus überein, der hauptsächlich im Gebiete der Sudansprachen verbreitet ist, so bei den Küstenstämmen von

Guinea und im zentralen Sudan (Südbornu, Adamaua). Seine extreme Ausbildung erreicht er bei den Musgu- und Logonleuten und im Süden von Wadai. Eine besondere Häßlichkeit charakterisiert endlich auch eine Gruppe waldbewohnender Bantu vom Bahr-el-Ghazal im Norden bis zum Kiwusee, die also wohl gleichfalls dieser primitiven Gruppe zuzuzählen sind, wobei ihnen starke Zumischung von Pygmäenblut zugeschrieben wird. Viele dieser Stämme zeigen Neigung zu Brachykephalie (namentlich die Waldbantu), die auch sonst im westlichen Sudan (Mossi und Küstenstämme), in Adamaua, bei den Mandja und Mangbetu des Kongogebietes im Gegensatz zu den „nilotischen Negern“ (s. u.) anzutreffen ist, was gegenüber der Neigung, allen Negern Dolichokephalie zuzuschreiben, besonders hervorgehoben zu werden verdient (Abb. 177—180).

Hand in Hand damit geht wohl auch die Tatsache, daß der große afrikanische Graben die Grenze zwischen Langköpfigkeit (im Osten) und relativer Kurzköpfigkeit im Westen bedeutet.

Allen Stämmen des groben Typus gemeinsam ist ferner dunkle Hautfarbe; nur die östlichen Gruppen sind gleich den Pygmäen heller gefärbt; plumpe Gesichtsbildung, starke Wulstung der Lippen, verbunden mit Prognathie, ja das enorme Vorspringen der Mundpartie in Verbindung mit einer tiefen, knickförmigen Einsattelung der Nasenwurzel und breiter Entwicklung der Nasenflügel hat den Waldbantu den Ruf besonderer „Affenähnlichkeit“ eingetragen. Im Gegensatz zur sonstigen Langbeinigkeit der Neger neigen diese Stämme vielfach zur Kurzbeinigkeit, gemeinsam ist ihnen außerdem stärkere Neigung zum Bartwuchs (Kinn- und Backenbart), als sie sonst die Regel ist.

Die Weiber charakterisiert stellenweise sehr starke Beckenneigung und üppige Entwicklung des Gesäßes. Erstere scheint mit einer starken Krümmung der Wirbelsäule Hand in Hand zu gehen; zugleich bedingt sie eine beträchtliche Einwärtsstellung der Füße. Beziehungen zum unten skizzierten „Pygmäen“-Typus sind unverkennbar.

Die sogenannte nilotische Gruppe der Neger, deren Zentrum sich im oberen Nilgebiet befindet und ziemlich weit nach Ostafrika reicht, stellt wieder einen andersartigen Typus dar, der seine Vertretung auch in zahlreichen Stämmen des zentralen und westlichen Sudan zu besitzen scheint und der besonders durch dunkle Hautfarbe, extreme Dolichokephalie, ausgesprochene Hochwüchsigkeit bzw. Langbeinigkeit und schlanken Bau ausgezeichnet ist. Das Gesicht ist sehr flach, die Jochbogen springen seitlich weit vor; die Gesichtzüge sind derb, doch nicht unhübsch, die Frauen werden als besonders häßlich geschildert (Abb. 181).

Einen wesentlich feineren Typus besitzen im ganzen die

Bantuneger im Osten und Süden, deren schönste und ebenmäßigste Vertreter wir bei den südlichen Bantu, den Kaffernstämmen antreffen. Abgesehen von ihrem stattlichen, wohlproportionierten Bau stechen diese letzteren auch durch wesentlich verfeinerte Gesichtsbildung aus der Gruppe der übrigen Neger hervor.

Dolichokephalie (Langköpfigkeit), lange bis überlange Ausbildung der Extremitäten, plumper Knochenbau, große Flachheit des Schienbeins (Platyknemie), dunkle Hautfarbe und spiralige Einrollung des Haares dürfen wohl als allgemeines Kennzeichen dieses Negertypus angesehen werden (Abb. 182, 183).

Nach der physiologischen und pathologischen Seite hin (Empfänglichkeit gegen Schlafkrankheit, Immunität gegen Malaria) beweist bei allen speziellen Abweichungen die Negerrasse als solche doch einen sehr einheitlichen Charakter und läßt somit ihre von altersher anerkannte Stellung als besondere Menschheitsgruppe als durchaus berechtigt erscheinen.

Neben der Negerbevölkerung und den hamitischen Stämmen finden wir im zentralen Afrika eine weitere, höchst merkwürdige und einseitig entwickelte Menschheitsgruppe in den sogenannten zentral-afrikanischen Pygmäen, die zweifellos neben den noch zu besprechenden Buschmännern die älteste Bevölkerungsschicht Afrikas darstellen.

Die Körpergröße der reinen Pygmäen beträgt im Durchschnitt kaum 144—145 cm bei Männern, 135 cm bei Frauen, wobei die Länge des Rumpfes gegenüber den Beinen besonders auffällt. Die Weiber besitzen oft starke Beckenneigung, infolge deren der Unterleib unverhältnismäßig weit vorhängt. Die Arme sind außerordentlich lang. Die Kopfbildung ist rundlich und die Schädelkapsel somit trotz ihrer Kleinheit befähigt, einer relativ bedeutenden Gehirnmasse Raum zu geben; die Stirne ist hoch und vorspringend, sozusagen weiblich gebildet. Wülste über den Augen sind bisweilen vorhanden; die Jochbogen springen seitlich vor; die Nase ist an der Wurzel besonders flach, im übrigen Teile breit und niedrig; die Oberlippe ist sehr lang, konvex; die Schleimhautpartie ist jedoch nicht gewulstet. Die Mundpartie springt stark vor, nach unten läuft das Gesicht ziemlich spitz zu, wodurch es im ganzen oft ein „dreieckiges“ Aussehen bekommt. Die Haare sind in der Regel schwarz und engspiralig gekräuselt bei einer Länge von 3—4 cm. Barthaar ist stärker nur an der Oberlippe entwickelt. Sehr auffällig ist das Lanugo genannte gelbe Flaumhaar, das bei einer ganzen Anzahl von Pygmäen den ganzen Körper bedeckt, was (außer im frühesten Kindesalter) von keiner sonstigen Menschheitsgruppe bekannt geworden ist. Die Hautfarbe ist teilweise wesentlich heller als die der sie umgebenden Waldstämme, die Haut neigt sehr oft zu starker Runzelung, was wohl mit unregelmäßiger Ernährung zusammenhängen dürfte.

Der gesamten Artung nach scheinen die Pygmäen ihrer ursprünglichen Lebensweise als schweifende Jäger und Sammler ganz außerordentlich gut angepaßt zu sein. Ihre Gewandtheit im Durchschleichen des Waldes, im Verstecken und Benützen jeder Deckung, ihre Geschicklichkeit im Klettern, ja vielleicht auch ihre Kleinheit sind als Erwerbungen eines seit ältesten Zeiten gleichmäßig sich abspielenden Lebens im Walde aufzufassen.



Abb. 182. Junger Zulu

Diese Pygmäen sind vorläufig im riesigen zentralafrikanischen Urwaldgebiet von Kamerun bis nach Ostafrika und in einzelnen Resten südlich bis zum Kunene nachgewiesen. Namentlich in Kamerun, aber auch im ostafrikanischen Seengebiet scheint ihr Typus in dem der Waldbantu teilweise aufgegangen. Die kleinwüchsigen Gruppen des ostafrikanischen Graslandes hingegen — am Rudolfsee und die Batwa in Urundi — zeigen mehr Hinneigung zum Buschmanntypus; da in Ostafrika die typischen Schnalzlaute der Buschmannsprache gleichfalls wiederkehren, sind Beziehungen zwischen Pygmäen und Buschmännern im Sinne von Wurzelverwandtschaft nicht gänzlich von der Hand zu weisen (v. Luschan).

Eine ausgesprochene Anpassungsform an ein Jagdgebiet von außerordentlicher Trockenheit bilden die kleinwüchsigen Nomaden der Kalaharisteppe, die Buschmänner (Abb. 183).

Ihr auffälligstes Merkmal, die geringe Körpergröße, ist gewissen Schwankungen unterworfen; die kleinsten Buschmänner fanden sich im Kaplande mit 144—145 cm, die Kalaharibewohner sind mit 153—155 cm Durchschnittsgröße

wesentlich stattlicher. Obere und untere Extremität sind beide kurz. Doch abgesehen von der Größe läßt auch ihre ganz andersartige Hautfärbung, die am besten ein fahles Gelb ohne Zusatz von Rot genannt werden kann, die Buschmänner auf das deutlichste von den benachbarten Negerstämmen abstechen. Mit naturwissenschaftlichem Blicke geschulte Beobachter haben uns darin eine Art Schutzfärbung oder Anpassung an die Umgebung kennen gelehrt; der Buschmann trägt eben durchaus die Farbe seines uralten Wohngebietes, der mit gelbem Sande bedeckten Wüstensteppe. Alles in seiner Körperlichkeit ist auf das ökonomischeste eingerichtet; die Knochen sind sehr grazil; nirgends sind starke Muskelleisten bemerkbar; der Schädel ist klein und rundlich, die Stirne bisweilen vorgewölbt. Das Gesicht kann am ehesten seinem Umriß nach als viereckig bezeichnet werden. Die Mundpartie springt wenig vor (Orthognathie). Die Oberlippe ist nicht allzu lang und nur wenig konvex; die Lippen sind fein. Auffällig ist das gänzliche Fehlen des Ohrläppchens (Buschmannohr). Die Bildung des oberen Lides bzw. die Zusammengekniffenheit der Augen, die die Buschmannphysiognomie in hervorragendem Maße charakterisiert, geht auf die grelle Lichtwirkung in der schattenlosen Steppe zurück, welche das Organ sonst nicht fähig wäre zu ertragen. Das Haar ist kurz und knötchenförmig zusammengerollt; die Haut ist oft sehr stark gerunzelt, eine Folge der extrem wechselnden Fettablagerung in guten und schlechten Zeiten der Jagd. Das Vertilgen unverdaulicher Substanzen führt zu starker Auftreibung des Bauches schon im frühen Kindesalter. Die Frauen, aber auch die Männer sind vielfach charakterisiert durch eine oft gewaltige Fettansammlung in der Steißgegend (Steatopygie), die vielleicht als eine Art Aufsammlung von Fett für Zeiten der Not gedeutet werden kann (Pöch).

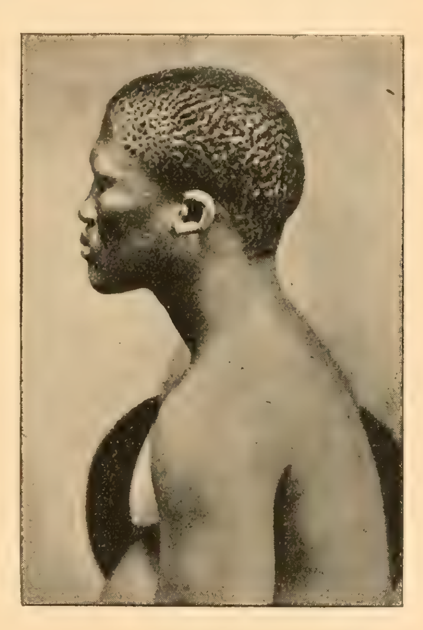


Abb. 183. Buschmann, Kapkolonie
(Nach Johnston)

Anthropologisch nicht leicht zu erklären ist die Stellung des zweiten hellfarbigen Bevölkerungselementes Südafrikas, der Hottentotten. Wahrscheinlich handelt es sich bei ihnen um einen rassenhaft festgelegten Mischtypus, der seiner Grundlage nach als hamitisch anzusehen ist, durch Hinzutreten von Buschmannblut jedoch wesentlich verändert wurde. Neben stattlicherem Körperwuchs charakterisiert den Hottentotten gegenüber dem Buschmann vor allem eine sozusagen rautenförmige Gesichtsbildung, ferner stärkere Entwick-

lung des Ohrläppchens, breiterer Mund usw.; Steatopygie ist beim weiblichen Geschlecht oft extrem entwickelt, ebenso bisweilen die Hottentottenschürze (Hypertrophie der Labia minora, oft auch durch künstliche Verlängerung befördert), die übrigens auch im oberen Nilgebiet nachgewiesen wurde. Auch die Herero und umgebenden Bantustämme weisen Mischtypen teils auf Grund der hamitischen, teils der Buschmannelemente auf (Abb. 184, 185).

II. Völker und Kulturformen

1. Nordafrika

a) Die Wüsten- und Steppennomaden der Sahara

Die Bevölkerungsverhältnisse in dem ungeheuer ausgedehnten Wüstengebiete, das den Norden Afrikas einnimmt, sind entsprechend den beschränkten Siedelungs- und Wohnmöglichkeiten ziemlich einfache.

Der Westen bis zu einer Linie, die von Mursuk über Agades bis nach Timbuktu reicht, wird der Hauptsache nach von den Tuaregstämmen eingenommen, in die nördliche Gruppe der Tuareg von Azdjer oder Asgar (früher auch Asra genannt), die Tuareg von Ahaggar, die Auelliminden und die Kelowi oder Tuareg von Air zerfallend. Auch darüber hinaus kommen südlich des Niger und in Dhamergu Tuaregstämme vor. Unter ihnen leben als Sklavenrasse dunkelhäutige, negerhafte Elemente unsicherer Herkunft, in denen manche Forscher, wie Barth, Gautier u. a., eine aus prähistorischer Zeit herüberreichende Bevölkerungsschicht sehen. Ursprünglich schwarz war die Bevölkerung von Air (Asben), auch bei den Asgar und Auellimiden kommen noch dunkle Elemente vor. Es dürften für ihre Herkunft jedoch auch vielfach die Raubzüge der Tuareg in den Sudan verantwortlich zu machen sein. Den Osten nehmen die Tibbu (Plur. Teda) ein, deren Stammland Tibesti außer von Nachtigal noch von keinem Europäer betreten werden konnte; Teda sind jedoch schon im südlichen Fessan zu finden und reichen südlich bis Borku, wo an sie südöstlich die Baele (in Ennedi) grenzen, die teils zu ihnen, mehr aber noch zu den Zoghawastämmen Wadais in verwandtschaftlicher Beziehung stehen dürften. Die kulturelle Artung dieser Wüstenstämme ist eine sehr einheitliche, weshalb man trotz ihrer sprachlichen Verschiedenheiten — die Tuareg gehören dem hamitischen Sprachkreise an, die Teda sprechen eine „Sudansprache“ — sie wohl am besten zusammen bespricht.

Die Fulbe, gleichfalls Nomaden hamitischen Ursprungs, sollen dagegen ihrer südlichen Wohnsitze halber erst im nächsten Abschnitt zur Besprechung gelangen. Endlich besteht noch eine Konföderation nomadischer Stämme in Egei und Kanem, die „Ulad Soliman“, die jedoch arabischen Ursprungs sind und somit kein ursprüngliches Bevölkerungselement darstellen.

Die Grundlage der Ernährung bildet bei sämtlichen erwähnten Stämmen in erster Linie die Viehzucht. Kamele, Schafe und Ziegen, letztere besonders in Tibesti, bilden ihren Besitz, und ihre Pflege regelt ihre Lebensgewohnheiten. Während der Regenzeiten verteilt sich die Bevölkerung über weite Flächen, in der trockenen Jahreszeit findet ein Zusammenströmen in den futterreicheren Gegenden statt, wobei Stammesfehden, Streitigmachen der Weidegründe usw. an der Tagesordnung sind. Im Osten Tibestis überwiegt die Zucht der Dattelpalme und Gemüsekultur nach Fezzaner Muster die Viehwirtschaft; überall wird hier auch der Anbau der Koloquinthe betrieben. Auch bei den Tuareg von Ahaggar wird von nördlichen Einwanderern und den „imrad" ein bescheidener Ackerbau geübt, allüberall müssen übrigens auch die eingeheimsten Samenkörner wildwachsender Gräser die Nahrung nach der pflanzlichen Seite ergänzen, die bei den reinen Nomaden hauptsächlich aus Milch besteht.

Getreidekörner und Grassamen werden geröstet oder im Mörser zerstampft und allenfalls mit Butterzusatz zu Mehlbrei verkocht und mit hartem Käse vermengt. In Zeiten der Not genießt man allerhand Samen, Früchte vom Gummibaum, eichelartige Kerne u. dgl., die durch Wässern von ihrem bitteren Geschmack befreit werden. Fleisch wird fast nur vom Wildpret genossen, meist gebraten oder durch Räuchern haltbar gemacht.

Die Wohnungen sind allenthalben rechteckige transportable Stangenzelte, das Gerippe bilden zusammengebundene Hölzer, darüber werden bei den Tuareg zusammengenähte Felle, bei den Teda Matten aus Dumpalmgeflecht gespannt. Bei allzu großer Hitze können sie an den Seiten des Zeltes emporgelüftet werden, um den Aufenthalt im Innern erträglicher zu gestalten. Während der Winterszeit benützen die Teda häufig backofenähnliche Lehmhäuschen zum Übernachten; Felswohnungen und Trockensteinbauten von der Form der sudanesischen Rundhütten findet man nur im bergigen Inneren Tibestis, im Norden (Fessan) werden die Mattenhütten mit Lehm gedichtet und um einen viereckigen Hof gruppiert. In den Oasenstrecken der Sahara herrscht — bei den ansässigen Elementen — der viereckige Backsteinbau mit flachem Dach, der wohl von Norden her eingeführt worden ist. Dagegen errichtet sich die dunkle „Sklaven"-Bevölkerung kleine Bienenkorb- oder Kuppelhütten aus Stroh oder geflochtenen Matten, ein Wohntypus, der von Mauretanien bis zum Niger und ostwärts bis Tripolis sich verfolgen läßt.

Das Innere des Zeltes ist bei den Tuareg (arabischen Gepflogenheiten entsprechend) in ein Männer- und ein Frauenabteil geschieden. Die Einrichtungsgegenstände sind höchst einfacher Art. Als Lager dient dem Tuareg oft nur der Wüstensand, im Süden ist auch der „Angareb“, ein rechteckiges Gestell aus Palmlatten, auf vier Füßen ruhend, ursprünglich wohl aus dem alten Ägypten stammend, gebräuchlich. Dem Tibbu usw. erfüllen Lederhäute und geflochtene Matten den gleichen Zweck; Wollteppiche sind nur den Vornehmen bekannt. Holzmörser und Stößel dienen zum Enthülsen des Getreides. Eine Anzahl verschieden geformter Lederbeutel und -schläuche zur Aufbewahrung von Wasser, Milch, Butter und der kleineren Habseligkeiten überhaupt bilden den wichtigsten, zugleich für alle Nomadenvölker typischen Hausrat. Ferner werden gebraucht Holzschalen, -teller und -löffel, Kalebassen (Tuareg); bei den Teda und Nomaden des Tschadseegebietes werden auch grasgeflochtene Körbe erzeugt und im Haushalte verwendet. Der Unterbringung der Geräte dienen Gabelpfosten, an denen man die Schläuche einfach aufhängt. An sonstigen Habseligkeiten sind bei den Nomaden noch die Kamelsättel für Männer und Weiber zu nennen. Die Kleidung hat unter mohammedanischem Einfluß wohl tiefgehende Veränderung erfahren. Bei den Tuareg besteht sie aus einem weitärmeligen Hemd („Tobe“), einer Hose, dem Burnus, einem Turban oder Tarbusch und Ledersandalen, sowie dem nie fehlenden blauen Gesichtsschleier, der allen Wüstennomaden (Tuareg und Teda) eigentümlich ist; ursprünglich aus praktischen Beweggründen verwendet, ist er heute Abzeichen des freigeborenen Wüstenbewohners geworden und wird als solches



Abb. 184. Hottentotte, Südafrika
(Nach Johnston)

stolz behütet. Die Weiber tragen ein Hemd (Tobe), Rock, Mantel und Kopfschleier, bisweilen auch einen großen Hut. Bei den Teda ist die Tracht einfacher; es fehlen den Männern meist Hose und Burnus, die Frauen tragen die im ganzen Sudan gebräuchliche Wickeltracht, bestehend aus Hüft-, Kopf- und Brusttuch, höchstens tritt noch ein Schmucktobe hinzu. Sandalen werden von beiden Geschlechtern selten getragen. Im Inneren Tibestis und vereinzelt in Baele begegnet man auch noch der altertümlichen Fellbekleidung, die wohl ursprünglich allen diesen Gruppen eigen war, wie uns die Berichte aus dem Altertum überliefern.



Abb. 185. Bergdaman, Südwestafrika
(Nach Johnston)

Der Schmuck der Männer ist bescheiden; mit Ausnahme eines Armrings aus Messing oder schwarzem Marmor werden nur Ledertäschchen mit Amuletten getragen; die Weiber besitzen Armbänder aus Glas, Silber, Kupfer, auch aus Ziegenhörnern u. dgl. Die Tibbuweiber tragen am Vorderarm ganze Sätze von Ringen aus Horn und Elfenbein, ferner Fußringe aus Silber und Kupfer, sowie Ohr- und Fingerringe (auch bei den Tuareg). Halsketten aus Straußeneiperlen stehen, wie in prähistorischen Zeiten, so heute noch in Ehren. Auch ein Schmuck aus Korallen im linken Nasenflügel ist für die Tibbuweiber charakteristisch, ebenso Färben mit Kohol und Henna nach arabischer Sitte. Die Kinder beiderlei Geschlechts gehen bei den Teda fast nackt; die Mädchen tragen einen Schurz aus Lederfransen („rachat“). Die Tedamänner tragen Tatauierung im Gesicht.

An Waffen führen die Wüstenbewohner ganz allgemein Lanzen und ovale Lederschilde, die Tuareg außerdem noch ein Schwert,

das stark an das Schwert der Kreuzfahrer im zwölften bis vierzehnten Jahrhundert erinnert. Typisch ist ferner ein am Armring befestigter Dolch. Bogen und Pfeil besaßen seinerzeit die Tuareg, die Teda führten statt dessen das Wurfmesser. Primitiver als diese beiden sind die zur Jagd in ganz Nordafrika verbreiteten Wurfkeulen oder Wurfhölzer (Dar-Fur), an Altägypten erinnernd. Industrie existiert bei den Tuareg so gut wie keine. Sie sind die eigentlichen „Herren", die jegliche Arbeit verschmähen. Diese bleibt den Negern — „Sklaven" — überlassen. Die männlichen Sklaven besorgen die Herden, den Anbau, die Bewässerung, nehmen auch an den Kriegszügen teil und leisten auch gewerbliche Arbeit, flechten die Matten, gerben Häute mit Rinden und Blättern, färben und nähen das Leder usw., wogegen alle häuslichen Arbeiten von den Frauen besorgt werden, die auch Butter und Käse bereiten. Eine von abergläubischer Scheu umgebene Sondergruppe bilden die Schmiede, die auch als Verfertiger der Holzgefäße zu nennen sind. In Tibesti ist nur Flechterei in nennenswertem Maße entwickelt, die Schmiedetechnik liegt in den Händen einer verachteten Pariakaste. Großen Vorteil ziehen diese Gebiete aus dem Handelsverkehr; ein großer Teil der Bewohner Tibestis besteht aus reisenden Händlern und Kaufleuten. Der Unterhaltung dienen bei den Tuareg Scheinkämpfe der Männer; bei den abendlichen Zusammenkünften der jungen Leute erfinden die Männer Gedichte zu Ehren ihrer Angebeteten, die letztere auf einem violinartigen Instrument (mit nur einer Saite) begleiten. An Musikinstrumenten besaßen die Chefs früher auch Trommeln aus Kürbissen mit Antilopenhaut überzogen, als Abzeichen ihrer Macht und zur Berufung der Stammesmitglieder (nach arabischer Art) dienend. Stammesfehden und ihr Ausgang sind für die politische Geltung der einzelnen Stämme (als Adelige und „imrad" bei den Tuareg bezeichnet) maßgebend.

Die sozialen Einrichtungen sind stark durch den Mohammedanismus beeinflußt, jedoch fällt bei den Tuareg die hochgeachtete Stellung der Frau auf; es herrscht Monogamie, und ein ritterlicher Kult, der an nordeuropäische Sitten des Mittelalters erinnert und alte „weiberrechtliche" Züge fortsetzt, wie sie von den Libyern schon im Altertum berichtet wurden, umgibt, wie angedeutet, hier die Frau, die auch rechtlich dem Manne vollkommen gleichgestellt erscheint. Die Hochzeit wird nach arabischer Art mit Umzügen, jedoch auch unter Einhaltung bestimmter altertümlicher Riten,

gefeiert. Die Bevölkerung zerfällt bei den Tuareg in Freie und „Hörige“, „imrad“. Die Stämme bestehen aus einzelnen, von Häuptlingen geleiteten Gruppen „tobol“; die Zugehörigkeit zu einem Stamm richtet sich nach der Mutter. Auch bei den Teda scheidet sich die Bevölkerung in „Adelige“ und das gewöhnliche „Volk“; erstere sind zu den Häuptlingsstellen berufen, den einzelnen gebricht es freilich oft genug an Vornehmheit und Gütern des Lebens. Die Toten werden nach muslimischer Sitte in steinumsetzten Gräbern bestattet; nur die Baele setzen die Leichname bisweilen noch in Felsspalten und Klüften der Berge bei.



Abb. 186. Mandingo vom oberen Niger
(Nach Johnston)

Bei allen diesen Gruppen bildet die Beschaffung von Trinkwasser eine der wichtigsten Lebenssorgen. Während man auf Wanderungen vielfach einfache Scharrgruben anlegt, wie sie auch das Wild sich instinktiv aufkratzt, sind im Norden große unterirdische Anlagen („Galeriebrunnen“) geschaffen worden, wogegen der Sudan mehr Aufspeicherung in Zisternen u. dgl. bevorzugt.

b) Die Völker des westlichen Sudan und der Guineaküste

Die alte Völkergeschichte dieses Gebietes stellt sich ungefähr wie folgt dar: Die Wüsten- und Steppengebiete waren allezeit von nomadischen Jägern oder Viehzüchtern bewohnt. Kleine, runde Strohhütten, Bienenkorbhütten und Höhlen scheinen ihr Ob-

dach gebildet zu haben, ihre Technologie wurde in dem Kapitel über die Vorgeschichte geschildert.

Im Norden haben wir es wohl zumeist mit hamitisch-berberischen Elementen zu tun, doch reichen Überreste dunkler Elemente bis etwa 23 Grad n. Br. und bis ans Meer heran. Die örtliche Überlieferung der Habbé erzählt in den Bergen des Nigerplateaus von Zwergen, in Höhlen und unter Windschirmen wohnend, die von der Jagd und dem Sammeln von Früchten lebten. Vielleicht läßt sich die schon von Herodot hervorgehobene Geringwüchsigkeit der Teda auf solche „Pygmäen“beimengung beziehen. Die im Nigergebiet ansässigen dunkelhäutigen Jäger- und Fischervölker bezeichnen sich selbst als „aus der Erde hervorgekommen“, wogegen später aus dem Norden Gruppen „Roter“ eingewandert seien, die sich der Bevölkerung angemengt hätten (Desplagnes).

Außer Frage ist der Anstoß zur politischen Entwicklung in der westlichen Sahara, soweit geschichtlich feststellbar, von berberartigen, hellhäutigen Nordvölkern ausgegangen.

Die Schichtenfolge der Stadtgründungen Timbuktus zeigt etwa drei Abschnitte, deren erster nach der Überlieferung in die sagenhafte Vergangenheit zurückreicht. Noch vor Beginn unserer Zeitrechnung bis um 300 n. Chr. hätten hier bereits vierundzwanzig Könige regiert. Danach bestand hier das Reich Garnata oder Gana, nach J. Marquardt vermutlich von Berbern (Sanhaga?) gegründet. Der Grundstock der Bevölkerung war aber jedenfalls dunkelhäutig.

Diese „Sanhaga“ (später „Songhai“ genannt) treten dann später als eine bereits ziemlich dunkelhäutige Mischgruppe mit der Gründung eines Fürstentums westlich von Gana hervor (neuntes Jahrhundert). Sie sollen aus dem südwestlichen Marokko stammen. Im elften Jahrhundert wird Gana von den Almoraviden erobert, nordafrikanisch-berberischer Prunk tut sich hier auf, wie die Berichte zu erzählen wissen; im dreizehnten Jahrhundert zerstören es die Soso (heute in Französisch-Guinea als eine Mandegruppe zu finden). Die Mischrasse der Songhai-Sanhaga setzt sich aber wieder durch und breitet sich im sechzehnten Jahrhundert vom Atlantischen Ozean bis zum Niger-Benuë-Gebiet aus. Der Süden ist inzwischen — nicht wieder ohne berberische Einflüsse wie in Mossi (Nigerbogen) und in Melli („schwarze“ Sultane!) — zu politischer Selbstgestaltung fortgeschritten. Nach dem Songhaisturm entsteht das Mandingoreich im Westen, anschließend Mossi und endlich die sogenannten Haussastaaten. Die ziemlich dunkelfarbigen Haussa (ursprünglich zur Logongruppe gehörig), wohnten im neunten Jahrhundert im Westen oder Nordwesten des Tschadsees, müssen aber einmal, nach ihrer Sprache zu schließen, von Hamitoberbern — vermutlich den Zoghawa — beeinflußt worden sein. Über diese von Osten kommende Völkerwelle vergleiche später.

Die unter all diesen Völkern sehr reinrassig erhaltenen hellhäutigen Fulbe (heute am Senegal und in Französisch-Guinea, später in Futa-Djallon, in den Haussastaaten [Sokoto] und Wadai-Darfur, teils als Ackerbauer seßhaft, teils wandernde Viehzüchter) tauchen schon im elften Jahrhundert am Niger auf und dürften dann im Reich Melli eine fanatisch-orthodoxe Aristokratenkaste gebildet haben („Torobe“). Noch vor Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts werden sie nach dem Senegal verschlagen und erscheinen gleichzeitig auch im Osten

(Bornu usw.). Zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts eroberten sie die sogenannten Haussastaaten.

Belangreich erscheinen inmitten dieses geschichtlichen Wirrsals alte Beziehungen des westlichen Sudan mit dem Norden und Osten, Meroe (Napata) und Abessinien, wobei auch das Christentum in Melli Eingang gefunden hatte und eine Unzahl von Kulturgütern übermittelt wurde. (Die Quellen der geschichtlichen Überlieferungen sind vor allem arabische Geschichtsschreiber des neunten und zehnten Jahrhunderts.) Alle diese Reiche (Gando, Sokoto, Borgu, Gurma, Mossi usw.) haben heute nur mehr geringe Bedeutung.

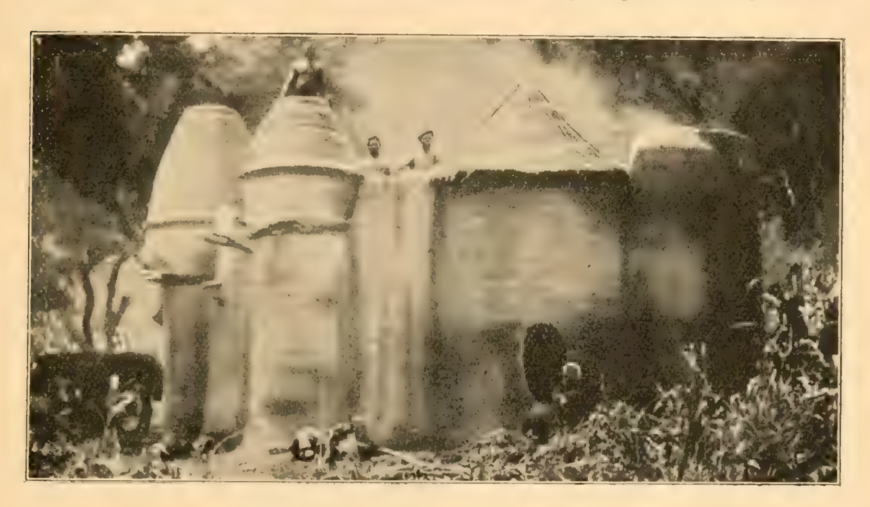


Abb. 187. Tambermaburg, Hinterland von Togo
(Nach Oberleutnant Preil)

Die ursprünglichen Wohnsitze der Reiche begründenden Stämme von Aschanti, Dahome, Benin sind gleichfalls im Norden zu suchen. Gegen den Sudan zu offen, vom Meer jedoch vielfach durch ungesunde sumpfige Küstenstriche abgeschlossen, sind diese Länder durchaus als Binnenreiche anzusehen. Ihre Begründer, die Ewe, Fan (Dahomeer) und Tschi (Aschanti, Fanti), ferner die Ga- und Guamstämme dürften seinerzeit im Nigergebiet Nachbarn der Yoruba und Beninleute gewesen sein und wohnten vielleicht zusammen in einem großen Reich vereinigt in festen Städten, aus denen sie zufolge kriegerischer Umwälzungen vor drei- bis vierhundert Jahren abwanderten, wobei die Agni- und Gastämme bis über den Voltafluß vorgetrieben wurden (Spieß, Dahse usw.).

Alle diese Reichsgründungen haben auf den kulturellen Werdegang der Bevölkerung naturgemäß bedeutenden Einfluß genommen, die ethnographische und kulturelle Schilderung des Gebietes kann jedoch in Anbetracht der Vielgestaltigkeit der Verhältnisse lediglich nach ethnographischen Rücksichten erfolgen.

Die Bevölkerung gruppiert sich ungefähr folgendermaßen: Im nördlichen

Teile, am Nigerknie, sitzen die Habbé, ein anscheinend noch stark berberisch beeinflußtes Volk (Nachkommen der Songhai?), im Süden und Osten weiterhin die primitiveren Bambara und Dinga. Ziemlich mannigfache Völkermischungen dürften sich in Borgu, Gurma und Mossi, desgleichen Nupe, Yoruba abgespielt haben; die einheimischen Sprachen gehören insgesamt der Songhaigruppe an. Weiter im Westen sitzen ziemlich primitiv verbliebene Stämme, Gurunsi, Samo, Bobo, Lobi usw. Hieran schließt sich die gewaltige Gruppe der Mandevölker oder Mandingo, die sich bis ins südliche Senegambien und zur Sierra-Leone-Küste erstreckt (Abb. 186). Zu ihnen gehören die obenerwähnten heidnischen Bambara, die Susu, Malinke, Soninke und Mande Djula in Französisch-Guinea, die Wey in Liberia usw. Die Tukulör („tous couleurs") am oberen Niger stellen ein Mischvolk aus Negern, den Fulbe und dem nördlichsten Küstenstamme Senegambiens, den Djolloffern, dar. Auf diese folgen an der Küste die Serer, Balante (Portugiesisch-Guinea), Susu (s. o.), Timne, die Mendistämme an der Sierra-Leone-Küste, die Wey, Kpwesi, Basa, Kru und andere in Liberia, die agnisprechende Bevölkerung der Elfenbeinküste, die Tschistämme der Goldküste, unter ihnen die bekanntesten die Fanti und Aschanti, hieran schließen sich die Ewe in Togo und Dahomé; Britisch-Nigeria ist hauptsächlich von Yoruba (im Süden) und Nupe (im Norden) besiedelt. Erstere sind ein hellhäutiges Volk, das erst durch die Auswanderung der Haussa in den Fulbekriegen so weit nach Süden gedrängt wurde. Westlich grenzen an sie die Bini (Bewohner des ehemaligen Negerreiches Benin); die Efik, Ibo und andere leiten bereits zu den Völkern Kameruns über (siehe folgenden Abschnitt).

Der südliche, waldbestandene Küstenstrich erweist sich seiner primitiven Unterschicht nach in vieler Beziehung (Hausbau, Maskenwesen usw.) als dem sogenannten westafrikanischen Kulturkreise zugehörig, sollte also zusammen mit dem Kongostaate usw. besprochen werden; doch ist die Durchdringung mit sudanischen Elementen derart stark, daß eine Trennung der auch geographisch zusammengehörigen Länder des Sudan und der Guineaküste unmöglich erscheint, und der Gegensatz zwischen den Daseinsformen des nördlichen Graslandes und des südlichen Waldgebietes tritt in naher Gegenüberstellung um so deutlicher hervor.

In wirtschaftlicher Beziehung spielt der Ackerbau und Anbau von Nutzpflanzen wohl die wichtigste Rolle. In den grasigen Landschaften sind Hirsearten und Mais die verbreitetsten Anbaufrüchte; im Norden, im Nigerbogen bis nach Kong, wird seit alter Zeit auch eine Reisart gepflanzt, daneben Weizen und Gerste; im Waldgebiete des Südens baut man vorwiegend Maniok, tropische Pflanzen, Igname, Bananen, die Erdnuß; am Croßfluß überwiegt der Yamsbau, der auch in der Ernährung der Bantustämme Kameruns die wichtigste Rolle spielt. Die Form des

Anbaus ist der Hackbau; Düngung und Berieselung ist bisher nur aus dem nördlichen Togo bekannt geworden. Unter den Fruchtbäumen ist vor allem der Schibutterbaum zu nennen; als Nutzpflanzen sind Baumwolle und Indigo am wichtigsten. Der Affenbrotbaum ist in allen seinen Teilen nützlich. Tabak und Kolanuß dienen als Reizmittel.

Salz wird im Norden aus den Salzbrüchen der Sahara bezogen; im Süden existierten eigene salzerzeugende Orte; in Nordtogo wird



Abb. 188. Agome-Palime, Siedlung mit runden Hütten, Togo
(Aus Benzingers Lichtbilder für den Unterricht)

es in eigenen Salzöfen aus Pflanzenasche gewonnen; viehzüchtende Stämme bereiten es aus der Asche des Kuhmistes.

Die Viehzucht gestaltet sich im Norden sehr erträgnisreich. Kamelzucht besteht in den Grenzgebieten der Sahara, weiter südlich wird sie durch die Rinderzucht ersetzt. In den grasreichen Steppen des Nigerbogens (Habbé, Mossi) hat neben dem Zeburind auch das marokkanische Rind Heimatrecht erworben. Das bedeutendste Viehzüchtervolk waren die Fulbe; nach der Rinderpest von 1890 hat jedoch nur die Sondergruppe der „Borroro" ihren Viehstand bewahrt; sie haben feste Städte als Standort, ziehen jedoch noch immer nomadisierend umher. Wichtig ist ferner die Pferdezucht, die, von den Fulbe eingebürgert (?), heute über den ganzen Sudan

verbreitet ist; auch einzelne Negervölker im Süden (Bini, Yoruba) betreiben sie. Die wichtigsten Rassen sind das Mandingopferd, vermutlich berberischen, und das Songhaipferd, vermutlich arabischen Ursprungs. Als Lasttier ist im mohammedanischen Gebiete der Esel eine sehr schätzenswerte Arbeitskraft. Ein großer Teil der in Städten ansässigen Bevölkerung ist mit Handel und Gewerbe beschäftigt, zählt doch das ins Auge gefaßte Gebiet in dieser Hinsicht zu den betriebsamsten in ganz Afrika. Bei den primitiven Stämmen im Hinterlande der Guineaküste, in den Flußlagunen usw. treten daneben aber auch in ganz altertümlicher Weise Jagd und Fischerei als fast ausschließlicher Nahrungserwerb in ihre Rechte. Vielfach erfolgt der Betrieb allerdings schon gewerbsmäßig, etwa wie bei den betreffenden indischen Kasten. Die Jagd wird als Einzeljagd (mit Lanze, Bogen und Pfeil, Harpunen usw.), jedoch auch mit Fallen betrieben. Zum Fischfang dienen Bogen und Pfeil, Wehren und Körbe, sowie Fischgifte, an der Küste auch Netze (Ewe) und Angeln (Liberia), die jedoch fremden Import darstellen. Besonders ursprünglich haben sich Überreste der Soninke (?) — die „Nomadi" älterer Berichte? — erhalten; sie bewohnen kleine runde Hütten aus Stroh oder Felslöcher; zur Kleidung dienen u. a. noch Felle der jagdbaren Tiere; Fleisch wird getrocknet oder roh genossen, daneben wird Hirse usw. gesammelt. Alte Berichte erwähnen Hundeesser („Canarii") und „Ichthyophagen" (Fischesser) im atlantischen Küstengebiet usw.

Die Speisenbereitung wird um so einfacher, je mehr man sich aus dem islamisch orientalischen Kulturbereich entfernt. In seinem Umkreis kennt man noch allgemein die Fleischgerichte (Pillacos) und Süßspeisen (aus Honig, Mandelfrüchten, Hammelfett), die jedem Orientreisenden geläufig sind, außerdem „Kuskus", ein gedünstetes Fleischgericht mit einer zu Kügelchen gedämpften Mehlbeilage u. dgl. Die Negerküche ist demgegenüber recht roh und ursprünglich verblieben.

Fische und Wildpret werden von den betreffenden Stämmen mittels Rosten und Spießen frisch am Feuer bereitet oder geräuchert. In der täglichen Kost spielt Fleisch jedoch kaum eine Rolle, am allerwenigsten das der Herdentiere, außer an Opfertagen. Alle Mehlfrüchte werden einfach zu Brei verkocht, Knollen, Hülsenfrüchte, Kräuter und Blätter in Wasser gekocht und ebenso wie manche roh genießbare Arten (Kürbisse, Gurken) als Zukost ge-

gessen. Bei einer solchen „faden“ Pflanzenkost mit schwer verdaulicher Breinahrung im Mittelpunkt erklärt sich der enorme Verbrauch alkoholisch vergorener Biere aus den verschiedensten Getreidearten, der Palmweine usw. bei den Schwarzen wohl mehr, als bisher angenommen, aus einem physiologischen Bedürfnis nach Steigerung und Anregung der Verdauungsfermente, denen allerdings ein „nahrhafter Stoff“ in reichlichstem Ausmaß zugeführt wird.

Die landesüblichen Wohnbauten sind ziemlich mannigfaltiger Art. Die frühgeschichtlichen Klippenburgen des Nordens (im Nigergebiet) weisen eine auffällige Ähnlichkeit mit den Steinhäusern der Kabylen auf; auf nördliche Einflüsse gehen wohl auch die unregelmäßig viereckigen Wohnungsanlagen der Bobo, Lobi, Samo usw. zurück, die früher offenbar zu Verteidigungszwecken oft ganz in die Erde versenkt waren, d. h. regelrechte Erdställe vorstellten. Heute sind sie meist nur halb versenkt oder aus Lehm selbst mehrstöckig auf ebener Erde angelegt und bilden in dieser Form, bisweilen umschlossen von krenelierten Mauern und mit pilastergeschmückten Fassaden versehen (Habbé) den gebräuchlichsten Wohntypus im Bereiche des Nigerbogens, bei den östlichen Mandingo bis nach Kong und den Susu im französischen Gebiet. Zur Ausbildung dieses „mittelalterlichen“ Befestigungsbaustils haben zweifelsohne nördliche Einflüsse wesentlich beigetragen, wenn auch die Bautechnik (Herstellung der Wände aus Erde, Lehm) als bodenständig gelten muß. Ein großer Teil der Sudanbewohner benützt jedoch runde, aus Lehm aufgeführte Hütten mit zylindrischen Wänden und Kegeldach, die von den Mossi bis zu den Susu, bei denen auch Verandenbildung vorkommt, und südlich, soweit das Parkland reicht, verbreitet sind; die Mossi bilden auch ihre Städte aus Rundhütten. (Abb. 188). Eine Kombination solcher runder Baulichkeiten zu einem Komplex in der Art der halbversenkten Lehmhäuser der Samo usw. stellen auch die in der letzten Zeit bekannt gewordenen Wohnburgen von Kabure und Tamberma in Nordtogo dar (Abb. 187). Sie sind als örtliche Nachbildungen der feudaleren „Burgen“ des Nordens aufzufassen. Zwischen diesen Wohnbauten eingemengt finden wir die Bienenkorbhütten der nomadischen Fulbe, aus einem runden Holzgerippe mit Zweigbedeckung hergestellt, die diese Wanderhirten überall noch zäh beibehalten haben. In den waldbedeckten Ländern der Guineaküste endlich tritt die rechteckige Giebeldachhütte aus Holz oder ein Rechteck-

haus mit Pyramidendach aus Lehm als charakteristische Hausform auf; auch die alten Königspaläste von Aschanti usw. setzten sich aus einer Unmenge solcher in Höfen vereinigter Lehmhäuser zusammen. In den Lagunen von Dahomey finden sich auch aus Holz hergestellte Rechteckhäuser, die auf Pfählen über dem Wasser errichtet werden. Die kleinen Familientempelchen sind aber charakteristischerweise vielfach als kleine runde Strohhüttchen gebaut.

Die Siedlungsform zeigt sehr mannigfaltige Abwandlungen. Die primitiven Ackerbauer bevorzugen Weilersiedlung (Mossi, Lobi), die handel- und gewerbetreibende Bevölkerung vereinigt sich in volkreichen Städten (besonders im Nigergebiet, Timbuktu, Sikasso, Kong) und bei den Yoruba. Bei letzteren und überall, wo Feindesgefahr zu befürchten ist, werden die Städte und Dörfer befestigt; die Burgen des nördlichen Togo besitzen Gräben und stockhohe Umfassungsmauern aus Lehm. Als Getreidebehälter dienen zylindrische, mit Kegeldach versehene und mit Reliefs (Tieren, Menschenfiguren) geschmückte Tonbehälter im Norden (Habbé), in den übrigen Teilen gewaltige Tonurnen.

Die Hauseinrichtung ist keinen bedeutenden Schwankungen unterworfen; als Material überwiegt Lehm oder Holz, je nach der Landschaft. Als Schlafgelegenheit dient der „angareb“, ein niedriges, vierfüßiges Gestell mit einem Belag von Raphialatten bei den Mandingo, Aschanti usw., in Französisch-Guinea schläft man vielfach auf einer das Hausinnere umziehenden Lehmbank, in Tamberma (Togo) auf Lehmsockeln, anderswo auf dem Boden (Kru u. a.).

Als Kopfunterlage verwendet man Holzblöcke oder Kopfschemel (Dahome). Zum Sitzen benützt man im Süden Holzschemel mit tierfigural verziertem Untersatz; besonders reiche Auszier erfahren die Häuptlingsstühle, die stellenweise sogar aus Stein geschnitzt wurden (Yoruba). Der Herd ist meist aus Lehm aufgeführt; drei Tonklumpen oder ein Lehmring dienen den Töpfen zur Unterlage. Nirgends fehlt ein hölzerner Mörser zum Getreidestampfen; im Norden kommen auch Steinmühlen zur Verwendung (Habbé, östliche Songhai), hauptsächlich sind ruhende Mahlsteine gebräuchlich (Dahome); in Lehmsockel eingelassen und an öffentlichen Mahlstellen vereinigt finden wir sie im nördlichen Togo. Fulbe und Bambara kennen sie nicht. An Küchenhausrat sind in erster Linie Kürbisgefäße zu nennen; der Züchter nimmt schon während des Wachstums darauf Bedacht, die Früchte in die richtige Form zu bringen.

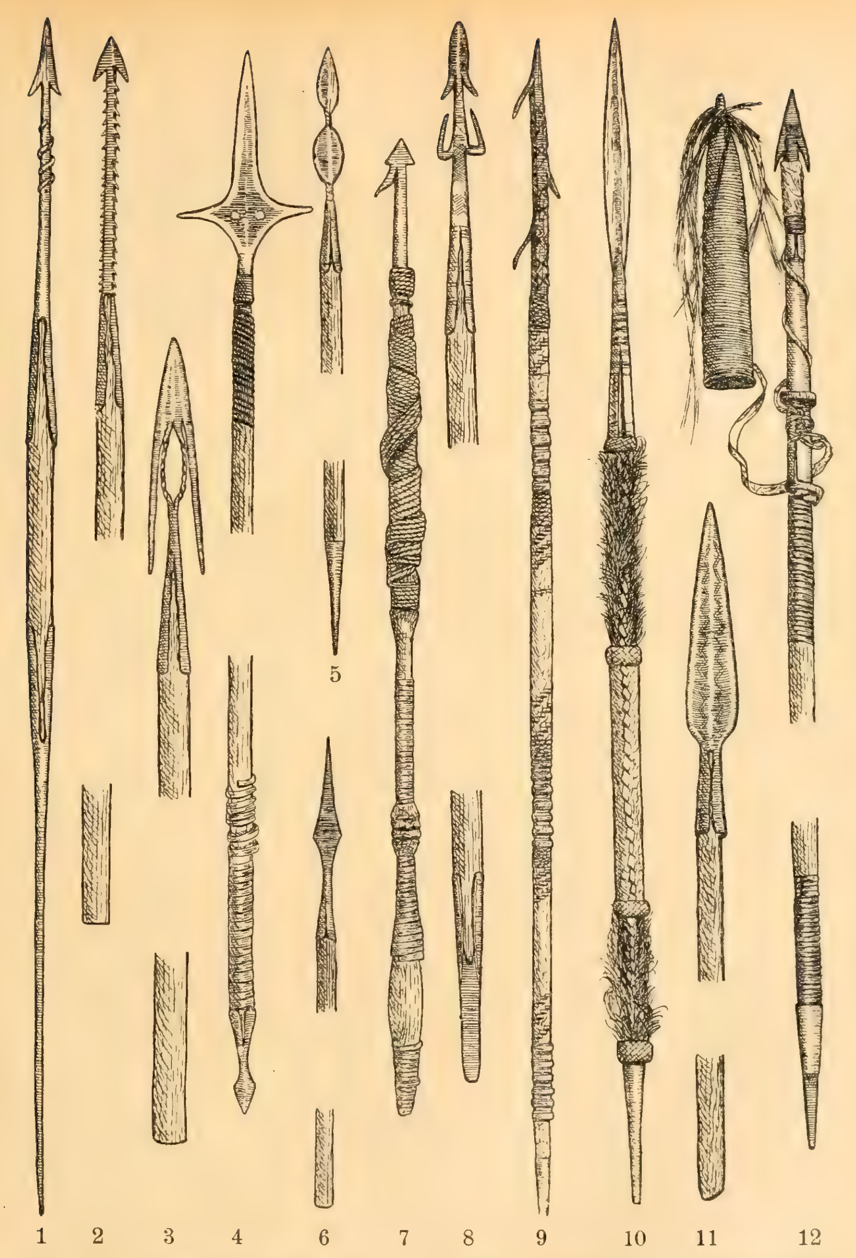
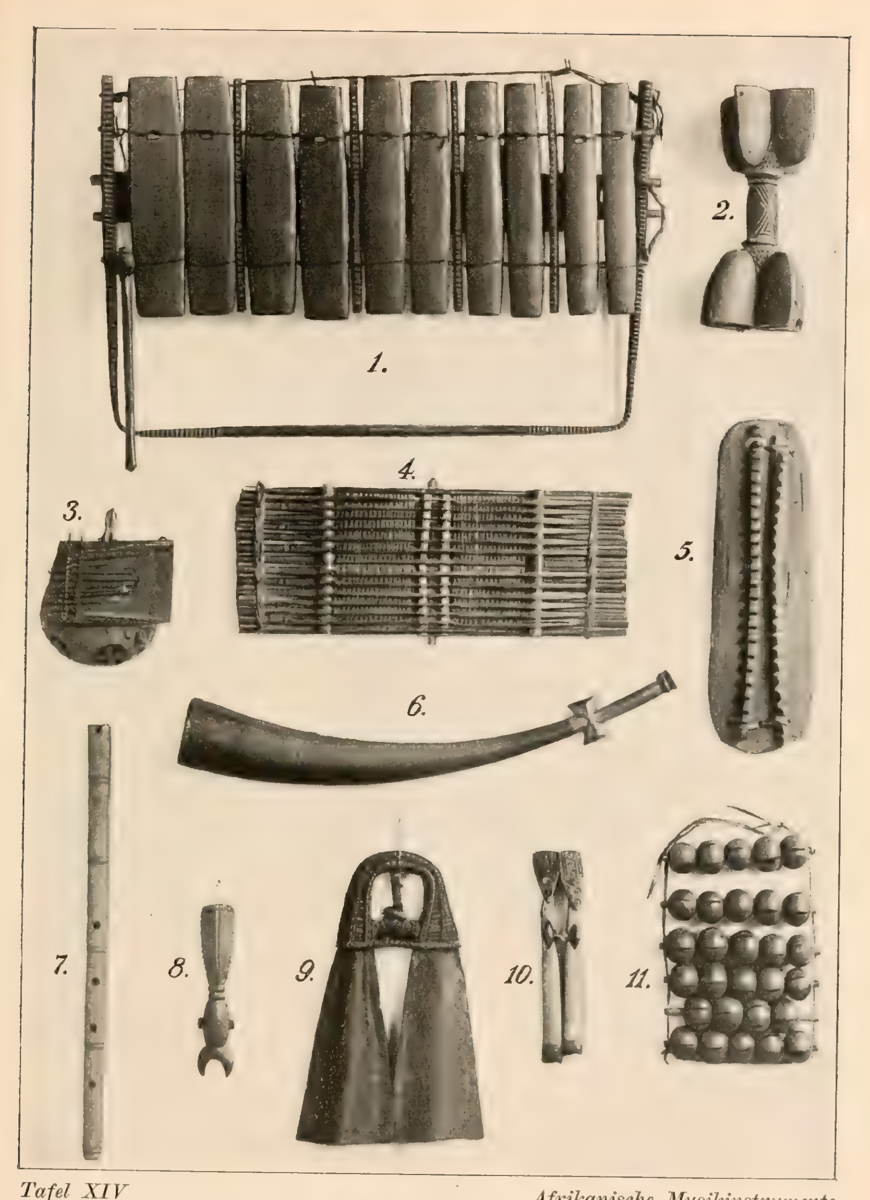


Abb. 189. Speerformen, Westafrika. 1 Fulbe, Ngaemdere, Adamaua (Länge 1,90 m); 2 Bagam, Kamerun; 3 Bagam, Kamerun; 4 Bangala, Kongo (Länge 2 m); 5 Manjema, Kongo (Länge 1,45 m); 6 Edea, Kamerun (Länge 1,75 m); 7 Harpune, Aruwimi, Kongo (Länge 1,35 m); 8 Hinterland der Goldküste (Länge 1,65 m); 9 Kratschi, Togo (Länge 1,75 m); 10 Barba, Togo (Länge 2 m); 11 Bali, Kamerun (Länge 1,95 m); 12 Togo (Länge 1,65 m)

(Lindenmuseum, Stuttgart)

Die Töpferei erzeugt die verschiedensten Gebrauchsgegenstände von den kleinen Eßschalen angefangen bis zu den riesigen Öl-, Wasser- und Getreideurnen; alles Küchengeschirr wird in den Hütten säuberlich zu Pyramiden aufgebaut; Holzarbeiten, Schüsseln, Schalen, Teller, Löffel, endlich Körbe, Schlafmatten u. dgl. vervollständigen den Hausrat, der in der letzten Zeit an der Küste durch europäischen Einfluß stark umgemodelt worden ist. Der Aufbewahrung kleinerer Habseligkeiten dienen Töpfe, zum Teil schon europäische Truhen.

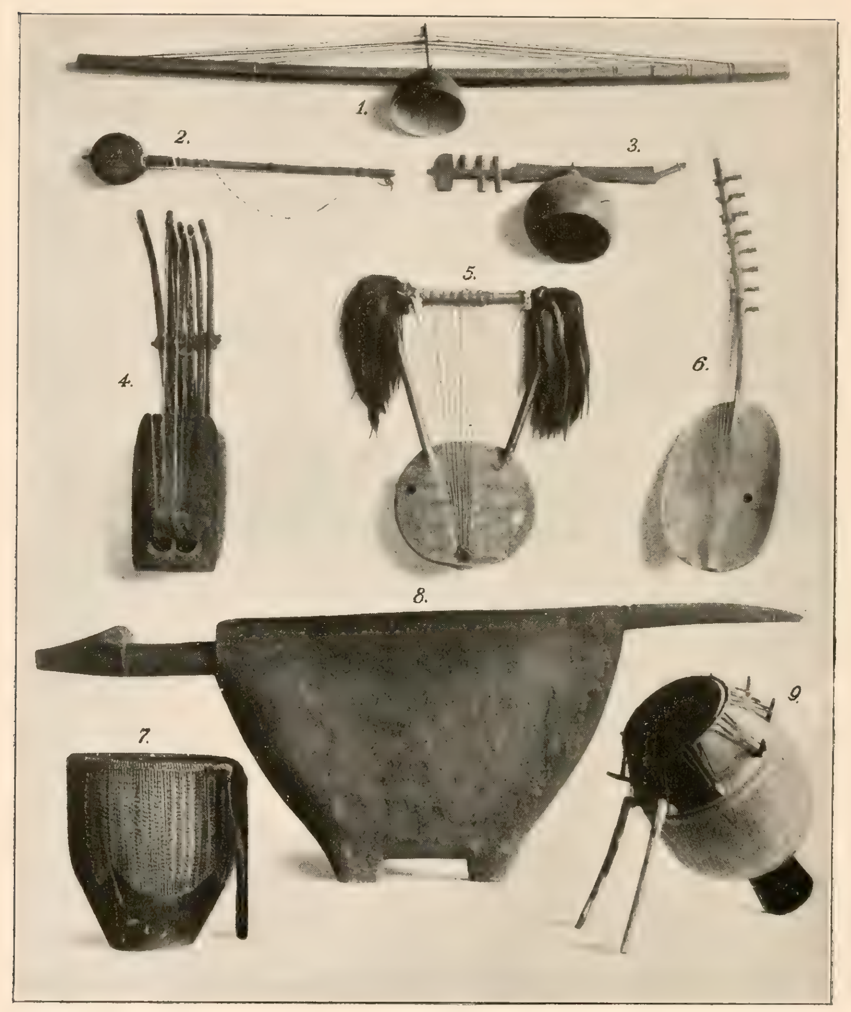
Die Bekleidung ist bei den Mohammedanern naturgemäß vollständiger als bei den Heiden; sie besteht bei den Männern aus Oberhemd und Mantel (Habbé), bisweilen auch Hosen und Stiefeln (Mossi) bzw. Sandalen; nirgends fehlt die Kopfbedeckung (Mütze oder Turban). Die Frauen tragen meistens einen Lendenschurz und ein Brusttuch. Die primitiven Stämme gehen fast unbekleidet (Küstenstämme von Französisch-Guinea); nackt gehen die Männer bei den Lobi, Bobo, in Nordtogo (Bassari und Kabure, hier auch die Mädchen); „Stutzer“ tragen Penisfutterale. Auch sonst gehen Fischer und Jäger bis auf einen Schamschurz ihrer Beschäftigung gänzlich unbekleidet nach. Die Weiber tragen Blattbüschel vorne und rückwärts (Lobi, Bobo) oder Schamschürzen. Die von Europäern kolonisierten Küstenstriche haben heute das Bedürfnis nach umfänglicherer Kleidung, die ebenso wie im Norden aus Baumwollgeweben besteht. Nur die Fulbenomaden sind der alten Ledertracht treu geblieben; portugiesischen Berichten zufolge hat sie früher stellenweise bis an die Küste gereicht, stellenweise (Liberia, Sklavenküste) dienten auch Palmfaserstoffe dem an sich geringen Kleidungsbedürfnis, das lediglich als Schamverhüllung sich ausspricht. Die Kinder gehen heute noch fast nackt. Zu erwähnen sind von der Guineaküste noch aus Palmblättern geflochtene Regenhüte der Männer, die oft mit Federn u. dgl. verziert werden. Im Innern Liberias werden im Kriege Fellstücke am Kopf und auf der Brust getragen; hier wiegt wohl die Schmuckabsicht vor; ebenso sind die fast allgemein verbreiteten Tanzverhüllungen nicht mehr recht zur Kleidung zu rechnen; im ganzen gelangt hier primitiveres Material gegenüber den sonst herrschenden Wollstoffen zur Verwendung. Der Schmuck ist naturgemäß stark fremden Einflüssen ausgesetzt gewesen. Arm-, Hals- und Fußspangen, Ohr- und Fingerringe sind sehr allgemein verbreitet und



Tafel XIV *Afrikanische Musikinstrumente*

1 Holzklavier mit Klöppel (Marimba), Transvaal; 2 Doppelschelle, aus Holz geschnitzt, Ekoi, Kamerun; 3 Instrument mit Eisenzungen auf Holzunterlage und Kürbis („Sansa“). Mabunda, Südafrika; 4 Zupfinstrument, aus Palmblattstielen geflochten, Konde, Ostafrika; 5 Brett mit geschnitzten Zacken zum Hin- und Herstreifen. Keaka. Croßflußgebiet, Kamerun; 6 Signalhorn aus Elfenbein, Wute, Kamerun; 7 Flöte aus einem Schilfrohr, Bukoba, Waheia. Ostafrika; 8 Pfeife, aus Holz geschnitzt. Bali. Kamerun; 9 Tanzglocke. Bali, Kamerun; 10 Treiberpfeife, Bali. Kamerun; 11 Tanzrassel aus Baumfrüchten. Matumbi-Berge, Ostafrika. (1/10 n. Gr.)

(Lindenmuseum, Stuttgart)



Tafel XV *Afrikanische Musikinstrumente*

1 Saiteninstrument aus Palmblattstengel mit in der Mitte gespannten Saiten und Kürbisschale, Kamerun; 2 Saiteninstrument, Haussa, Kamerun; 3 Saiteninstrument, aus Holz geschnitzt, mit einer Saite und Kürbisschale, Wamakonde, Ostafrika; 4 Saiteninstrument, Bamum, Kamerun; 5 Harfe, mit Varanhaut überspanntem Resonanzkasten und mit Haarbüscheln verziert („Rababah"), Usoga, Ostafrika; 6 Saiteninstrument, gitarrenähnlich, der Waganda, Ostafrika; 7 Tanztrommel („ugoma"), Kisiba, Ostafrika; 8 Schlitztrommel („gasa-bin"), Baia, Südkamerun; 9 Spiel- und Tanztrommel („amedjrowo"), Agome, Togo. (1—6 etwa $^1/_{15}$ n. Gr., 7—9 etwa $^1/_{20}$ n. Gr.)

(Lindenmuseum, Stuttgart)

werden sowohl aus Eisen wie aus Gold, Silber, Messing, Kupfer usw. hergestellt. Die Primitiven tragen auch Federschmuck, Lederringe usw., die Männer der nördlichen Gruppen (Habbé, Mossi) Armringe aus schwarzem Marmor gleich den Tuareg. Reich entwickeltem Eisenschmuck begegnen wir in Nordtogo, auch sonst

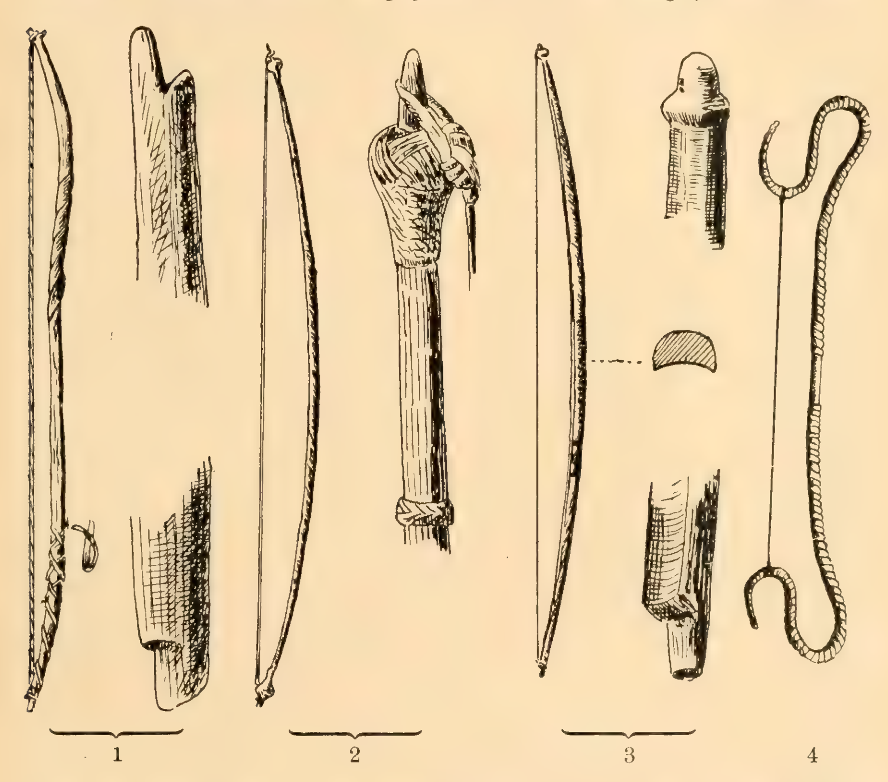


Abb. 190. Afrikanische Bogenformen. 1 Haussabogen mit Schnur- bzw. Hautbewickelung; 2 aus Djabir; 3 vom Kassai; 4 Dinkabogen mit Eisenwickelung (Nach Frobenius)

nimmt bei den Frauen die Schmückung des Körpers beträchtlichen Umfang an. Perlketten, Achat- und Bernsteinschmuck und bunte Wollschnüre sind ungemein beliebt, soweit der Handel mit diesen Dingen gedrungen ist. Das Haar wird von den Frauen mit Fetten, Gummi u. dgl. behandelt, auch steckt man Kämme aus Holz oder Schildpatt (Goldküste) hinein. Sehr weit verbreitet ist Körperbemalung (weiß, rot und schwarz) (Abb. 196).

Tatauierung tritt sowohl als Farbentatauierung (Habbé, Kru,

Basa und andere), wie in Form von Schnittnarben auf (Wey, Kpwesi usw.); meist bildet sie zugleich ein Stammesabzeichen. Spitzfeilen der Zähne üben Bobo, Mossi, Samo, die Küstenstämme von Französisch-Guinea, Liberia und andere. Auch Durchbohrung des Nasenflügels und der Scheidewand (Nord-Togo) kommt vor, Lippendurchbohrung wird von Bobo und Mossi erwähnt. Beschneidung ist auch bei nichtmohammedanischen Küstenstämmen (Senegambiern, Ewe und Ga-Stämme), in der Regel im Knaben- oder Jünglingsalter gebräuchlich.

Von ursprünglichen Waffenformen, denen einzelne Stämme des Innern bis auf den heutigen Tag treu geblieben sind, sind vor allem Bogen und vergiftete Pfeile zu nennen (Fulbe, Mandingo, Mossi, Bobo, Nordtogo). Die Schleuder kommt bei den Aschanti, Mandingo, in Liberia usw. vor. Allgemein verbreitet sind Lanzen und Keulen, bzw. Streitkolben mit metallenen Köpfen (Mossi) (Abb. 189). Schwerter führen die Fulbe und Mandingo; auch im Süden (Aschanti, Dahome) bildeten sie die Bewaffnung der Kriegerscharen in früherer Zeit; heute sind sie lediglich in den abenteuerlich geformten Königsschwertern der Goldküste vertreten. Zu erwähnen ist noch die Streitaxt, die bei den Fulbe eine Art Nationalwaffe bildet; keinem ihrer Krieger fehlt auch das Dolchmesser, das man an einem Lederring am Handgelenk befestigt. Die Schilde sind im Norden aus Leder hergestellt, im Süden herrschte früher eine bunte Fülle von Typen; Schilde mit Holz- oder Geflechtrahmen, torförmig, rund usw., mit Stoffen, Metall oder Leder bezogen kommen nebeneinander vor.

An Bogenformen finden wir im Sudan im Norden und bis an die Westküste den in der Mitte eingebuchteten Bogen mit aufgebogenen Enden, gemeinhin als asiatische Form bezeichnet; er kommt indes schon auf Höhlenmalereien in Südspanien im Spätquartär typisch vor. Ein weiterer Grundtypus ist der des runden Stabbogens; die Enden sind bisweilen mit Rotangringen oder Sehnenbewickelung versehen; die Sehne ist aus Haut- oder Lederstreifen gedreht, nur im Küstenwald ist sie ein Rotangstreifen. Befestigt wird sie in Kerben, auch werden die Bogenenden abgesetzt oder — gegen das Waldgebiet zu — mit aufgeschobenen Ringen aus Eisen, Leder u. dgl. versehen, letzteres auch im mittleren Sudan. In den „Küstenreichen“ (Benin usw.) findet man die Sehne über die gegabelten oder gekerbten Enden übergespannt (auch in Loango und Kongo, Abb. 190).

Die Pfeile zeigen durchweg keine Befiederung, sondern nur Kerbung und eingelassene Eisenspitzen.

Im mittleren Sudan tritt neben „asiatischen“ d. h. zusammengesetzten technisch vervollkommneten Bögen im Süden (Adamaua usw.) wieder der

Rundbogen auf. Vielfach wird das eine Ende durchlocht (Tschadsee bis mittlerer Sanga); auch aufgesteckte Wülste kommen hier wie im Kongogebiet vor. Ebenso besitzen die Pfeile in Adamaua wie im ganzen Kongogebiet mit Dülle aufgesetzte Eisenspitzen (Abb. 191).

Hemden, bzw. Panzer aus Eisenringen oder Kauris werden nur noch bei festlichen Gelegenheiten getragen (Nordtogo).

Von Handwerksleistungen seien namentlich die Weberei und Färberei der Binnenländer und die Lederbereitung (Mandingo, Fulbe) hervorgehoben. Die Goldschmiedetechnik

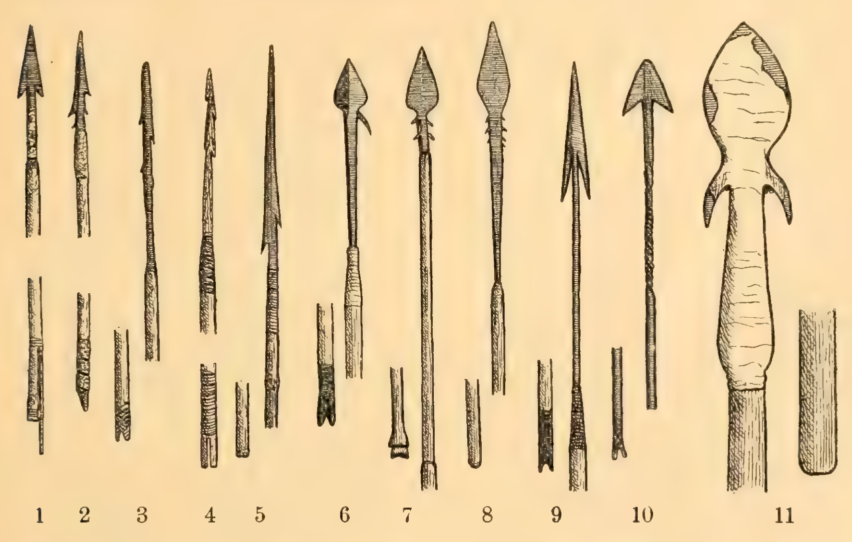


Abb. 191. Pfeile, Westafrika. 1 Pfeil, Konkomba und Moba, Togo; 2 Gurma. Togo; 3 Barba, Togo; 4 Kassai, Kamerun; 5 Yoruba, Lagos; 6 Banjo, Kamerun; 7 Mwelle, Yaunde, Kamerun; 8 Bali, Kamerun; 9 Abruse, Kamerun; 10 ganz aus Eisen, Baia, Maka, Kamerun; 11 Elefantenpfeil, vergiftet, zum Schießen aus dem Gewehr, Haussa, Kamerun. (Etwa $^1/_5$ n. Gr.)
(Lindenmuseum, Stuttgart)

und Filigranarbeit des Nordens (Habbé) ist offenbar vom Mittelmeergebiet aus beeinflußt; auch an der Küste erreicht sie hohe Vollendung (Djoloffer). Ein Überrest alter Kunstfertigkeit ist der Gelbguß der Aschanti- und Togostämme. In Gurma, Togo und Yoruba existieren große Anlagen zur Eisenbereitung (3—3,5 m hohe Schmelzöfen); in letzterem Gebiete waren eine ganze Anzahl Schmelzhütten in Betrieb. Hier werden auch Glasringe fabrikmäßig hergestellt. Vorzügliche Eisenarbeiter sind auch die Mandingo, Fulbe usw. Die ursprünglichen Werkzeuge des Negerschmiedes

sind hier wie überall sehr einfacher Art; ein Stein- oder Eisenklotz dient als Amboß, ein zweites, bisweilen geschaftetes Eisenstück als Hammer; die Stelle der Zange vertritt ein zusammengebogener Zweig oder eine Pinzette aus Eisen; zum Drahtziehen benützt man meist eine durchlöcherte Eisenplatte; der Blasebalg besteht in der Regel aus zwei topfförmigen Behältern aus Ton oder Holz, aus denen Rohre mit einem feuerbeständigen Endstück auslaufen; die Bespannung der Behälter erfolgt mittels Leder- oder Blattbalgen, die mit Stäben auf und ab gezogen werden.



Abb. 192. Hochöfen in Biagpabe, Togo
(Nach Graf Zech)

Dieses „Schalengebläse", seinem Material nach stets der Landschaft angepaßt, findet man in Afrika allgemein in Verwendung; ein einerseits mit einer Düse, andererseits mit einem Schlitz versehenes Schlauchgebläse aus einem Tierbalg, der mit der Hand auf- und zugequetscht werden muß, ist — wie im islamisch-indischen Kulturgebiet — so im Sudan und Ostafrika verbreitet; hohe „Zylinderbalggebläse" mit einer Art Pumpenstiefeln in Togo dürften auf älteren europäischen Einfluß zurückgehen (v. Luschan).

Die Töpferei ist hier wie auch im zentralen Sudan vielfach noch Männersache.

In Nordtogo und bis ins Grasland von Kamerun hat sie, zum Teil in Anlehnung an mittelländische (islamische) Metallvorbilder, seltsam bizarre Typen geschaffen. Vielfach sind die Erzeugnisse schön schwarz geschmückt nach Art der europäischen Graphittonarbeiten. Grasland von Kamerun usw. (Über die Technik siehe später.) (Abb. 217.)

Bemerkenswert ist, daß durchaus nicht alle Stämme Afrikas mit der Eisentechnik vertraut sind oder waren. Sie fehlt manchen Pygmäen und den Busch-

männern; in Togo haben sich ebenso wie in Ostafrika (im Seengebiet und Kondeland) Überlieferungen erhalten, denen zufolge hier die Kunst aus dem Binnenlande, bzw. von der Küste her erlernt wurde. Die Schmiede üben ihr Handwerk teils seßhaft, in Ostafrika aber auch vielfach im Umherwandern (Störarbeit) aus. Im ganzen Norden von Afrika ist der (Neger-) Schmied verachtet bzw. gefürchtet, vermutlich aus Rassengegensätzlichkeit gegenüber den hamitischen, überhaupt „hellen“ Gruppen; sonst schätzt man ihn im allgemeinen als kundigen, auch zauberisch begabten Handwerker (vgl. „Wieland der Schmied“); im Westsudan nimmt er vielfach eine besonders geachtete priesterliche Stellung ein (Stuhlmann) (Abb. 193).



Abb. 193. Schmiede, Kamerun, Bamumgebiet
(Nach R. Oldenburg, Wien)

Periodische oder ständige Märkte dienen dem Austausch der Produkte, der auch zur Ausbildung eines primitiven Geldwesens geführt hat. Kaurischnecken, der Mariatheresientaler, Baumwollstoffe sind die wichtigsten Geldeinheiten im Sudan; im Süden ist auch Eisengeld im Umlauf.

Geldsorten, die auf weitreichende alte Handelsbeziehungen schließen lassen, sind die Goldgewichte der Aschanti in Tierform, ferner die „Aggriperlen“, die sich auch am unteren Sambesi finden. Alteinheimisches Muschelgeld ist von Angola und Fernando-Pó nachgewiesen; vielleicht gehören auch die Straußeneischeibchen und ähnliche Schnüre im Norden und Süden des Kontinents hieher.

Die Gewerbe sind vielfach noch Stammesgewerbe; in den Städten und auf den Märkten treten sie zunftmäßig geschlossen und vereinigt wie die mittelalterlichen Handwerke Europas auf.

Trägerinnen des Markthandels sind im Primitivgebiet wie überall in Afrika zumeist die Frauen, die einerseits außerhalb der Blutrache und kriegerischen Fehden sich ständig frei bewegen können, andererseits zugleich auch für die Verköstigung der Marktbesucher durch öffentlich feilgebotene Speisen sorgen.

Während der Märkte wird allgemein ein sehr strenger Marktfriede gehandhabt.

Der Verkehr vollzieht sich im Innern in Form des Karawanenhandels; zu Wasser hat er keine hohe Entwicklung erreicht. Einbäume und Plankenboote sind wie überall in Afrika die einzigen Bootsformen.

Tänze und Lustbarkeiten bilden für den Neger, wie bekannt, eine unentbehrliche Zerstreuung, der er mit unglaublicher Ausdauer huldigt; in besonderem Maße gilt dies von den Negern der Guineaküste. Am beliebtesten sind gymnastische Tänze, bisweilen mit erotischem Hintergrund wie beim bekannten Bauchtanz der Weiber. Weitere Gruppen bilden die Kriegstänze und endlich die Maskentänze (s. u.) (Abb. 196).

Zur Begleitung dienen Tamburins, Trommeln (Tontopftrommeln in Senegambien, Togo usw.), sonst mörserartig oder sanduhrförmig gebildete Holztrommeln, die sich weit nach Zentral- und Südafrika verfolgen lassen, eiserne Doppelglocken nur im Sudan usw.; Kürbisrasseln u. dgl. sind wohl alte innerkontinentale Formen. An Saiteninstrumenten (für Einzelspiel) kennt man einsaitige Violinen (im Norden), Lauten (Kru, Mandingo); die einfachste Form stellt der zwischen die Zähne genommene und durch Hauchen oder Schlagen zum Tönen gebrachte Bogen dar, als „Ur"-Saiteninstrument bis zu den Buschmännern verbreitet. An Blasinstrumenten sind Panspfeifen und -flöten zu nennen, ferner Trompeten aus Elfenbein (hauptsächlich im Süden), Antilopengehörn oder Holz, die meist kriegerischen Zwecken dienen. In dieser Funktion werden sie vielfach mit Schädeltrophäen verziert, ebenso die langen Einbaumtrommeln mit Schlitzöffnung. Letztere dienen auch zur Übermittlung von Signalen von Dorf zu Dorf, namentlich im Waldgebiet, und stellen ein bemerkenswertes Seitenstück zu ganz ähnlichen Trommeln und Signalen der Südsee und in Südamerika dar (Taf. XIV—XV).

Häuptlinge und Potentaten pflegen an ihren Höfen ganze Orchester, meist aus Trommeln und Klarinetten von markerschütternder Schallkraft zusammengesetzt, zu unterhalten. Auch das Xylophon kommt darin vor (Mandingo); es besteht aus, dem Klang nach, abgestuften Hölzern, die auf Strohseilen oder Kürbisschalen angebracht sind. Ein Instrument, das hauptsächlich abergläubischen Zwecken dient, ist das bei fast allen Primitivstämmen des Sudans verbreitete Schwirrholz.

Von den zahlreichen Spielen zum Zeitvertreib sei nur das an der Guineaküste seit alter Zeit beliebte, fast über ganz Afrika verbreitete Mankalaspiel, eine Art Brettwurfspiel, genannt.

In sozialer Hinsicht findet sich zufolge der durch Handel und Verkehr mannigfach beförderten Erwerbsverhältnisse eine sehr vielseitig entwickelte Gesellschaftsschichtung vor, die namentlich im Norden zu einer förmlichen Kasteneinteilung geführt hat; Häupt-

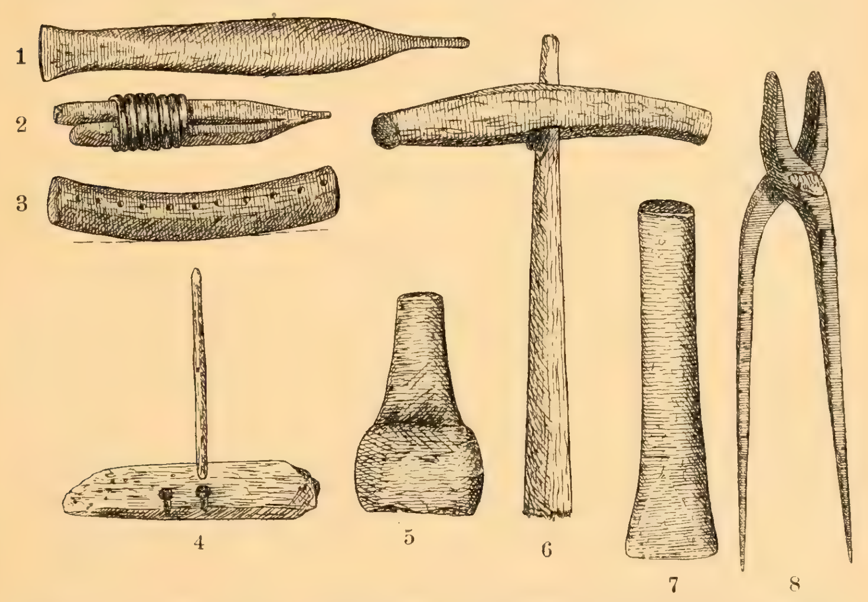


Abb. 194. **1** Amboß, Njem, Südkamerun; 2 Ziehzange und 3 Zieheisen zum Herstellen von Draht, Massai, Ostafrika; 4 Feuerzeug, Mulera; 5 Schmiedehammer, Njem, Südkamerun; 6 Schmiedehammer, Tatoga, Ostafrika; 7 Schmiedehammer, Massai, Ostafrika; 8 Schmiedezange, Tatoga, Ostafrika. (1/5 n. Gr.) (Lindenmuseum, Stuttgart)

linge, Marabuts (Priester), Musiker, Lederhandwerker, Schmiede usw. stellen bestimmte Stände dar, selbst die Jagd und Fischerei betreibenden Stämme bilden solchermaßen ausgesprochene Kasten mit bestimmt vorgeschriebener Betätigung. Die ursprünglichen Verhältnisse lassen indes eine Gliederung in Sippen erkennen, die vielfach im Nigergebiet, wie im Hinterland der Guineaküste durch Totems charakterisiert sind (Mande, Songhai [Habbé], Mossi, Fulbe, Haussa, Stämme in Nord-Togo, Dahome, Ewe, Tschi usw.); so zum Beispiel die Soninke von „Soni“ = Seekuh, Malinke von „Mali“ = Flußpferd, Bamana von Bama „Kaiman“.

Diese Totems spielen bald die Rolle eines Schutzpatrons oder gelten als Helfer, Verwandte, Gründer der Sippen oder einzelnen Geschlechter. Durch die historisch-politischen Verhältnisse usw. ist dieser Glaube stark ausgestaltet und umgebildet worden und hat dabei zum Teil „zunftemblematischen“ Charakter angenommen. Außerdem kommt für die gesellschaftlichen Zustände sehr wesentlich eine fast überall anzutreffende Altersklasseneinteilung in Betracht, die sich namentlich bei den Habbé, Kabure in Togo, Kru und Basa erhalten hat. Bei den Habbé leben die unverheirateten Jünglinge und Mädchen außerhalb des Dorfes und haben eine eigene Organisation. Solchermaßen hat sich bei zahlreichen Mandevölkern (Malinke, Bamana usw.) und an der ganzen Guineaküste ein ganz eigenartiges Geheimbundwesen entwickelt, wobei die mit Maskentänzen und Umzügen u. dgl. gefeierten Pubertätszeremonien für Jünglinge und Mädchen die Form der Einweihung in den Bund, auch für die Verheirateten annehmen. Zufolge des politischen Einflusses, den einzelne dieser Bündnisse erlangten, und der rücksichtslosen Geltendmachung desselben von seiten ihrer Mitglieder haben sie zu allen Zeiten im Leben der Eingeborenen eine sehr bedeutende Rolle gespielt.

Im Norden kommen Maskenaufzüge gleichfalls bei Totenfeiern und Fruchtbarkeitsfesten vor (Habbé, Mossi).

Die Festbräuche knüpfen von West bis tief in das Tschadseegebiet hin vielfach an die Einbringung der Ernte an, wobei neben Gelagen und feierlicher Einbringung des Erntesegens ausschweifendes Maskentreiben, ein Erntekönig usw. nicht eben selten auftritt; auf Übereinstimmungen mit mittelländischen Riten hat bereits J. G. Frazer aufmerksam gemacht.

Die Abstammung wird stellenweise in der weiblichen Linie gerechnet (Ewe, östliche Sudanneger); das Regiment führt jedoch überall der Mann; die Ehe erfolgt durch Kauf bzw. durch Geschenke; bei den Habbé besteht teilweise noch wirkliche oder scheinbare Raubehe.

Die mutterrechtlichen Sippen sind am deutlichsten bei den Ga, Ewe (mit Ausnahme der oberen Klassen), auch bei den Aschanti erhalten; Mischformen sind von Dahome bezeugt. Im südlichen Senegambien wie in Kamerun (bis zu den Mpongwe) gibt es auch Geheimbünde der Weiber; die Totemvererbung entspricht dem nur zum Teil; am folgerichtigsten erscheint sie in das vaterrechtlich exogame Sippenwesen eingebaut.

Insgesamt hat für unser Gebiet L. Frobenius die Zugrundelegung eines

„äthiopischen“ Kulturtypus versucht: patriarchale Grundlagen der Familienbildung, Ackerbau in den Händen der Männer, Altersklassenordnung mit Einführungsriten der mannbaren Jugend („Buschzeit“), Abhaltung der Weiber durch Schwirrzauber, Gras- und Blättermasken, ferner pietätvoller Ahnendienst (Schädelkult) und Wiedergeburtsglaube, endlich Erntefeste mit wiederkehrendem „Königsmord“ nach Art mittelländischer Riten. Diesen Typus schreibt er den Nilvölkern (Schilluk, den Nuba und den Primitivgruppen von Wadai bis Adamaua und Togo) zu, wogegen im Guineagebiet, Yoruba und sonst im Westen auch lybisch-„atlantische“ Einflüsse auf mutterrechtlicher Unterlage anzunehmen wären.

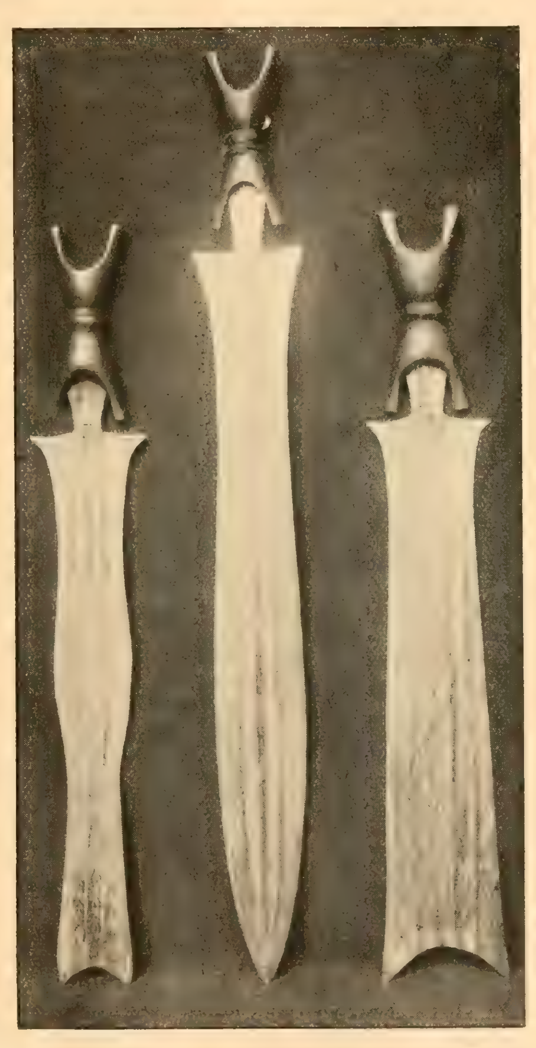


Abb. 195. Dolche und Messer aus Nordkamerun. ($^1/_5$ n. Gr.)
(Museum für Völkerkunde in Berlin)

Eine bedeutende Rolle in der Volkswirtschaft dieser Länder spielte und spielt die Sklaverei, indem der fortgeschrittenere Norden auf diese Weise die notwendigen Arbeitskräfte aus dem Süden zu gewinnen suchte. Die Formen der Aneignung waren naturgemäß sehr grausame und vor allem hatte der Sklavenraub die Entvölkerung großer Länderstrecken zur notwendigen Folge. Die politische Entwicklung dieser Länder ist, wie uns die zahlreichen mohammedanischen und heidnischen Reichsgründungen zeigen, eine ziemlich fortgeschrittene. Mit

Ausnahme der in kleinere Stämme zersplitterten Primitivgruppen im Waldgebiet liegen überall staatliche Organisationen vor mit einer Art Beamtenwesen, das natürlich zahllose Rangabstufungen von den Ministern der despotischen Herrscher Aschantis, Dahomes bis zu den kleinen, von den Familienältesten beratenen Dorfhäuptlingen aufweist.

Rechtsstreitigkeiten werden in öffentlichen endlosen Wechsel-



Abb. 196. Balifrauen zum Tanz geschmückt. Kamerun
(Aus Benzingers Lichtbilder für den Unterricht)

reden („Palaver") vor dem Dorfältesten oder einem anderen Unparteiischen erledigt, wobei sich die streitenden Parteien oft durch große Redegewandtheit hervortun. Zauberorakel, Ordalien, Gifttränke zur Ermittlung von Schuld oder Unschuld bilden oft mißbrauchte Rechtsmittel dieser auch in religiöser Beziehung von wüstem Zauberglauben befangenen Stämme. — Abgesehen von solchen primitiven Anschauungen begegnen wir jedoch auch ausgebildeteren Religionsbegriffen. Der Islam ist von außen her frühzeitig eingedrungen. Die Küstenstämme sind aber größtenteils Heiden verblieben; es wird eine ganze Reihe von Ortsgottheiten, jeder mit besonderer Wirksamkeit (Gewittergott usw.) zum Teil in Idolform, in „Fetischhütten", Tempeln und Hallen in oder beim Dorfe verehrt; wichtig ist daneben der Schlangenkult, Baumkult usw. (Abb. 197).

Bestimmte Tierarten werden vorzüglich als Seelentiere betrachtet; über Totemismus s. o. Vom Norden bis ins Küstengebiet verbreitet ist die Verehrung eines männlichen und weiblichen Prinzips, als Himmel bzw. Erde vorgestellt. Ein organisiertes



Abb. 197. Lappenfetisch, Togo
(Aus Benzingers Lichtbilder für den Unterricht)

Priestertum entwickelt vielerorts außerordentliche politische Gewalt (Habbé, Yoruba usw.); nicht weniger bedeutend ist die Macht gewandter Zauberpriester und „Fetischöre", die überall angetroffen werden; freilich ist ihre Rolle nicht immer ungefährlich. Religiöse Bedeutung kann wohl auch die Anthropophagie beanspruchen, die früher an der Guineaküste wie heute noch im tropischen Waldgebiet weit verbreitet gewesen sein dürfte.

Hieher gehören auch die Schädelbecher und Schädeltrophäen von besiegten Feinden, die namentlich in Aschanti und Dahome eine bedeutende Rolle spielten; in Nordtogo kommen sie noch heute vor.

Die Toten werden meist in Stoffe eingewickelt begraben; im Norden errichtet man Steinbauten über den Gräbern; auf die der Weiber werden Töpfe gestülpt. Stellenweise kennt man eigene Begräbnisplätze (Liberia). Sehr bemerkenswert ist der Glaube an eine Wiedergeburt der Ahnenseelen, wie er bei den Mossi, Ewe, Yoruba usw. festgestellt worden ist.

Familien und Sippenangelegenheiten überwacht der Familienpriester, meist einer ihrer angesehenen Angehörigen selber; daneben gibt es Dorfpriester, und Regenzauberer zum Vollzug des Anbauritus, der Feste, ferner Medizin- und Orakelmänner, die im westlichen Sudan stark unter neuerem islamischen Einfluß stehen. Dieselbe Gliederung läßt sich ähnlich in ganz Afrika feststellen.

Nach L. Frobenius sind hiebei etwa die folgenden Stufen charakteristisch. Bei den Splitterstämmen im Waldgebiet und verkehrsarmen Landschaften patriarchales Sippenwesen mit weitgehendster Selbständigkeit der einzelnen Höfe, Burgen usw., höhere gewerbliche und gesellschaftliche Ordnung dagegen in den „Stadtgebieten“ des Niger. Der Dorfhäuptling wächst hier zum Gaufürsten (Stadtfürsten) empor, der aus dem Kreise der Männer vom Geheimbund erwählt wird. Die eigentliche Macht liegt bei diesen aristokratisch-„republikanischen“ Gesellschaften (typisch in Yoruba). Die Sippenahnen werden zu Stadtgöttern usw., das Stammespriestertum wächst zur einflußreichen Priesterhierarchie aus.

Königtum und Herrschertum (in Mossi, Nupe usw.) erscheint demgegenüber als eine spätere, vielfach auf fremden Vorbildern fußende oder von Fremdvölkern (Fulbe) eingeführte Einrichtung. Die von ihm vergebenen Hofwürden und „Erzämter“ stehen vielfach im Gegensatz zum bodenständigen „feudalen“ Gaufürstentum. Sie werden an Mitglieder der Königsfamilie, aber auch an Sklaven verliehen und zeigen einen Aufbau, der vielfach an byzantinische Vorbilder denken läßt. Neben den bloßen „Zeremonien“ämtern treten bemerkenswerterweise an afrikanischen Fürstenhöfen überall auch die Aufseher über Zünfte und Gewerbe hervor.

Mit besonderem Ritus umgeben werden allenthalben die Häuptlings- (Fürsten-) Begräbnisse.

Im Nigergebiet findet hiebei lärmender Umzug im Dorfe zur Geistervertreibung statt; dem Toten werden Sklaven geschlachtet, ihm ein Sklavenpaar mitgegeben, d. h. lebendig begraben (ähnlich auch sonst in Afrika).

Im ganzen Nigerbogen, Nupe usw., werden und wurden nach Frobenius für die Vornehmen und Fürsten unterirdische Grabhöhlungen meist unter den Hütten der Verstorbenen angelegt; sie waren von einer Lehm- oder Gerüstkuppel überwölbt; vier nach abwärts nach den Himmelsrichtungen angelegte Stollen boten Eingang, durch die dem zum Mumienbündel geschnürten Toten Beigaben aller Art, endlich die dem Lebendigbegraben bestimmte Lieblingsfrau zugeführt wurden, worauf man sie zuschüttete.

Auch die großen mittelalterlichen Tumuli konnte Frobenius in ähnlicher Weise aufschließen, was eine bemerkenswerte Entsprechung zur altägyptischen Pyramidenanlage darstellt.

Als bemerkenswerte Leistung auf rein geistigem Gebiet mag endlich noch die mehr oder minder selbständige Erfindung einer Silbenschrift von seiten der Wey hervorgehoben werden.

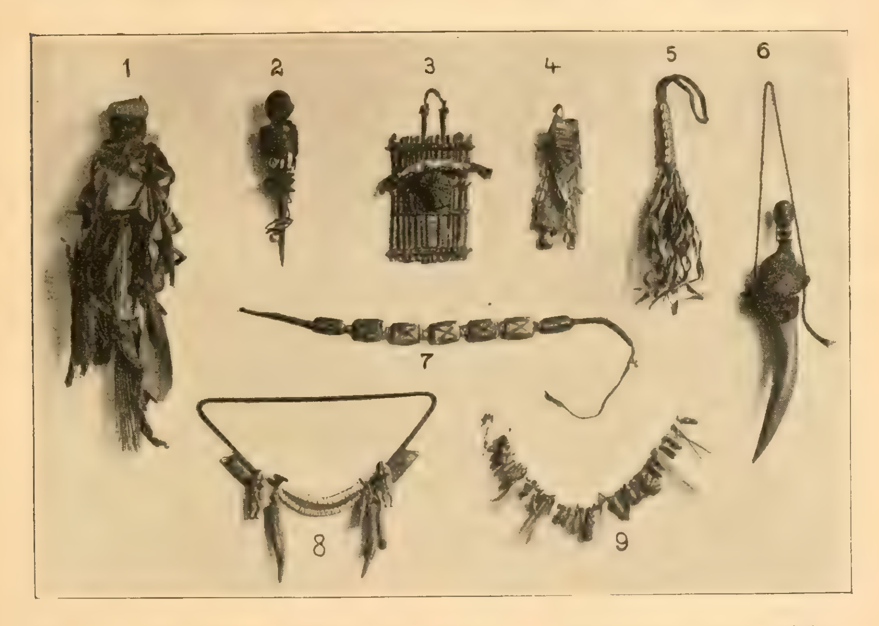


Abb. 198. Verschiedene Fetische und Amulette. 1 Medizinbesen, zum Reinigen des Platzes der Medizinbereitung der Majumbu, Kongo; 2 Reise-Amulett „agbamase“; 3 Amulett „agbavi“ gegen Verhexung, Anecho, Togo; 4 Fetisch aus Säugetierschädel, Togo; 5 Fetischwedel, Atakpame, Togo; 6 Zauberhorn (Elenantilope, mittleres Paregebiet, Ostafrika; 7 Amulettgürtel, Mangu, Togo; 8 Gürtel mit Amuletten, Bamendjinda, Kamerun: 9 Kopfschmuck (Amulett) einer stillenden Frau, Wanyamwesi, Ostafrika. (1/20 n. Gr.)
(Lindenmuseum, Stuttgart)

Wohl die bekanntesten Schöpfungen der Neger auf politischem und kulturellem Gebiet stellen die heute untergegangenen oder bedeutungslos gewordenen Reiche von Aschanti, Dahome und Benin dar. In politischer Hinsicht sind sie als grausame Despotien übel berüchtigt, in denen der König, umgeben von einem prunkvollen Hofstaat und umgeben von einer übertrieben großen Leibwache, zum Teil wie in Dahome aus weiblichen Kriegern bestehend, eine höchst persönliche und willkürliche Herrschaft über seine

Untertanen ausübte. Prunkvolle Aufzüge, religiöse Feierlichkeiten, Menschenopfer oder besser gesagt Menschenschlächtereien sind uns von den barbarischen Hofhaltungen dieser Herrscher wohl am allerbekanntesten geworden, die andererseits trotz dieser Schattenseiten dank ihrem unerhörten Reichtum als Kulturerscheinung mehr als bisher gewürdigt zu werden verdienen. Für ihren Aufbau war zweifelsohne in erster Linie der durch den Goldreichtum der Küstenstriche mächtig beförderte Kulturaustausch mit dem Norden maßgebend. Schmuck und Bewaffnung der Krieger, das Zeremonialgerät des Hofes, ebenso Sänften, Baldachine, Straußenfederschirme, Fahnen, goldene Gefäße und anderes Gerät, ferner die Ausstattung der königlichen Gemächer mit bunten Stoffen, Kissen aus Seide und Samt usw. tragen deutlich den Charakter altmittelländischen bzw. orientalischen Prunkes an sich und haben gewiß aus dem Handelsleben des Mittelalters und endlich durch den Verkehr mit den portugiesischen Seefahrern noch mannigfache Bereicherung erfahren. Eine klare Erkenntnis dieser Einflüsse ist heute aber noch lange nicht erreicht (Abb. 199, 200).

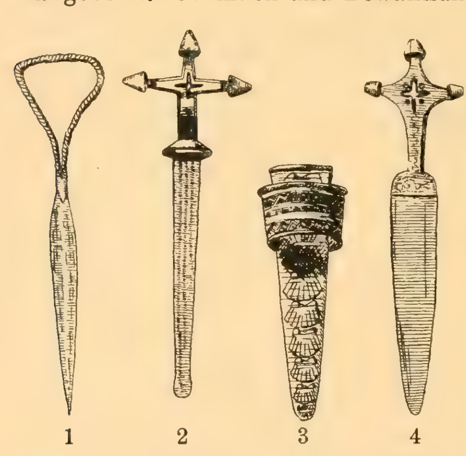


Abb. 199. 1 Messer der Ovambo, Südwestafrika; 2 Dolch, Togo; 3 und 4 Armdolch mit Scheide, Salaga, Togo. (Die Kreuzform der Griffe geht auf südeuropäische Einflüsse zurück.) (1/5 n. Gr.) (Lindenmuseum, Stuttgart)

Dem Volke als solchem ist dieser Luxus freilich fremd geblieben, nichtsdestoweniger ist der Gewerbetätigkeit dieser Länder in seinem Dienste stärkste Anregung und Förderung zuteil geworden; von diesen alten einheimischen Kunstgewerben hat besonders die Elfenbeinschnitzerei und der Gelbguß im alten Benin die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gelenkt. Während erstere, abgesehen von figuralen Schnitzereien, Priesterfiguren u. dgl., ihre höchste Blüte in der Auszier von Elefantenzähnen mit reichen Figurenreliefs, emblematischen Gestalten, ferner der Anfertigung kunstvoll durchbrochener Aufsätze und figurengeschmückter Behälter erreicht, sind die bedeutungsvollsten Zeug-

nisse des letzteren die reliefgeschmückten Gußplatten, welche die Palastbauten von Benin schmückten und nach dessen Eroberung durch die Engländer (1897) in größter Menge nach Europa gelangt sind (Abb. 201). Die Darstellungen sind sehr mannigfacher Art: vorzüglich gelungene Eidechsen und andere Tierfiguren, Krieger und Kriegsszenen, Europäer (an Kleidung und Barttracht kenntlich) und anderes mehr. Noch mehr künstlerischen Wert können freiplastische Figuren, Kriegerköpfe, Porträtbüsten von oft überraschender Naturalistik,



Abb. 200. Geschnitztes Brett aus Benin, moderne Arbeit; in der Mitte der „König", reich mit Perlen geschmückt, in der einen Hand ein Schwert, in der anderen ein Zepter haltend; rechts ein Europäer, links ein Junge mit einer Tanztrommel und ein Mann mit einem Schwert in der erhobenen Rechten; als Gürtelschmuck eine menschliche Maske. (Etwa $^1/_5$ n. Gr.)

Tierfiguren, Hähne, Krokodilköpfe, Leoparden u. dgl. beanspruchen; abgesehen davon hat man sich auch mit angewandter Kunst an Aufsätzen, Stäben usw. fetischartigen Charakters versucht. Sämtliche Stücke sind in „verlorener Form" gegossen, d. h. die Tonform wurde über einem Wachsmodell angelegt und mußte nach dem Eingießen des Metalls zerschlagen werden. Die Frage nach der Ausbildung dieser Technik ist ziemlich schwierig. In stilistischer Hinsicht stimmen die einzelnen Erzeugnisse dermaßen überein, daß wir nur zwischen den alten und den ganz modernen Stücken eine Unter-

scheidung treffen können; längere Perioden der Herausbildung bestimmter Merkmale lassen sich nicht erkennen, derart daß wir nach der Tracht der abgebildeten Europäer die Stücke der Hauptsache nach und nach dem bisherigen Stande unserer Kenntnis dem sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert zuschreiben müssen. Dementsprechend glauben zahlreiche Forscher an eine späte Einführung dieser Technik an der Guineaküste, und zwar nehmen die einen einen Import derselben von Südindien aus durch Vermittlung der Portugiesen an, andere machen diese selber für die Einführung des Bronzegusses aus ihrem Heimatlande nach Afrika verantwortlich. Dagegen tritt Frobenius für ein außerordentlich hohes Alter des Gelbgusses an der Guineaküste ein.



Abb. 201. Stabträger, Benin. (1/5 n. Gr.)
(Aus: v. Luschan, Die Altertümer von Benin)

Eines kann wohl gesagt werden: Von den Motiven dieser Negerkunst weist, von gewissen amulettartigen Figuren abgesehen, die aber auch an und für sich überliefert sein können, keines auf frühe, etwa dem Altertume entstammende Traditionen zurück. Die Hauptmotive ornamentaler Art bieten einerseits Anklänge an den Formenschatz des frühmittelalterlichen Kunstkreises des vorderen Orients (Bandgeflechte usw.). andererseits entstammen sie der abendländischen Kunst, so z. B. die Darstellung einer geschwänzten, als „König" gedeuteten Figur auf Elfenbeinzähnen, die deutlich eine Umformung des „Meerweibchens" der Antike und der Renaissance bildet u. a. Da ferner Darstellungen von Europäern, Priestern mit christlichen Symbolen und ähnliche Vorwürfe außerordentlich häufig sind. so ist wohl anzunehmen, daß mindestens die kunstgewerbliche Ausbildung des Gußverfahrens erst mit den Fahrten der Portugiesen einsetzt. Für die Ausbildung der naturalistischen — gewiß der besten — Arbeiten kann aber lediglich autochthones, mit seiner Umgebung verständnisvoll vertrautes Künstlertum in Frage kommen, so daß die Wertschätzung dieser Arbeiten auf jeden Fall nur eine Würdigung der künstlerischen

Fähigkeiten der Neger ist und bleiben wird. Heute ist die Technik des Gelbgusses nur noch in sehr verrohter Form in Adamaua und Nordtogo erhalten (Abb. 202—204); die letzten Ausläufer der Gußreliefplatten stellen vielleicht auch noch die Tonreliefs an den Wänden der Fetischhütten usw. dar, die mit ihren figuralen Szenen mancherlei Anklänge an den alten Wandschmuck bieten. Für die künstlerische Ausbildung der Elfenbeinschnitzerei gilt das gleiche wie bezüglich des Gelbgusses. Sie umfaßte ein noch weit größeres Gebiet bis weit ins Kongobecken hinein. Beweise eines besonders hohen Alters fehlen auch hier gänzlich. Neuerdings hat L. Frobenius aus Yoruba Porträtköpfe aus Ton und Bronze ans Tageslicht gefördert, die er zusammen mit Granit- und Quarzbildnereien (Krokodil usw.) sowie den Glasschmelzarbeiten von Nupe als Wahrzeichen altmittelländischer (etruskischer!) Kulturübertragung ansehen will. Doch waren schon unter den älteren Beninfunden gleichwertige Arbeiten bekannt geworden, und die überraschende, in keinem „Stil“ des Mittelmeeres seit grauer Vorzeit erwachsene vollkommene Naturtreue der Darstellung legt zusammen mit einer gewissen Verkleinerung einzelner Köpfe bzw. Vordermasken derselben gegenüber der Natur eher den Gedanken einer Abformung Lebender nahe, neben der plumpere freibildnerische Arbeiten stehen (Abb. 205).



Abb. 202. Armringe, in verlorener Form gegossen, Bali, Kamerun. (Etwa 1/2 n. Gr.)
(Museum für Völkerkunde, Berlin)

c) Die Völker des zentralen und östlichen Sudan

Ähnlich wie der Westen nimmt auch der zentrale und östliche Sudan eine ausgesprochene Zwischenstellung zwischen dem der Mittelmeerkultur angehörigen Nordrande Afrikas und dem primitiven Waldgebiete des Südens ein. Das verwirrende Gemisch von Bevölkerungselementen, von Kulturerscheinungen höherer und primitiverer Art, das den wesentlichen Charakter solcher Übergangszonen ausmacht, zu entwirren und klarzulegen, ist bis heute noch nicht gelungen. Für eine sprachliche Gruppierung der Bevölkerung liegen kaum erst Anfänge vor, in anderer Beziehung kann von systematischen Untersuchungen überhaupt noch nicht die Rede sein.

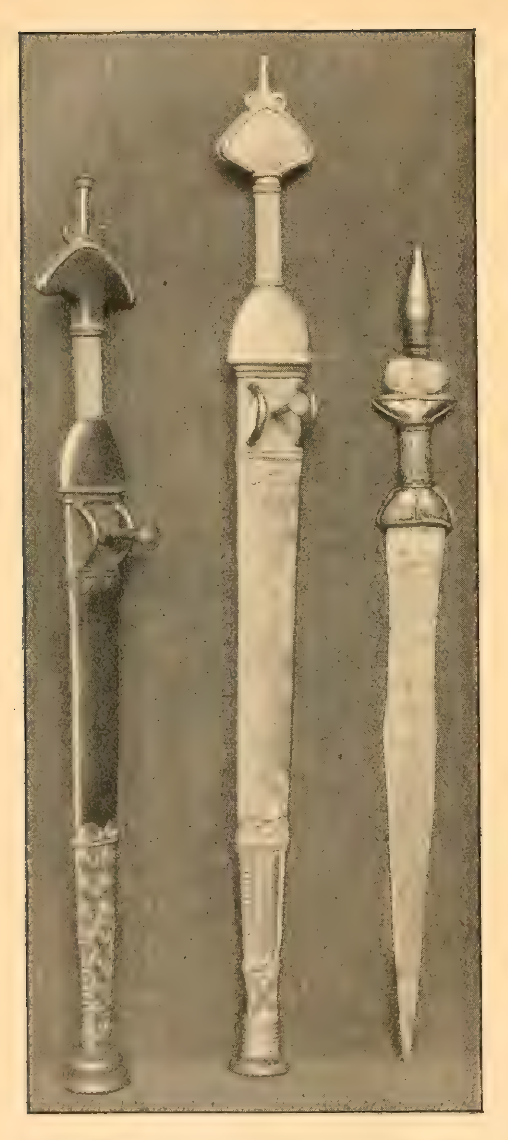


Abb. 203. Dolche mit Messinggriff und Messingscheiden aus Adamaua. (1/5 n. Gr.) (Museum für Völkerkunde in Berlin)

Bezüglich der geschichtlichen Entwicklung haben die Haussastaaten zwischen Niger und Benin schon im vorigen Abschnitt Berücksichtigung erfahren. Als älteste Reichsgründung des Tschadseegebietes tritt uns Bornu (bzw. Kanem) entgegen, dessen aus Kanembu, Zoghawa, Teda und arabisch-berberischen Elementen bestehende Bevölkerung im zehnten Jahrhundert von einem einheimischen Fürsten geeinigt worden sein soll. Schon im zwölften Jahrhundert faßte der Islam hier Fuß; Kämpfe mit den Wüstenstämmen hatten in dieser Zeit eine bedeutende Ausdehnung des Reiches nach Norden zur Folge. Gefährlicher gestalteten sich die Kriege mit den von Osten eindringenden Negerstämmen der Sso, welche von manchen Forschern für Verwandte der Susu gehalten werden.

Erst im vierzehnten Jahrhundert gehen diese Kämpfe ihrem Ende zu; erneute Bedrohungen zwangen jedoch im fünfzehnten Jahrhundert die Könige Kanems, ihren Sitz in das heutige Bornu zu verlegen; das Reich gewann dann festeren Bestand, hat aber in späterer Zeit eigentlich nie mehr eine hervorragende Rolle gespielt. Im Jahre 1893 wurde es durch die Araber erobert. Die östlich gelegenen Länder sind erst viel später aus primitiven Zuständen zu politischer Organisation erwachsen. Bagirmi war noch im fünfzehnten Jahrhundert der Bereich nomadischer Fulbe und Araber ohne inneren Zusammenhalt, bis im sechzehnten Jahrhundert Scharen aus dem Osten, nach der Überlieferung aus Jägern und Waffenschmieden bestehend, nach kurzem Widerstand der einheimischen Elemente hier eine Herrschaft aufrichteten. Ähnlich lautet

der Bericht von den Ursprüngen Wadais. Auch hier geht die staatliche Ordnung, soweit wir darüber Nachrichten besitzen, auf ein ursprünglich vom Osten gekommenes Volk, die Tundscher („Fundj") zurück, die nach Nachtigal im ersten vorislamitischen Jahrhundert eingewandert sein dürften. Aber erst um 1600 erfolgte die eigentliche Reichsgründung von seiten der inzwischen stark islamisierten Fremdlinge. Dar-Fur soll ursprünglich von heimischen Sultanen dunkler Rasse beherrscht worden sein; der Anstoß zu der späteren Entwicklung scheint auch hier von dem Volk der Tundscha ausgegangen zu sein; heute überwiegt durchaus der arabische Einfluß.

Träger der politischen Entwicklung sind einerseits die Zoghawa arabischer Quellen, andererseits die Tundscha, letztere Gruppen mit

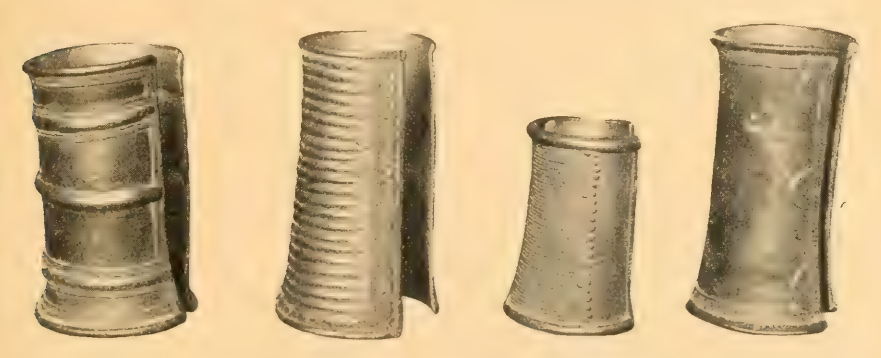


Abb. 204. Armspangen, aus einer bronze- oder messingähnlichen Legierung, in verlorener Form gegossen. (1/3 n. Gr.)
(Museum für Völkerkunde in Berlin)

dunkler Hautfarbe, die aus dem Gebiete von Darfur, Sennaar usw. sich herschreiben und von hier mancherlei Anregung zu höherer Kultur und Organisation mitgebracht haben mögen. Im Grasland von Kamerun (Bamum usw.) treten jedoch so wie im Westen in erster Linie die Fulbe als Staatenbildner hervor.

Nach ihrer sprachlichen Zugehörigkeit scheiden sich die Bewohner des zentralen und östlichen Sudan, abgesehen von fremden Zuwanderern (Araber, Fulbe), in zwei große Gruppen, den Nordkreis und die südlichen Sudansprachen. Zu der nördlichen Gruppe zählen die Teda (s. o.), die Kanuri (westlich und südwestlich vom Tschadsee), die Kanembu (Bevölkerung Kanems), die Dasa (in Egei), Baele (Ennedi) und Zoghawa in Wadai. Die südlichen Stämme weichen sprachlich sehr voneinander ab. Das Haussa zeigt Ähnlichkeit mit der Sprache von Bagirmi (Bagrima), jedoch auch wieder manche hamitische Beeinflussung. Zu der Logongruppe zählt man einen großen Teil der Stämme des ehemaligen Bornureiches, die Margi, Makari oder Kotoko, die Musgu, ein sehr primitiver Stamm, die Batta im nördlichen Adamaua und in Bagirmi. Für Bagirmi und Wadai müssen wir uns

vorderhand mit der Aufstellung einer Bagrima und Wadawi als sprachliche Einheiten begnügen; die Bevölkerung setzt sich aus rassenhaft ziemlich verschiedenen Elementen zusammen, wobei jedoch die dunkelhäutigen überwiegen. In Dar-Fur treffen wir gleichfalls noch eine dunkelhäutige Negerbevölkerung in den Forstämmen an, die auch in den Nubastämmen Kordofans eine wesentliche Rassenunterlage bilden. Die Fulbekolonien dieser Gebiete wurden schon früher erwähnt; kamelzüchtende Araberhorden finden wir in den Weidegründen von Egei und Kanem; Rindviehzüchter sind die arabischen Schoa in Bornu und Wadai.



Abb. 205. Steinfigur, Hinterland von Sierra Leone. (Etwa 1/4 n. Gr.)
(Original im Museum in Basel)

Die südliche Grenzzone des Sudan wird von ziemlich primitiven Gruppen bewohnt; in Adamaua schließen sich an die Logonstämme die Falli am oberen Benuë; östlich und südlich davon sitzen die bereits genannten Batta (Tengelin, Tangale, Matafall u. a.), südlich weiter die Dekka und Durru, dann die Mbum, die Wute und die Baia. Die Zugehörigkeit der ihnen benachbarten Stämme ist strittig. Östlich sitzen die Tikarvölker, ein Sammelname für eine Anzahl ihrer Zugehörigkeit nach unbekannter Gruppen. Im Grasland Kameruns beginnen bereits die Bantusprachen; kulturelle und sprachliche Eigenheiten weisen darum in diesem Gebiete starke Vermischung auf, wie sich dies bei den Bali, in Bafut, Bamum usw. deutlich beobachten läßt. Auf die Stämme Adamauas folgen im französischen Gebiet die Sara und Gaberi am Schari, ferner die Niellim; die Mandja und Ndri zwischen Sanga und Ubangi reichen bereits in das Kongobecken herein, ebenso die Banziri. Weiter im Osten begegnen wir auffallend hellhäutigen, wahrscheinlich hamitisch beeinflußten Stämmen, die unter dem Namen der Bandagruppe zusammengefaßt werden. Den bedeutendsten Bestandteil derselben bildet die Nation der Niam-Niam (soviel wie Menschenfresser) oder Asande, die das ganze Gebiet am Nordufer des Uelle bis fast zum dreißigsten Längengrad besetzt halten; endlich stellt auch das Mangbetugebiet südlich der Asande einen Bereich hellhäutiger Eroberer aus dem Norden dar; die Sprache derselben ist dank ihrem politischen Einfluß von einer ganzen Reihe ihnen fernstehender, altansässiger Völker übernommen worden (Barumbi und andere). kulturell haben sie sich jedoch stark ihrer Umgebung angepaßt, weshalb auf sie auch noch im Abschnitt über das Kongogebiet zurückgekommen werden soll.

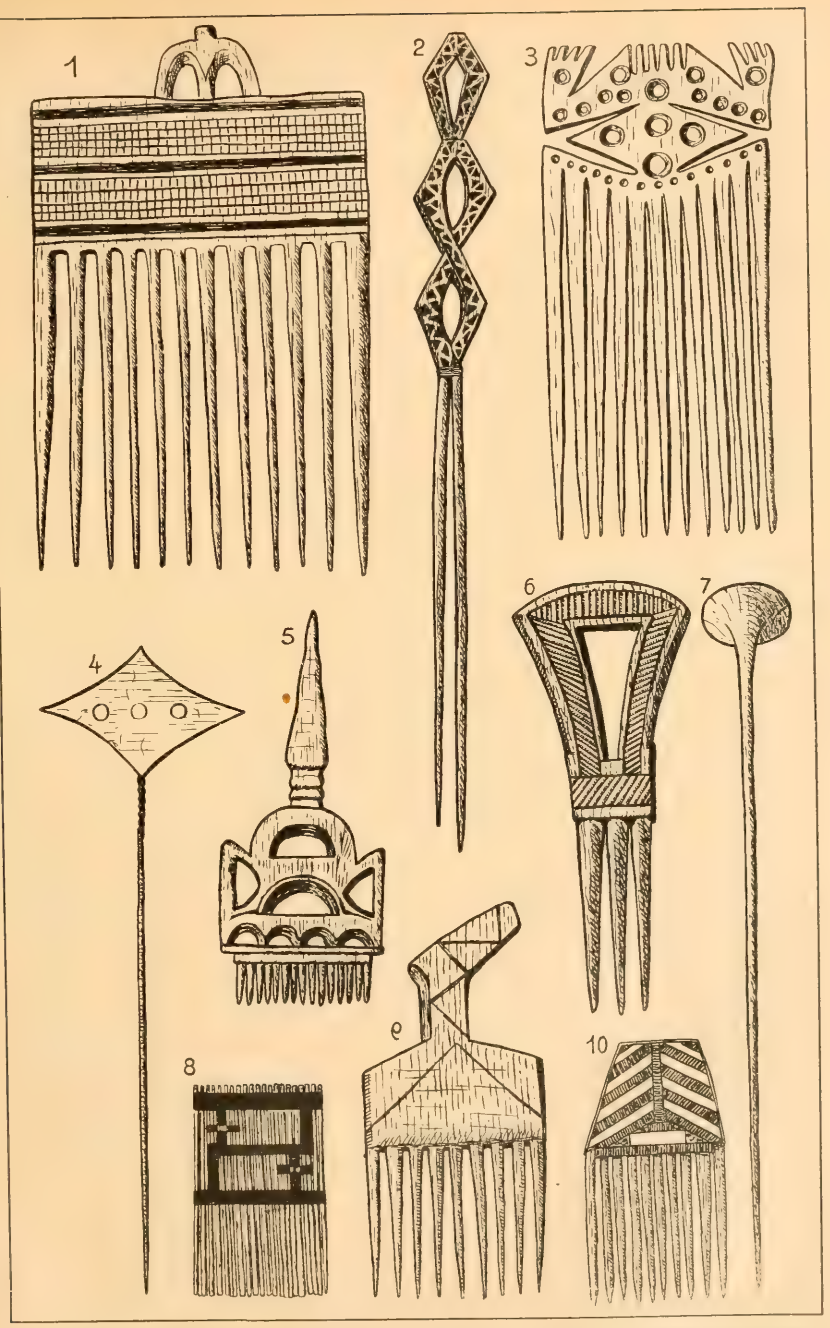


Abb. 206. Kämme und Haarnadeln, Afrika. 1 Holzkamm, Togoküste; 2 Holznadel, Somaliland; 3 Beinkamm, Bamessing, Kamerun; 4 Eisennadel, Mangbetu; 5 Holzkamm, Wute, Kamerun; 6 Holzkamm, Bafut, Kamerun; 7 Haarnadel aus Elfenbein, Mangbetu; 8 Schmuckkamm, Wayao, Ostafrika; 9 Holzkamm, Wagaja, Ostafrika; 10 Kamm der Männer, Wabena, Ostafrika. (Etwa 1/3 n. Gr.) (Lindenmuseum, Stuttgart)

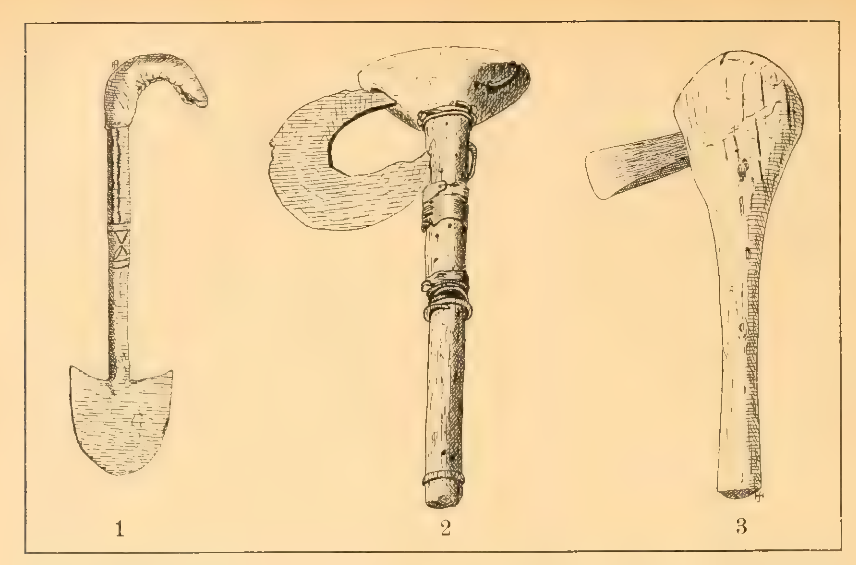


Abb. 207. 1 Jätschaufel für Frauen „cani“, Dekka, Adamaua, Westafrika; 2 Beil, Gurma, Togo; 3 Axt, Kavirondo, Ostafrika. (1 $^1/_3$, 2 und 3 $^1/_{10}$ n. Gr.)
(Lindenmuseum, Stuttgart)

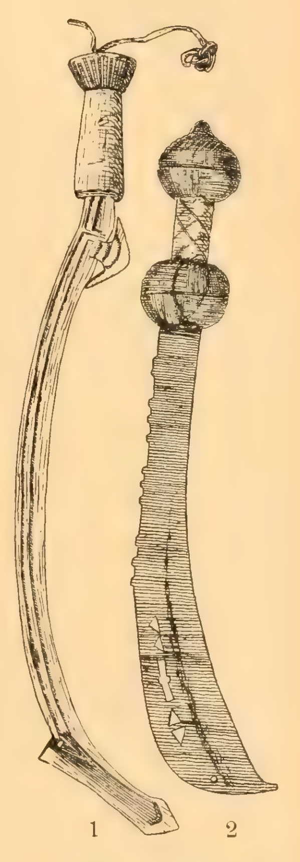
1 2 3 4

Abb. 208. 1 Dolch der Somali; 2 Messer mit Lederscheide, Togo, Gurma; 3 Dolch, Dschang, Kamerun; 4 Dolch der Wute, Kamerun. (Etwa $^1/_5$ n. Gr.)
(Lindenmuseum, Stuttgart)

In kultureller Beziehung können wir von einer deutlichen Abstufung der Kulturformen vom verkehrsreichen Norden nach dem durch Wald oder Gebirge schwer zugänglichen Süden sprechen. Diese Unterschiede sind bezüglich des materiellen Besitzes des einzelnen (Kleidung, Schmuck, Bewaffnung) und auch auf volkswirtschaftlichem Gebiete, was Industrie, gewerbliche Organisation, Handel und Verkehr betrifft, in die Augen springend; sie machen sich aber gerade so gut auch auf geistigem und politischem Gebiete geltend, wie dies noch auseinanderzusetzen sein wird.

Ein großer Teil der im Norden anzutreffenden Kulturmittel (Tracht, Schmuck, Bewaffnung, Textilindustrie usw.) ist mittelländisches Kulturgut, das seit den Tagen des Altertums und namentlich nach der Besitzergreifung Nordafrikas durch die Kalifen, teils auf dem Wege des Karawanenhandels, teils mit dem kriegerischen und friedlichen Vordringen des Islam im zehnten bis zwölften Jahrhundert hier Eingang fand, während der Süden, bedroht von Sklavenjagden, nur mit den gleich primitiven Urwaldstämmen in Kulturaustausch trat und höchstens mit Ersatzmitteln der nördlichen Kulturformen sich behalf.

Der Sudan ist in erster Linie eine Zone ertragreichen Anbaus von Hirse, Sorghum, Mais usw., der als Hackbau geübt wird. Man sät in einzelne Gruben; Furchen zu ziehen soll nur bei den Haussa, Fulbe und Margi üblich sein. Düngung ist bei den Musgu und Tuburi bekannt, meist genügt die Asche der abgebrannten Pflanzen zur Auffrischung des Bodens. Als Volksnahrung sind ferner zahlreiche Melonenarten wichtig; außerdem wären noch die Erdnuß, Dum- und Dattelpalme als Nährpflanzen zu nennen. Im Süden treten andere Anbaufrüchte auf. So überwiegt der Yamsbau



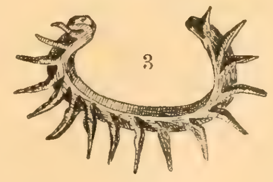


Abb. 209.

1 Sichelschwert Niamniam, Kongo; 2 altes Königsschwert, mit goldplattiertem Griff, Togo; 3 Schlageisen der Mbum, Ngaundere, Kamerun. (1 und 2 etwa 1/9, 3 etwa 1/3 n. Gr.) (Lindenmuseum, Stuttgart)

bei den Durru, Mbum und Baia; wichtig sind auch Bananen, die stellenweise in Kamerun sowie bei den Mangbetu die Ernährungsgrundlage bilden. Hauptpflanzfrucht der Waldgebiete ist der Maniok (Abb. 207, 1).

Als Reizmittel wird im Sudan fast ausschließlich die Kolanuß gebaut; die südlichen Stämme brauen sich Bier aus Mais, Sorghum oder Bananen. Auch Tabak ist hier sehr beliebt.

Für den Norden hat auch die Viehzucht in wirtschaftlicher Beziehung große Bedeutung. In Kanem, Egei, Ennedi werden

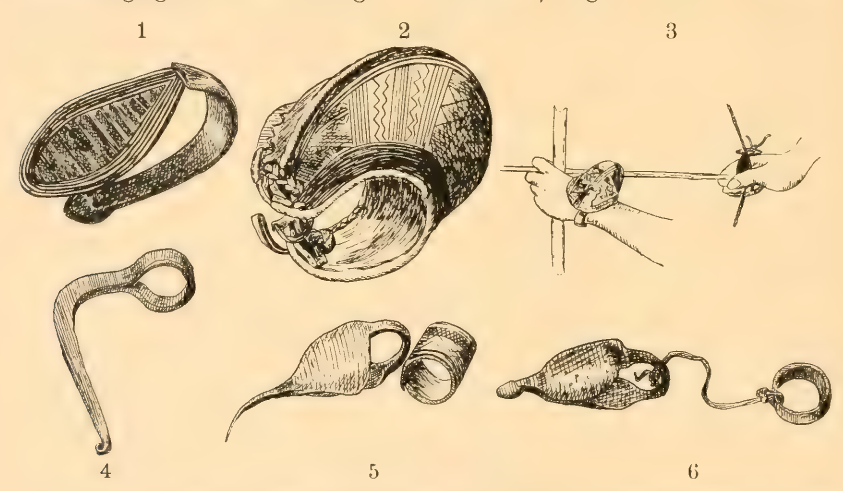


Abb. 210. 1 Spannholz zum Bogenspannen, Wute; 2 Schutzarmring, Wute; 3 Spannen des Bogens bei den Wute unter Benützung von 1 und 2 (nach v. Luschan); 4 Haken zum Bogenspannen, Moba, Togo; 5 und 6 Haken und Ring zum Bogenspannen, Losso, Togo. (1, 2, 4, 5, 6 etwa 1/3 n. Gr.) (Lindenmuseum, Stuttgart)

hauptsächlich Kamele gezüchtet; in den Haussaländern und im Süden ist lediglich Rinderzucht verbreitet. Die Rassen sind kurzhörnig; langhörnige Rinder wie in Ostafrika gibt es nur in Bornu (Zurirind). Allen mohammedanisierten Sudanstämmen ist ferner das Pferd bekannt (Mittelpunkt der Zucht in Bornu, Marrua), das teilweise auch in den Besitz der Heidenstämme übergegangen ist (Musgu, Matafall). Der Esel scheint nur innerhalb der mohammedanischen Welt Haustier zu sein; das Schaf ist besonders in den Tschadseeländern wichtig; die Ziege ist das einzige größere Haustier, das auch im Waldgebiete vorkommt. Fischerei ist in größerem Umfange am Tschadsee und den großen Flüssen üblich. Im Süden tritt als wichtiger Nahrungserwerb die Jagd auf, mit Fallgruben, Quetschfallen und Schlingen

1 2 3

Abb. 211. 1 Wurfmesser der Niam-Niam, Zentralafrika; 2 Wurfmesser der Mogwandi, Bangala, Kongo; 3 Wurfmesser der Maka, Südkamerun. (Etwa $^{1}/_{8}$ n. Gr.)
(Lindenmuseum, Stuttgart)

1 2 3 4 5

Abb. 212. 1 Wurfeisen der Hina-Heiden; 2 Wurfeisen der Falli, Kiria: 3 Wurfeisen der Mbum, Ngaundere; 4 und 5 Wurfeisen mit Scheide, Dikora, sämtlich Kamerun. (Etwa $^{1}/_{10}$ n. Gr.)
(Lindenmuseum, Stuttgart)

betrieben; es ist also ein Vorwiegen primitiverer Lebensformen im Südgebiet gegenüber dem Norden deutlich erkennbar.

Salz wird im Norden durch den Karawanenverkehr beschafft; die primitiven Stämme gewinnen es aus Pflanzenasche, wobei auch hier stellenweise eigene Öfen benützt werden (Durru, Dekka).

In den Städten der Haussaländer und des Tschadseegebietes, ferner ganz allgemein bei den Makari (im Süden des Tschadsees), sowie in den Städten von Wadai und Dar-Fur bildet den charakteristischen Wohnbau das flachdachige Lehmhaus, dem wir schon im westlichen Sudan als einer dem Mittelmeergebiet entstammenden Form begegnet sind; in seinem Innern gliedert es sich wie dort in eine ganze Anzahl Räumlichkeiten; nach außen hin wird es meist durch eine gewaltige Umfassungsmauer abgeschlossen.



Abb. 213. 1 Fechthammer der Kabura; 2 Streithammer, Togo; 3 Streitaxt. Salaga, Togo. (Etwa 1/10 n. Gr.) (Lindenmuseum, Stuttgart)

Einen zweiten, hier verbreiteten Wohntypus bildet die Bienenkorbhütte, die sich bei den Fulbe findet; auch die Musgu besitzen domförmige Häuser, die jedoch in Anlehnung an die Bautechnik des Sudan aus Ton hergestellt werden. Einfache Bienenkorbhütten finden sich ferner bei den Stämmen Nordadamauas, ebenso benützen die Baele, die ländliche Bevölkerung von Wadai und Dar-Fur Bienenkorbwohnungen, und als rasch errichtetes Obdach auf Jagdzügen erscheinen sie bei den verschiedensten Gruppen auch noch im Waldgebiet bis zum Kongo (Abb. 171).

Den verbreitetsten Wohntypus jedoch stellt die runde Kegeldachhütte dar, die im Süden gegen das Kongobecken zu sogar die Grenze der Sudansprachen überschreitet (Abb. 172, 1, 3).

So besitzt die Ababuagruppe in ihrem nördlichen Wohngebiet Rundhütten. Bei den Bondjo bewohnt der Hausherr meist eine Rundhütte; die übrigen Bauten sind viereckig, dagegen herrscht bei den Mangbetu durchgängig] das Rechteckhaus, also schon eine richtige Urwaldform (Abb. 219). Doch begegnen wir noch an der

unteren Mongala, nördlich des Kongo, Stämmen mit bald konisch, bald kuppelförmig bedachten Rundhütten, zum Teil auf Pfählen errichtet (Mobali u. a.).

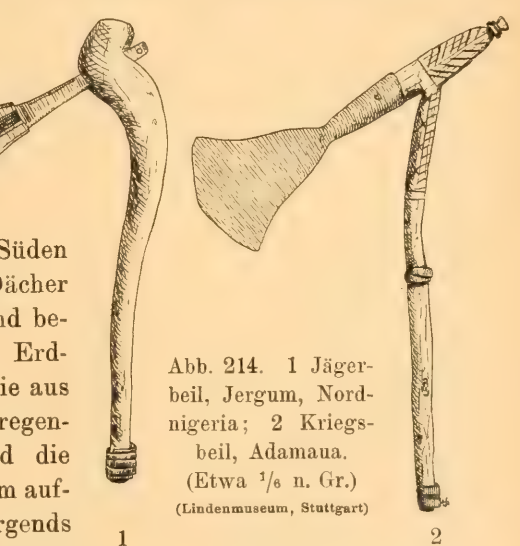


Abb. 214. 1 Jägerbeil, Jergum, Nordnigeria; 2 Kriegsbeil, Adamaua. (Etwa $^1/_6$ n. Gr.) (Lindenmuseum, Stuttgart)

Das runde Sudanhaus besitzt im allgemeinen eine zylindrische Wand aus Lehm oder lehmbeworfenem Flechtwerk; wo Lehm fehlt, wird sie auch bloß aus Durrahalmen und Gras hergestellt. Das Dach besteht aus einem Stangengerüst mit Grasdeckung und wird meist fertig auf die aufgerichtete Wand aufgesetzt. Material und Art der Bedachung sind vielfach abhängig von klimatischen Verhältnissen. Im regenreichen Süden des Scharilaufes reichen die Dächer bis fast zum Boden; die Wand besteht nur aus einer kleinen Erdanschüttung oder man stellt sie aus Matten her (Niellim); im regenarmen Tschadseegebiet wird die Wand dagegen hoch aus Lehm aufgebaut (J. Decorse). Fast nirgends begnügt man sich mit einer Hütte für die häuslichen Zwecke; namentlich im zentralen Sudan (Bornu, Haussastaaten) wächst die Hauptwohnhütte mit den Frauen- oder Kochhütten, den Speichern usw. zu einem umfangreichen Gehöfte zusammen, das, von Lehm- oder Mattenwänden umgeben, einen für die häuslichen Arbeiten vorgesehenen Hofraum einschließt. In diesem fehlt im Tschadseegebiet fast nirgends ein viereckiges Schattendach; auch den Schmuck dichtbelaubter Bäume liebt man. Schmuck der Gehöfte mit Blumen, Aufhäufung von Jagdtrophäen im Hofe ist für die Mangbetu wie für die anderen Waldstämme charakteristisch. Die Getreidespeicher sind in den Haussaländern bis zum unteren Benuë geflochtene Körbe auf einem Holzgestell; östlich davon fertigt man sie aus Ton: als Unterbau dient eine Anzahl kleiner Tonfüße; das hutförmige Dach besteht aus Stroh. Auch wird das Korn in Urnen im Hause aufbewahrt (Scharigebiet). Eigene Knabenhütten kennen die Asande, in Wadai ist sogar

die ganze männliche Bevölkerung in Altersklassen eingeteilt und in getrennten Hütten untergebracht. Städtebildung kommt nur im



Abb. 215. Wasserkrüge, Ostsudan, Yoruba und Hinterland von Lagos. (Etwa 1/5 n. Gr.) (Lindenmuseum, Stuttgart)



Abb. 216. Wasserkrug, Bamendjinda, Kamerun (Etwa 1/6 n. Gr.) (Lindenmuseum, Suttgart)

Norden vor. In den Haussaländern, bei den Kanuri, Makari usw. wurden die Städte vielfach durch Mauern, Türme und Tore befestigt; ebenso ist im Westen und Norden die Bildung geschlossener, mit Lehmmauern, Hecken- oder Mattenzäunen umgebener Dörfer gebräuchlich; die Verhältnisse sind entsprechend den wirtschaftlichen Umständen und den historischen Schicksalen, besonders der kriegerischen Bedrohung einzelner Landschaften aber sehr wechselnde. Sehr interessante festungsartige Bauten zeigen die Landschaften Bali und Bamum, die früher gänzlich mit Lehmmauern und Befestigungen umgeben waren. Im übrigen herrscht hier schon das Viereckhaus der Waldstämme als Wohntypus. Östlich des Schari wird im allgemeinen Weilersiedlung bevorzugt (Abb. 221).

Im Innern der Hütten wird durch eine radial gestellte Wand aus Lehmknüppeln oder Matten vielfach eine Abteilung für das Bett geschaffen, das meistens aus einem „angareb“-ähnlichen Gestell — mit Lederstreifen bespannt oder mit Matten bedeckt —

oder aus einem Knüppellager (Sara, Bandastämme) besteht. Im heißen Tschadseegebiet schläft man auch außerhalb der Häuser, wie sich ja überhaupt das häusliche Leben, auch das Kochen, hier vielfach im Hofe abspielt. Sehr bemerkenswert sind auch Schutzvorrichtungen gegen die Moskitos; die Schlafstelle besitzt nämlich



Abb. 217. 1–3 Tonschalen und 4—6 Tonkrüge, glänzend schwarz poliert, Nordwestkamerun. (Etwa 1/5 n. Gr.)
(Museum für Völkerkunde, Berlin)

vielfach (im Nigergebiet, bei den Schoa und bis nach Dar-Runga) die Form eines mit Matten geschlossenen Kastens oder einer kleinen Hütte in der Hütte; unterhalb des sehr hoch angebrachten Lagers wird vielfach auch ein Feuer angezündet. (Diese Einrichtung findet man auch bei den Bagirmistämmen und Banda.) Schon Herodot weiß von solchem Schutz zu erzählen. — Zum Sitzen dienen entweder die obenerwähnten transportablen Ruhebänke, daneben aber, namentlich im Süden, Sitzschemel in verschiedener Ausführung, jedoch meist mit runder Sitzplatte versehen. Ihr Gebrauch erstreckt sich vielfach nur auf die Männer; die Mangbetuweiber

haben einfüßige Stühlchen, die gegen die nilotische Gruppe hinweisen; die Männer besitzen hier Ruhebänke. — Holzmörser zum Getreidestampfen sind allgemein verbreitet. Reibsteine findet man überall, wo geeignetes Material vorkommt; in Adamaua benützt man vielfach glatte Felsflächen, daneben kommen auch Reibhäuser (Adamaua, Banda, Mangbetu) vor. Der Herd wird meist von drei Lehmklötzen gebildet; östlich vom Schari bis nach Dar-Runga trifft

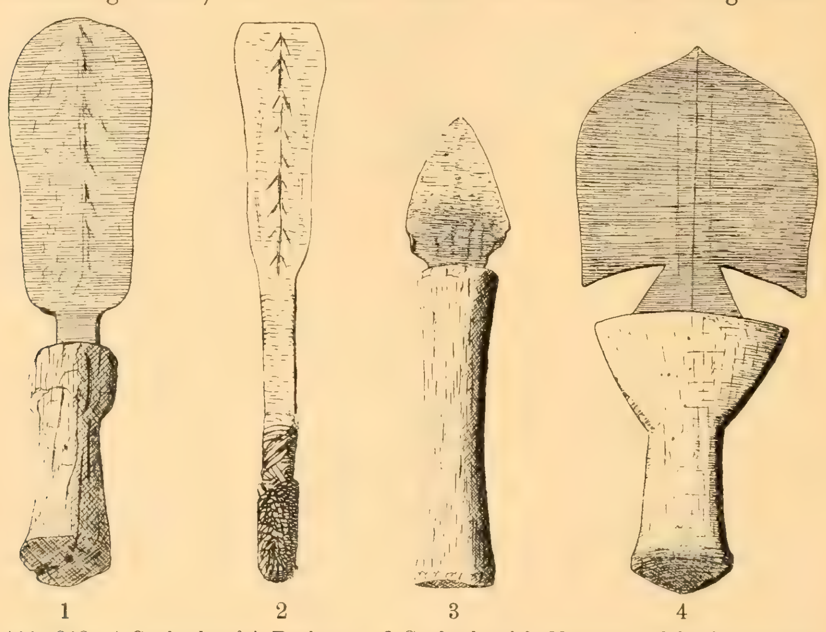


Abb. 218. 1 Grabschaufel, Dschang; 2 Grabschaufel, Musugen; 3 Weibermesser, zur Feldarbeit, W. Maka; 4 Jagdmesser, W. Maka, sämtlich Kamerun. (Etwa 1/7 n. Gr.) (Lindenmuseum, Stuttgart)

man sehr häufig ein Gestell zum Schlafen und zur Aufbewahrung von Vorräten an. Der Küchenhausrat setzt sich aus Tongefäßen, von denen vor allem riesige Vorratsbehälter zu erwähnen sind, und kleineren Behältern zusammen, so Kürbisschalen mit eingebrannten Mustern, Körben, geflochtenen Schüsseln und Tellern, Bierfiltern, Holzschüsseln aller Art, welche namentlich im waldreichen Süden erzeugt werden, Löffeln u. dgl. m. All diese Dinge werden meist zierlich in Säulen aufgeschichtet. Eßvorräte werden im Tschadseegebiet wegen Termitengefahr meist hängend aufbewahrt. Habseligkeiten steckt man in Töpfe oder truhenförmige Löcher in den Lehmbänken der Hütten; überhaupt weist das Innere der Lehm-

häuser eine Menge im Baustoff selbst ausgeführte Behelfe, Bänke, Abteilungen für Vorräte für den häuslichen Bedarf auf. Die Bereitung des Feuers durch Bohren ist bei Haussa, Fulbe und Kanuri noch immer bekannt, jedoch durch Feuerzeuge meist überflüssig gemacht.

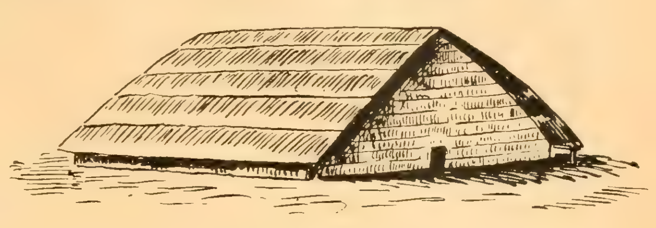


Abb. 219. Hallenhaus der Mangbetu, Kongo
(Nach G. Schweinfurth)

Die Kleidung bedeckt in den mohammedanisierten Teilen den ganzen Körper und wird aus Baumwollstoffen gefertigt; die Formen sind bei den Männern die gleichen wie bei den Wüstenstämmen; besonderer Aufwand wird mit langen hemdartigen Gewändern, „Toben“, getrieben (diese sind auch den Balileuten Kameruns eigentümlich), die mit reicher Stickerei verziert sind und mehrfach übereinander getragen werden (Bornuleute). Auch hübsch verzierte Lederschuhe gehören zu den vornehmen Bestandteilen der Bekleidung.

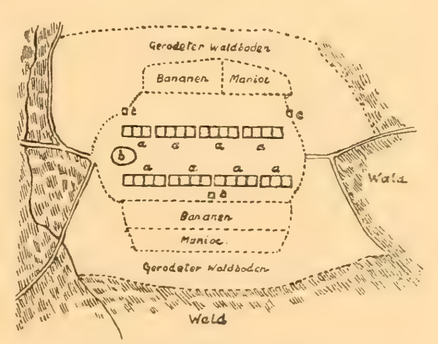


Abb. 220. Waregadorf: a Hütten; b öffentliche Beratungsstelle; c Latrinen; // Fußwege
(Nach Delhaise)

Die Kinder gehen überall fast unbekleidet; das charakteristische Kleidungsstück für junge Mädchen bildet im östlichen Sudan bis Kordofan der Lederfransenschurz, „rachat“, der auch bei der nilotischen Gruppe (s. u.) in derselben Art angetroffen wird. Die Fulbe tragen teilweise noch die alte Felltracht; die Männer wickeln sich ein mit Muscheln benähtes Fell um die Lenden. Schwarze und weiße Federn in den Haaren und eine Anzahl Kupferringe bilden ihren Schmuck. Die Frauen tragen ein Hüfttuch, bisweilen auch ein Brusttuch, sowie Kupferringe in den Ohren.

Die Heidenstämme des Südens tragen sehr geringe Kleidung. Nackt gehen die Männer im Kumbohochland, im Mandaragebirge und am Sannaga (hier auch die Weiber). Feigenrindenschurze tragen

die Baia, ebenso früher die Mbum. Andere Stämme Adamauas, ferner die Niellim, Asande usw. tragen Fellschurze, letztere auch Fellmäntel wie die Kongostämme; die Weiber der Niellim gehen nackt. Die Mangbetu haben Rindenschurze, die Weiber begnügen sich hier mit einem kleinen Büschel Bananenlaub u. dgl., durchweg Primitivformen des Waldgebietes. Penisfutterale tragen die Falli, Matafall, Durru, Baia u. a. Strohhüte sind vom zentralen Sudan bis weit nach Süden verbreitet.

Die Kopffrisuren werden aus Flechten oft in sehr komplizierter Anordnung hergestellt; die Asande tragen radförmige Haarkronen; die Mangbetu schmücken sich mit Haarnadeln aus Kupfer, Bein usw. wie die alten Ägypter (Abb. 206).

Der Schmuck weist sehr zahlreiche Abwandlungen auf; im Norden spielen vor allem Edelmetalle, Korallen, Achatperlen, Bernstein- und Tonperlen eine große Rolle. Neben Hals- und Fußringen verdienen als Schmuckformen vor allem ein halbmondförmiger, silberner Haarschmuck, ein Nasenschmuck aus Edelkoralle, sowie Ohr- und Fingerringe Erwähnung. Allgemein verbreitet sind auch Elfenbeinringe, in Wadai in ganzen Sätzen getragen. Die Männer bevorzugen wie die Wüstenstämme Armringe aus Stein, sonst beschränken sie sich auf Ledertäschchen mit Amuletten u. dgl.

Der Süden verwendet im allgemeinen weniger edles Metall. Hier finden wir meist Messing und Eisen, bzw. Eisenspiralen (Baia) zu Armringen geformt (Adamaua); auch Glasringe und Glasperlen (aus Yoruba kommend) wären zu nennen (Abb. 247). Die Djikum (Adamaua) tragen Armbänder aus Baumrinde, die Fulbe Lederringe, bei den Asande sind als Schmuck der Männer besonders Jagdtrophäen beliebt, auch kommen Halsbänder aus Menschenzähnen vor. Hier finden wir ferner im Gegensatz zu der im Norden verbreiteten arabischen Sitte des Schminkens mit Henna und Kohol die Körperbemalung mit Erdfarben, Rotholzpulver u. dgl. Tatauierung wird als Stammeszeichen fast überall angetroffen, erstreckt sich jedoch nur stellenweise (Adamaua) über den ganzen Körper. An Körperverunstaltungen seien weiter Ohr- und Lippenburchbohrung genannt, von denen letztere bisweilen ungeheuere Ausdehnung erreicht (Musgu, Sara u. a.); Spitzfeilen der Zähne kommt nur bei primitiven Stämmen vor (Tengelin, Asande usw.).

Beschneidung findet sich bei den Mohammedanern, nicht so allgemein im Süden; die Mangbetu üben überhaupt keine Körperverstümmelung aus.

Von Waffen läßt sich das Schwert des mohammedanischen Nordens neben dem Steinschloßgewehr und den Panzerformen als Errungenschaft höherer Kriegführung erkennen. In dolchmesserartigen Formen reicht es bis nach Adamaua, hier begegnen wir außerdem Messern primitiver Form, die mit den altägyptischen Dolchen zusammenhängen. Die Asande besitzen gekrümmte Säbelmesser, die gleichfalls bei einigen Stämmen Adamauas wiederkehren (Abb. 208, 209). Speere und Lanzen sind ziemlich allgemein verbreitet; der



Abb. 221. Palast des Häuptlings Joja in Fumban, Kamerun
(Nach R. Oldenburg, Wien)

Süden besitzt auch hier die eigenartigeren Formen. Bogen und Pfeil führen die Fulbe, Haussa und Nupe, aber nicht die Gruppen der Sara und Lakka; im Tschadseegebiet wurde diese Waffe durch die ausgebildetere Kriegsführung vielfach in den Hintergrund gedrängt, im Süden (Mandja) mischt sich seine Verbreitung mit der des Wurfmessers; die Asande führen den Bogen neben Schild und Lanze, ebenso die Mangbetu. Bei den Mandja, Banda, Kredj usw. werden die Pfeile vergiftet. Im ganzen Gebiet sind die Bögen offenkundig nach asiatischen, im Mittelmeergebiet weitverbreiteten Typen ausgebildet worden. Zum Spannen des Bogens dienen Spannmesser: sie dürften aus dem am Handgelenksring befestigten Dolche hervorgegangen sein, der sämtlichen Stämmen des Nordens (Haussa, Fulbe) eigentümlich ist, aber auch bei den Bali und Mandja vorkommt. Die Wute verwenden Spannringe; Widerlager zum Schutz vor dem Anprall der Sehne haben die Bogen der Mandja, Mangbetu usw. (Abb. 208—210).

Die Pfeilköcher bestehen aus Bambus oder Rohr, meist jedoch aus Leder (Fulbe, Matafall usw.); im Kongogebiet begegnen uns auch geflochtene Formen (Mandja).

Eine merkwürdige Waffe ist das Wurfmesser, das einerseits den Teda, Dasa und Baele eigentümlich ist und wieder im Süden des Gebietes herrscht (Mbum, Baia, Sara, Lakka usw.); manche gebrauchen es neben Bogen und Pfeil. In Bornu, Kanem, Baghirmi, Wadai und Dar-Fur fehlt es, wahrscheinlich wegen der Verwendung der rasch anstürmenden Reiterei in diesen Gebieten; es ist wohl aus hölzernen Vorbildern (Wurfhölzern) weiterer Verbreitung örtlich erwachsen (Abb. 211, 212). Bumerangartige, d. h. scharfschneidige gekrümmte Wurfhölzer sind aus dem alten Ägypten und heute von Dar-Fur bis nach Abessinien und Uganda bekannt geworden. Wurfkeulen mit verdicktem Knauf dagegen reichen von Oran und Senegambien durch ganz Nordafrika bis in den Osten des Erdteils.

1 2 3 4

Abb. 222. 1 Haumesser, Yaunde, Kamerun; 2 Kampfmesser, Kabure, Togo; 3 und 4 Schwert mit Scheide, Bane, Kamerun. (Etwa 1/8 n. Gr.) (Lindenmuseum, Stuttgart)

Die Schleuder findet bei den Haussa wie im Süden Verwendung; Streitkolben und Streitäxte verwenden die Fulbe ebenso wie die gepanzerten Reiter der Tschadseereiche, die uns im großen und ganzen die Ausrüstung eines Kriegers etwa im Zeitalter der Kreuzzüge vor Augen führen (Abb. 211, 212). Zur Deckung dienen in Bornu Lederschilde von runder (asiatischer) Form; in Wadai sind sie torförmig aus Holzrahmen mit Lederbezug hergestellt; in Adamaua kommen daneben geflochtene Rohrschilde vor, die im Bereiche des Wurfmessers, als dieser Waffe am besten angepaßt, überwiegen. Die Mangbetu haben Holzschilde (Tafel XIX, 3, Abb. 257). Der Norden kennt auch Ringpanzerhemden, Wattepanzer und wattierte Drahthelme; erstere sucht

man stellenweise mit Büffelhäuten und Rohrgeflecht nachzubilden (Musgu, Dar-Fur, Adamaua), letztere dürften wohl die Vorbilder für die Fell- und Geflechthauben Adamauas mit Vogelschnabelverzierung, Federputz usw. abgegeben haben. Federbesetzte Strohhüte gehören wie überall im Kongogebiet zum Kriegsputz der Mangbetu.

Bezüglich der gewerblichen Tätigkeit kommt eigentlich nur der Norden in Frage; hier blüht die Lederbereitung unter Zuhilfenahme von Gerbemitteln (marokkanischer Import), ferner Weberei (am wagrechten Webstuhl), Färberei mittels Indigo (besonders in den Haussastaaten). Kunstvolle Flechterei zeichnet die Logonleute aus; Töpferei betreiben die Frauen, im „Hamitenbereich“ (Bornu, Garua) Männer; Holzarbeiten werden für den Handel hauptsächlich in den waldreichen Gebieten erzeugt (Abb. 215, 216). Schmiede existieren überall. Gelbguß wird nur in Adamaua betrieben. Im Süden überwiegen Heimarbeit und hausgewerbliche Erzeugung; nur in den Haussaländern und Bornu findet handwerksmäßiger Betrieb statt.

1 2 3

Abb. 223. 1 Schlagmesser, Bajansi, Bapende; 2 Haumesser, Ubangi; 3 Schlagmesser, Ubangi, sämtlich im Kongogebiet. (Etwa 1/5 n. Gr.) (Lindenmuseum, Stuttgart)

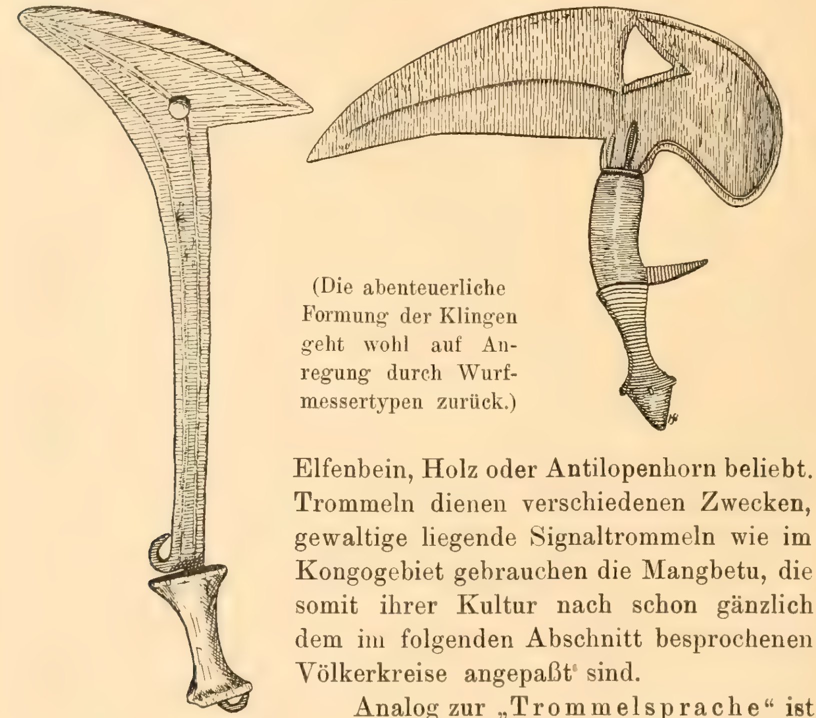
Im ganzen Norden herrscht ein außerordentlich ausgebreiteter, wohlgeregelter Karawanenverkehr, dessen Zentren die verschiedenen großen Städte des Sudan (Sokoto, Kano usw.) bilden. Sehr gering ist die Rolle des einheimischen Verkehrs zu Wasser, der mit Einbäumen, genähten Plankenbooten (Makari) und leichten Flößen aus Ambatschholz oder Papyrusschäften abgewickelt wird.

Musik und Tanz ist gleich beliebt wie überall und wird im Norden häufig von Berufskünstlern und -künstlerinnen ausgeübt. Die einsaitige „Violine“ des Nordens und ein arabisches

Saiteninstrument, Rababah genannt, sind ebenso wie die Haussaklarinette (mit posaunenartigem Auszug) fremde Errungenschaften, ebenso wohl die Kesselpauken der Haussa.

Die Asande haben eine mit altägyptischen Formen übereinstimmende Gitarre, sonst sind im Süden hauptsächlich Hörner aus Elfenbein, Holz oder Antilopenhorn beliebt. Trommeln dienen verschiedenen Zwecken, gewaltige liegende Signaltrommeln wie im Kongogebiet gebrauchen die Mangbetu, die somit ihrer Kultur nach schon gänzlich dem im folgenden Abschnitt besprochenen Völkerkreise angepaßt sind.

Analog zur „Trommelsprache“ ist in Nordkamerun auch eine „Flötensprache“ entwickelt. Sehr verbreitet ist auch die Marimba (Mbum, Banda); eiserne Doppelglocken sind in Adamaua nachgewiesen (Tafel XIV und XV).



(Die abenteuerliche Formung der Klingen geht wohl auf Anregung durch Wurfmessertypen zurück.)

Abb. 224. Haumesser, Njemgebiet, Südkamerun. (Etwa $^1/_7$ n. Gr.) (Lindenmuseum, Stuttgart)

In sozialer Hinsicht hebt sich der mohammedanisierte und politisch organisierte Norden natürlich bedeutend vom Süden ab.

Bei den Tikar, Falli, Lakka, Mandja usw. besteht Totemismus und namentlich bei den Asande und Mangbetu fußt, wie durch Untersuchungen Czekanowskis bekannt geworden ist, die Stammesgruppierung auf einem totemistisch geordneten Clanwesen, ebenso bei den Nuba im Osten. Verehrungsobjekte sind Tiere und Pflanzen, die nicht gegessen werden dürfen. Jeder Clan ist (in der

Regel) exogam und stellt einen Blutracheverband dar. Häuptling ist der Sippenälteste (Clansenior). Dem Norden ist infolge der zahlreichen politischen Umwälzungen im Verlaufe von Jahrhunderten jegliche primitive Gesellschaftsordnung abhanden gekommen. Die Staatsordnung wird im ganzen Sudan von einer Art Lehenswesen beherrscht, aus dem sich stellenweise (Bornu, Wadai) eine reichgegliederte Beamtenhierarchie entwickelt hat. Im ganzen sind die Zustände recht unreife; Bestechlichkeit, Ränkespiel der Minister und Höflinge, Willkür der Machthaber sind ständige Klage, die wir von den heldenhaften Erforschern dieser Gebiete (Barth, Vogel, Nachtigal) hören. Die Frauen treten bei den Asande, Mangbetu u. a. besonders hervor.

1 2 3 4 5

Abb. 225. 1 Prunkmesser der Lukeren, Kongo; 2 Messer der Bakussu; 3 Dolch der Bakussu; 4 Dolch der Batwa, Uelle; 5 Kupferdolch, Katanga, Kongo. (Etwa $1/6$ n. Gr.)
(Lindenmuseum, Stuttgart)

Einen in der Grausamkeit ihrer Handhabung oft empörenden Makel der alten Einrichtungen bildeten die Sklavenjagden und der Sklavenhandel der mohammedanischen Staaten, der hier im zentralen Sudan besonders ausgiebig betrieben wurde. Der Sklaven-

stand im Lande als solcher ist jedoch durchaus nicht so unglücklich gestellt, wie das Wort im landläufigen Sinne vermuten läßt; das Leben der Sklaven ist trotz ihrer Abhängigkeit vielmehr ein durchaus bürgerlich geregeltes zu nennen. Im Süden herrschen einfachere Zustände; die Macht eines Häuptlings reicht mit Ausnahme der früheren Despotien der Asande und Mangbetu kaum über einige Dörfer oder einen Stamm hinaus. Sklaverei Kriegsgefangener ist auch hier wie überall in Afrika üblich.

Die Rechtsprechung erfolgt im Norden von ernannten Distriktsrichtern, sonst meist durch den Häuptling oder Dorfältesten auf dem Dorfplatze oder in Palaver- und Beratungshäuschen.

Als die ursprüngliche im bodenständigen Wirtschaftsbetrieb erwachsene Gesellschaftsform muß dagegen das vaterrechtlich exogame Sippenwesen angesehen werden, das von Adamaua bis Wadai und Dar-Fur im Rahmen einer Altersklasseneinteilung der männlichen Bevölkerung bestimmte Rechte und Pflichten zuweist. — Nur in Herrscherfamilien tritt ganz vereinzelt Erbfolge in der mütterlichen Linie auf; auch sonst wird die Mutterfamilie nur höchst selten berücksichtigt. Die Oberhäuptlinge waren nach altem Herkommen für Regenfall und Gedeihen der Fluren verantwortlich und wurden vielfach nach höchstens sieben Jahren durch rituellen Mord mit anschließender Buschzeit der mannbaren Jugend beseitigt, wenn sie nicht schon früher für Dürre und Mißwachs zu büßen hatten. — Bemerkenswerte politische Macht entwickelten die Stadthäuptlinge und Herrscher von Bali wie auch die Mangbetuherrscher im Osten.

Die Volkssitten und Gebräuche zeigen natürlich dieselbe Abstufung. Überall herrscht Polygamie und Kaufehe; Entführung der Braut kommt in Wadai vor.

Brautraub und Brautflucht scheinen im ganzen auf Ostafrika mit Ablegern bei Pygmäen und Buschmännern beschränkt. Im hamitischen Volkstum finden wir eine Überleitung zu den gleichartigen Riten in Vorderasien.

Religiösen Klubs, welche auch Maskenanzüge besitzen, begegnen wir im Graslande von Kamerun, außerdem werden Masken bei gewissen Festen (Erntetänzen) von den Nupevölkern und bei den Djikum gebraucht; auch im Scharigebiet kommen Antilopenmasken vor. Im ganzen reichen jedoch die Schnitzmasken über das Benuëgebiet nicht hinaus; im Osten ist einfachere Gras- und Blättervermummung in der „Buschzeit“ der Jünglinge üblich. Wir

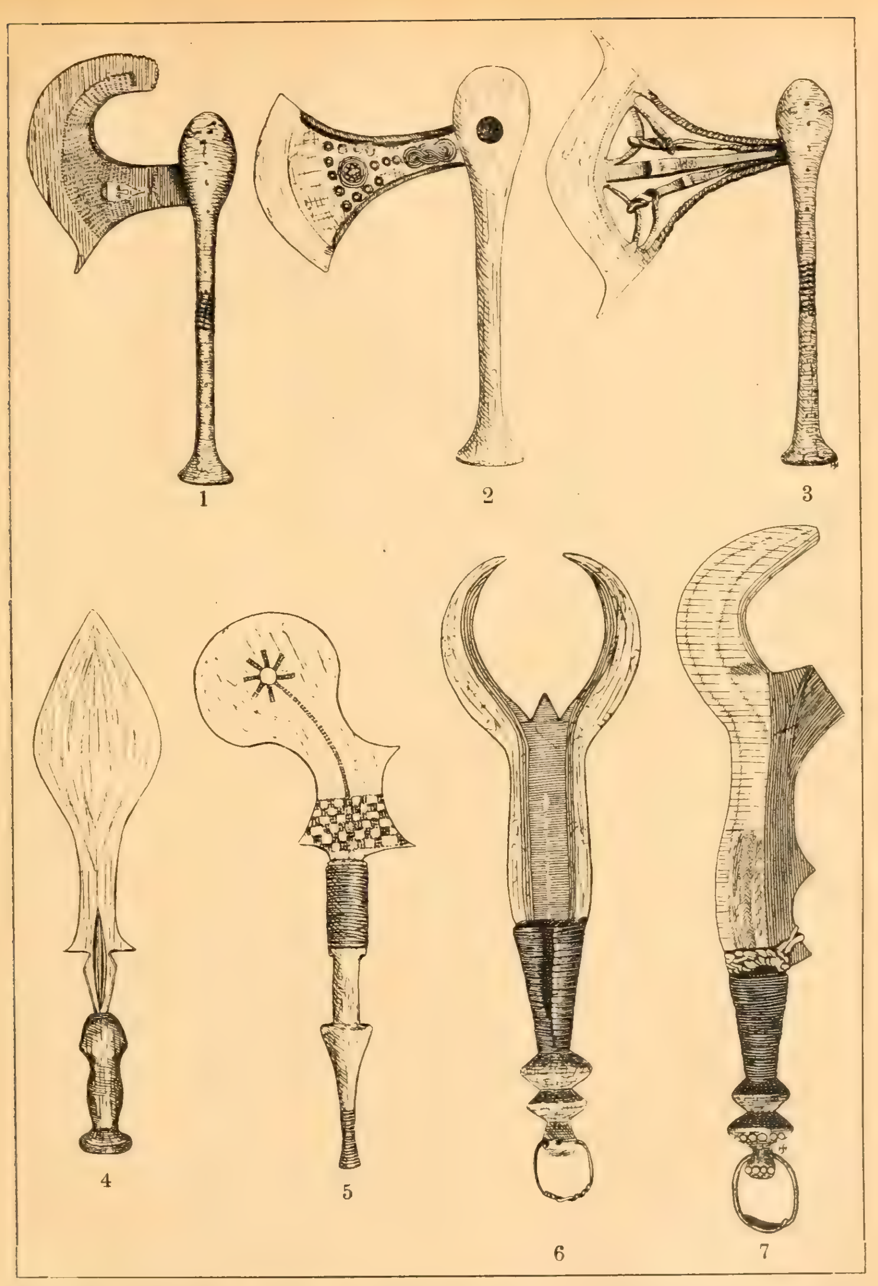


Abb. 226. Beile und Messer aus dem Kongogebiet. 1 Prunkbeil aus Kupfer der Zapo Zapo, Baluba; 2 Prunkbeil, Basonge; 3 Prunkbeil, Basonge; 4 Messer, Baluba. Kisalesee; 5 Häuptlingsmesser, Karissme; 6 Haumesser „Bulu“ der Wangala, Leopoldsee; 7 Hinrichtungsmesser, Bangala. (Etwa $^1/_7$ n. Gr.)

(Lindenmuseum, Stuttgart)

haben darin wohl die ältere Stufe gegenüber der „kunstgewerblichen“ Ausgestaltung im Westen zu sehen.

Kannibalismus herrscht nur bei den primitiven Gruppen (Tangale, Baia, Asande, Mangbetu). Sehr wenig sind wir über die religiösen Vorstellungen der Heiden orientiert. Neben einem Menschenpaar als Kultfiguren im Westen kommen Tempel oder Geisterhütten, sogenannte „dodos“ vor, in denen ein oben in drei Zweigen auslaufender Pfahl steht, in welchen ein Töpfchen eingestellt wird; ähnliche Pfähle stehen auf den Feldern des ehemaligen Batta- und Fallilandes. Auch Opferhäuschen allein sind üblich (Dekka); nach den äußerlichen Formen zu urteilen, bestehen mancherlei Analogien mit Vorstellungen der Malaien (Matakauwesen). In Mitteladamaua, bei den Mandjas usw. existieren auch Holzschnitzereien (Abb. 239, 1), „Fetische“ (Menschen, Tierfiguren, Affen, Wildschweine u. dgl.) von sakraler Bedeutung, bei letzteren auch Topfgewächse (Cereusarten). Auch die Vorliebe für Blütenpflanzen bei den Asande usw. scheint eine solche (totemistische) Wurzel zu besitzen (s. o.).

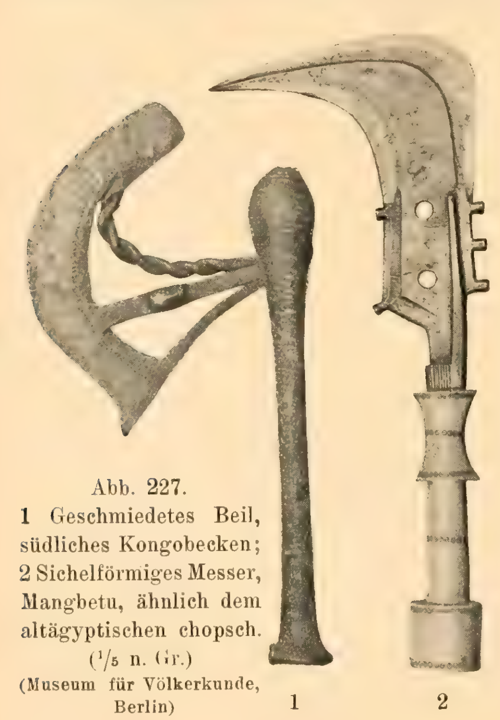


Abb. 227.
1 Geschmiedetes Beil, südliches Kongobecken; 2 Sichelförmiges Messer, Mangbetu, ähnlich dem altägyptischen chopsch. (1/5 n. Gr.) (Museum für Völkerkunde, Berlin)

Heilige Haine, offenbar im Sinne eines von den Ahnengeistern bevorzugten Aufenthalts, durch Umwallung abgegrenzt, werden von den Musgu erwähnt.

Die Bestattung erfolgt bei den Mohammedanern in Flachgräbern; die Fulbe legen die Gräber in Hütten an; bei den Heiden Nordadamauas werden die Toten sitzend beigesetzt, eine Art Gerüst bzw. regelrecht gewölbte Grabmäler errichten die Mandja, Musgu und Marghi über der Leiche; östlich von diesen Stämmen herrscht das

Nischengrab (der Tote wird in eine Nische seitlich vom Grabschacht hockend oder liegend beigesetzt); die Mandja errichten auch Hütten über den Gräbern als Aufenthalt für die Totenseelen. Bei zahlreichen Südstämmen in Adamaua, Kamerun usw. werden vorzugsweise die Schädel der Häuptlinge, deren Leichen zunächst gedörrt (mumifiziert) werden, nach erfolgter Skelettierung bemalt usw. Stellenweise werden bei sämtlichen Familien die Schädel in einem Schädelhäuschen im Gehöft oder auch in Felsgrotten in den Bergen aufbewahrt.

2. Westafrika

a) Die westlichen Bantu

Auch in dem gewaltigen, den Europäern bis in die letzte Zeit schwer zugänglich gebliebenen Kongobecken, dem hauptsächlichsten Wohngebiet der westlichen Bantu, lenken frühe und einflußreiche Reichsgründungen unsere Aufmerksamkeit auf sich. Freilich stehen wir auch hier erst im Anfange der Untersuchungen, aber gerade hier, in dem durch lange Zeit dunkelsten Gebiete Afrikas, können wir von ihnen zuversichtlich schon heute eine sehr wertvolle Bereicherung unserer Kenntnisse von der Kulturgeschichte dieses Erdteils erwarten. Namentlich die Quellen aus der Portugiesenzeit und die Missionsergebnisse des sechzehnten Jahrhunderts im Königreich Kongo usw. werden manche Eigenart des Kultur- und Geisteslebens Innerafrikas erst unserem Verständnis näherbringen.

Die bekannteste politische Gründung ist, abgesehen vom Königreich Kongo (am Unterlaufe des Kongoflusses), das Reich Lunda im südlichen Kongobecken gewesen, auch das Reich des Muata Jamwo genannt. Während ersteres bald nach seiner Entdeckung (1494) das Christentum annahm und teils durch die Berührung mit den Europäern, teils durch die Angriffe fremder (südafrikanischer?) Völker, der Dschagga im sechzehnten Jahrhundert, seine ethnographische Eigenart stark verlor und als politisches Gebilde überhaupt verschwand, hat letzteres ein bedeutendes kulturelles und politisches Eigenleben bis in die letzte Zeit bewahrt. Das Lundareich wurde wahrscheinlich im sechzehnten Jahrhundert durch die zugewanderten Baluba begründet und gelangte, indem es alle Reiche aufsog, die sich namentlich im Westen auch wieder infolge der Auswanderung von Balubaführern bildeten, zu einer weitreichenden politischen Vorherrschaft, die es freilich bei der Anerkennung der belgischen Oberhoheit (im Jahre 1890) durch kriegerische Einfälle seiner Nachbarn schon wieder stark eingebüßt hatte. Die Regierungsform wies eine sehr merkwürdige Eigenheit auf in der Erhaltung einer ständigen weiblichen Mitherrscherin (Lukokescha), die als unverheiratet galt und deren Vorhandensein gleichsam sakral sanktioniert war (s. u.).

Eine ähnliche Rolle spielte die Mutter des Regenten in dem noch früher entstandenen Reiche der Buschongo, des „Wurfmesservolkes“, im Norden von Lunda, in dem in letzter Zeit eine Fülle kulturhistorisch bedeutungsvoller Überlieferungen zutage gefördert wurde. Das Volk der Buschongo ist, wie schon sein Name vermuten läßt, aus dem Norden, wahrscheinlich aus dem Gebiete des Ubangi und Schari eingewandert und begründete zwischen Kassai und Sankurru ein Reich, dessen Geschichte, ebenso wie die Erlangung verschiedener Kulturmittel bis heute Gegenstand einer wohlbehüteten „Überlieferung“ geblieben ist, wobei freilich mit einer Verschleierung der Tatsachen durch Zuschreibung bestimmter Einführungen an einzelne Herrscher gerechnet werden muß. Außerordentlich wichtig ist jedoch, daß wir in einzelnen Überlieferungen, welche zeitlich genau zu bestimmende Ereignisse betreffen, chronologische Haltepunkte besitzen, so in der Überlieferung eines Kometen, der im Jahre 1843, einer totalen Sonnenfinsternis, die im Jahre 1680 beobachtet worden sein muß. Sie ermöglichen es uns, den mittleren Zeitraum zu finden, welcher der Regierungszeit der einhundertundzwanzig überlieferten Herrscher entspricht und der etwa 1400 Jahre umfaßt, uns also natürlich nur ganz beiläufig bis etwa ins frühe Mittelalter zurückführen dürfte.

Von sonstigen politischen Organisationen in diesem Gebiete sei unter den zahlreichen Gefolgstaaten des Lundareiches das Reich des Kasembe, Msiris, Reich im Kupferlande Katanga und das Reich Kasongo genannt.

Sehr wenig wissen wir vor allem noch über den Verlauf der Völkerbewegungen und -mischungen, die die Unterlage für die politische und kulturelle Entwicklung boten. Sicher ist nur, daß der ungerodete Kongourwald von allen Seiten her gleichsam konzentrisch der Urbarmachung und Besiedelung unterlegen ist, wobei das Eindringen von Süden her durch das mehr zungenförmige Auslaufen der Galeriewälder in das Grasgebiet einigermaßen erleichtert erscheint. Die erste historisch greifbare Völkerbewegung ist der Vorstoß der Mundequete und Dschagga (1490—1546) gegen das Königreich Kongo südlich der Kongomündung. Erstere dürften aus dem östlichen Kongobecken vorgedrungen sein, die Dschagga dagegen kamen vermutlich den Sambesi aufwärts von Südafrika her, worauf ihre Bewaffnung schließen läßt.

Aus dem südlichen Kongobecken herausgedrängt scheinen die Herero (s. u.), die vor etwa 300—200 Jahren aus dem südlichen Kongobecken und Angola nach Südwesten wanderten (Weule).

Von Süden bzw. Südosten her kommen ferner die Baluba, also die Begründer festerer Staatlichkeit im Lundagebiet — kenntlich an dem ihnen eigenen „Kaffern“-Schild, auch anthropologisch dem Kaffern- (Betschuanentypus) entsprechend („semitischer“, d. h. vorderasiatischer Gesichtsschnitt). Ihrer Überlieferung zufolge besaßen sie seinerzeit gehörnte Tiere, die ihnen bei ihrer Nordwanderung nicht folgen konnten. Auch in den Basonge scheint ein energischerer Fremdstamm aus dem Südosten erhalten zu sein. Nach Westen zu strömten vor der jungen Balubaeinwanderung die Bangala, Tupende, Bakete ab; jung, d. h. andauernd ist die Bewegung der rührigen Kioque, die von der Wasserscheide des Sambesi kamen, vielfach mit braunroter Hautfarbe und Gesichtstypus an hamitische Typen erinnernd (Frobenius). Die Anziken der

alten Berichte haben vielleicht Beziehungen zur Guineaküste; aus dem Norden haben sich indes zahlreiche Völker gegen den Urwald vorgeschoben, so die Fan aus dem Sudan gegen die Westküste, die Bajansi ubangiabwärts, die Asande, Momwu und zahlreiche andere bis zu den Warega (s. u.) aus Nord und Nordost, wogegen die Überlieferungen der Warega und Wabemba nach Südosten weisen.

Im Norden hat im Gebiet von Kamerun die Einwanderung der Fanvölker eine wesentliche Umschichtung der Bevölkerung hervorgerufen.

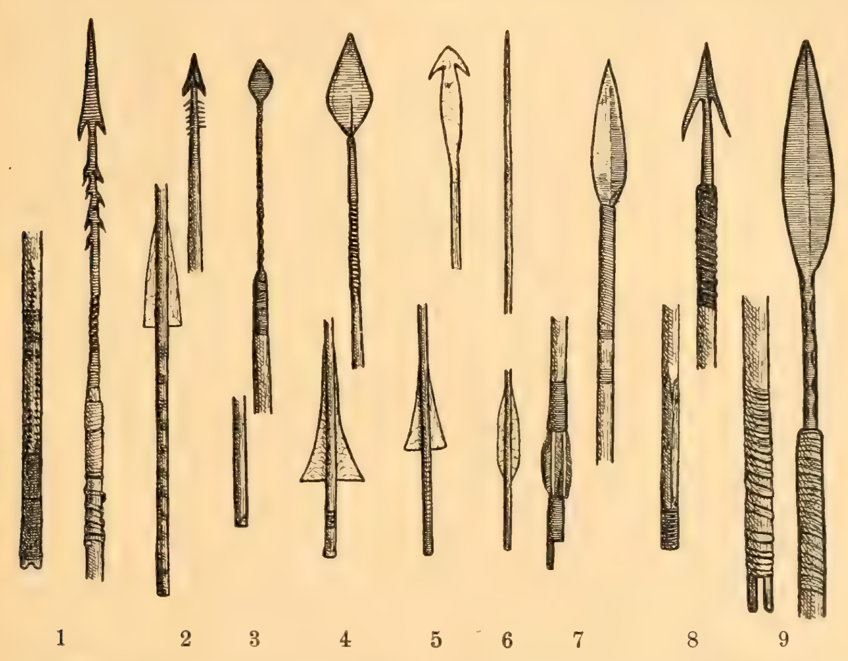


Abb. 228. Pfeile, äquatoriales Afrika. 1 Pfeil, Bari, oberer Nil; 2 Pfeil mit Blatt als Flugsicherung, Uelle, Kongo; 3 Pfeil, Ssanga, Ubangi. Kongo; 4 Pfeil mit Blatt als Flugsicherung, Vallese, Ituri, Kongo; 5 Pfeil mit Blattfiederung, Gabun, Kongo; 6 Pfeil, Gabun, Kongo; 7 Pfeil der Watwa des Bugoiwaldes; 8 Pfeil, Ssanga, Franz.-Kongo; 9 Pfeil, Wabemba, Rhodesia. (Etwa 1/8 n. Gr.)

(Lindenmuseum, Stuttgart)

So finden wir auch hier den Anstoß zu politischer Gestaltung von hellhäutigen Nord- und Ostvölkern ausgehend. Das Kamerun-Ubangi-Kongogebiet hebt sich im übrigen ziemlich deutlich vom südlichen Kassaibecken und Kongoursprungsgebiet ab, die ihrer ganzen Kultur nach einerseits zu Südwest-, andererseits zu Ostafrika überleiten.

Eine übersichtliche Gruppierung der Völkerstämme dieses Gebietes stößt in Anbetracht seiner gewaltigen Ausdehnung auf ziemliche Schwierigkeiten.

In Kamerun haben wir das Grasland als Mischgebiet in ethnographischer Beziehung schon in einem der vorigen Abschnitte kennengelernt. Die ziemlich reinen Bantustämme des Urwaldes zerfallen in die Bakundu nördlich des Wuri (Bakwiri, Mabum, Banyang u. a.), die Bakoko (darunter das bekannte Volk der Dualla) bis zum Njong, endlich die Maka mit zahlreichen Untergruppen. Ihnen gegenüber stehen die aus dem Südosten andrängenden hellhäutigen Fanvölker (Mpangwe, Yaunde, Njem). Östlich folgen die Basanga am oberen Sanga; zwischen Sanga und Ubangi reichen Sudanstämme ziemlich weit nach Süden herab (Mandja); an sie grenzen die Bondjo; zwischen Kongo und Ubangi wohnen die Bajansi oder Babangi; mit den Bajansi am Kwilu haben sie wahrscheinlich nichts zu tun; ferner die Bangala. An sie schließen die Bapoto, Basoko (Tofoke u. a.), im Norden die Ababua, ferner die Mangbetu (s. o.), die Mobali, Babira (Wawira), Baamba und Bakondjo am Albert-Edward-See. Zwischen Kongo und Seengebiet sitzen ferner die Warega (Walegga), an sie anschließend die Manjema, Bakussu, Batetelastämme usw., die auch westlich des Kongo noch anzutreffen sind, ferner im Luapulagebiet die Warua. Westlich des Kongo werden die Angehörigen dieses Volkes Baluba genannt; sie sitzen in geschlossener Masse bis zum Kassai (am rechten Ufer als Baschilange bezeichnet); als Begründer von Kasongo und des Lundareiches sind sie uns bereits bekannt. Die Basonge zwischen Lubi und Lomami dürften mit Bakussu (Batetela) vermischte Baluba sein. Im Kassaigebiet, am östlichen Ufer, wohnen seit alter Zeit die Bakete, gegen die sich die Balubavölker wie ein Keil vorschoben, weiter nördlich die Bakuba oder Buschongo (d. h. Wurfmesservolk), die aus dem Gebiete zwischen Schari und Ubangi eingewandert sind; den Häuptlingsstamm derselben stellen die Bambala dar. In Lunda wohnen eine Anzahl als Balunda bezeichnete Völker.

Auch im Umkreise derselben entstanden eine Anzahl Mischvölker, wie die Kioque, Makosa und andere. Südlich folgen die Luschadse, Ganguella und Amboellastämme, die Ovimbundu zwischen der Küste und Bihé, andere Mbundavölker nördlich bis Ambris, zu denen die Songo, Bangala im Quellgebiet des Kuango gehören. Nördlich der Lundavölker sitzen die Bajaka, die Babunda, Bapende und Baschilele zwischen Kwilu und Kassai, an die sich die obengenannten Bakuba anschließen; am rechten Sankurruufer treffen wir auf die Basongo Meno und Mongo, während wir die Völker nördlich bis zum Kongo noch unter dem Namen Balolo zusammenfassen. Im Mündungsgebiete des Kongo sitzen die Bakongo, auch Muschikungo, weiter nördlich die Mayombe, Basundi und Balali; letztere bilden ein Mischvolk zwischen Bakongo und Bateke, einem bedeutenden Stamm zwischen Kongo und oberem Ogowe. Die Baboma bilden bereits den Übergang zu den ersterwähnten Basanga.

Bei der Betrachtung des Kulturbesitzes der westlichen Bantu sind vor allem zwei Gesichtspunkte im Auge zu behalten. Die Urwaldbedeckung großer Landschaften bildet die Voraussetzung sehr einheitlicher Verhältnisse bezüglich der Bodenwirtschaft, der handwerksmäßigen Tätigkeit, des Verkehrs usw., die dann im Gras-

lande der östlichen und südlichen Randgebiete naturgemäß abgewandelt erscheinen. Die Abweichung wird im einzelnen dann noch verstärkt durch Verkehrslage und geschichtliche Entwicklung.



Abb. 229. Geschnitzter Türstock, Nordwestkamerun. (Etwa $^1/_{12}$ n. Gr.)
(Museum für Völkerkunde in Berlin)

So zeigt der Norden (Kamerun) deutlich sudanischen Einfluß, ferner kann die westliche Randzone der Seenlandschaften wegen ihres Verkehrsmangels als ein Rückzugsgebiet sehr altertümlicher Kulturformen angesehen werden, nicht ohne Beeinflussung von seiten nördlicher Kulturerrungenschaften (namentlich durch Vermittlung der nilotischen Stämme). Die Gebiete höher entwickelter staatlicher

Organisation (Buschongoreich und Lunda) dagegen stellen naturgemäß Länder der höchsten Kulturblüte dar; primitivere Formen wird man freilich eher in unscheinbaren Verhältnissen antreffen als hier.

Die Nährbasis bilden auch hier wieder zahlreiche Anbaupflanzen, von denen Mais, Maniok, Yams, Bataten, Bananen und Erdnüsse die wichtigsten sind (Abb. 218 und 263, Grabschaufeln und Feldhacken). Yamsbau überwiegt in Kamerun, Bananen sind im Nordosten (Mangbetu, Warega, Bakondjo usw.) das verbreitetste Nahrungsmittel. Schätzbare Beiträge liefern auch noch eine Anzahl Fruchtbäume, die Ölpalme usw.; die Kolanuß reicht nur im Norden in dieses Gebiet herein. Tabak- und Hanfrauchen ist sehr verbreitet, letzteres namentlich im südlichen Kongogebiet; die Baschilange bildeten förmliche Hanfrauchergemeinden klubartiger Natur. Rauschtränke stellt man bei den Bakongo, Buschongo usw. aus dem Safte der Ölpalme oder Raphiapalme her; anderswo trinkt man Bananenwein (Warega, Ababua) oder Maisbier (Basongo). Salz wird meist aus Pflanzenasche gewonnen; auch durch Aussieden aus Salzquellen stellt man es her. An Haustieren finden wir hier nur Ziegen, Hühner und stellenweise Schafe vertreten. Auch das Schwein wird in manchen Gebieten (Mayombe, Basonge u. a.) gezüchtet. Wertvolle Zugabe an Nahrungsmitteln liefern Jagd und Fischerei; erstere wird namentlich nördlich und östlich des Kongo ausgeübt (Mayombe, Ababua, Warega u. a.); anderswo überläßt man sie mehr den Sklaven (Basonge). Sie wird als Einzeljagd mit Bogen und vergifteten Pfeilen oder als Treibjagd geübt. Als künstliche Hilfsmittel verwendet man Netze, Wildzäune in V-Form, Quetschfallen und Fallharpunen, ferner Fallgruben und Schnellschlingen, die an einem gebogenen Zweige befestigt werden. Außerdem wird auch das Aufsammeln kleinerer Tiere, wie Maden und Termiten, eifrig betrieben. Fischerei üben die an Flüssen wohnenden Stämme mit Wehren, Korbreusen der verschiedensten Form und Netzen, die Weiber mit Stülpkörben aus; auch Angeln und Harpunen kommen vor; Fischvergiften ist gleichfalls bekannt. Bemerkenswert ist eine Art Floßausleger, auf die man die Fische aufschwemmen läßt, um dann diese Pritsche hochzuziehen und die Fische ins Boot zu leeren (Manyema usw.).

Hat Frobenius für Guinea und den südlichen Sudan allgemein eine von Männern geleitete und überwiegend auch geleistete Ackerkultur festgestellt, so fallen im westafrikanischen Wald-

gebiet und Rodungsland erst recht die schweren Arbeiten für den Anbau den Männern zur Last (Baumfällen, Roden, Aushacken usw.), wofür sie allerdings beim Pflanzen und Unkrautjäten sich etwas zur Ruhe setzen mögen. Aber immer wird nur von sinngemäßer Arbeitsteilung der Geschlechter und zwischen jung und alt im ganzen Verlauf des Anbaus hier wie auch in Ostafrika berichtet. Nur bei ausgesprochen kriegerisch-politischer Entwicklung bestimmter Gruppen oder im Gefolge ertragreicher Handelstätigkeit u. dgl. wird namentlich im Kongogebiet der inzwischen keiner Regelung bedürftige Anbau überwiegend den Frauen überlassen. Eine auf der Vergesellschaftung der Frauen an und für sich beruhende Leistung ist er jedoch in Afrika nirgends.



Abb. 230. Schalentragende Figur, aus Holz geschnitzt, Nordwestkamerun. (Etwa 1/5 n. Gr.) (Museum für Völkerkunde in Berlin)

Als Hausform überwiegt in diesem Gebiete, soweit nicht Ausnahmen namhaft gemacht sind (s. u.), die Rechteckhütte mit Giebeldach bzw. halbzylindrischer Bedachung; als Baumaterial verwendet man Palmblattrippen, Holzplanken, Rinde (Abb. 219—221). Die Ausführung ist meist sorgfältig; vornehmere Häuser sind mit Geflechtmustern verziert (Buschongo) oder werden bemalt; das Türgebälke wird bisweilen sorgfältig beschnitzt (besonders im Grasland von Kamerun, Bali, Bafut, Bamum) (Abb. 231). Verandenbildung kommt gleichfalls vor (Bakongo, Bondjo u. a.). Im Norden zeigt sich im Kameruner Graslande und bei den Bakundu, Ababua u. a. deutlich sudanischer Einfluß in der Verwendung von Lehm als Baumaterial, ferner in der quadratischen Form des Grundrisses; die Dächer sind pyramidenförmig aufgebaut, beides offenbar in Anlehnung an den Typus der zylindrischen Kegeldachhütte.

Sehr häufig ist in dem ganzen Gebiete Trennung der Männer- von den Koch- bzw. Frauenhäusern. Offene Versammlungshallen finden wir fast bei allen Stämmen, besonders berühmt sind die

gewaltigen Hallenbauten der Mangbetu, die bekanntlich gleichfalls Rechteckhäuser bauen (s. o.), in der ehemaligen Residenz Munsas, die die Größe kleiner Bahnhöfe erreichten (Abb. 219). Zylindrische Getreidespeicher auf Pfählen errichten die Bakongo und Buschongo; häufiger werden die Vorräte in einem Bodenraum untergebracht. Auch vom Kassai östlich bis zum Tanganyika herrscht eine Hausform mit quadratischem Grundriß, der sogenannte Balubatypus, mit bald pyramidenförmigem, bald spitzkonischem oder bienenkorbartigem Dach mit oder ohne Mittelstütze; auch die Basonge bewohnen solche Häuser; südwärts reichen sie bis Lobale und Bihé, wo sie mit Kegeldachhütten vermischt auftreten; bei den Ambuella werden sie vielfach auf Pfähle gestellt. Alle die genannten viereckigen Haustypen begünstigen die Ausbildung von Straßen oder Zeilendörfern; daneben sind jedoch immer auch um einen Platz gruppierte Haufensiedungen anzutreffen, oft in ein und demselben Stamme (Bakongo, Buschongo u. a.).

Die Balunda bewohnen gewaltige Bienenkorbhütten, die in ihrem Äußeren stark an die Häuser Ugandas erinnern, hier und dort fanden sich im Inneren zahlreiche Stützpfähle für das Dachgerüst. Ebenso bauen die Songo, Minungo, Bapende und portugiesischen Bangala; derselbe Typus begegnet uns im Graslande westlich der großen Seen (Wawira, Warega u. a.), und als Improvisation auf Reisen lebt er auch noch in Kamerun fort; im ganzen ist er ein die südlichen Landschaften mit Ostafrika verknüpfender Typus.

Wo kriegerische Gefahren drohen, befestigt man die Dörfer mit Palisaden, Zäunen u. dgl. oder bevorzugt Höhensiedlung (Basonge). Die einzelnen Ortschaften, in der Regel „Reihensiedlungen", sind oft sehr groß; bei den Basonge zählen sie bis zu zehntausend Einwohner bei 17 km Länge, ähnlich bei den Warega, Mayombe usw.

Pfahlbauten kommen in ganz Zentralafrika und darüber hinaus örtlich bedingt vor und werden jeweils bestimmten Zwecken entsprechend in verschiedener Art errichtet. Wie überall boten vor allem die Überschwemmungsgebiete im Unterlauf großer Flüsse hiefür die Anregung. So baut man an den Ufern des oberen Lulongo Pfahlhütten mit einer „Wohnplattform" ohne Wände, jedoch einem Satteldach, wohin man sich des Nachts zurückzieht. Am unteren Kwilu und Kassai sind diese „Plattformhäuser" bis zum Boden herunter verschalt, jedoch nur von einem in Stockhöhe befindlichen Laufgang zugänglich. Über Rundhütten auf Pfählen nördlich des Kongo s. o. S. 507.

„Hochwasserbauten", und zwar Viereckshütten mit Plattformen im Flußbett, findet man ferner am Benuë, an der Mongala, am Volta und an der Elfenbeinküste.

Ferner stehen Viereckshäuser als Fluchtwohnung auf Pfählen im nörd-

lichen Nyassasee, ebenso aus Furcht vor Sklavenhändlern mehrere Dörfer im Moryasee (oberer Lualaba); daneben kommen hier auch Packwerkbauten („schwimmende Inseln“) vor; die Manganja errichten Fluchthütten (rund?) auf dem „natürlichen“ Pfahlrost der Papyrusdickichte im Schirefluß.

Die Ambuella bauen Rundhütten in den Sumpfniederungen ebenerdig auf eingerammten Pfählen im unsicheren Boden, ähnlich die Südbakete — jedoch auf dem festen Land. Am oberen Rovuma bewohnt man bei Überschwemmungen die Getreidespeicher auf den unteren Flußstraßen, die hier, wie überall in Ostafrika (auch in Zentralafrika), typisch als Pfahlhäuser erbaut werden.

Anderwärts scheinen die Pfahlbauwohnungen aus den Plattformen für die Feldwächter hervorgegangen zu sein, indem man diesen eine Art „Sommerhütte“, wie auch in Südosteuropa usw., aufgesetzt hat; so am oberen Nil. Auch Schutz vor Mücken ist für die Anlage von solchen Plattformen maßgebend (am weißen Nil), am Tschadsee, in Ostafrika auch Schutz vor reißenden Tieren (Mlagarassi und unterer Rovuma im frisch gerodeten Wald). (O. Lehmann.)

Abb. 231. Große Signaltrommel, Nordwestkamerun.
(Etwa 1/20 n. Gr.)
(Museum für Völkerkunde in Berlin, Sammlung Glauning)



Der Hausrat ist im großen und ganzen ziemlich einheitlicher Art. Wo Lehm zum Hausbau verwendet wird, errichtet man meist auch massive Lehmsockel oder umlaufende Bänke als Schlafgelegenheit; sonst dient zum Schlafen fast überall ein Knüppellager, das mit Matten überdeckt wird. Verzierte Kopfschemel besitzen die Bambala und Lundavölker, auch die Bangala nördlich des Kongo, die Basonge, Warua u. a. Sitzschemel werden besonders im Norden (Grasland) von Kamerun reichlich aus Holz geschnitzt, gegen Süden nimmt ihre Verbreitung ab, man verwendet einfache Klötze, Schemel aus Palmblattrippen u. dgl. Eigenartig sind auch Rückenlehnen ohne Sitzunterlage, aus gegabelten Ästen u. dgl. hergestellt; auch sie werden hauptsächlich im Norden erwähnt, kommen aber auch bei den Buschongo vor.

Hölzerne Mörser besitzen nicht alle Stämme. Die Bakongo stampfen die Palmnüsse in holzverkleideten Erdlöchern; sie und andere benützen schöne Elfenbeinstößel zum Zerquetschen des Maniok in Trögen. Außer Kalebassen und Töpfen verwendet man Körbe zum Vorsetzen der Speisen, Matten zum Sitzen und Essen. Große Schüsseln und Teller aus Holz dienen vornehmlich Häuptlingen als Prunkgeschirr. Die Holzgefäße, Becher, Vasen u. dgl. weisen namentlich bei den Bakongo und Buschongo einen überraschenden Reichtum an Formen und Tiermotiven auf, wobei die Form des menschlichen Kopfes bevorzugt wird; zur Musterung dienen vornehmlich Bandgeflechte und Kerbschnittmuster, die auch auf den hölzernen Schmuck- und Toiletteschachteln dieser Völker wiederkehren. Zur Aufbewahrung der Hausgeräte dienen Wandhaken, hölzerne Gestelle u. dgl. in Kamerun, bei den Manyambe und wohl auch anderwärts. Durchgängig verbreitet sind über dem Feuer angebrachte Trockengestelle und Hängegerüste verschiedener Art, zur Räucherung von Fleisch, Fischen und anderen Lebensmitteln.

Zur Bekleidung dürfte früher, abgesehen von Tierfellen, so gut wie überall nur Rindenbast verwendet worden sein, den man von verschiedenen Bäumen gewann. Zur Herstellung größerer und feinerer Stücke eignet sich allerdings nur die Rinde bestimmter Arten (namentlich der Fikusbäume), die darum auch eigens gepflanzt werden; die Verbreitung dieses feineren Rindenstoffes dürfte darum auch immer eine beschränkte gewesen sein (vorzugsweise Ostafrika). Westlich der großen Seen gelangt der Rindenstoff noch heute ausschließlich zur Verwendung; im zentralen und südlichen Kongo-

becken ist er jedoch vielfach durch gewebte Stoffe aus dem Baste der Raphiafaser, das sogenannte Mabeletuch, ersetzt worden. Fellbekleidung ist nur im Süden des Gebietes zu beobachten. Die Kleidungsstücke der Männer sind entweder lange, mehrfach gewundene Bastlendenschurze (Bakongo, Buschongo, Lundastämme u.a.) oder Schambinden (Bangala, Mayombe, Warega), die mit Fellgürteln oder einem gewebten Bande festgehalten werden. Seltener sind



Abb. 232. Holzschnitzereien, Kamerun. 1 Geschnitzter Stuhl des Häuptlings Fomaki, Bameta; 2 Geschnitzter Stuhl mit Vogelspinnenornament, Mbanjun; 3 Geschnitzter Stuhl, Babangi, Tungo; 4 Holzschale, Bafut; 5 Palaver-Stuhl, Kamerun, Küstengebiet. (1, 2, 4 und 5 etwa $^1/_{12}$ n. Gr., 3 $^1/_{14}$ n. Gr.)
(Lindenmuseum, Stuttgart)

Schulterumhänge aus Mabeletuch (Bakongo, Buschongo), die vornehmlich Greise und Häuptlinge zieren. Diese tragen zur Auszeichnung bisweilen auch Tierfelle um die Leibesmitte; ein Mantel aus Leopardenfell bleibt ausschließlich Häuptlingen vorbehalten. Auch geflochtene Hüte und Fellmützen werden vorwiegend von Häuptlingen und Kriegern getragen. Die Weiber tragen in der Regel Lendenschurze aus Fell, auch grüne Blattbüschel vorne und rückwärts (Songo) und haben an den sozialen Unterschieden der Kleidung

weniger Anteil. Fellkleidung findet sich vor allem im Südosten und Osten (Lunda, Kioque, Songo).

Neben dem in Afrika allgemein verbreiteten Bohren des Feuers wird von den Bangala und Tofoke auch das Feuerreiben mit zwei Hölzern (und zwar der „Feuerpflug") bezeugt, ebenso bei den Pygmäen (s. u.) und manchen Stämmen in Kamerun.

Beim Schmuck wird von den Männern im allgemeinen mehr die Amulettwirkung betont, fast durchwegs sind es Jagdtrophäen; man trägt Ringe aus Elefantenhaut, Zähne, Klauen (Basonge u. a.). Häuptlinge schmücken sich mit Halsketten aus Leoparden- oder Menschenzähnen (Basonge, Ababua). Die Frauen bevorzugen pflanzliche Stoffe. Geflochtene Hals- und Armringe sind ziemlich allgemein verbreitet; die Bakongo und Buschongo trugen auch Gürtel und Schnüre aus kleinen Muschelscheibchen. Ferner sind als Wertstücke eiserne Halsringe (Warega), Eisenperlen und überhaupt Metallschmuck (Kupfer und Messing im Südosten) sehr beliebt; die Basongefrauen tragen oft gewaltige Mengen davon; häufig ist er nur den Vornehmen und Reicheren zugänglich (Bakongo, Bateke, Buschongo). Ganz besonders schätzt man auch Kauri- und Glasperlenschmuck.



Abb. 233. Tanzmaske, Kamerun (Phot. Oldenburg)

Die Haartrachten sind sehr mannigfaltig; am ausgebildetsten sind sie im Norden. Die Mayombe, Ababua u. a. tragen Zöpfe; Bakongo und Buschongo lassen nur einen Schopf stehen; die Basonge rasieren sich figurenförmig aus usw. Die Krieger und Tänzer tragen vielfach Federbüschel im Haar (Buschongo, Basonge, Yaunde, Bakussu usw.). Kämme finden sich bei den Ababua, Bakongo, Buschongo, Basonge u. a. Sehr beliebt ist Körperbemalung mit roter, aus Tuculaholz hergestellter Farbe; weiß und schwarz bemalen sich hauptsächlich die Krieger. Tatauierung ist vornehmlich in der Form der Narbenzeichnung ausgebildet, die im Kassai-

gebiet und Uelledistrikt zwei Zentren ihrer Verbreitung besitzt; daneben kommt auch einfache Schnittatauierung vor (Basonge). Lippen- und Nasendurchbohrung begegnet man nur ganz vereinzelt (Mandja, Tofoke). Sehr verbreitet ist Zahnfeilung, neben ihr auch Ausbrechen, vornehmlich der oberen Schneidezähne. Beschneidung ist so ziemlich allgemein.

Von Waffen ist vor allem der Bogen zu nennen, der früher wohl allgemein verbreitet war; daneben verwendet man auch



Abb. 234. Masken aus Nordwestkamerun, die rechts einen Gorilla darstellend. (Etwa $^{1}/_{5}$ n. Gr.)
(Museum für Völkerkunde in Berlin)

Wurfspeere und Lanzen, welch letztere den Bogen heute stellenweise ganz verdrängt haben (namentlich im Kongo-Unterlauf). Eine offenbar von den Portugiesen in früher Zeit übernommene Waffe ist die Armbrust der Fan und der Stämme im Hinterlande von Gabun; heute wird sie fast nur noch zur Vogeljagd verwendet. Das Wurfmesser führten seinerzeit die Buschongo; bei den Basongo Meno hat es sich noch heute als Tauschwert („Geld") erhalten. Bei zahlreichen Kamerunstämmen, auch bei den Bapoto, existiert ein schwertähnlicher Messertypus, der offenbar aus dem sudanischen Gebiet stammt und vielleicht auf altägyptische Dolchformen zurückgeht; naturgemäß bleibt ihm in erster Linie die Geltung eines Prunkgerätes vorbehalten. Dasselbe kann von den zahlreichen, oft recht

abenteuerlichen Messerformen des Kongobeckens und den kunstvoll geschmiedeten, bisweilen mit Kupfer eingelegten Kriegsbeilen des Südens (Basonge, Lunda, mittlerer Kongo usw.) gesagt werden (Abb. 222 bis 227); ja sogar in Holz nachgebildete Messer- und Keulenformen sind auf diese Art entstanden (Buschongo u. a.). Zur Abwehr sind im Norden neben Rohrschilden Lederschilde gebräuchlich (Wute, Fan, Yaunde), offenbar in Anlehnung an sudanische Formen; soweit das Wurfmesser reicht, begegnet man hier aber in der Regel nur dem Rohrschild; einfache Holzschilde finden wir bei den Mangbetu (s. o.),

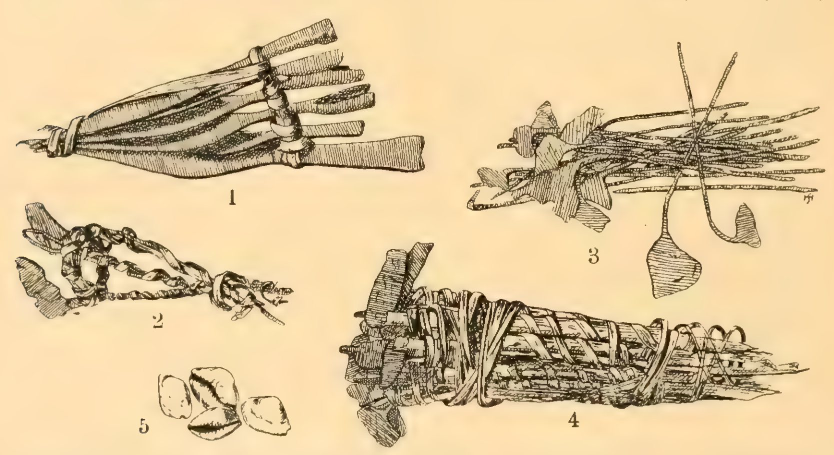


Abb. 235. 1 Ein Bündel Eisengeld in Form von Speerspitzen; 2 Ein Bündel Eisengeld, Njem; 3 Ein Bündel Eisengeld, Njem; 4 Ein Bündel Eisengeld, Yaunde, sämtlich Südkamerun; 5 Muschelgeld, Kauri, Cypraea moneta L. (1/8 n. Gr.) (Lindenmuseum, Stuttgart)

Warega, Manyema u. a., in den Gebieten vom Lundareiche bis zum Tanganyika und auch weiter nördlich war der überflochtene Holzschild die allergebräuchlichste Form (Abb. 257).

Die Bogen des Gebietes zeichnen sich durch besonders schöne Glättung und kunstvolle Herstellung bei wechselndem Querschnitt bis zum vierkantigen Flachbogen aus. Die Bastsehne wird im Norden durch aufgesetzte Rotangwülste festgehalten. Die Pfeile besitzen manchmal Holzspitzen, an einem Mittelstück befestigt, und zeigen reichliche Fiederung (Abb. 228).

Wie aus dem Vorhergehenden ersichtlich, haben die Gewerbe dieses Ländergebietes vielfach den Rang von Kunstgewerben erreicht. Dies gilt zunächst von der Erzeugung des Mabeletuches namentlich bei den Buschongo, das, auf einem senkrechten Webstuhl bzw. Flechtrahmen hergestellt, häufig mit farbigen Mustern durchwirkt wird, wobei man noch obendrein durch Nachsticken dem

Ganzen ein plüschartiges Aussehen zu verleihen gelernt hat. Frobenius hat hiefür Beziehungen zu Plüschstoffen aus dem mittelländisch beeinflußten spätchristlichen Kunstkreis Ägyptens und Nubiens (Meroë-Napata) wahrscheinlich gemacht, wohin letzten Endes auch Geflechtmuster u. dgl. als altislamischer, aus Persien übernommener Musterschatz weisen. Doch hat wohl auch portugiesischer Kunsteinfluß im Kongoreich manche Bereicherung des Muster- und Formenschatzes herbeigeführt. Zur Musterung der Rindenstoffe verwendet man bei den Buschongo reliefierte Eisenschlägel.

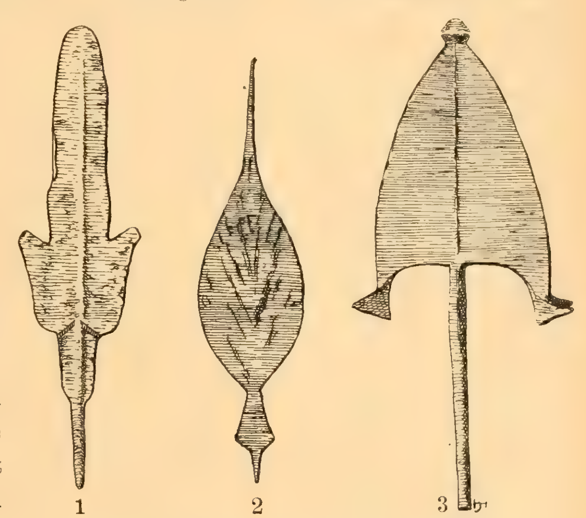


Abb. 236. 1 Speerspitze, altes Geld, Usandaui, Ostafrika; 2 Eisengeld, Awum, Essakum, Südkamerun; 3 Eisengeld, Mongala, Kongo. (Etwa 1/6 n. Gr.) (Lindenmuseum, Stuttgart)

Einen weiteren Ruhmestitel der Buschongo und benachbarter Stämme bilden die Holzarbeiten, die, was Ausführung und Form betrifft, weit über den sonstigen afrikanischen Erzeugnissen stehen. Auch hier dürfte manche Anregung erst vom Mittelmeerbecken über Nubien, dann von den Portugiesen auf dem Umwege über das ehemalige Königreich Kongo ausgegangen sein. Einen primitiveren Charakter zeigen die gleichsam als Volkskunst anzusprechenden Erzeugnisse der Graslandstämme Kameruns und der Loangoküste (Masken, Ahnenfiguren, Stühle, Eßschalen usw.); trotzdem dürfen sie wohl als die Bindeglieder hinüber zum Kunstgewerbe Benins angesehen werden, wie Paul Germann gezeigt hat (Abb. 229—234, 237 und 238). Die Schnitzerei von Fetischfiguren offenbart namentlich an der Loangoküste und in Kongo bedeutende Lebensfrische; zugleich scheint die Erzeugung hier der Zahl nach weitaus umfangreicher zu sein als anderwärts. Um so höher stehen qualitativ die alten Holzfiguren der Buschongo und einzelne Figuren der Kioque, die manchmal an buddhistische oder ostasiatische Vorbilder gemahnen.

Auch Gelbguß, Schnitzerei von Elefantenzähnen in den ersteren Gebieten weist auf Beziehungen zur Guineaküste.

Hohe Handwerksgeschicklichkeit offenbart auch die Schmiedetechnik, der ein in einzelnen Gebieten bedeutend entwickelter Bergbau reichlich Rohmaterial an die Hand gibt. Die Warega treiben zur Eisengewinnung bis zu 120 m lange Stollen in den Boden; die Schmelzöfen bestehen aus einem metertiefen Loch, über dem ein gleichhoher Steinmantel aufgeführt wird; bei den Manyema werden die Öfen in größeren Schmelzhütten vereinigt ähnlich wie bei den Yoruba. Auch in Bihé wird Eisen verhüttet; das Lundareich bezog seinen Bedarf von den Kioque. In Katanga wurde auch Kupfer gewonnen und in Barren von Kreuzform weithin verhandelt.

Die Töpferei wird hier zumeist von Weibern geübt.

Als Unterlage verwenden die Ababua gehöhlte Holzklötze mit einer feuchten „Tuch“-Einlage, wobei die Masse unter langsamer Drehung mit der Hand aufgezogen wird. Ähnlich wird das Verfahren in Kamerun und im westlichen Sudan geübt, wo man ganze Formschalen hat, wie andererseits auch bei den Basonge, die auch „trog“förmige Rindenstücke dabei verwenden, den Warega, Buschongo und im Rowumagebiet, auch bei den Makua usw., unter Zuhilfenahme von Tellerschalen. Im Norden Ostafrikas wird dagegen über der auf einem Scherben u. dgl. geformten Standfläche die Wand aus spiraligen Wülsten aufgebaut, was Beziehungen zur dortigen Flechttechnik hat: in Südafrika (Kaffern) klebt man die Töpfe auch aus Tonlappen über einem Modell zusammen. Dagegen arbeiten die Bergdaman auch dort mit Spiralwülsten (Tafel XVI und XVII).

An Formen ist am verbreitetsten die meist weithalsige Urne, vielfach mit Deckel, und die Kugelflasche mit hohem Hals, wohl in Anlehnung an Kürbisformen. Weit verbreitet ist bunte Bemalung mit meist geometrischen Mustern, wie etwa in der Eisenzeit Mitteleuropas. Auch Stempelmusterung kommt vor (Basonge u. a.), ebenso Verzierung mit Reliefwülsten.

Es wird Sache kunstgeschichtlicher Untersuchungen sein, die offenkundige Nachahmung fremder Kunstgüter auch im Kongobecken und die Wege, die sie gegangen sind, klarzustellen. So haben sich bei den Buschongo zylindrische Humpen und südeuropäische Krugformen des sechzehnten Jahrhunderts ebenso „vernegert“, wie hölzerne Blockschachteln, kleine Truhen, Pyxiden und andere Behältnisse, die das Kunstgewerbe des ausgehenden Mittelalters in den Mittelmeerländern hervorgebracht hat. Dasselbe gilt von manchen islamischen Gefäßtypen u. a. m.

Handel und Verkehr ist naturgemäß zu Lande weniger rege als im Sudangebiet und wird durch Trägerkarawanen abgewickelt; um so stärker ist der Verkehr auf den Flußläufen, namentlich am unteren Kongo, wodurch sich die uferanwohnenden Stämme (Bateke u. a.) zu sehr unternehmenden Handelsleuten herausgebildet haben.

Als Fahrzeuge verwendet man überall nur große Einbaum-

boote, die namentlich in Kamerun eine gewaltige Länge erreichen und mit geschnitzten Verzierungen versehen sind.

Als Werteinheiten dienen Stücke von Raphiazeug (Mabeletuch), Eisenstücke in Form von Axtklingen, Speerspitzen usw., Kupferbarren (Katanga). (Abb. 235, 236.)

Die Lustbarkeiten bestehen vorwiegend in Tänzen, die übrigens auch bei Trauerfeierlichkeiten, Hoffesten u. dgl. stattfinden. Zur Begleitung dienen vornehmlich Trommeln verschiedener Art und Rasselinstrumente aus Kürbissen, Flechtwerk u. dgl. Verständigung von Dorf zu Dorf wird in dem ganzen Gebiete und darüber hinaus durch gewaltige liegende Schlitztrommeln erzielt, die entweder zylindrische Form haben oder zu einem viereckigen Kasten umgestaltet sind; die Dualla u. a. haben sogar eine vollkommene Trommelsprache ausgebildet. Die Reibetrommel (Batetela, Buschongo, Angola usw.) und das Schwirrholz (Bakundu, Buschongo) treten hauptsächlich bei rituellen Gelegenheiten auf. — Kriegshörner werden aus Antilopenhörnern oder Elfenbein hergestellt; sehr verbreitet sind Signalpfeifchen; auch Flöten aus Rohrhalmen sind häufig; die Panflöte kommt nur im Kassaigebiet vor. Von Saiteninstrumenten begegnet man einer zitherartigen Form, ferner einer Harfe, dem Musikbogen; ebenso sind Xylophone und die „Sansa“ weitverbreitet. Tafel XIV und XV.



Abb. 237. Amulett aus Flußpferdzahn, Manyema, Kongo. (2/3 n. Gr.) (Lindenmuseum, Stuttgart)

Die politischen Verhältnisse sind durch das Vorherrschen des Dorfschaftswesens charakterisiert. Vorsteher der Dorfschaft ist ein Häuptling; auch Zusammenschluß mehrerer Dorfschaften unter einem Oberhäuptling (mit einem Beirat der Einzelhäuptlinge) kommt vor. Von den höheren politischen Organisationen, die natürlich mit der Bildung eines Stabes von politischen, militärischen und Hofwürdenträgern Hand in Hand gehen, war schon die Rede. Kriegs- und Schuldsklaven kommen wohl überall vor; Adelsklassen existieren bei den Buschongo („Bambala“) u. a.

Totemismus besteht im Norden von den Fan bis zu den Ababua, welch letztere sich darin den östlich sitzenden Stämmen, (siehe später) sowie den Asande usw. anschließen. Südlich sind ihnen bisher die Bangala, Bakuba und einzelne Baluba anzu-

reihen, wobei alle Beziehungen nach dem Osten weisen. Bei den Buschongo ist der Totemismus nur mehr andeutungsweise erhalten und Exogamie in neuerer Zeit nicht immer befolgt; auch bei den Bakongo sind totemistische Anschauungen noch belegbar.



Abb. 238. Häuptlingsstöcke und religiöse Holzschnitzereien. 1 Geschnitzter Sultansstock, Urua, Kongo; 2 Häuptlingsstock, Emonbo, Yaunde, Kamerun; 3 Yujukopf, Landschaft Boki; 4 Ahnenfigur, Bassagebiet, Kamerun; 5 Holzfigur, Schimpanse, Bamum, Kamerun; 6 Tanzhut mit Perlstickerei, Bagango; 7 Tanzmaske, Elefantenkopf, Bali, Kamerun; 8 Tanzmaske, Rotbüffel darstellend, Fongu. (Etwa $^1/_{10}$ n. Gr.)
(Lindenmuseum, Stuttgart)

Im ganzen nördlichen Kongogebiet, von den Ababua bis zu den Babangi, zerfallen die totemistischen Stämme in konsequenter Unterordnung in exogame Vatersippen; dagegen bestehen bei den Bakongo und in Loango Vererbung des Totems vom Vater und mutterrechtliche exogame Sippengliederung ohne Bezug nebeneinander. Im südlichen Kongogebiet sind die Verhältnisse ungeklärt, wohl aber denen der Maschukulumbwe usw. ähnlich (s. u.), wo

patria potestas in der Familie mit Sippenzugehörigkeit zum Mutterstamm Hand in Hand geht.

Inwieweit man die heute örtlich stark auseinanderliegenden Gruppen mit mutterrechtlicher Sippenbildung zu einem Ganzen zusammenfassen kann, scheint fraglich. Die größte Gruppe bilden die Südkongovölker, wobei an die Lundavölker als äußerste Ausläufer die südwärts abgewanderten Herero, an die Kioque die Maschukulumbwe, Anyanja, Awemba, Wamakonde, Yao und



Abb. 239. 1 Holzfigur, Makondeplateau, Ostafrika; 2 Frauenfigur „Venavi", zum Andenken an ein gestorbenes Zwillingskind, Tokpli, Togo; 3 Holzfigur, Fotabong, Bangugebiet, Kamerun; 4 Benagelte Holzfigur „N'gundu" der Mayombe, Kongo. (Etwa 1/14 n. Gr.)
(Lindenmuseum, Stuttgart)

Makua in Ostafrika anzureihen wären; im Norden finden sich lebendige Zustände und Überlebsel solcher bei verschiedenen Sprachgruppen der Guineaküste. Die verbindende Brücke ins Kongogebiet findet sich in Loango — auch in Gabun und Kamerun — und in der Bakongogruppe, eine Erscheinung, die auch zu den sonstigen Kultur- und Verkehrsbeziehungen stimmt.

Andererseits findet man mutterrechtliche Formen in Nordostafrika (von den Galla, Baganda bis zu den Wanyamwesi).

Die Galla liegen bereits im Bereich des nordafrikanischen bis Meroë zu verfolgenden „Weiberrechtes" des Altertums, das seinen Schwerpunkt allerdings mehr im Westen besessen haben dürfte. (Hier ist die neuere Entwicklung zum

„Frauendienst“ der Saharastämme dem gleichsinnig entwickelten „Troubadourwesen“ Südwesteuropas im Mittelalter anzugliedern.) Eine politische Rolle kommt diesen Bildungen aber nur im Osten zu. Im ganzen scheinen sie durch die patriarchalen „äthiopischen“ Sudangruppen in das Sammelbecken der Waldgebiete bzw. nach dem Süden „abgedrängt“.

Nach dem Tode der Herrscher spielen deren Mütter und Frauen oder ihre Töchter im Lundabereich, wie auch sonst in Zentralafrika nicht nur politisch eine Rolle, sondern diese Frauen üben selbst gewisse Herrscherrechte aus. So regierte in Kioque zeitweilig eine Herrscherin allein. Die Regel ist indes im Umkreis des Lundareiches, daß König und „Lukokescha“ als „Bruder“ und „Schwester“ die Herrscherrechte teilen. Die Lukokescha hatte ihren Hofstaat, Unterhäuptlinge sowie Landbesitz und wurde mit dem gleichen Zeremoniell geehrt, wie ihr Bruder. In Lunda wurden beide jeweils von den Adeligen gewählt und bestätigten sich gegenseitig in ihren Rechten. Doch besaß die Lukokescha keinen rechtmäßigen Gatten. Die Kinder des betreffenden „Sklaven“ wurden getötet. Die Erbfolge blieb im Mannesstamm. Dies erinnert durchaus an vereinzelte Priester-Königinnen in den Wahima-Staaten (Mpororo). Das Verhältnis von „Bruder“ und „Schwester“ spielte andererseits bekanntlich auch in den ägyptischen Herrscherhäusern bis in die Ptolemäerzeit eine Rolle.)

Wir hätten dann im Südkongogebiet Einrichtungen der Herrscherhäuser vor uns, die, getragen von nordöstlichen geschichtlichen Einflüssen, sich über vorzugsweise „westafrikanischen“ volkstümlichen mutterrechtlichen Sippenordnungen — mit freier Gattenwahl usw., Männerwechsel, Erbrecht der Kinder auch der Königinnen am deutlichsten in Loango ausgeprägt — aufbauen.

Eine sehr weit verbreitete Einrichtung sind Initiationszeremonien für die Jünglinge, entweder in der Form allgemeiner Pubertätsfeiern (Buschongo) oder als Aufnahme in einen Geheimbund vorgeschrieben. Die Geheimbünde haben namentlich im Küstengebiete von Kamerun bis zum unteren Kongo große Verbreitung und besaßen keine geringe Macht. Ähnliches wird auch von den Warega, Ababua usw. berichtet. Die Einweihungszeremonien scheinen vielfach auf die Vorstellung der Wiedergeburt der Ahnengeister in den Novizen hinzudeuten; dabei kommen verschiedene Maskenzüge und Vermummungen in Anwendung. Bei den Ababua werden Masken im Kriege benützt.

Im südlichen Kongobecken werden Maskentänze bei Totenfeierlichkeiten aufgeführt, und ähnliche Vermummungen setzen sich dann weiter nach Süden und Osten fort.

Die Ehe ist eine Kaufehe; häufig wird auch nur ein Geschenk vom Bräutigam gefordert. Polygamie ist die Regel, nur den Bambala

ist Monogamie auferlegt. Sehr verbreitet ist der Kannibalismus in dem ganzen Gebiete, der sowohl an Feinden wie an den Leichen eigener Stammesangehöriger, ja selbst Verwandter ausgeübt wird. Einige Stämme dagegen verabscheuen ihn grundsätzlich (Bakongo, Buschongo). Damit in Zusammenhang steht wohl auch der Schädelkult, andererseits die Verwendung von Feindesschädeln als Trophäen oder Fetisch, indem man sie an Stangen über Häuptlingsgräbern aufpflanzt oder in Fetischhütten aufbewahrt (Bakundu, Basonge, unteres Kongogebiet, Baluba u. a.).



Abb. 240. Fetischstuhl. Urua, oberer Kongo. (1/10 n. Gr.) (Lindenmuseum, Stuttgart)

Idole in menschlicher und tierischer Form, Ahnenfiguren u. dgl., meist aus Holz gefertigt, kehren so gut wie überall wieder; sie werden entweder privat aufgehoben oder haben als Dorfgottheiten Fetischhütten; bisweilen werden sie durch besondere Feste aufgefordert, den Menschen Beistand zu leihen (Basonge). Natürlich spielen zahlreiche Orakelfetische und Spezialzauber eine große Rolle; auch hier hilft der Zauberpriester bei der Rechtsprechung mit, heilt Kranke usf. (Abb. 238 und 241). Bemerkenswert ist der Glaube an die Wiedergeburt der Ahnenseelen bei den Bakongo, Buschongo, Basongo Meno u. a.

Die Toten werden in der Regel bestattet; Särge (bei den Mayombe, Buschongo) usw. sind wohl durch frühe christliche Beeinflussung zu erklären. Im alten Reich Kongo usw. wird uns, außer von Skelettierung der Leichenbündel in grasüberdeckten Schachtgruben, auch von Dörren der Leichen am Feuer berichtet. An manchen Orten werden sie hier auch in den Busch oder ins offene Wasser geworfen. Besondere Feierlichkeiten und eine Art Geistervertreibung werden namentlich im südlichen Bereich erwähnt.

b) Die Pygmäen

Die anthropologisch wie ethnologisch interessanteste Bevölkerung Zentralafrikas stellen wohl die sogenannten Pygmäen dar, die ihren Namen insofern mit vollem Rechte tragen, als die schon in der „Ilias“ berührte Pygmäensage, sowie die freilich stark übertriebenen Nachrichten Herodots von nur fußhohen, zwerghaften Menschen

an den Quellen des Nil wohl mit Sicherheit auf diese kleinwüchsigen Stämme des afrikanischen Waldgebietes zu beziehen sind.

Das Verbreitungsgebiet der hiehergehörigen Völkchen ist ein recht ausgedehntes. Reine Pygmäen scheinen sich nur im Gebiete zwischen Semliki, Kongo und Uelle erhalten zu haben, als Akka, Batwa oder Wambuti bezeichnet; sie selbst nennen sich Eve; ferner trifft man sie in Urundi und Ruanda. Stark mit Negern vermischt scheinen die Batwa am Kiwusee zu sein; ebenso besteht bei den Wassandaui und Wanege, auch den Wandorobbo, Jägervölkern in den Steppen Ostafrikas, sicherlich Beimischung von Pygmäen- oder Buschmannblut. Weiter begegnen wir solchen kleinwüchsigen. Batwa genannten Völkern unter den Baluba und Buschongo im südlichen Kongobecken, andererseits im Gebiete von Gabun (Akoa oder Obongo) und im Urwaldgebiete Kameruns (Bojaelli), doch trifft man unter all diesen Gruppen Individuen mit bis zu 160 cm Körperhöhe an. Eine eigene Sprache hat sich bisher bei keinem Pygmäenstamm feststellen lassen. Selbst in den Galländern sind noch vereinzelt solche Gruppen anzutreffen, als Watwa und Doko bis Kaffa und Schoa bekannt, im Norden erstreckt sich ihre Verbreitung, soweit bisher bekannt, über das Mangbetuland bis in die Inselberge von Kamerun (Tikargebiet) — man denke auch an die Überlieferungen im Nigergebiet — im Süden aus dem Lundabereich bis zum Tanganyika, vielleicht auch noch weiter südlich (s. u.). Als sonstige Benennungen seien noch angeführt: Bomanyok (Molindu), Babinga, Babeka, Ngoko, Bangielli, Babandjele u. a.

Wie kaum zu verwundern, haben diese schwachen Völkchen ihre früheren Lebensgewohnheiten vielfach eingebüßt und sind unter die Botmäßigkeit der sie umgebenden Stämme geraten. So treiben die Batwa in Ruanda Töpferei und Schmiedehandwerk oder werden von den Wahima als Gaukler, Musikanten oder Hofzwerge gehalten; auch am Tschuapa und Kassai sind sie ansässig geworden und treiben dort teilweise sogar Ackerbau; die übrigen halten sich aber als richtiger Wildstamm der Menschheit scheu in den Urwäldern abseits und leben nach wie vor von Jagd- und Sammelwirtschaft. Quetschfallen, Fallharpunen und andere Hilfsmittel dienen der Erlegung von Großwild (Elefanten, Büffeln, Schweinen), wie übrigens überall in Afrika, wo Jagd betrieben wird; der einzelne geht den Tieren mit Bogen und vergifteten Pfeilen zuleibe; Hunde, die einzigen Haustiere, leisten dabei wertvolle Unterstützung. Auch kleinere Tiere, Raupen, Maden usw. verschmäht man nicht, ferner sammelt man wildwachsende Früchte, Pilze usw.; Bananen, Mais, Bohnen werden von den großwüchsigen Nachbarstämmen eingetauscht. Die Hütten werden aus einem Zweiggerüst mit Gras- und Blätterbelag hergestellt; sie sind halbkugelig, 100—130 cm hoch und oft durch Schliefgänge zu zweit und dritt verbunden. Abgesehen von

solchen kleinen Gruppen stehen oft auch 200—300 auf einer Lichtung beisammen, wobei im allgemeinen kreisförmige Anordnung beliebt scheint. Außerdem errichtet man auch einfache Sonnendächer auf vier Stäben wie bei den Negerstämmen (Abb. 242).

Im Innern der Hütten findet sich außer der Feuerstelle meist eine Lagerstelle aus parallelen Knüppeln mit einer Blätter-

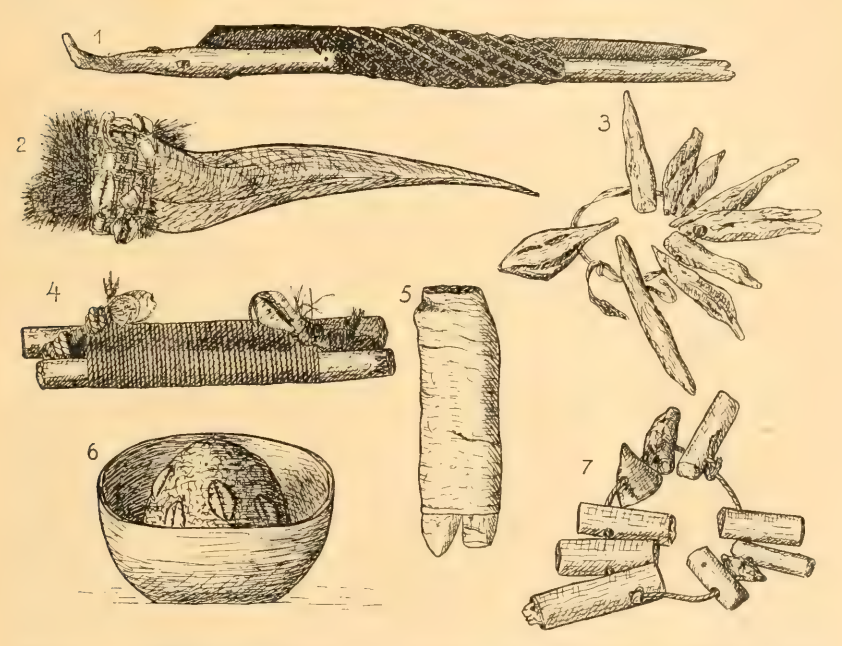


Abb. 241. Verschiedene Fetische. 1 Amulett, Bula, Kamerun; 2 Medizin gegen Ausschlag, Bafu-Fondong, Bezirk Bamenda; 3 Jagdamulett, Kungbuschmänner, Südwestafrika; 4 Angelfetisch, Togo, Atakpame, Westafrika; 5 Medizin eines Zauberdoktors, Dschagga, Ostafrika; 6 Tonfetisch zum Unschädlichmachen eines Feindes, Agome-Sewa, Togo; 7 Kriegsdawa, Uha, Ostafrika. (Etwa 1/3 n. Gr.)
(Lindenmuseum, Stuttgart)

streu wie bei allen Waldbewohnern; der sonstige Hausrat wechselt sehr stark; in den ärmlichsten Hütten findet man nur ein paar Körbe aufgehängt, anderswo hat man auch Töpfe, Holzschalen, Rindenbehälter, Säcke, Mörser u. dgl. Auf Wanderungen trägt man glimmende Holzklötze mit. Wildpret wird entweder ganz und in der Decke über dem Feuer geschmort oder in Blätter gewickelt und unter Asche, Steinen und Erde gar gebraten, was als Vorstufe des „Erdofens" (s. o.) angesehen werden kann.

Die Kleidung bietet nichts Originelles (Abb. 242). Am Albert-Edward-See tragen die Pygmäen, soweit männlich, die dort allgemein gebräuchliche Schambinde aus Rindenstoff, die Weiber ein Blattbüschel vorn und rückwärts, an einer Lendenschnur aus Bast, mit aufgereihten Muschelperlen oder Fruchtschalen, anderswo haben sie sogar Raphiazeug (Tschuapa); Nacktgeher sind nur die Akkamänner. Bezeichnend ist das Fehlen jeder ursprünglichen



Abb. 242. Bomanyok (Pygmäen) vor ihrer Hütte, Kongo-Urwald
(Nach einer Gruppe im Lindenmuseum, Stuttgart)

Körperverunstaltung, außer der Durchbohrung des einen Ohrläppchens und vielleicht der feinen Löcher zum Einstecken von Grashalmen in der Oberlippe. Hin und wieder kommt Durchbohrung der Nasenscheidewand vor. Bisweilen übt man nach Art der Neger Zahnfeilung und Narbenzeichnung.

An Waffen finden sich durchgängig (mit Ausnahme der Bojaelli in Kamerun) kleine Bogen und Pfeile, die in einem rohen Ledersack bzw. Köcher getragen werden. Das Pfeilgift wird aus Strychnosarten bereitet. Auch hier begegnet uns die kulturgeschichtliche Schwierigkeit, daß die umwohnenden Negerstämme Warega, Bakondjo, Lendu usw. alle dieselbe kleine Bogenform, aus einem stark gekrümmten, runden Stab mit Rotangsehne bestehend, benützen.



Tafel XVI *Töpfe*

1 Topf mit Felldeckel, Sonyo, Ostafrika; 2 Topf zum Tragen von Wasser, Wamuera, Südostafrika; 3 Flasche, Wanyamwesi, Ostafrika; 4 Flasche, Baluba; 5 Flasche, Bakongo; 6 Topf mit Deckel, Basonge, Kongo; 7 Krug für Palmwein; 8 Schüssel für Speisen; 9 Kochtopf für Fische, Mangbetu, Kongo; 10 Topf mit Deckel, Kpando, Westtogo; 11 Krug, Ibi am Benuë; 12 Topf, Zulu, Natal. (Etwa 1/5 n. Gr.)
(Lindenmuseum, Stuttgart)



Tafel XVII *Korbflechtereien*

1 Deckel für Schüsseln, Dar Fur; 2 Korb für Milch oder Butter „Djodjo", Gallagebiet; 3 Marktkorb; 4 Korb, Suaheliarbeit, Küste von Ostafrika; 5 Getreidekorb, Kavirondo; 6 Korb, Wanyamwesi, Ostafrika; 7 Korbteller, Marokko; 8 Deckelkorb, Ruanda; 9 Korbschale, Haussa, Togo; 10 Korb, Haussaarbeit, Bamum; 11 Korb der Bomu, Kamerun; 12 Korb, nördliche Baluba; 13 Korb der Basundi, Kongo. 1, 6. 7, 11 „Spiralwulst"-geflecht; 4, 12 Mattengeflecht; 2, 9, 10 „Stufen"-geflecht, 3, 5, 8, 13 strahlig gebaut. ($^1/_{10}$ n. Gr.)

(Lindenmuseum, Stuttgart)

Überhaupt findet man bei diesen Gruppen regellos durcheinander alle Befestigungsmöglichkeiten primitiver Art, die auch sonst in Westafrika vorkommen: Absetzung der Enden, aufgeschnitzte Wülste mit oder ohne Überflechtung, auch frontale Sehnenführung über die Bogenenden, miteinander verschieden vereinigt. Nur das einfache Aufwickeln (tierischer!) Sehnen, wie in Ostafrika, ist — entsprechend dem pflanzlichen Material — nicht möglich (W. Schmidt). Die Pfeile sind entweder ungefiedert oder tragen ein durchgestecktes Blatt, Fellstückchen oder eine Vogelfeder als Flugsicherung. Ob die in Ruanda vorkommenden Bogen aus halbierten Stäben mit einem aufgebundenen Verstärkungsstab den Pygmäen zugehören, ist fraglich.



Abb. 243. Pygmäenfrau, Kongostaat, nächst dem Albert-Nyansa
(Nach Johnston)

Zur Elefantenjagd verwendet man Spieße; man erlegt diese Dickhäuter, indem man ihnen im Schlafe die Fußsehnen durchschneidet (David), ähnlich wie aus dem Altertum Strabo überliefert.

Eisenmesser, ebenso Pfeilspitzen, soweit sie nicht aus Holz sind, werden auf dem Wege des stummen Tauschhandels von Nachbarstämmen erworben. Von ursprünglichen Industrien kann mit Ausnahme des Hausbaus, einiger Flechterei und der Herstellung der Waffen kaum die Rede sein.

Zur Feuererzeugung verwendet man verschiedenenorts Feuerbohrer, Feuerpflug und Schlagfeuerzeuge (Kiesel und Schwamm). Manche Stämme im Uellegebiet und südlich am Tschuapa kannten vor nicht allzulanger Zeit wahrscheinlich seine Bereitung überhaupt noch nicht und unterhielten ständige Feuerwachen bei glimmenden Baumstämmen in ihrem Bereich (Frobenius).

Insgesamt stellt der materielle Kulturbesitz wohl fast das Geringste des unter den gegebenen Verhältnissen Notwendigen dar, aber er hat doch etwas Unstetes bei verschiedenen Gruppen, was zeigt, daß wir in dem gegenwärtigen Besitz keineswegs einen ein für allemal gegebenen „Komplex“ sehen dürfen. Vielmehr ist er zum Teil rassenhaft nicht zu bestimmendes Primitivgut oder — wie durchgängig die Sprache — altertümlich bewahrtes Lehngut von seiten der umwohnenden Gruppen.

Die sozialen und geistigen Verhältnisse verraten eine sehr primitive Artung dieser Völkchen. Die Gruppen sondern sich familienweise; Führer ist, wer am meisten Erfahrung besitzt und dem man das meiste Vertrauen schenkt. Die Ehen sind locker; Wechsel der Frauen ist häufig; Kaufehe ist die gebräuchliche Form. Ganz vereinzelt wird vom Sichverstecken der Braut (Nachklang zum

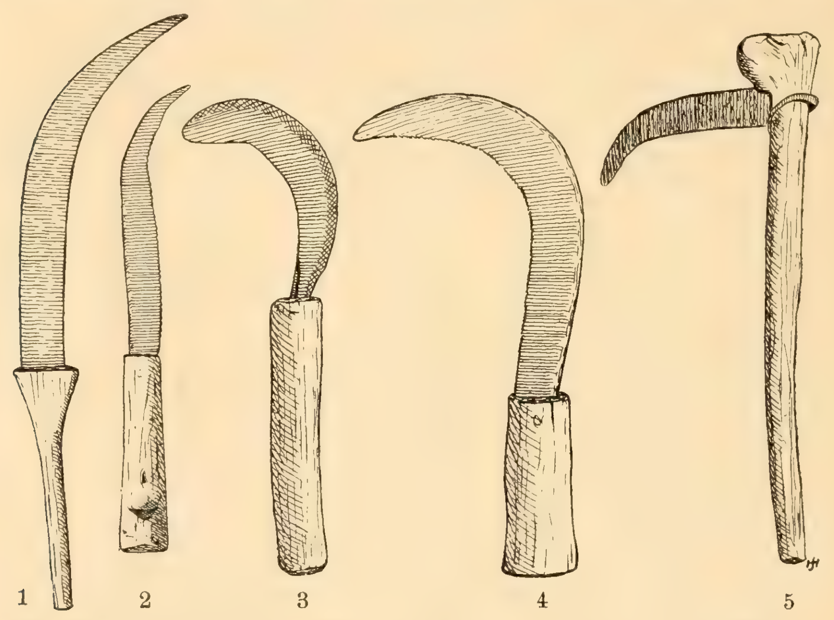


Abb. 244. 1 Sichelmesser, Muanza, Uganda; 2 Gesägte Sichel, Wanyika; 3 Sichel, Musugen, Südkamerun; 4 Gesägte Sichel, Abessinien; 5 Grasschneider, Tschandjo, Togo. (1/5 n. Gr.)
(Lindenmuseum, Stuttgart)

Brautraub) berichtet, der auch sonst in Ostafrika vorkommt (s. u.). Wer kann, nimmt nach und nach mehrere Frauen, alle in der Regel außerhalb der Verwandtschaft. Tote soll man hockend oder liegend in Gruben beisetzen; offenbar ist auch dieser Brauch von den umgebenden Gruppen abhängig. Für religiöse Ideen scheinen manche Pygmäen überhaupt kein genügendes Vorstellungsvermögen zu besitzen (David, Johnston), wenn auch hier mit zauberischen Handlungen und allgemein mit Entsprechungen zu den großwüchsigen Völkern auf geistigem Gebiet gerechnet werden muß.

Der Handel mit den umgebenden Völkern vollzieht sich, wie erwähnt, von seiten der reinen Pygmäen stumm, d. h. durch gegenseitiges

Hinterlegen der Tauschwaren an einem bestimmten Ort. Meist leben die Zwerge mit ihren großwüchsigen Nachbarn auf Kriegsfuß, was wohl auch zum Teil ihren Charaktereigenschaften zuzuschreiben ist.



Abb. 245. Hals- und Ohrschmuck. 1 Halsring aus Messingblech für Männer, Gardulla, Äthiopien; 2 Halsring aus Eisen, Urundi; 3 Halsband aus Messingglocken, Mpororo, Ostafrika; 4 Halsring, schwerer Messingguß, Bangala, Nordkamerun; 5 Silberner Halsschmuck des Sultans von Madschakuale, Togo, Gurma; 6 Halsschmuck und Amulett aus einem Conusabschnitt, Mpororo, Ostafrika; 7 Ohrgehänge aus Messingblech, Gardulla, Äthiopien; 8 Ohrpflock aus Holz, Dschaggagebiet, Ostafrika; 9 Ohrpflock mit Perlen verziert, Nyalladorf, Britisch-Ostafrika; 10 Halsschmuck der Männer, Elfenbein, Uha, Ostafrika; 11 Ohrschmuck aus Messingdraht, Scheko und Binescho, Äthiopien. (Etwa 1/7 n. Gr.)
(Lindenmuseum, Stuttgart)

Der Hang zum Lügen, Stehlen, Jähzorn, Eigensinn bricht bei ihnen leicht hervor, und diese Untugenden sind auch den Kindern in den Missionsanstalten nicht abzugewöhnen.

In ungewohnter Umgebung sind sie scheu, schüchtern und unbehilflich, und es wird uns dadurch gewiß ein Teil ihrer psychischen Regungen vorenthalten; mag dieser Zug aber auch bis zu einem gewissen Grade auf langwährende Unterdrückung von seiten der überlegenen, großwüchsigen Stämme zurückzuführen sein, so stellt er doch sicher auch wieder eine Eigentümlichkeit dieser, nur einer beschränkten Daseinsform angepaßten Gruppen dar, der sich in dem Gesamtbilde ihrer psychischen Artung nicht missen läßt.

3. Ostafrika

a) Die Völker Nordostafrikas

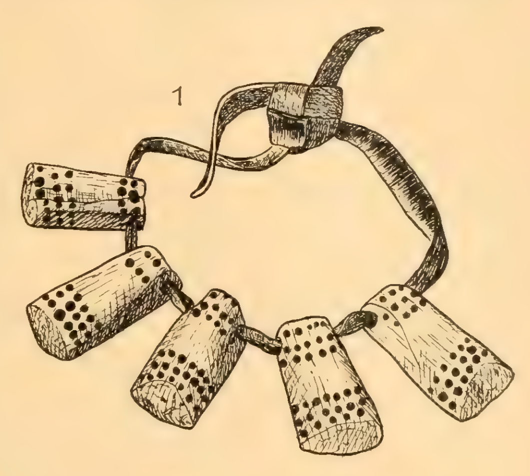
Ägyptische Randgebiete — Osthorn von Afrika

Einer außerordentlichen Fülle und Mannigfaltigkeit ethnographischer Erscheinungen begegnen wir im südlichen Nilgebiete (Oberägypten) und am Osthorne Afrikas, wie dies nach der geographischen Lage dieser Länder ja auch nicht anders zu erwarten ist. Nubien ist schon in vorchristlicher Zeit über ein Jahrtausend lang mit dem ägyptischen Reiche in Beziehung gestanden, späterhin hat hier das Christentum lange eine sichere Zuflucht gefunden, bis endlich der Islam doch auch hier die Übermacht gewann. Manche weiberrechtliche Züge verknüpfen in alter Zeit dieses östliche Gebiet mit dem westlichen Nordafrika, und ein reger Kulturverkehr durch den Sudan hat seit alter, mindestens frühchristlicher Zeit alle diese Ländergebiete einander noch näher gebracht.

Die heutige Bevölkerung bilden die sogenannten Bedjastämme (Ababdeh, Bischarin, Beni Amer, Hadendoa usw.) mit semitischen Sprachen, wahrscheinlich jedoch eine Mischung negroider und hamitischer Gruppen darstellend. Ackerbau wird durchaus nach ägyptischer Art betrieben; die übrige Kultur setzt sich hauptsächlich aus arabischen Elementen auf altertümlicher Grundlage zusammen.

Diese Grundlagen sind in Ägypten noch in ältester geschichtlicher Zeit vielfach dieselben gewesen, wie wir sie heute im Sudan lebendig sehen. Man findet Penistaschen aus Leder im alten Reich so gut wie bei den Moba in Togo; Speere mit Spitzen aus Knochen oder Antilopenhorn erwähnt schon Herodot von ägyptischen Hilfsvölkern. Ähnliches gilt von Keulen mit Steinknauf, vom Wurf-

holz, von den hölzernen Feldhacken des alten Ägypten, ebenso vielleicht gewissen schwarzrot polierten Gefäßtypen und Flechtarbeiten im nördlichen Ostafrika, die wir zusammen mit manchem anderen unbedenklich als Ableger nördlicher Kultureinflüsse ansehen können. Die alten Berichte spiegeln diese natürlichen Daseinsformen Nordafrikas naturgemäß viel deutlicher, als sie heute unter der Schicht mittelländischen Kulturbesitzes erkennbar sind. Man denke an das Troglodytendasein am Roten Meer und in Libyen, an Leder- und Fellkleidung der schweifenden Nomadi, an die Kasuarjagden mit Knüppeln in Maskierung im Süden von Ägypten bei Strabo und anderes mehr.



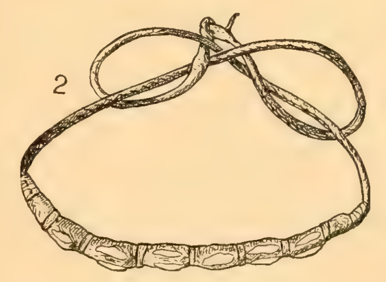


Abb. 246. 1 Lendenschmuck aus Elfenbeinstücken, Schuro, Äthiopien; 2 Gürtel für Kinder mit eingesetzten Kaurimuscheln, Togoküste. (Etwa 1/5 n. Gr.) (Lindenmuseum, Stuttgart)

Im südlich gelegenen Senaar überwiegt schon stark die nigritische Bevölkerung, aus deren Mitte sich namentlich der Stamm der Fundj (auch Tundscha usw.) im sechzehnten Jahrhundert als politisch hervorragend tätiges Element hier wie in Kordofan bemerkbar gemacht hat. Das Hochland von Abessinien ist zweifellos schon in vorchristlicher Zeit der Schauplatz bedeutsamer geschichtlicher Ereignisse gewesen, die mit umfangreichen Völkerverschiebungen Hand in Hand gegangen sind. Damals erfolgte die erste semitische Einwanderung aus Südarabien, die höchstwahrscheinlich als bodenständige Bevölkerung Hamiten vorfand; früh bestanden auch schon Beziehungen zu Ägypten. Das sechzehnte Jahrhundert bringt den Einbruch der Gallastämme (s. u.), die eine Zeitlang fast ganz Abessinien beherrschten und heute bis an den blauen Nil reichen. Endlich stellen im Süden Negerstämme die Beziehung zu den Nilotohamiten her (Schangalla usw.).

Dementsprechend finden wir in der Kultur eine allgemeine Ober-

schicht, aus ägyptischen, griechischen, jüdischen und arabischen Bestandteilen gemengt, namentlich in den Städten. Die Wohnhäuser (aus Stein) zeigen hier den flachdachigen Mittelmeertypus bei terrassierter Anlage (aus Südarabien eingeführt), die Tracht (Hosen, Hemd, Überwurftuch, Rock der Frauen) aus Baumwolle stammt gewiß aus Arabien, ebenso der Metallschmuck sowie die Waffen. Wir befinden uns hier, wie namentlich Sawicki betont hat, im Treffpunkt mehrerer Rassen und Kulturen, die sich auf das Hochland des Inneren und der Außengebiete, entsprechend ihrer Naturbeschaffenheit, verteilen.

Nach Südabessinien reichen noch Zwergvölker herein, über die in Ostafrika zu sprechen sein wird. Als älteste Bevölkerungsschicht ist eine vermutlich von Ägypten einströmende, hamitische Gruppe anzusehen (die „Äthiopier" im Norden und Mittelteil des Landes, die Agau, Falascha, Kaffitscho usw.). Jahrhunderte vor Christi Geburt beginnen bereits die Beziehungen mit Südarabien, am stärksten bis zum siebenten Jahrhundert andauernd. Juden kommen zahlreich ins Land, namentlich im Norden, und sind vom neunten bis dreizehnten Jahrhundert seine Beherrscher gewesen. Von den Juden beeinflußt sind die meisten rituellen Gebräuche, teilweise auch die Liturgie, hier sind indes wohl auch zahlreiche christlich-griechische Züge feststellbar, die über Ägypten und Meroe hieher gelangt sind. Dem heidnischen Ägypten entstammt mancher Volksglaube (Sonnenkult usw.); auch Musikinstrumente, Schmuckstücke führen die intensiven Kulturbeziehungen vor Augen.

Die ländliche Bevölkerung treibt Ackerbau; auch die hamitischen Einwanderer sind meist zu dieser Kulturform übergegangen; der Pflug ist nur im Norden gebräuchlich; im Süden herrscht Hackbau, wie wir ihn sonst in Ostafrika allgemein antreffen. Über die Grabstöcke mit Steinbeschwerung wurde bereits oben S. 440 gesprochen.

Diesem Kulturkreis entstammt auch der typische ländliche Wohnbau, eine Kegeldachhütte mit Holzknüppelwänden und Strohdach; die Gehöfte sind locker über das Land verteilt; verstreut findet man unter den Galla und Negerstämmen auch Bienenkorbhütten mit Blattdeckung. Fellkleidung ist zumeist wohl bei Hamiten, Bast-Palmfaser-Rindenbekleidung bei den Negern zu finden, wo auch der Schmuck mehr pflanzlichen und tierischen Ursprungs ist; daneben kommen auch Eisenperlen, Eisenringe wie in Ostafrika zahlreich vor.

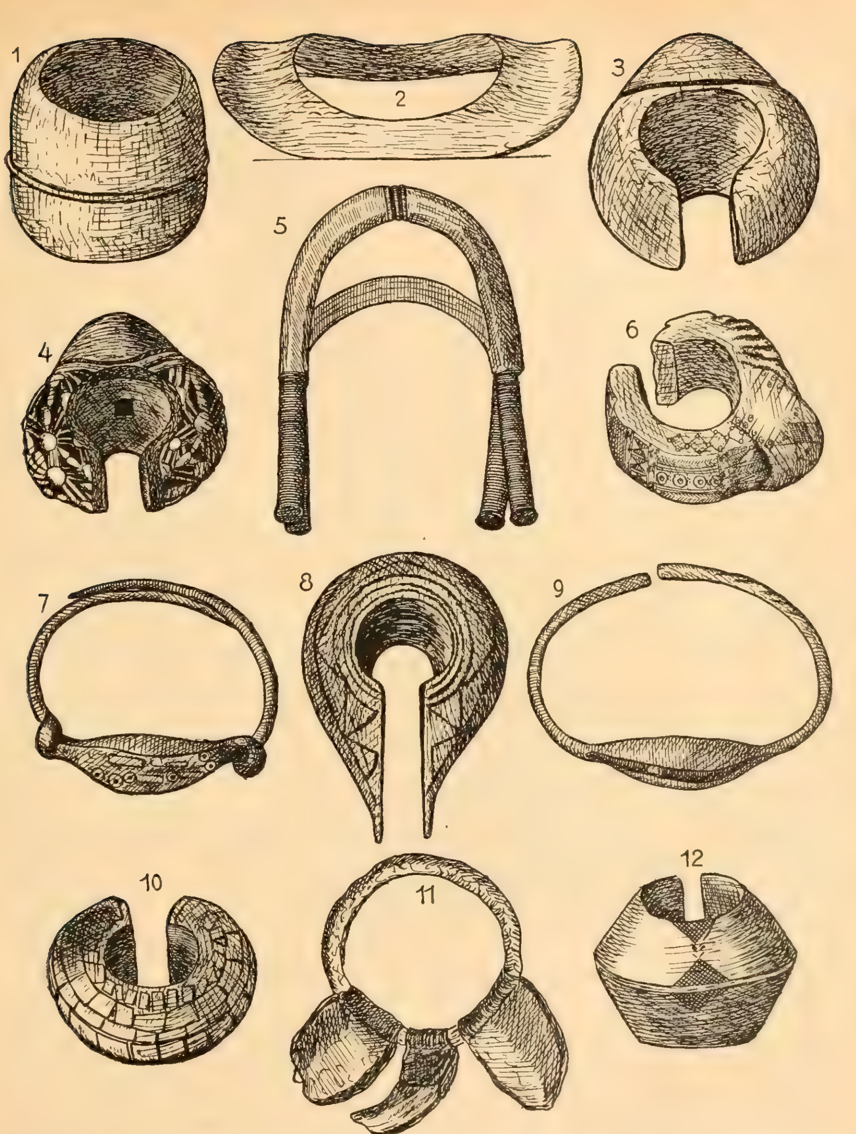


Abb. 247. Arm- und Beinschmuck. 1 Elfenbeinring vom Benuë, Westafrika; 2 Elfenbeinring, Schilluk, oberer Nil; 3 Elfenbeinring aus Bamum; 4 Bronzering, Grasland von Kamerun; 5 Armspange aus Bronze für Akidas und Häuptlinge, Dschaggagebiet, Ostafrika; 6 Schwerer Messingarmring der Frau des Königs von Madschakuale, Togo, Gurma; 7 Eiserner Armring mit eingelegten Glasperlen der Sagada am Mono, Togo; 8 Armring aus Holz mit eingehämmerten Verzierungen aus Messingdraht, Urundi, Ostafrika; 9 Eiserner Fußring mit angeschmiedeter Rassel, von Männern bei Totentänzen getragen, Batta, Kamerun; 10 Armband, Holz mit eingelegten Messingplättchen, Watussi, Inner-Urundi; 11 Armring mit Amuletten und Eberzahn, Wute, Kamerun; 12 Messingarmring einer Häuptlingsfrau, Ntundu, Kamerun. (Etwa $^{1}/_{4}$ n. Gr.)

(Lindenmuseum, Stuttgart)

Höchst altertümlich sind Keulen und Schleudern, Wurfkeulen (Bumerangs) und Sichelmesser, die auch im alten Ägypten bekannt waren, Speere mit Knochen- oder Antilopenhornspitzen wie bei Herodot, Lederschilde und geflochtene Schilde wie in Westafrika. Bogen und (vergiftete) Pfeile sind nur im Süden in Verwendung, wo Jagd und Fischfang die wichtigste Wirtschaftsform kleiner, schweifender Jägergruppen darstellt. Tatauieren und Körperbemalung sind sicher alte Übungen, ebenso Durchlöchern von Nase, Ohren und Lippen, wie auch der gesellschaftliche Aufbau nach Altersklassen mit Männerbündnissen usw., der namentlich im Süden schon auf „nigritischen" Kulturbestand hinweist.



Abb. 248. Krieger aus Kaffa mit phallischem Stirnschmuck
(Aufnahme von Fr. Bieber)

Jedenfalls ist Abessinien ein wichtiger Treffpunkt ägyptisch-mittelländischen und arabischen Wesens einerseits und altafrikanischer Formen andererseits, und das Studium des Zusammenströmens verschiedener Kulturelemente ist hier auf genauerer anthropogeographischer Grundlage und in größerer geschichtlicher Tiefe eher möglich als irgend anderswo in Afrika (Sawicki).

Am Osthorn Afrikas saßen schon zur Zeit Strabos hamitische Stämme an der Küste des Roten Meeres, welche als die Vorfahren der heutigen Danakil und Somali anzusehen sind. Im dreizehnten Jahrhundert kam es zu einer Reichsgründung, bald jedoch wurde das Gebiet wieder von Abessinien abhängig, bis im sechzehnten Jahrhundert die mohammedanischen Herrscher Adelas das feindliche christliche Bergland, wenn auch nur für kurze Zeit, eroberten; zu gleicher Zeit unternahmen die Galla oder Oromó von Süden her energische

Vorstöße gegen Abessinien. Die Somali konnten sich bei dem immer stärker werdenden portugiesischen Einfluß im Norden auf die Dauer nicht halten; sie besetzten die von den Galla verlassenen Weidegebiete im Süden, wodurch im großen und ganzen die heutige Völkergruppierung dieser Länder geschaffen war. Wahrscheinlich sind auch die Auswanderungen der hamitischen Wahima, der Wadschagga usw. nach dem Süden mit diesen Völkerbewegungen im vierzehnten bis sechzehnten Jahrhundert in Zusammenhang zu bringen.

Die hamitischen Stämme des Osthornes gliedern sich wie folgt: In einem



Abb. 249. Oromó am Webstuhl
(Aufnahme von Fr. Bieber)

kleinen Landstrich am Golf von Aden sitzen die Afar oder Danakil, den gesamten Osten südlich bis zum Tanaflusse halten die Somali besetzt, die Niederungen des Westens bis zum Rudolfsee und ebenso das südliche Bergland von Abessinien bewohnen die Galla oder Oromó, die höchststehende der drei genannten Gruppen.

In wirtschaftlicher Beziehung spalten sich die Stämme in Viehzüchter einerseits (Danakil, Somali und ein Teil der Galla) und Ackerbauer andererseits. Namentlich überwiegt der Ackerbau in den westlichen Niederungen und im Berglande von Abessinien, jedoch waren auch hier die Galla früher durchgängig Viehzüchter. Der Anbau erfolgt teilweise mit einem hölzernen (abessinischen) Pflug, teilweise nur mit Spaten. Hauptsächlich wird Durra gepflanzt, ferner baut man Bananen, Kaffee und

zahlreiche andere Nutzgewächse. Das Getreide wird in unterirdischen Vorratsgruben wie im alten Ägypten oder in Baumwipfeln aufbewahrt. Zuchttiere sind Kamele, Fettschwanzschafe, Ziegen und Pferde bei den Somali und Danakil, bei den Galla hauptsächlich Buckelrinder. Esel werden gleichfalls gehalten, ebenso zahme Strauße (Somali). Für Rinder, Schafe und Kamele legt man allenthalben Pferche und Umzäunungen aus Steinen



Abb. 250. Kriegstanz der Afar, Ostafrika
(Aufnahme von Fr. Bieber)

oder Palisaden an. Die Nahrung setzt sich, der Viehzucht entsprechend, hauptsächlich aus Fleisch, Fett und Milch zusammen (Fleisch und Blut wird bei den Galla roh genossen).

Die Jagd bildet heute eine untergeordnete Beschäftigung, ausgenommen in den südlichen Gebieten. Bei der Jagd auf Strauße und Antilopen bedient man sich täuschender Maskierungen.

Die wild vorkommenden Bienen liefern mit ihrem Honig ein sehr schätzbares Nahrungsmittel; auch wird aus ihm ein Rauschtrank erzeugt.

Entsprechend der Wirtschaft ist auch die Wohnweise verschieden. Die Somali bewohnen leicht transportable halbrunde bis abgerundet viereckige Hütten mit konischem bzw. flachem Dach, aus einem Holzgerippe mit Matten-, Leder- oder Blätterbedeckung hergestellt; die Galla jedoch bauen Kegeldach-

hütten, bisweilen auch mit umlaufender Veranda versehen. Zu einem Gehöfte gehören meist mehrere Häuser, die in den Feldern beisammenstehen; rings um ein Dorf läuft eine Verschanzung aus Dornhecken, Palisaden und Mauern. Den Boden der Hütten bedecken Felle, Matten u. dgl.; die Afar haben ein Bettgestell, ebenso die vornehmeren Galla ein (abessinisches) Ruhebett. Somali und Galla schlafen aber meist auf der Erde. Nackenstützen, oft kunstvoll verziert, sind bei allen Stämmen gebräuchlich (Abb. 252).



Abb. 251. Totenumzug der Ometo in Dauro, Kaiserreich Kaffa
(Aufnahme von Fr. Bieber)

Mörser und Reibsteine dienen zum Mahlen des Getreides; zum Backen des Brotes benützt man einen heißen Stein, über den eine Backglocke aus Ton gestülpt wird (arabisches Lehngut?).

Der Aufbewahrung der Milch dienen in erster Linie Lederbeutel und Schläuche. Teller, Schüssel, Löffel und Küchengefäße aller Art werden aus Holz, Horn, Kürbissen oder Flechtwerk hergestellt. Metallgeräte sind selten, mit Ausnahme eines Kochkessels aus Messing oder Kupfer. Vornehme Galla besitzen Speiseplatten, Tischchen, Kaffeegeschirr und ähnliches; hier macht sich deutlich abessinischer Einfluß geltend, während an der Küste arabischer überwiegt, wie aus der Namengebung der Geräte hervorgeht. Der Hausrat wird sorgfältig an den Hüttenwänden aufgeteilt, bei den Galla auch am Mittelpfahl der Hütte aufgehängt. Kleider verwahrt man im Hause und auf Wanderungen in Taschen, Säcken oder korbartigen geflochtenen Behältern.

Das Kochen in Erdgruben mit heißen Steinen ist hier ebenso wie in Nubien und in Südarabien bekannt und wohl eine alte, einst allgemein im Mittelmeergebiet und Vorderasien anzutreffende Kochart.

Die ursprüngliche Kleidung war wohl überall eine Felltracht, aus Lendenfell und Fellmantel bestehend, wie sie die südlichen Gallakrieger noch tragen; heute ist sie meistens durch Baumwollkleider, bestehend aus Mantel und Schurz in Form einer oft bis zu 15 m langen Binde, bisweilen auch einer Hose bei Männern, einem tunikaartigen Hemde bei Frauen, ersetzt. Bei schlechtem Wetter trägt man Basthüte oder Mützen; die Kopfbinde ist ein abessinisches Kleidungsstück. Sandalen besitzen die meisten.

An Schmuck tragen oder trugen die Männer hauptsächlich Jagdtrophäen, namentlich im Süden, so Straußfederdiademe, auch

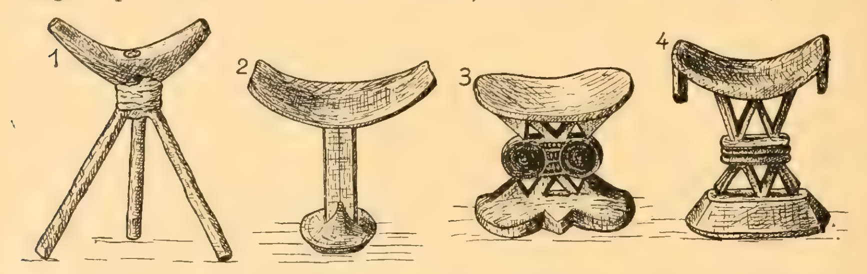


Abb. 252. Kopfbänke, Ost- und Südafrika. 1 Kopfstütze, Undali, südliches Nyassaland; 2 Kopfstütze, Lorianebene, Somaliland; 3 Kopfstütze, Mlanje, Adschawa, Britisch-Ostafrika; 4 Kopfstütze, Zulu, Transvaal. (Etwa $^1/_6$ n. Gr.) (Lindenmuseum, Stuttgart)

Haarperücken, ferner Ziegen-, Elefantenhautarmbänder, im Haare Kämme und Haarnadeln.

Die Weiber tragen neben Holz-, Horn- oder Elfenbeinarmbändern hauptsächlich Metallschmuck an Hals, Händen und Füßen, Ohrringe, Halsketten aus Bernstein, metallene (silberne) Brustgehänge u. dgl. (Abb. 245—247). Die Schmuckformen erinnern oft stark an indische Typen. Das Haar wird bei beiden Geschlechtern rot gebeizt. Tatauierung und Beschneidung sind überall gebräuchlich. Nasendurchbohrung ist selten.

Die wichtigsten Waffen sind Lanzen und Dolchmesser; ein Schwert tragen nur die nördlichen Galla. Der Bogen ist nur im Innern des Landes verbreitet; er ist reflex (asiatische Form). Die (zum Teil vergifteten) Pfeile werden in einem Lederköcher getragen. Schleuder, Keulen, Beile, Schlagringe sind im Verschwinden begriffen. Der Abwehr dient ein runder Lederschild (Abb. 248, Tafel XVIII und XIX).

Handel und Gewerbe ist naturgemäß vornehmlich bei den

ansässigen Stämmen entwickelt; Töpferei ist hier wie in Abessinien Männerarbeit, ebenso Weberei am Trittwebstuhl (Abb. 249).

Die Tänze sind meist kriegerischer Art; zur Begleitung dienen Trommeln, Tamburins u. dgl. Die Saiteninstrumente sind wohl arabischen Ursprungs (Abb. 250).

Die sozialen Einrichtungen sind im ganzen ziemlich einheitlicher Art. Die ehemalige Kastenschichtung des Volkes, Magier, Schmiede usw. umfassend, ist im Verschwinden begriffen, Hörige und Freie oder Adelige sind der Macht der Häuptlinge ziemlich gleichmäßig unterworfen. Ein solches Häuptlingswesen auf patriarchalischer Grundlage haben die Somali ausgebildet, ebenso unterstehen die Galla einzelnen Teilfürsten; hier ist die Einrichtung aber kaum erst hundert Jahre alt und an die Stelle einer höchst altertümlichen, auf der Altersklasseneinteilung beruhenden Oligarchie getreten, bei welcher die erwachsenen Männer einer Anzahl verbündeter Stämme sich abwechselnd in die Führung der Stammesangelegenheiten teilten. Eintritt in die Klasse der mannbaren Jünglinge wurde mit Vermummung und Maskentreiben gefeiert. Die Ehe ist eine Kaufehe; Brautraub (wenigstens scheinbarer) kommt jedoch überall noch vor. In Nordabessinien wie bei den Amhara (Somali) und Galla („Herrscherinnen“!) lassen rechtliche Züge ältere mutterrechtliche Formen vermuten. Die Toten werden nach den üblichen Klagen bestattet; über dem Grab errichtet man (zum Schutz vor Tieren) einen Hügel, bei den Galla auch Hütten,

Abb. 253. Häuptlingsschwert, Abessinien. (Etwa 1/12 n. Gr.)
(Lindenmuseum, Stuttgart)

ebenso werden hier zahlreiche Beigaben, Waffen, Trophäen u. dgl. auf demselben niedergelegt (Abb. 251).

Der Islam als prophetische Religion hat nur oberflächlich Eingang gefunden, wohl aber sind Beziehungen zu altsemitischen Kultformen und dem monophysitischen Christentum unverkennbar. Hausgottheiten, Lokalgötter, in Brunnen und Flüssen wohnhaft gedacht, wird mit Brand und Schlachtopfern, Trankspenden usw. gehuldigt. Ein höchstes Wesen, umgeben von vierundvierzig Engeln, ist jedenfalls semitischen Anschauungen entlehnt. Die Feste schließen sich ganz an den „islamischen“ Kalender an.

b) Die nilotische Gruppe und Verwandte

Innerafrika betreten wir nunmehr wieder, indem wir uns der sogenannten nilotischen Gruppe zuwenden, die das Gebiet des oberen weißen Nil besetzt hält und außerdem noch eine Anzahl Stämme bis zum Albert-See und zum Viktoria-Nyansa umfaßt.

Die wichtigsten Gruppen sind die Schuli, wozu im Norden die Schilluk am Sobat, im Süden die Djur, nördlich der Asande, gehören, ferner die Dinka (von Bahr-el-Arab bis zum Sobat), darunter die Nuer, Kredj u. a. Am südlichen Bahr-el-Ghazal sitzen die Bongo; auf sie folgen die Mittu, Madi und Lendu, sowie die Momwu-Balesegruppe im Kongobecken. Die Stellung dieser letzteren Gruppen ist noch durchaus nicht geklärt, doch gelangen sie am besten hier bei den ihnen kulturell nahestehenden Niloten zur Besprechung. Am oberen Nil in 50 Grad n. Br. sitzen die Bari; Latuka, Alur und Acholi setzen die Beimischung nilotischen Blutes bis zum Albert-Edward-See und Viktoria-Nyansa fort. Aus einer Mischung mit der hier auftretenden Nandigruppe dürften die Turkana und Suk hervorgegangen sein, die einen langgestreckten Streifen westlich des Rudolfsees innehaben; auch die Masai stehen den Niloten (Bari) in mancher Beziehung nahe.

Geschichte und Verwandtschaftsbeziehungen aller dieser Gruppen sind noch recht ungeklärt. Der größte Teil von ihnen wurde von Johnston und anderen als „Niloto-Hamiten“ bezeichnet, was sprachliche Stellung und auch körperliche Artung umschreiben sollte. Sicher haben alte hamitische Einflüsse auch in diesem sumpfigen, schwer zugänglichen Rückzugsgebiet gewirkt, und die Kultur dieser Gruppen weist zahlreiche Beziehungen mit denen der Masai auf. Es scheint vor allem eine umfangreiche Südwanderung des Volks der Schilluk, als dessen weit verstreute Glieder Gruppen verschiedenen Namens auftreten, in diesen Ländern eine entscheidende geschichtliche Rolle gespielt zu haben. Zu ihm zählen die Schuli, Djur, Acholi, Alur und Kavirondo (Wagaja) und andere.

In kultureller Hinsicht stellt sich uns das Gebiet der Niloten als ein ausgesprochenes Mischgebiet dar, innerhalb dessen eine ganze

Anzahl Kulturformen des Sudan zu der nahe verwandten ostafrikanischen Kultur überleiten (Kleidungswesen usw.), während bei den südwestlichen Stämmen der Einfluß der Kultur des Kongobeckens unverkennbar ist.

Die Wirtschaft gründet sich im Norden (Dinka, Schilluk) in erster Linie auf die Viehzucht, die auch im Südwesten (Bari, Acholi) fleißig betrieben wird; hier bildet die Grundlage für den Lebensunterhalt aber doch schon vielfach der Ackerbau, der bei den Djur, Bongo und den Stämmen im Kongogebiet, Mittu, Madi usw. fast ausschließliche Geltung besitzt. Alle Stämme des Nilgebiets sind fleißige

Abb. 254. 1 und 3 Eisengeld der Djamdjam, Äthiopien; 2 Salzbarren, Zahlungsmittel, Abessinien; 4 Kupferbarren als Zahlungsmittel, Katanga, Kongo. (Fig. 1 $^1/_{10}$, die übrigen $^1/_5$ n. Gr.)
(Lindenmuseum, Stuttgart)

Fischer, die des Südostens auch Jäger mit Ausnahme der Bari. Treibjagden mit Netzen sind namentlich bei den Acholi beliebt. Beim Fischfang errichtet man Wehren mit eingesetzten Reusen allgemein; auch legt man Netze aus oder treibt die Fische mit Schleppwehren aus Papyrus zusammen; auch Angeln und Speeren der Fische bei Fackellicht ist bekannt (Abb. 260).

Die Akikuyu, Nandi und andere verwenden zum Feldbau nicht einmal Hacken, sondern nur hölzerne und beinerne Spaten oder Grabstöcke und messerartige Geräte.

Die Hütten besitzen nur im Norden eine zum Teil mit Lehm beworfene, zylindrische Wandung und Geflechtwerk wie im Sudan („Kegeldachhütte"); im Süden reicht das Dach vielfach noch bis zum Boden herab (Alur, Lendu), womit eine Art Heuschober- oder Bienenkorbform festgehalten erscheint, die stellenweise

(Acholi) auch in der Anlage des Gerüstes nicht zu verkennen ist. Auch der hier auftretende Türvorbau stimmt mit der der Bienenkorbhütten des Waldgebietes überein. Eigene Weiberhäuser haben die Dinka, Bongo, Lendu, Jaluo usw., die Jaluo, Schuli und Madi auch besondere Hütten für Jünglinge und Mädchen. Kornspeicher in Form geflochtener Körbe auf Pfählen haben die Bongo; anderswo hebt man die Vorräte in den Hütten in Urnen auf (Dinka, Djur). Die Dörfer liegen im Norden und am Bahr-el-Ghazal offen und unbefestigt da; im Südosten hat man sie wegen der herrschenden Unsicherheit mit Dornhecken, Palisaden (Acholi) und Gräben (Madi) umgeben gelernt. Bei den Alur bilden sie als Sippendörfer unregelmäßige Haufen.



Abb. 255. Ehepaar, Kavirondo, Uganda
(Nach Johnston)

An Einrichtungsgegenständen in der Hütte treffen wir auf ein Spannbett zum Schlafen bei den Lendu; die Acholi benützen eine Lehmplattform; im Norden bettet man sich in die weiße Asche des Kuhmistes (Nuer). Als Kopfunterlage dienen Nackenstützen oder ein für alle Schläfer gemeinsamer Baumstamm (Bongo). Schemel mit vier Füßen benützen die Bongofrauen; die Dinka haben eigentümliche Sitzstöcke, zum Teil als Keulen verwendbar.

Nirgends fehlen Mahlsteine und Kornmörser; Töpfe dienen außer Küchenzwecken der Verwahrung von Habseligkeiten, ebenso

geflochtene Körbe; Holzschüsseln, Löffel u. dgl. besitzen vor allem die Stämme des Kongobeckens.

Unter den hiehergehörigen Völkern treffen wir sehr häufig auf *vollständige Nacktheit*, d. h. Kleider-, nicht Schmucklosigkeit, so bei den Männern der Nuer, Dinka, Jaluo, Kavirondo usw. ebenso die Mädchen bei letzteren. Anderswo tragen die Männer einen Lederschurz oder einen Schurz aus Eisenfransen, Eisenperlen u. dgl. (Bongo, Mittu, Madi u. a.), ebenso die Weiber, die sich vielfach auch mit Blättern oder Laubbüscheln als Schambedeckung begnügen (Bari, Nuer, Bongo); stellenweise tragen sie dazu rückwärts ein schwanzähnliches Anhängsel (Bongo, Jaluo). In einzelnen Gebieten hat soziale Abstufung der Kleidungsformen Platz gegriffen. Bei den Alur tragen die Vornehmsten *Rindenmäntel* aus Unyoro, die weniger Bemittelten Felle um Hüften und Schultern, ebenso die Weiber, die gegebenenfalls auch nur ein Grasbüschel vornehmen. Die Kavirondo, Nandi, Lendu und andere tragen auch Ledermäntel (wie im Süden). (Abb. 255.)

Für Schmuckzwecke bevorzugen die Männer tierisches Material, Armringe aus Elfenbein, Flußpferdhaut; auch Kuh- und Ziegenschwänze dienen ihnen zur Auszier (Dinka). Die Jaluo tragen Ringserien aus Holz. Ferner wird Metallschmuck getragen. Im Kongogebiet werden Zähne und Klauen zu Ketten aufgereiht und gleich Federn zu Schmuckzwecken verwendet (Alur u. a.). Die Weiber tragen hauptsächlich *Eisenschmuck*, der oft schwere Lasten bedeutet. Außer Ringen, Spiralen usw. sind namentlich Eisenketten und -perlen sehr beliebt (Bongo, Mittu, Madi). Eine sehr altertümliche Schmuckform stellen Schnüre aus aneinandergereihten Scheibchen von Muschelschalen dar, die ganz mit den prähistorischen Funden aus Straußeneischalen übereinstimmen (Turkana, Alur, Waldbantu usw.). Als Kriegsschmuck tragen die nördlichen Stämme in Anlehnung an sudanische Wehr Helme mit Büffelhörnern (Schilluk), Kappen aus Haarfilz mit Kaurimuschelbesatz (Nuer), ferner Hüte. Im Süden trägt man vorwiegend Fell- oder Federmützen (Bari, Turkana, Lendu, Alur usw.). Tatauierung ist nicht allgemein (Madi, Nuer u. a.) entwickelt; weiter verbreitet ist *Narbenzeichnung* der Frauen, durchaus bekannt Körperbemalung; allgemein verbreitet ist Ausbrechen der unteren Schneidezähne. In der Ober- oder Unterlippe tragen die Weiber Stäbchen (Madi) oder Scheiben (besonders groß bei den Bongo). Beschneidung ist nur bei den Waldstämmen die Regel.

An Waffen überwiegen im Norden Lanze und Wurfspeer, in deren Anfertigung Djur und Bongo Meister sind; von den Bari südwärts ist daneben auch Pfeil und Bogen verbreitet. Die Pfeilköcher werden aus Leder hergestellt; nur gegen das Kongogebiet hin findet man Geflechtköcher (Alur). Keulen kommen überall vor; im sudanischen Gebiete waren auch Wurfmesser, Schlagringe und andere uns bereits bekannte Waffenformen (Steinschleudern) verbreitet.

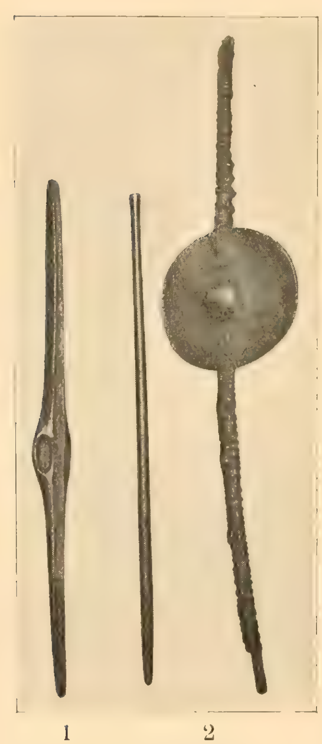


Abb. 256. 1 Stockschild der Dinka; 2 Parierschild und Keulenstock der Wanyaturu ($^1/_{17}$ n. Gr.) (Berliner Museum für Völkerkunde)

Der Bogen dieser Gebiete ist durch starke Umwickelung mit Eisenbändern, Eidechsenhaut usw. kenntlich, die Pfeile ohne Flugsicherung zeigen besonders gefährlich gezähnte Eisenspitzen. Gegen das Kongogebiet zu findet auch Umwickelung der Bögen mit Affen-, Leopardenfell usw. statt (Abb. 271).

Zur Abwehr dient ein ovaler Lederschild; die Dinka und andere führen auch Stockschilde zum Parieren der Keulenhiebe. Sie werden ganz ähnlich wie in Australien bei der Austragung von Zweikämpfen verwendet und gehen hier wie dort aus einfachen Parierstangen hervor (Abb. 256, Tafel XIX 4, 5). Bei den Lendu und Alur sind wie im Uelle-Kongogebiet Lederpanzer gebräuchlich.

Abgesehen vom gewöhnlichen Hausgewerbe hat die Reichhaltigkeit des Bodens an Eisen eine hohe Blüte der Eisenbereitung und des Schmiedehandwerks bei den Djur und Bongo herbeigeführt; das Eisen wird in $1^1/_2$—2 m hohen Lehmöfen ausgeschmolzen und in kunstvollster Weise zu Lanzenspitzen u. dgl. verarbeitet. Einzelne der weithin verhandelten Erzeugnisse (eiserne Beile, tellerförmige Platten) besitzen Geldeswert (Abb. 236). Töpferei fehlt stellenweise oder steht auf ziemlich niedriger Stufe.

Dem Verkehr in den seichten Flußstrecken des Nils dienen kahnförmige Flöße aus Papyrusschäften, ganz wie die alten „Ambatschkähne“, die schon Herodot beschreibt.

An Musikinstrumenten sind vor allem Blashörner, Pfeifen und Trommeln zu nennen; Häuptlinge besitzen aufhängbare Signaltrommeln wie im Kongogebiet.

Der Zusammenhalt der einzelnen Gruppen ist durch ein patriarchalisch geregeltes Häuptlingswesen gegeben. Ein totemistisches Clanwesen wie bei den Asande ist bei den Dinka, Schilluk, Nandi, Suk u. a. festgestellt (s. o.). Bemerkenswert ist die Abtrennung der unverheirateten Jugend von der übrigen Dorfschaft in besonderen Häusern bei den Jaluo, Schilluk usw.



Abb. 257. Großer Lederschild der Wute. Kamerun (zu S. 534). (Etwa 1/24 n. Gr.) (Berliner Museum für Völkerkunde)

Sehr wenig wissen wir über die Religion dieser Stämme; ein beiläufiger Begriff von einem himmlischen Wesen scheint zu bestehen. Opfer- oder Fetischhütten finden sich im Südosten in jedem Dorfe. Die Leichname der Frauen werden im Freien ausgesetzt und den Hyänen überlassen; die Männer werden begraben (sitzend bei den Bari). Die Bongo errichten einen Grabhügel aus Lehm, den sie mit figürlich beschnitzten Pfählchen (Ahnenfiguren?) umstecken, während die Madi Steine über dem Grab aufhäufen.

* * *

Ein sehr eigenartiger Volksstamm Ostafrikas sind die Masai, wahrscheinlich einen früh entstandenen, negroiden Mischtypus auf vorwiegend hamitischer Grundlage darstellend, die ursprünglich wohl in Abessinien ansässig, im achtzehnten Jahrhundert als kriegerisches Hirtenvolk in die Steppen südöstlich des Viktoria Nyansa eindrangen (vgl. Tafel XIII). Dort bildeten sie als Viehräuber lange Zeit den Schrecken ihrer friedlicheren Bantunachbarn, bis sie, durch die Rinderpest im Jahre 1891 ihres Unterhaltes beraubt, zu

einem kümmerlichen Pöbelvolke herabsanken, das teilweise durch Ackerbau sein Leben weiter fristet. Im Mount-Elgon-Gebiet scheinen sie übrigens schon früher zum Ackerbau gegriffen zu haben. Gezüchtet werden Zeburinder, Schafe, Ziegen und auch Esel. Die Aufsicht über die Tiere führen hauptsächlich Knaben; die Rinder werden sowohl von Männern wie von Weibern gemolken.

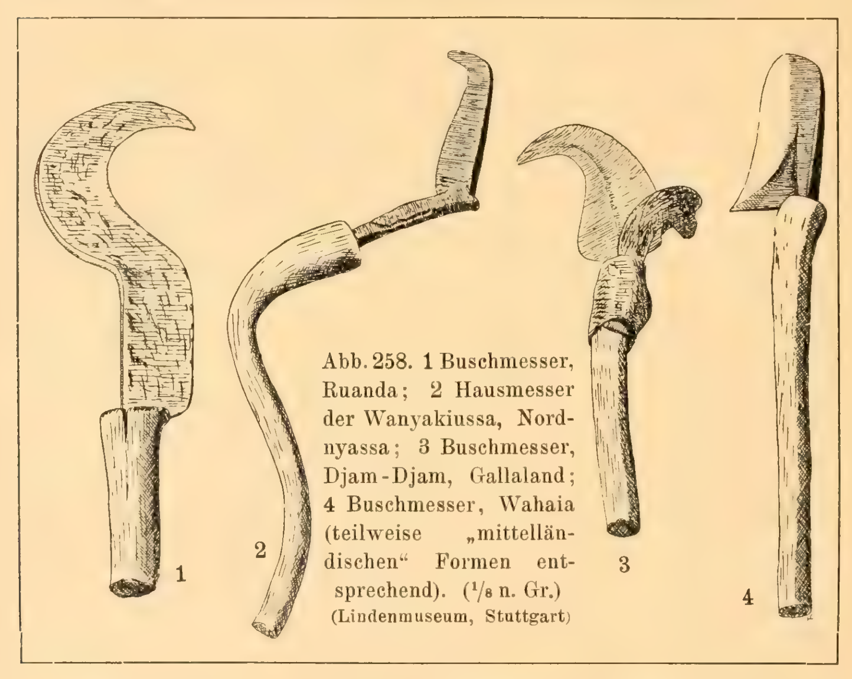


Abb. 258. 1 Buschmesser, Ruanda; 2 Hausmesser der Wanyakiussa, Nordnyassa; 3 Buschmesser, Djam-Djam, Gallaland; 4 Buschmesser, Wahaia (teilweise „mittelländischen" Formen entsprechend). (1/8 n. Gr.) (Lindenmuseum, Stuttgart)

Die Nahrung ist bei den Kriegern auf Fleisch, Milch und Blut beschränkt, sonst erstreckt sie sich natürlich auch auf pflanzliche Stoffe. Aus Honig wird ein Rauschtrank gewonnen. Die Krieger genießen als Reizmittel in den Speisen die Rinde einer Akazienart, die starke Nervenerregung, vielfach bis zu Tobsuchtsanfällen gesteigert, im Gefolge hat.

Die Wohnung der ackerbautreibenden Masai ist die Kegeldachhütte der Bantu; die Hirten bewohnen viereckige, kastenförmige Behausungen aus einem Holzgerippe, mit Lehm oder Kuhdünger überstrichen, die rings um einen Hof angelegt werden. Jede Frau hat eine eigene Hütte. Das Vieh wird im Hofe untergebracht. Häufig findet man rings um die Wohnstätten Dornhecken als Verschanzung (Abb. 173, 5).

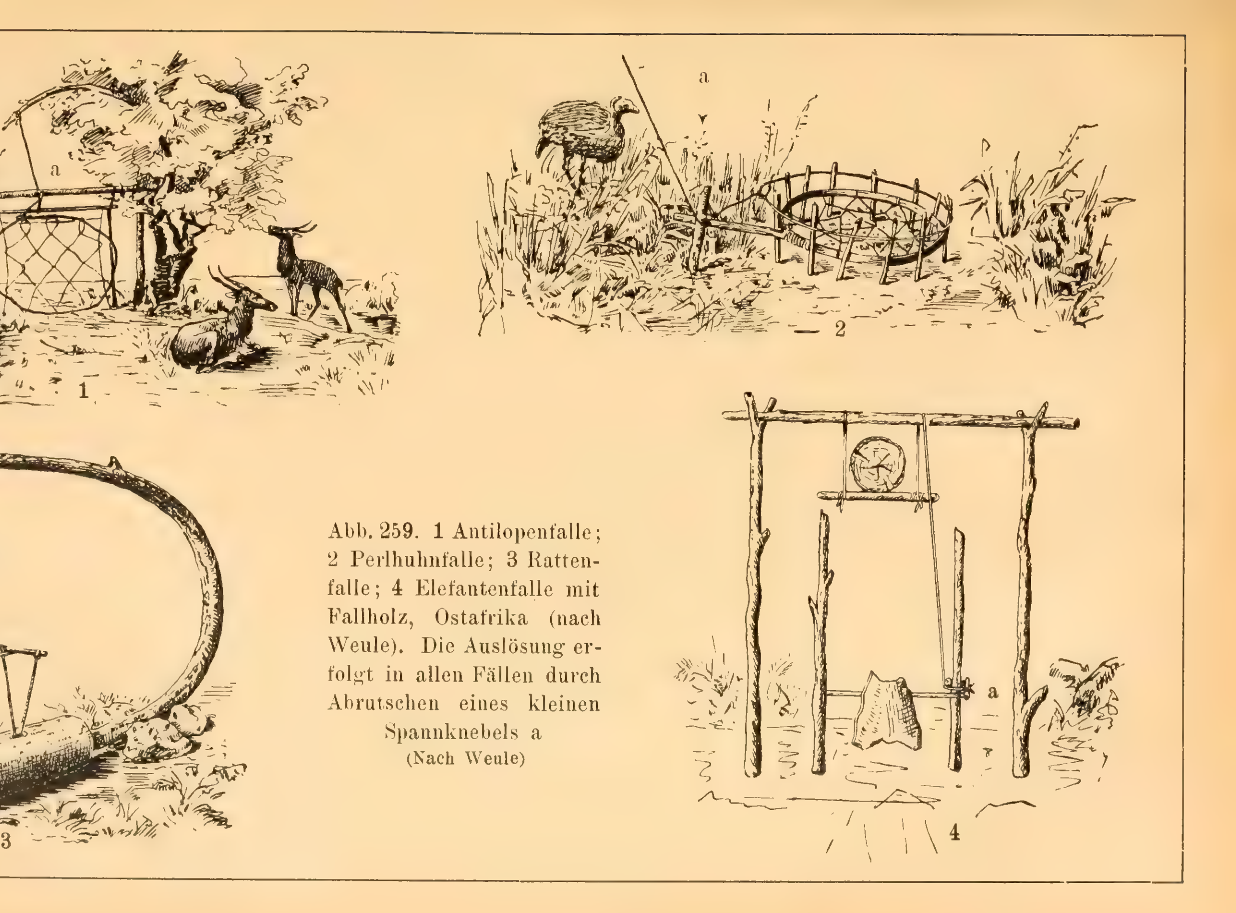


Abb. 259. 1 Antilopenfalle; 2 Perlhuhnfalle; 3 Rattenfalle; 4 Elefantenfalle mit Fallholz, Ostafrika (nach Weule). Die Auslösung erfolgt in allen Fällen durch Abrutschen eines kleinen Spannknebels a
(Nach Weule)

Zum Schlafen dienen Graspolster mit Häuten belegt. Vierfüßige Sitzschemel sind bekannt. Feuer wurde mit einem Bohrer erzeugt. Das Hausgerät ist dürftig; ein paar Kürbisflaschen, ein paar Tontöpfe und eingetauschte Holznäpfe, Rindslederbeutel, Holzlöffel u. dgl. genügen den häuslichen Zwecken. Ledersäcke dienen dem Kleidertransport.

Die Kleidung besteht bei den Männern aus einem (nicht als Schamverhüllung verwendeten) Ledermantel; auch ein Sitzleder kommt vor. Die Weiber tragen Mantel und Lendenschurz. Krieger tragen Federmäntel und einen diadem- oder krausenartigen Kopfschmuck aus Straußenfedern, sowie Haarbinden unterm Knie. Ein weiterer Schmuck der Männer sind Amulettketten, ein paar Armringe u. dgl.; der Eisenspiralschmuck der Frauen (an Ohren, Armen und Beinen) ist oft geradezu überwältigend entwickelt. Die Ohrspiralen müssen durch Lederriemen quer über dem Kopf hochgehalten werden, um das Läppchen nicht zu zerreißen. Der Körper wird häufig mit roter Farbe und Fett bemalt; Krieger bemalen sich weiß. Der Haartracht wird nur von letzteren Aufmerksamkeit geschenkt. Von Körperverunstaltungen ist Ausschlagen der unteren Schneidezähne gebräuchlich; die Weiber haben ein paar Tatauierlinien um die Augen. Beschneidung ist bei den Männern in der Form der Inzision verbreitet; auch Mädchen werden beschnitten.

An Waffen verwendet der Masai im Kriege den Speer, ein lanzettförmiges Schwert und einen ovalen Lederschild; diese Ausrüstung ist von vielen Nachbarstämmen der Masai, denen ihre Kriegstüchtigkeit gewaltig zusetzte, angenommen worden („Masaiaffen") (Tafel XIX, 2). Den Bogen verwenden in einer reflexen Form nur die ansässigen Masai und die Jägerstämme der Wandorobbo.

Von Industrien ist hauptsächlich die Schmiedetechnik zu nennen (Waffenschmieden, Drahtziehen), die gleichfalls einer besonderen Kaste, den Elgonuno, überantwortet ist (Abb. 194).

In sozialer Beziehung fällt vor allem die strenge Altersklasseneinteilung in Kinder, unverheiratete Krieger, die mit den Mädchen vereinigt in einem Kriegerkraal leben, Verheiratete und alte Leute auf. Erst nach dem Kriegerleben durfte der Masai heiraten, wofür ihm vom Vater der Brautpreis erlegt wurde.

Das Häuptlingswesen kommt nur schwach zur Geltung; eher haben bestimmte Priester Einfluß auf die Krieger. In reli-

giöser Beziehung stehen die Masai ziemlich hoch. Ein Himmelsgott (zugleich Regenspender), sowie mit der Schöpfungssage übereinstimmende Überlieferungen weisen auf Beeinflussung von seiten des abessinischen Christentums in ihren früheren Wohnsitzen hin. Die Toten werden einfach ausgesetzt und den Hyänen zum Fraße überlassen, Häuptlinge werden jedoch begraben. Ein Leben im Jenseits kommt nach der Ansicht der Masai nur den Männern zu.

In naher Beziehung zu den Masai stehen einige anthropologisch



Abb. 260. Fischfang mit Reusen im Viktoria-Nyansa
(Nach Merker)

und ethnographisch nicht rein erhaltene Gruppen, die Elgonuno, als Schmiedekaste unter den Masai lebend, und die Wandorobbo, die in naher Beziehung zu den Nandistämmen stehen. Die Wanege (Kindiga) und Wassandaui (Sandawe) dürften viel Pygmäenblut aufgenommen haben. Alle sind sie ausgesprochene Jäger mit Bogen und vergifteten Pfeilen; sehr gebräuchlich ist Jagdzauber bei ihnen; ihre Hütten sind klein und bienenkorbförmig, alles primitive Merkmale.

Rings um die Masai sitzen ferner noch eine Anzahl älterer Stämme, Wakuafi, Watatura (Tatoga), Wafiomi, die nähere sprachliche Verwandtschaft mit ihnen und den Niloto-Hamiten besitzen und auch im Kulturbesitz, vor allem im Waffenwesen von ihrer Seite her beeinflußt worden sind; insgesamt stehen sie aber dem Negertypus zweifellos näher als die Masai.

c) Die östlichen Bantu

Unmittelbar an die nilotische Gruppe und die hamitischen Mischvölker schließen sich im Süden bantusprechende Stämme an, wobei sich in den Grenzgebieten naturgemäß eine geschichtlich bedingte Durchdringung und Überschichtung der Völker ergeben hat.

Am weitesten nach Norden vorgeschoben sind die im Ugandaprotektorate wohnenden Banyoro (südöstlich vom Albertsee), sowie die Bairo und Baganda. Am Nordufer des Viktoria-Nyansa finden wir die Basoga und Kavirondo (letztere stark von den Niloten beeinflußt), zwischen Albert- und Albert-Edward-See die Bakondjo. Im Zwischenseengebiet bezeichnet man die von den Wahima überschichtete Bantubevölkerung je nach den Landschaften als Banyankole, Mpororo, Barundi, Wasindja (in Usindja) usw. Am Südufer des Viktoria-Nyansa sitzen die Wasukuma, Waschaschi, Wambugwe usw. am Rande des Masaigebietes; sie teilen in Tracht und Bewaffnung manche Merkmale mit diesen und den Niloten (Stockschilde der Waschaschi, Wanyaturu usw.).

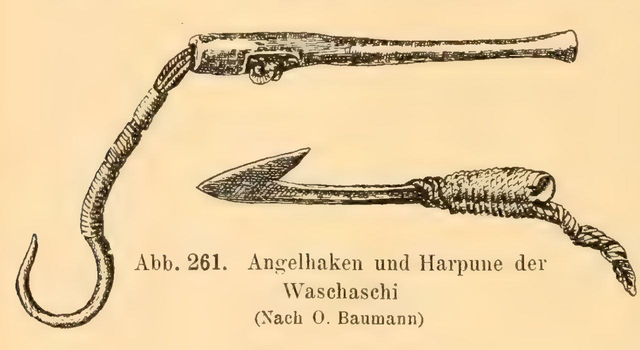
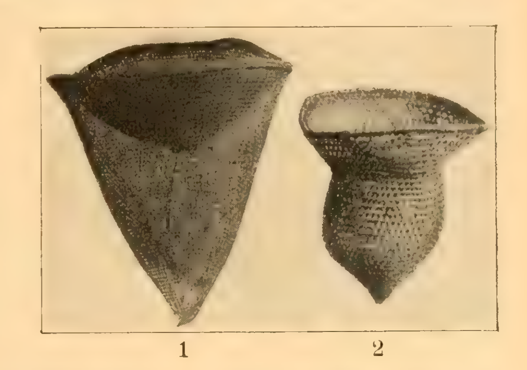


Abb. 261. Angelhaken und Harpune der Waschaschi
(Nach O. Baumann)

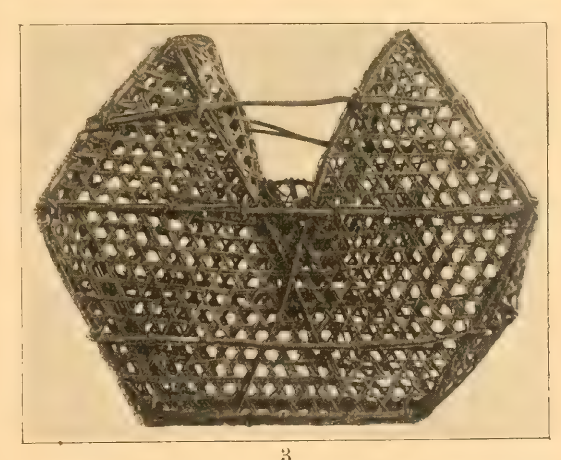
Zwischen Tanganyika und der Küste gruppieren sich in breiter Zone die Waha, Wanyamwesi, Wagogo, Wassagara und Waseguha; nördlich schließen hier sich die Wapare an, ferner die Wadschagga am Kilimandscharo und die Wateita, die bereits an die südlichen Galla grenzen und demgemäß auch hamitische Beeinflussung zeigen. Im Küstengebiete Usambaras sitzen die Suaheli, ein Mischvolk aus Bantunegern, Arabern und Persern hervorgegangen. Gehen wir weiter südlich, so treffen wir am Tanganyika die Wafipa, hierauf die Ukonongo, Wabena und Wahehe, letztere früher ein gefürchteter Räuberstamm („Zuluaffen"), ferner die Wangindo und Wamuera. Ins portugiesische Gebiet leiten uns die Wayao, die langsam gegen Norden vorrücken, die Wamakonde und Mawia hinüber; von den übrigen Stämmen Moçambiques seien bloß die Makua noch genannt. Auf britischem Gebiete östlich vom Nyassasee reichen mit zahlreichen Gruppen die Kondevölker (Awankonde) herein; verwandt mit den Warua und Lundavölkern sind die Babunda und Arungu am Mweru, bzw. Tanganyika; im übrigen gehören die Völker hier der sogenannten Awembagruppe an (Ababisa südöstlich des Bangweolosees u. a.); an sie schließen sich östlich die Nyanjavölker (Wasenga u. a.), bis zum Sambesi reichend und auch die Schirevölker umfassend. Eine Sondergruppe im Nordwesten des Nyassa bilden die Batumbuka. Die Angoni und Makololo stellen nur erobernde Eindringlinge

im Nyassa- bzw. Schiregebiet dar. Westlich der Nyanja sitzt die Batongagruppe, Baramba, Balala (verwandt auch die Banyai südlich des Sambesi), womit wir die Überleitung zu den Maschukulumbwe, Mambunda und Barotse gewinnen, die ihrerseits an die bereits besprochenen Stämme Benguelas grenzen. Ihnen schließen sich gegen Südosten am rechten Sambesiufer die Masupia, Batoka, Makalaka und Maschona an, letztere bereits mit Kaffervölkern (Matabele) vermischt. Einen letzten Ausläufer der Stämme mit westlichem Kulturtypus stellen oder stellten die Baronga an der Delagoabai dar.



1 2

Wie bei der ungeheueren Ausdehnung des ins Auge gefaßten Gebietes nicht anders zu erwarten, sind die historischen Schicksale der nördlichen Völkergruppen Ostafrikas ganz andere gewesen als die der südlichen. Im Norden, in Teilen Britisch-Ostafrikas und im ganzen mittleren Ostafrika (Zwischenseengebiet) sehen wir die Völkergeschicke tiefgreifend beeinflußt durch Einwanderung fremder, der Hauptsache nach hamitischer Elemente, von denen die Masai bereits oben erwähnt wurden. Von weit größerer politischer Bedeutung als ihr Erscheinen war das der rein hamitischen Watussi, welche eine bis heute fortlebende, sehr eigenartige Fremdherrschaft im Zwischenseengebiet (Ruanda) errichteten. Kaum 10 v. H. der Gesamtbevölkerung ausmachend, haben sie Sprache, Tracht, Häuserform und vieles andere teilweise von den unterworfenen Bantu angenommen, sich aber von der Beimischung fremden Blutes jederzeit freigehalten und unter Fortführung ihres Hirten- und Kriegerlebens als herrschende Adelsklasse stets das politische Übergewicht zu behaupten gewußt. Solche Wahima-Aristokratien bestehen in Ruanda, Urundi, Unyoro und anderwärts, und dementsprechend sind auch die Reichsgründungen



3

Abb. 262. 1 Fischreuse mgorao“ der Kyamtuara, Kisiba; 2 Fischreuse „ibischohescho“, Mulera, Ruhondosee; 3 Fischreuse von Ostafrika. (Etwa $^1/_{18}$ n. Gr.) (Lindenmuseum, Stuttgart)

in dem ganzen Gebiete (in Urundi, Ankole, Karagwe, Toro, vielleicht auch Unyoro) wohl auf aus ihrer Mitte hervorgegangene Herrscher zurückzuführen. Das ganze Land dürfte einstmals zusammen mit Uganda zu einem einzigen großen Reiche unter einem Wahimafürsten („kitwara") vereinigt gewesen sein, doch scheint Uganda schon von der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts selbständige Geltung gehabt zu haben, wie aus der Zahl der überlieferten Könige (etwa zweiunddreißig) zu erschließen ist. Auch hier beansprucht die Dynastie hamitische Abkunft für sich, die letzten Beherrscher Ugandas waren jedoch höchstwahrscheinlich ziemlich reine Neger; Beimischung hamitischen Blutes dürfte hauptsächlich durch Heiraten der Ugandaherrscher mit hamitischen Prinzessinnen aus dem Süden erfolgt sein. Rücksichtslose Despotie, Entwicklung eines hierarchisch abgestuften Priestertums, Gewerbefleiß und ein durch Straßenbau geförderter, recht ansehnlicher Handel und Verkehr mögen als Resultate der staatlichen Organisation angesehen werden.

Sehr gering sind unsere geschichtlichen Kenntnisse von den südlicheren Länderstrecken Ostafrikas. Junghamitischer Einfluß ist bis hieher nicht gedrungen; in neuerer Zeit haben die Länder zwischen Rufidji und Rovuma bedeutende Störungen durch das Eindringen südafrikanischer Stämme, der den Zulu zuzuzählenden Wangoni erfahren. Diese Gruppe hat sich erst in den sechziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts so weit nordwärts gewendet und gründete zwei mächtige Reiche im nördlichen Nyassagebiet. Von hier aus unternahmen sie, unter verschiedenen Namen bekannt, zahlreiche Vorstöße nach Norden, die erst unter deutscher Herrschaft ihr Ende erreichten. Makua und Yao wurden hiebei zu einer andauernden Nordwanderung gedrängt.

Noch mehr als diese ziemlich zentral gelegenen Länder ist naturgemäß der Süden, namentlich die Sambesiländer, politisch von südafrikanischen Kriegerhorden beeinflußt und bestimmt worden. So begründete Ssebituane mit einer Anzahl Basutokrieger, die sich den Namen Makololo beilegten, zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts ein Reich unter den Barotse am Oberlaufe des Sambesi; nach dem Tode seines Nachfolgers, Sekeletu, stürzten die Barotse diese Herrschaft wieder. Über die Einzelheiten dieser Ereignisse sind wir namentlich durch Livingstones und Holubs Forschungen erschöpfend unterrichtet worden; die frühere Geschichte dieser Länder ist dagegen noch in ziemliches Dunkel gehüllt und nur dort in flüchtigsten Umrissen zu ahnen, wo wie in Rhodesien eine ganz gewaltige Anzahl von Baudenkmälern, darunter die bekannten Ruinen von Simbabye als Zeugnisse einer bedeutungsvollen Vergangenheit sich erhalten haben.

Diese in der letzten Zeit so oft genannten Baureste bestehen der Hauptsache nach aus granitenen Umfassungs- bzw. Befestigungsmauern, in die einzelne emporragende Pfeiler eingelassen sind; im Innern finden sich runde Grundmauern für Gebäude, sowie massive, kegelförmige Steinbauten usw.; das Ganze ist auf einem leicht zu verteidigenden und außerdem Material zum Bau bietenden Granithügel angelegt. Solche Ruinen liegen in einem eine Million Quadratkilometer umfassenden Gebiete verstreut. Durch besonders starken Bau zeichnen sich derlei Befestigungen im Norden aus; hier sind namentlich auch an den Berghang angelehnte, halb unterirdische Steinwohnungen und Fluchtburgen anzutreffen, die einen deutlichen Beweis für den Befestigungscharakter der

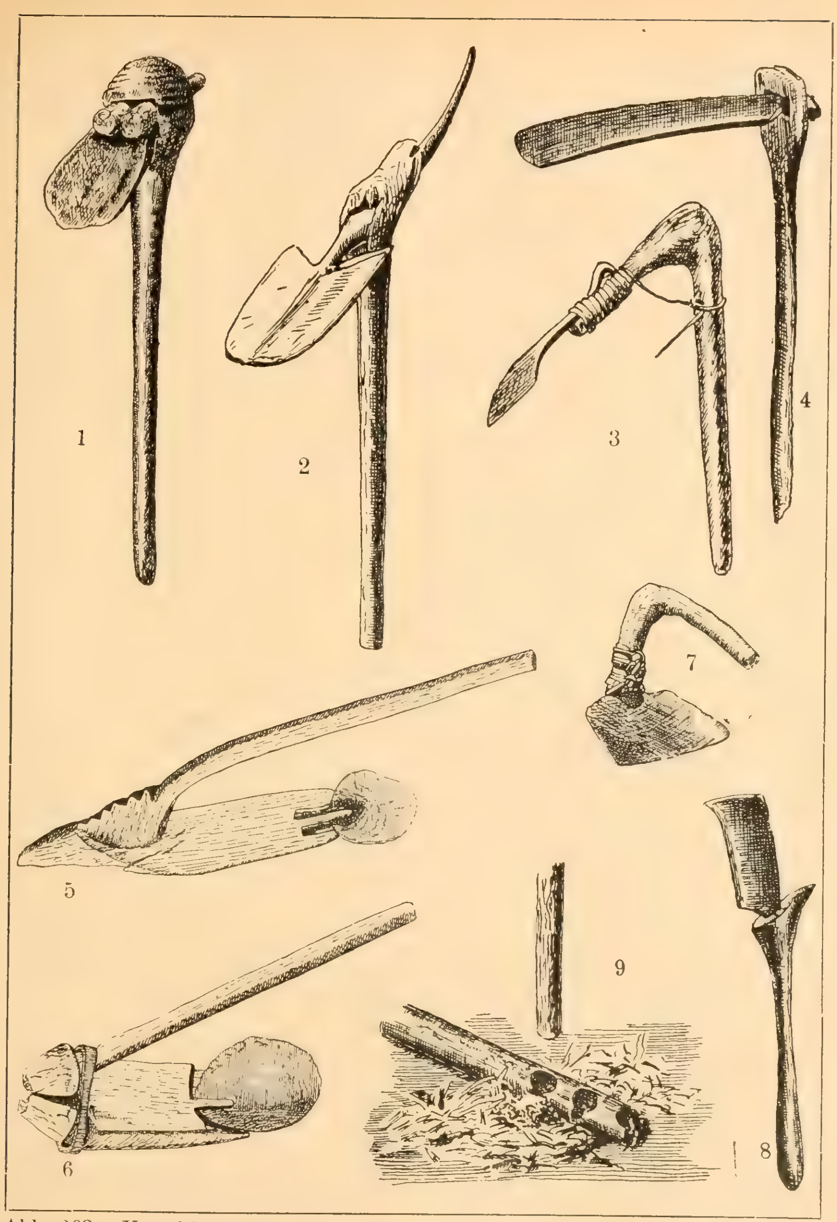


Abb. 263. Verschiedene Hackbaugeräte. 1 Feldhacke mit Holzblatt, Wakara (nach Baumann); 2 Feldhacke mit Eisenblatt, Wambugwe; 3 Feldhacke, Ngoroine; 4 Feldhacke mit Holzblatt, Wanyaturu (nach Baumann), sämtlich Ostafrika; 5 und 6 Pflugartige Feldhacken, Miltu, Kamerun und Paliena, Togo; 7 Feldhacke, Keaka. Kamerun; 8 Haumesser, Usukuma, Ostafrika (nach Baumann); 9 Feuerbohrer, Makonde, Ostafrika (nach Weule)

(5, 6, 9 Lindenmuseum, Stuttgart)

Anlagen liefern. Ferner kommen Reste von Bewässerungssystemen vor und ebenso verschiedene Überbleibsel von alten Bergbetrieben auf Gold, verschüttete Schächte, Stollen u. dgl., die wohl den Schlüssel zu der ganzen Frage nach der Herkunft dieser Bauten bieten. Ihr Alter ist auch in unseren Tagen noch nicht eindeutig festgelegt worden; man dachte an Phönizier, an Ophir, das Goldland Salomos und dergleichen und hielt es für ausgeschlossen, daß diese Bauten von Negern herstammen könnten. Nun wissen wir aber, daß schon mindestens seit dem zwölften, vielleicht schon im zehnten Jahrhundert Araber in Sofala, dem nächstgelegenen Hafenorte, Gold in großen Mengen erhandelten und von dort aus exportierten, und unter den Kleinfunden aus den Ruinen finden sich Spuren dieses Handelsverkehrs in ziemlich großer Anzahl in Form chinesischer Porzellanscherben, islamischer Gläser usw. Da auch die sonstigen Kleinfunde nichts enthalten, was für ein höheres Alter spräche oder nicht einer Negerbevölkerung zugeschrieben werden könnte, so ist man genötigt anzunehmen, es handle sich meist um Bauten einheimischer Fürsten, die im zehnten bis fünfzehnten Jahrhundert vielleicht unter arabischem Einfluß entstanden. Anlaß hiezu war wohl das Bedürfnis, bei zunehmender Ausnützung der Bodenschätze für ausreichenden Schutz des Landes gegenüber feindlichen Angriffen zu sorgen. Wahrscheinlich handelt es sich um das im sechzehnten bis siebzehnten Jahrhundert oft genannte Reich Monomotapa, dessen Bevölkerung die früh genannten Makaranga (Makalanga) bildeten. Die Maschona, nach denen das Land oft genannt wird, sind erst vor etwa hundertfünfzig Jahren ins Land gekommen; die Reichsgründung der Matabele (Zulustamm) erfolgte erst im neunzehnten Jahrhundert, wovon noch die Rede sein wird. Wie S. Passarge ausgeführt hat, ist damit aber noch nicht widerlegt, daß nicht früher schon der Goldreichtum des Landes zu Beziehungen mit dem Norden geführt hat. Die sonst rätselhaften massiven steinernen Kegeltürme in manchen Bauten, Steinsäulen auf Gemäuer, kreuzförmige Metallbarren entsprechen Denkmalen der Sabäer und lassen sich am ungezwungensten durch einen alten Verkehr mit Südarabien erklären.

Was Ackerbau und Viehzucht betrifft, stehen die Bantustämme Ostafrikas auf einer hohen Stufe der Vollkommenheit. Die wichtigsten Anbaufrüchte sind wieder Durra, Eleusine, Erdnüsse, Mais und andere bereits bekannte Arten. In Uganda, im Seengebiet und auf dem Kondeplateau bildet die Banane die wichtigste Nährpflanze, während im Süden (Sambesigebiet) auch der Reisbau sich eingebürgert hat. Der Ackerbau ist auch hier Hackbau, bisweilen noch mit hölzernen Hacken (Usukuma, Britisch-Zentral-Afrika) betrieben; streckenweise ist man indes zur Terrassierung und Bewässerung des Bodens (Wapare, Wahehe, Kondeland), auch zur Düngung (Konde) und Entwässerung (Wayao) fortgeschritten. Häufig werden die Felder gegen Raubzeug umzäunt (Kondeplateau, Barotsereich). Wachthütten mit Lärmapparaten dienen dem Verscheuchen der Vögel. Das Getreide wird im Norden

wie ganz im Süden auf Lehmtennen durch Ausdreschen mit Stöcken enthülst. Die Viehzucht erleidet gewisse örtliche Beschränkungen durch das Auftreten der Tsetsefliege (Sambesigebiet). Zuchttiere sind Rinder, Ziegen und Schafe; erstere gehören in Uganda und dem Zwischenseengebiet dem langhörnigen Typus an (Watussirind), während sonst überall das Zeburind gezüchtet wird. Vielfach treibt man das



Abb. 264. Frauen, Mehl bereitend und Teig knetend, Ugogo
(Photozentrale Wira)

Vieh nachtsüber in Umzäunungen zusammen (Yao, Angoni); die Wahehe haben Ställe in Tembenform; auch die Awankonde bauen rechteckige Ställe. Noch herrscht aber auch im Süden rein extensive Wirtschaft, daher die häufige Verlegung von Siedlungen usw.

Bemerkenswert ist der Gegensatz der reinen viehzüchtenden Gruppen (Masai usw.) zu den umwohnenden Ackerbauern. In den Wahimastaaten usw. sind die herrschenden Wahima, Watussi usw. ausschließlich Rindviehzüchter, denen ihr Vieh zugleich Kapital und soziale Macht bedeutet (pecus = pecunia). Geschlachtet wird das Vieh auch hier selten (sterile, alte Tiere usw.), dagegen genießt man abgezapftes Rinderblut, saure Milch; Butter verwendet man ausschließlich zum Salben des Körpers.

Zum Aufgraben des Bodens verwenden viele Gruppen, wie erwähnt, noch hölzerne Hacken oder haben wenigstens diesbezügliche Überlieferungen erhalten. (So in Urundi, Turu, auch bei den Wayao, Wamakonde usw.) Das gleiche ist auch in Westafrika (Mandingo, Fernando Po usw.) der Fall (vgl. Abb. 263).

Jagd und Fischerei werden überall, wo sie sich lohnend



Abb. 265. Wagajakrieger im Tanzschmuck, Ostafrika
(Aufnahme von Prof. Dr. Kattwinkel)

zeigen, mit Hilfe der Treibjagd mit Netzen, Fallen, Fallharpunen, Schlingen usw. betrieben, bildet jedoch vielfach auch eine Art Stammesgewerbe oder Urbeschäftigung der primitiveren Gruppen im Barotsereich wie im Norden (s. o. S. 567) (Abb. 259—262).

Salz wird am Albertsee, am Nyassa usw. durch Verdunstung gewonnen, sonst bereitet man es zumeist aus Pflanzenasche. Eine wichtige Rolle spielt auch der Honig. In Unyoro, Uganda und auf dem Nyassa-Tanganyikaplateau hängt man Behälter aus Stammstücken, Rinde u. dgl. zur Versorgung der Schwärme in den Bäumen auf. Bier wird aus Bananen, Sorghum usw. bereitet.

Ziemlich mannigfaltig sind die Wohnbauten bei den östlichen

Bantu entwickelt. Im Zwischenseengebiet und bei den Graslandvölkern, die zu den Kongostämmen überleiten, herrscht, wie erwähnt, meist der Typus der Bienenkorbhütte, die auch die Stammform der gewaltigen Wohn- und Palastbauten Ugandas bildet, in denen ein — wohl sekundäres — Gerüst lotrechter Balken den Aufbau des riesigen Dachgewölbes unterstützen muß und auch schon eine gesonderte niedrige Stützbalkenwand erscheint. Derartigen



Abb. 266. Wagogos mit Kriegsmützen und Waffen
(Photozentrale Wira)

„Übergangsbildungen" zur Kegeldachhütte begegnen wir auch im Kilimandscharogebiet, bei den Asande, den Barotse usw. (Abb. 172, 4, 5).

Eine merkwürdige, hauptsächlich Verteidigungszwecken dienende Wohnform im Nordbereich stellen die unterirdischen Fluchtgänge und Tembebauten einzelner Völker dar. Höhlenwohnungen, am Abhang der Berge angelegt, kennen auch die Nandistämme, zu ganzen unterirdischen Labyrinthen sind sie jedoch bei den Wadschagga ausgebildet, ebenso bei den Wanyaturu und in ganz Ufiomi, bei welch letzteren sie mit dem Tembebau in Verbindung treten. Man versteht unter Tembe eine meist viereckige Anlage, gebildet von rechteckigen, mit flachem Dach versehenen Lehmhäusern, die rings um einen Hof gruppiert sind; es ist dies die

charakteristische Wohnform der abflußlosen Gebiete (Unyamwesi, Ugogo, Uhehe usf.). Davon zu unterscheiden ist der Tembenring, d. h. eine aus konzentrischen Lehmwällen bestehende Verschanzung mit einem Gehöfte von Kegeldachhütten u. dgl. im Inneren (Unyamwesi). Verringerung der Feuersgefahr dürfte der Ansporn der Umwandlung der Kegeldachhütten in flachgedeckte Häuser gewesen sein, welche man nach Masaiart dann gehöfteartig gruppierte. Halb oder ganz unterirdisch werden die Temben im südlichen Iraku angelegt, wobei sich unwillkürlich der Vergleich mit den Erdbauten des westlichen Sudan (s. o. S. 477) aufdrängt (Abb. 173, 4—6).

In allen anderen Landschaften findet sich die Kegeldachhütte mit zylindrischer Wandung. Im Rovumagebiet, im Kondeland und dem anstoßenden britischen Besitz wird dieselbe mit Lehm verstrichen und figural bemalt; auch ein laubenartiger Umgang kommt hier vor. Das Innere wird in der Regel durch Matten- oder Lehmwände unterteilt; auch Abtrennung des Bodenraums ist häufig. Eine eigenartige Abwandlung des Typus findet sich im Barotsereich, indem hier in die Hütte eine zweite kleinere mit Dach eingebaut wird (ähnlich im Okawangogebiet). Eigene Schlafhäuser für die Unverheirateten und Krieger haben die Kavirondo u. a.; überaus häufig sind Versammlungshallen für Männer; sonst spielt sich das öffentliche Leben vielfach auf dem Dorfplatze ab. Das Rechteckhaus der Suaheli, des Rovuma- und Kondegebietes sowie einzelner Strecken der britischen Länder (meist Versammlungshaus und Schlafhaus der Unverheirateten) ist vielleicht auf arabischen Einfluß zurückzuführen; im Barotsereich tritt das Rechteckhaus des Kongogebietes neben dem Rundbau auf (Abb. 172, 6). Die Dörfer sind geschlossene Gehöftedörfer. Bisweilen sind die Häuser auch weilerartig verstreut; förmliche Städtebildung läßt sich in Uganda und im Barotsereich beobachten. Wo sie erforderlich ist, tritt Befestigung mit Steinmauern, Lehmwällen, Dornhecken usw. auf (Abb. 267, 172, 7).

Das Getreide wird entweder in Rindenschachteln oder in Körben im Hause aufbewahrt, auch in zigarrenförmigen Büscheln an Stangen aufgebunden (Usindja) oder aber in lehmverstrichenen Speichern untergebracht (Barotsereich, Britisch-Zentralafrika).

Sehr mannigfaltig ist der kleinere Hausrat. Ein Bettgestell aus Latten ist durchgängig gebräuchlich, kann jedoch bei Ärmeren auch fehlen. Kopfbänke finden sich verstreut im Norden (Wambugwe), allgemein südwärts vom Rufidji und im Sambesigebiet, Barotse u. a.,

wo sie bei den Makalanga ihre geschmackvollste Ausbildung erfahren haben. Schemel und Sitzstöcke findet man im Norden bis Uhehe; im Rovumagebiet sind sie selten; in Britisch-Zentralafrika werden sie nicht erwähnt; hier dienen Felle und Matten als Bett- und Sitzunterlage. Die Barotse dagegen verwenden hiezu wieder Holzstühlchen und Schemel.



Abb. 267. Haartracht eines Mgogo mit Ohrpflock (Photozentrale Wira)

Zur Mehlbereitung hat man Mörser und Mahlsteine, letztere im Rovumagebiet zu mehreren in Lehmsockeln montiert; auch die typischen drei Herdsteine sind hier zu ornamentalen Lehmsockeln umgewandelt (Abb. 264). Tongefäße werden überall erzeugt; besonders vollendet sind die Erzeugnisse Ugandas und Ruandas (Abb. 275).

Eine besondere Leistung der Wahimavölker sind wasserdicht geflochtene Grasgefäße für Milch, doch kommen ähnliche auch im Süden (namentlich im Barotsereich) vor. Sie zeigen enge Verwandtschaft mit frühägyptischen Arbeiten und sind wohl althamitisches Kulturgut (Tafel XVII 6, 8). Kalebassen finden sich überall; hölzerne Milchflaschen und Schüsseln, überhaupt Erzeugnisse der Holzindustrie finden wir wiederum einerseits im Norden (Wahima, Wanyamwesi), andererseits im Süden (Barotsereich) zu besonderer Vollendung gelangt. Namentlich die Festschüsseln des Barotsereiches verdienen wegen ihrer außerordentlichen Größe hervorgehoben zu werden.

Zur Bereitung des Bananenbieres verwendet man in Uganda, Unyoro usw. gewaltige, kahnartige Holztröge; zur Abwehr der Unreinlichkeiten der Rauschtränke werden bis südlich ins Rovumagebiet Saugröhren mit Filter zum Genusse derselben benützt.

Der kleinere Hausrat wird entweder an der Wand oder unter Dach aufgehängt, auch auf Stellbretter verteilt. Trockengestelle und Trockenroste begegnen wir in Unyoro, im Rovumagebiet usw.

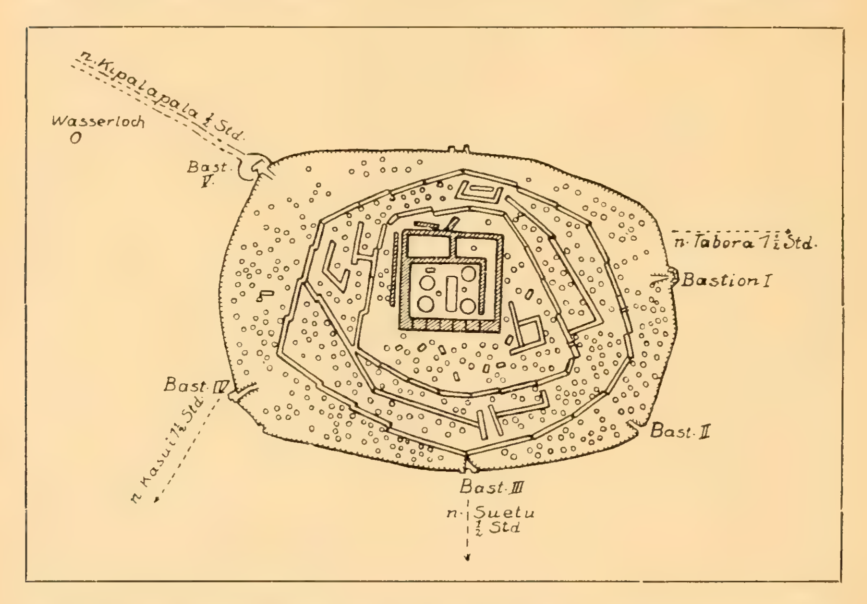


Abb. 268. Plan des Quikurru qua Sike (bei Tabora), Festungswerk, Ostafrika (Nach Schachtzabel)

Auch Deckelkörbe, Netze, Ledersäcke, gewaltige Rindenschachteln (Unyamwesi) dienen Aufbewahrungszwecken. Eine außergewöhnliche Methode der Feuerbereitung wird bei den Basoga überliefert und auch aus der kleinen libyschen Oase von einem Augenzeugen erwähnt (Ascherson), nämlich Aneinanderreiben von zwei Hölzern mit zwischengelegtem Zunder, während sonst allgemein der Feuerbohrer zur Verwendung gelangt. In der Regel wird aber an Rastplätzen und zu Hause das Feuer an glimmenden Stämmen dauernd erhalten (Weule).

Beim Kleiderwesen liegen die Verhältnisse vielfach insofern schwierig, als Fell- und Rindenkleidung einander häufig verdrängt haben oder nebeneinander vorkommen, auch bei beiden Geschlechtern

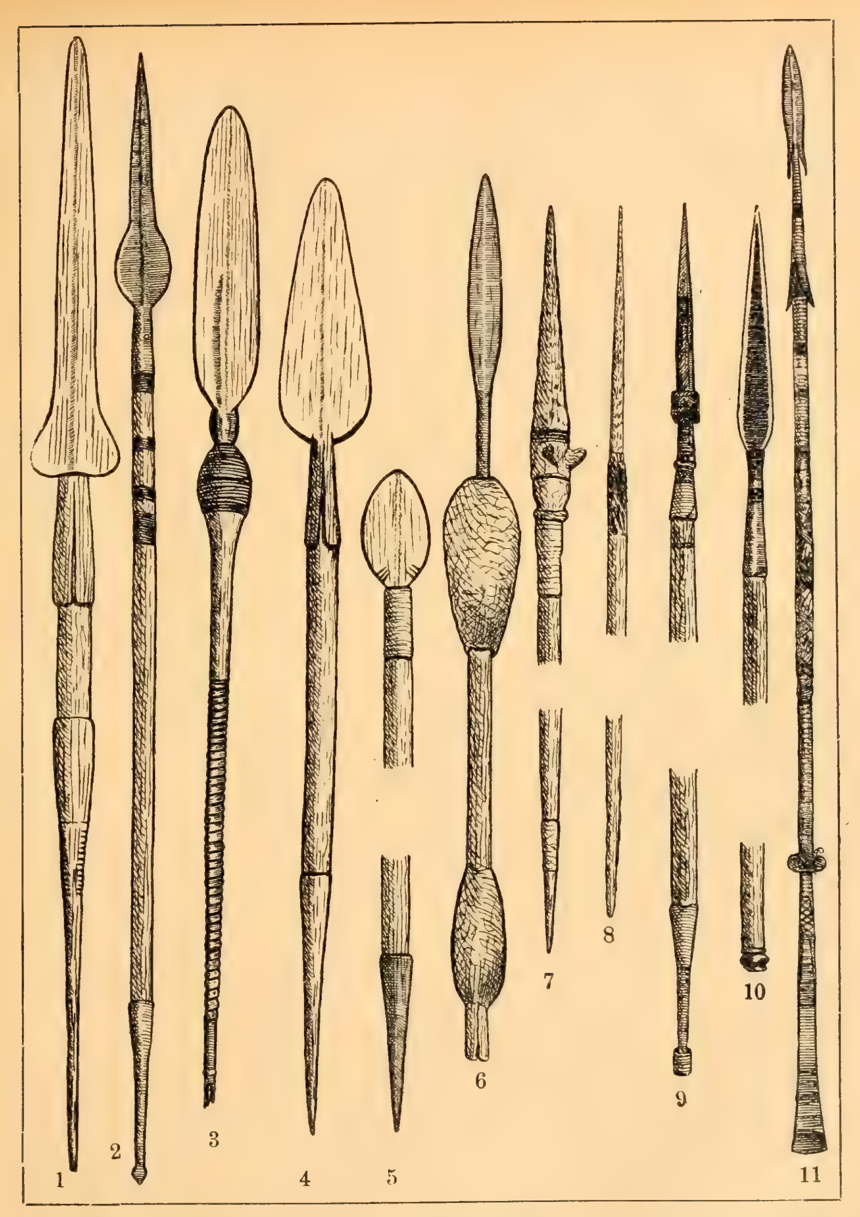


Abb. 269. 1 Speer, Masai, Muanza, Ostafrika (Länge 2,20 m); 2 Speer, Warega, Ostafrika (Länge 2,10 m); 3 Speer, Mpapua, Ostafrika (Länge 1,80 m); 4 Speer, Rombo, Ostafrika (Länge 1,70 m); 5 Speer, Useri, Ostafrika; 6 Elefantenspeer, Mpapua, Ostafrika; 7 Speer mit Antilopenhornspitze, Schilluk, oberes Nilgebiet; 8 Speer mit Giraffenknochenspitze, Schilluk, oberes Nilgebiet; 9 Speer von Wadi Medineh, Oberägypten (Länge 1,85 m); 10 Speer, Haberaul, Somaliland (Länge 1,80 m); 11 Speer, Tuareg, Fessan (Länge 2,10 m)

(Lindenmuseum, Stuttgart)

abwechseln usw. (besonders im Zwischenseengebiet). Nacktgeher sind die Kavirondo (junge Leute), die Männer der Wadschagga, Wambugwe, Bakondjo u. a., früher auch die Mawia; die Konde gehen heute noch nackt, ebenso die Awemba, Alungu, Batumbuka, Maschukulumbwe; auch die Barotse dürften früher Nacktgeher gewesen sein. Aber auch sonst legen die Männer bezüglich der Schambedeckung große Unbekümmertheit an den Tag (Wahima), seltener die Frauen (Baganda). Sehr einfach ist die Tracht der Graslandstämme (Bakondjo usw.): eine Schambinde oder zwei Rindenschurze bei Männern, grasgeflochtene Gürtel und Blattbüschel bei den Weibern, ab und zu Felle als Schulterbehang. Die Rindentracht ist am ausgebildetsten in Uganda wohl als Ersatz für (hamitische?) großflächige Ledertracht (bei Männern Lendenschurz und togaartiger Überwurf, bei Weibern ein sarongartiger Schurz); sie findet sich auch in Unyoro neben Lederkleidung, in Urundi, auf dem Kondeplateau, bei den Mawia, Yao usw. als Lendenverhüllung der Männer, in letzterem Gebiet gleichfalls durch Ledermäntel ergänzt. Zur Bereitung des Stoffes dienen einfache Schlegel oder rechtwinkelig in einen Schaft eingelassene, zum Teil geriefte Hämmer, mit denen er auf einem Holzbalken weichgeklopft wird. Faserschurze und ebensolche Schulterumhänge begegnen uns am Victoria-Nyansa. Im übrigen herrscht die Lederkleidung, die bei Wahima, Wambugwe, Wapare (Masainachbarn!) als Manteltracht ausgebildet ist. Fransenschurze aus Fell, von Männern und Weibern hiezu in Ruanda usw. — aber nicht überall — getragen, entsprechen sudanischen Typen. Bei den Barotse tritt zur Lendenverhüllung in Form einer Schambinde die südafrikanische Mantelform, der Karoß. Die jungen Weiber tragen hier Riemenschürzen, verheiratete ein Röckchen, bei schlechtem Wetter einen Radmantel. Die südlichen Angoni tragen gleichfalls bisweilen Lendenverhüllung aus Leder; im allgemeinen benützen die Männer die für die Zulu charakteristischen Penisfutterale aus Fruchtschalen, Schmetterlingskokons usw. Ledersandalen sind so ziemlich überall bekannt, werden jedoch nur auf Märschen angelegt. Heimisch erzeugte Wollstoffe werden bei den Yao und auf dem Nyassa-Tanganyikaplateau zur Tracht verwendet; auch sonst werden sie naturgemäß mehr und mehr — hauptsächlich aber als Importartikel — bevorzugt. Die Maschona und Baronga sollen auch gewebte Baststoffe erzeugt haben. Kopfbedeckungen werden hauptsächlich in Schmuckabsicht verwendet. Hieher gehören die Federbüschel und

ungeheuren, federgeschmückten Hüte der Kavirondo, die Kriegsmützen der Awemba, mit dem Schnabel des Nashornvogels verziert, die Federkronen und Diademe aus Zebramähnen der Angoni, Barotse, Matabele usw. Ganz nach Zuluart schmücken sich die Wahehe, Angoni, Baronga u. a. im Kriege mit Lederriemen, bisweilen herab-

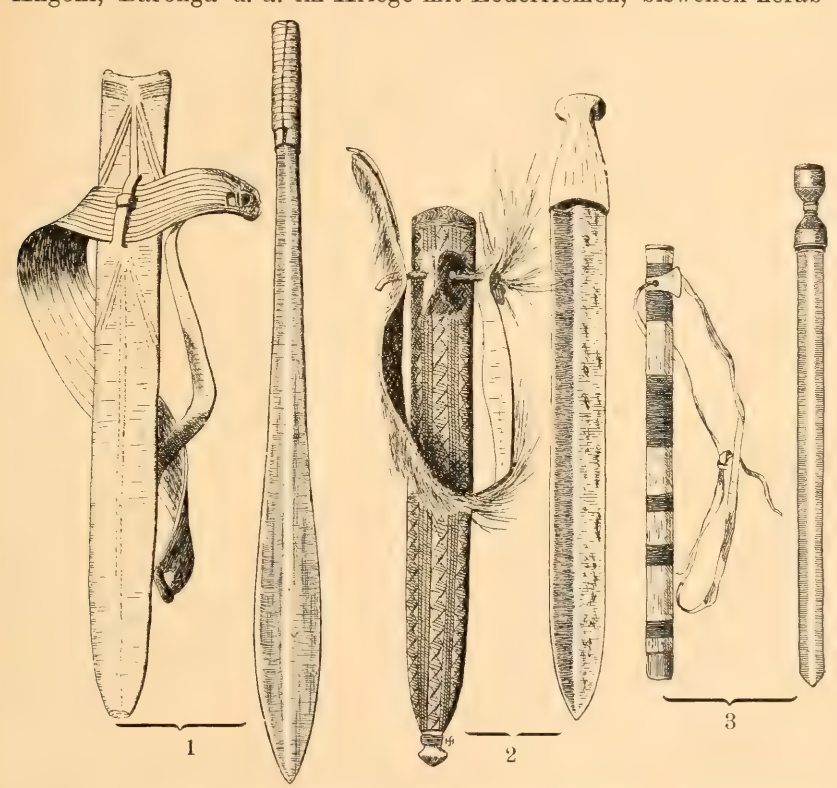


Abb. 270. 1 Schwert mit Lederscheide der Masai; 2 Schwert mit Holzscheide von Ruanda; 3 Schwert mit Holzscheide von Urundi, Ostafrika. (Etwa 1/10 n. Gr.) (Lindenmuseum, Stuttgart)

hängenden Schwänzen um die Mitte, Kniebinden aus langen Haaren usw. Sehr verschieden sind die Haartrachten; während einzelne Stämme Britisch-Zentralafrikas das Haar durch Anflechten künstlich verlängern, rasieren es andere figurenförmig aus oder beschmieren es auch einfach nur mit Ton; besonders kunstvolle Haarfrisuren kommen im Barotsereich vor. Kämme trägt man vom Kondeplateau angefangen bis zu den Barotse und Maschona; bei letzteren sind auch Haarnadeln (wie in Südafrika) beliebt. Von

sonstigem Schmuck tragen die Männer Elfenbeinringe, Ringe aus Rhinozeroshaut u. dgl.; im Norden auch Ketten aus Muschelscheibchen (Wawira, Bakondjo, Wahima, Waschaschi) oder Eisenketten. Weite Verbreitung besitzen lange, spiralig umgewickelte Grasringe, bisweilen noch mit Kupferdraht umflochten (Uganda, Graslandstämme, Barotse u. a.). Die Angoni, Barotse, überhaupt die südlichen Völker verwenden die primitivsten Materialien, Zähne, Knochen, Früchte, Käferdeckel, Samen und Fellstreifen. Die Weiber tragen hauptsächlich Metallschmuck, oft zu reichlichen Spiralumwindungen entwickelt; als sehr beliebte Ergänzung tritt hinzu noch Perlschmuck, namentlich im Süden (Abb. 265).

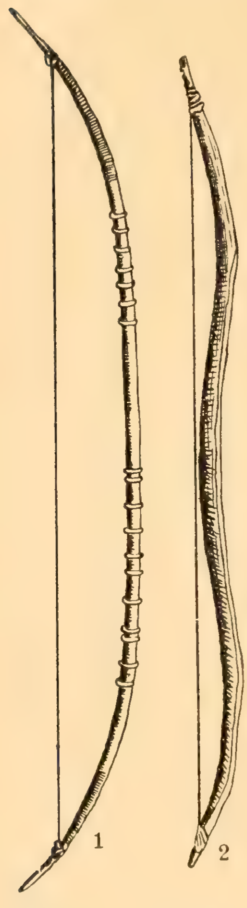


Abb. 271. 1 Bogen aus Karagwe, Ostafrika; 2 Somalibogen (Nach Frobenius)

Von Körperverunstaltungen halten sich Baganda, Wahima, Wahehe und Angoni so gut wie gänzlich frei, sporadische Tatauierung ausgenommen. Sonst erfolgt Tatauierung als Stammeszeichen so gut wie überall; in Britisch-Zentralafrika, bei den Baronga, Maschona und auf dem Kondeplateau tritt besonders reich das Einschneiden von Narbenwülsten auf. In letzterem Gebiet übt man auch Jagdzauber durch Transplantation von Hautstückchen des Wildes in Einschnitte am Körper. Lippendurchbohrung findet sich vom Nyassa bis zur Küste verbreitet, ebenso im britischen Gebiet; besondere Ausmaße erreicht sie bei den Anyanja, Yao und auf dem Kondeplateau. Ohrdurchbohrung existiert bei den Angoni u. a.; stärker entwickelt ist sie bei den Wapare, Wagogo usw. Ausbrechen der unteren Schneidezähne ist mehr im Norden üblich, die oberen entfernt man im Sambesigebiet. Auch Zahnfeilung ist häufig. Beschneidung fehlt einem breiten Streifen vom Victoria Nyansa bis zum Sambesi, kommt aber sowohl im Osten wie im Westen dieser Zone vor (Abb. 267).

Von Waffen ist nur der Speer allgemein verbreitet; hiezu

tritt namentlich im Süden vielfach der leichte Wurfspieß (Assagai), während die kriegerischen Stämme (Angoni, Wahehe) nach Zuluart den kurzen Stoßspeer bevorzugen. Der Bogen war früher jedenfalls allgemein verbreitet; heute ist er in Unyoro und Uganda gänzlich abgekommen; im Zwischenseengebiet, bei den Steppenvölkern usw. ist er aber noch immer anzutreffen. In Urundi trägt man Holzringe als Schutz gegen den Sehnenrückprall; die Köcher sind entweder aus Holz (Ruanda usw.) oder Leder (Steppenvölker). Die Pfeile sind meist vergiftet. Kunstvolle Messer und Dolche in schönen Holzscheiden sind in Britisch-Zentralafrika, im Barotsereich und Maschonaland anzutreffen; das Schwert findet sich nur im Norden (Urundi, Ruanda, Pare). Vom Nyassa südwärts sind Kriegsbeile beliebt; Keulen und Wurfstöcke waren wohl allgemein verbreitet (Abb. 269—273).

Der ostafrikanische Bogen weist vielfach Bewickelung auf; die tierische Sehne wird meist einfach aufgeknotet, nur im Nyassa-Tanganyikagebiet kommt wieder Durchbohrung, wohl unter arabischem Einfluß, vor.

Bei den Pfeilen findet man im Süden nur Eisen-, im Norden nur Holzspitzen, hier vielfach mit Mittelstück versehen; die Fiederung weist verschiedene Formen auf.

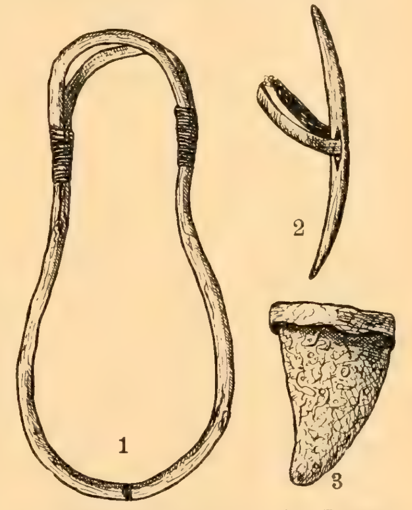


Abb. 272. 1 Armschutz für Bogenschützen, Sonyo, Ostafrika; 2 Armschutz aus Antilopenhorn für Bogenschützen, Sonyo, Ostafrika; 3 Giftbehälter aus der Spitze eines Rhinozeroshornes der Midgam, Somaliland. (1 etwa $^1/_7$, 2 und 3 etwa $^1/_3$ n. Gr.) (Lindenmuseum, Stuttgart)

Die Schilde bestehen im Norden meist aus Holz, zum Teil mit Überflechtung, ebenso bei den Wamakonde; dagegen gebrauchen Wahehe, Angoni und die südlichen Völker den ovalen Schild aus Leder bzw. Fellen, der wohl aus einer Zusammenlegung des Parierstockes mit dem gleichfalls üblichen kleinen Faustschild (Abb. 256) und zweckmäßiger Vergrößerung des letzteren hervorgegangen ist (Tafel XIX, XX).

Zweikämpfe mit Schlag- und Parierstöcken werden von den Wataturu usw. ebenso wie aus Südafrika (Zulu) erwähnt.

Die gewerbliche Tätigkeit ist hoch entwickelt, einerseits

im Norden (Ruanda), andererseits in den Staatengründungen des Südens (Barotsegebiet und Maschonaland). Von hier sind namentlich schöne Holzschnitzereien (Nackenstützen usw.) zu erwähnen, welche die meiste Verwandtschaft mit den Leistungen der Kongovölker aufweisen (Abb. 252, 1, 3). Im Sambesital ist Baumwollweberei schon früh bis weit zu den Stämmen des Innern gedrungen. Die Schmiedearbeit blüht besonders in Uganda, bei den Wadschagga und im Nyassagebiet. Die Verhüttung erfolgt im Norden primitiver als in anderen Teilen Afrikas in Erdgruben, im Nyassagebiet setzt man einen Lehmmantel darein oder baut oberirdische Lehmöfen (Angoni, Wanyika). Die Blasbälge bestehen vielfach aus Ledersäcken mit verschließbarem Schlitz (Konde, Angoni usw.).

Die Flechtarbeiten des Sudan — und Ostafrikas — zeigen sehr charakteristische Entwicklung zur Spiralwulsttechnik, was sie vielfach mit ostmittelländischen Formen verknüpft. Ähnliche Arbeiten des Sambesigebietes sind vielleicht auf frühen „nördlichen“ Einfluß (Simbabye) zurückzuführen.

Die glänzend unten schwarz, oben rot polierten Tongefäße der Wahimastaaten, Unyoros usw. gemahnen vielfach an altägyptische Kunstfertigkeit. Hier im Nordosten bis Kisiba ist die Töpferei vielfach Männerarbeit, ebenso in Urundi (Batwa). In diesem Bereich südlich etwa bis zum Rufidji baut man die Töpfe — ebenso wie die Körbe — aus spiraligen Wülsten auf.

Die Verwendung von Rindenbast für verschiedene Gebrauchszwecke, auch in der Kleidung, ist in Afrika ebenso wie anderwärts gewiß uralt bodenständig. Doch hat die Technik im Lauf der Zeiten bedeutende Vervollkommnung erfahren. Man pflanzt besonders geeignete Bäume (Fikusarten) dafür an, namentlich in Ostafrika; zum Klopfen verwendet man reliefierte Schlägel hier wie in Südasien; die Arbeit wird in Uganda, Ruanda usw. von „Wanderschneidern“ auf der „Stör“ besorgt, auch bringt man hier hübsche geometrische Muster auf den „Stoffen“ an, und es scheint durchaus nicht ausgeschlossen, daß diese Verbesserungen im Verlauf des geschichtlichen Seeverkehrs mit Südasien teilweise von außen her bewirkt wurden.

In den Staatenbildungen des Nordens und Südens ist die Gewerbetätigkeit zunftartig oder ständisch gegliedert. Zuunterst stehen die Jäger- und Fischergruppen, im Norden insbesondere auch die Batwa (Pygmäen), zugleich Töpfer und Schmiede, dann folgen die „höheren Gewerbe“ nach.

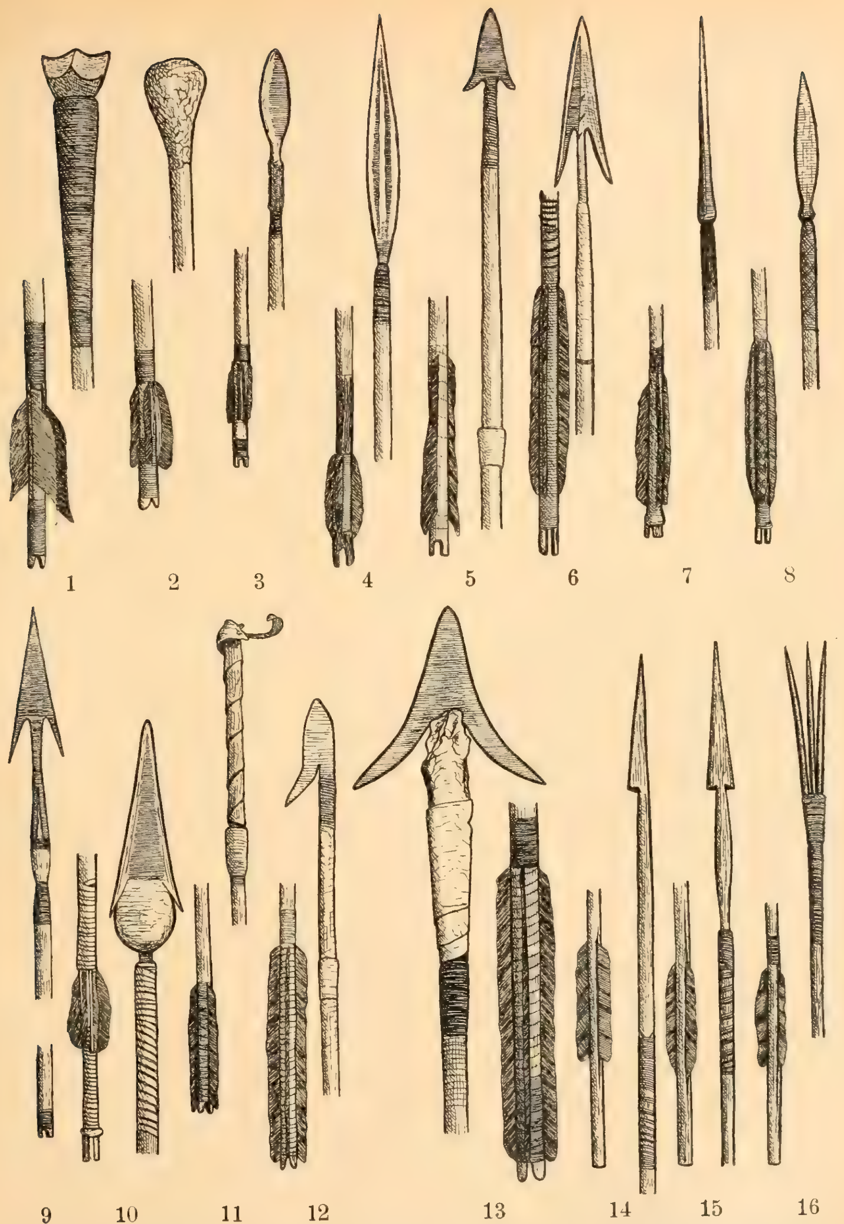


Abb. 273. Pfeile von Ostfrika. 1 und 2 Vogelpfeile, Wanyaturu, Kilimatinde und Ussandaui; 3 Pfeil, Wandorobbo; 4 Pfeil, Nkole, Uganda; 5 Pfeil, Wakamba; 6 Pfeil, Wasukuma, Muanza; 7 und 8 Pfeile, Ruanda; 9 Pfeil, Male, Somaliland; 10 Pfeil mit vergifteter Spitze, Urundi; 11 Pfeil, vergiftet, mit Lederumwicklung, Iraku; 12 Pfeil, Watintingo; 13 Elefantenpfeil, vergiftet, Watintingo; 14 und 15 Pfeile mit Holzspitze, Ruanda; 16 Fischpfeil mit Holzspitzen, Ruanda. (Etwa 1/4 n. Gr.)

Lindenmuseum, Stuttgart)

Dem Verkehr auf dem Wasser dienen in den meisten Strecken Einbäume, die nur in Uganda zu bemerkenswerter Größe (oft dreißig Mann fassend) mit durch Planken überhöhten Wänden sich entwickelt haben; genähte Boote bzw. Plankenboote kommen hier und am Albert-Edward-See vor, während an der Küste Moçambiques seit uralter Zeit ein genähtes Rindenboot verwendet wird.

Bei festlichen Gelegenheiten treten verschiedene musikalische Instrumente in Tätigkeit (an den Fürstenhöfen im Norden und Süden zu Orchestern vereinigt), so Ständertrommeln, Röhrentrommeln u. dgl., ferner Blashörner. Elfenbeinhörner sind nur selten mehr zu finden, häufiger Antilopenhörner, Rohrflöten usw. Das Holzklavier, aus auf Baumstämme gelegten Knüppeln bestehend, dient im Norden bis ins Rovumagebiet gleich den Trommeln zum Signalgeben (in Uganda, Unyoro ist dies ein Hoheitsrecht der Könige ähnlich wie im westlichen Sudan usw.); Marimba und Sansi sind auch hier häufig anzutreffen (Tafel XIV 3, 4, 7, XV 3, 5—7).

Die Tänze sind höchst mannigfaltig; bemerkenswert sind vor allem die tiernachahmenden Jagdtänze der Masupia, Hochzeitstänze (Angoni, Barotse) usw.

Initiationszeremonien für die jugendlichen Individuen sind fast überall zu beobachten. Zu Gruppen vereinigt werden die jungen Leute im Norden so gut wie auf dem Kondeplateau, wo gelegentlich der Knaben- und Mädchenunyagós (Pubertätsfeiern) auch Maskentänze mit symbolischer Bedeutung aufgeführt werden; auch sonst sind Holzmasken aus Britisch-Zentralafrika und Kürbismasken aus dem Barotsereich bekannt geworden. Im Norden tritt einfachere Vermummung ohne Schnitzmasken auf: (Kavirondo, Wagaia, Akikuyu, Bakulia, Wagogo usw.) (Abb. 278). Außer diesen Feierlichkeiten sind in Ruanda auch Geheimgesellschaften zu finden. Die Ehe erfolgt durch Kauf bzw. auf Grund einiger Geschenke; im ganzen Seengebiet vom Viktoriasee im Norden bis zum Nyassa tritt in Ost und West die Raubehe bzw. davon abgeleiteter Hochzeitsbrauch auf, auch herrscht hier stellenweise ein weitläufiger Hochzeitsritus (ebenso bei den Barotse). Die Gebräuche der Angoni entsprechen ganz denen der Zulu. Die Zahl der Frauen hängt von den Vermögensverhältnissen des Betreffenden ab.

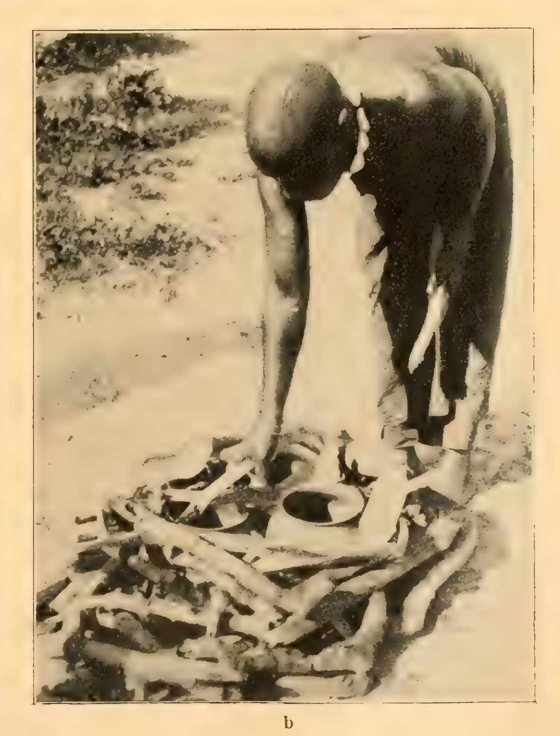
Die soziale Organisation gründet sich in Uganda und dem ganzen Zwischenseengebiet anscheinend bei fast allen Gruppen auf ein totemistisches Sippenwesen ganz ähnlich wie bei

den Mangbetu usw. Auch sonst sind in Ostafrika bei den verschiedensten Völkern (Wahima, Wanyamwesi, Wagogo, Wahehe, Wafipa, Angoni, Wa-Yao, Awemba usw.) von Nord bis Süd totemistische Vorstellungen in verschiedenster „Entwicklung“ angetroffen worden.



a

Im Norden Ostafrikas scheint das Totem zumeist väterliches Erbe, mütterliches nur selten (Wanyamwesi), manchmal kommt eine an Geschlechtstotemismus erinnernde parallele Vererbung, Söhne und Töchter scheidend, vor (auch bei den Ababua). Die Sippenordnung ist zumeist vaterrechtlich exogam (Banyoro, Baganda, Wagogo usw.). Dagegen überwiegt vom Rovuma südwärts bis zu den Maschukulumbwe mutterrechtlich exogame Sippenordnung, und auch die Totemvererbung erfolgt häufiger in der weiblichen Linie. Die politische Leitung liegt



b

Abb. 274. Töpferei bei den Wagogo. a Runden und Glätten des Topfes; b Brennen der Töpfe zwischen Holzscheitern (Photozentrale Wira)

überall in den Händen eines Häuptlings; die Erbfolge ist heute meist patriarchalisch geregelt. Der Machtbereich der Häuptlinge umfaßt, wenn wir von den staatlichen Organisationen absehen, zumeist nur die eigene Dorfschaft, während in Uganda, bei den Barotse usw. der Herrscher eine unbeschränkte und meist harte Despotie über das ganze Land aufrechterhält. Auch Wahehe, Angoni usw. waren derart despotisch beherrscht. Naturgemäß bestehen in diesen Reichen zahlreiche Hofämter mit Rangabstufung verschiedener Art.

Die Toten werden fast überall in Matten oder Häute eingewickelt begraben; nur die Wahima setzen die Leichen — aus-

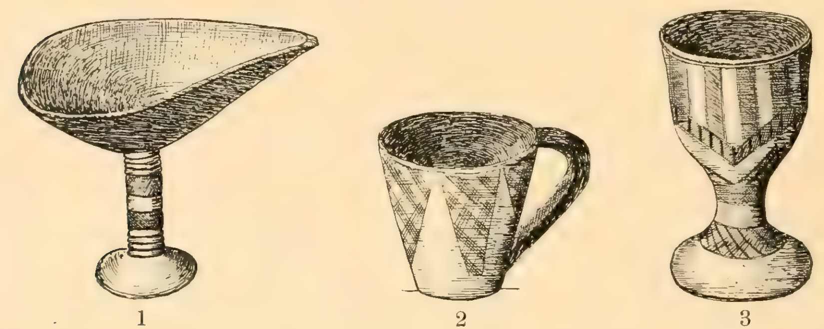


Abb. 275. 1 Öllampe; 2 Tasse; 3 Becher, sämtlich aus Uganda. (Etwa 1/4 n. Gr.)
(Lindenmuseum, Stuttgart)

genommen die Häuptlinge — in der Wildnis aus. Nischengräber sind keine Seltenheit, auch Aussparung eines Grabgewölbes kommt vor (nördliches Nyassagebiet). Die Gräber werden im Süden vielfach mit einem Zaun umgeben oder es werden Hütten darüber errichtet; im Barotsereich pflegte man auch Jagdtrophäen darauf anzubringen. Häuptlingsgräber werden reich ausgestattet; oft entstehen geweihte Haine um diese und überhaupt um Begräbnisplätze. Trauerfeiern sind allgemein, auch Abzeichen der Trauer werden getragen. Leichenkannibalismus besteht im Norden (Sese-Inseln) und im Nyassagebiet vereinzelt zu zauberischen Zwecken, daneben kommt auch Feindeskannibalismus vor (Stämme in Uganda).

Die religiösen Anschauungen stehen fast überall mit dem Ahnenkultus in Zusammenhang. Figurale Darstellungen sind selten (Abb. 239), jedoch wird Bäumen als Seelensitzen Verehrung gezollt (Uganda, Matabele), auch Wiedergeburtsglaube begegnet uns im Norden. Von zauberischen Praktiken seien vor allem Regenzauber und magischer Schutz der Felder durch Verbotszeichen

genannt. Zauberpriester, die auch das Ordalwesen in Händen haben, kommen überall vor. Eine organisierte Priesterschaft begegnet uns vornehmlich in Uganda usw., wo auch die Begriffe von Gottheiten mit bestimmten Funktionen höhere Ausbildung erlangten. Doch kommt die Verehrung von Stammesgottheiten, meist vergottlichter Häuptlingsgeister, auch sonst vor.

4. Südafrika

a) Die südlichen Bantu

Als letztes eigenartige Kultur- und Völkergebiet stellt sich uns Südafrika, nördlich etwa bis zum Kunene, dem Nordrande der Kalahari und dem Limpopoflusse, dar, wobei freilich die Abgrenzung im Osten gegenüber dem Barotse- und Matabelereich ziemlich willkürlich gezogen erscheint, um so mehr als hier südafrikanische Kriegerhorden die altansässige Bevölkerung mehrfach überschichtet haben. Der Kulturgang dieser Länder konnte aber gleichwohl, besonders im Hinblick auf seine älteren Grundlagen, zweifelsohne mehr mit dem Zentral- und Ostafrikas in Beziehung gesetzt werden als mit der ganz eigenartigen, kriegerischen Entwicklung der südafrikanischen Stämme.

1 2 3 4

Abb. 276. 1 Messer zum Aushöhlen der Milchgefäße „lukwaluso", Mulera, Ostafrika; 2 Messer zum Aushöhlen von Gefäßen, Herero; 3 Messer zum Aushöhlen der Bienenkörbe, Aruscha; 4 Fellkratzer der Waschaschi. (1—3 etwa 1/10, 4 1/3 n. Gr.)
(1, 2, 3 Lindenmuseum, Stuttgart, 4 nach O. Baumann)

Unter diesen ist es namentlich das Volk der Kaffern im engeren Sinne, das nicht nur gegenüber seinen heimischen Nachbarn in weitem Umkreis ein durch Waffengewalt erzwungenes Übergewicht behauptete, sondern auch den Europäern einen nicht leicht zu überwältigenden Gegner zu stellen vermochte.

Ursprünglich wahrscheinlich im Sambesigebiet wohnend, drangen die Kaffern, die in die Pondo-, Fingu-, Xosastämme, die Zulu und die Swasi zerfallen, im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert nach Süden gegen die Hottentotten vor, wobei kriegerische Verwicklungen mit diesen und den europäischen Ansiedlern nicht lange ausblieben; die ganz außerordentliche mili-

tärische Macht der Zulu wurde aber erst im neunzehnten Jahrhundert durch ihren Fürsten Tschaka begründet, der statt des leichten Wurfspeers den kurzen Stoßspeer einführte und an Stelle der sonst bei den Eingeborenenkämpfen gebräuchlichen Auflösung der Gefechtslinie den Sturmangriff in geschlossener Linie setzte. Ein Trupp, der sich den drakonischen Maßregeln Tschakas nicht unterwarf, sind die uns bereits bekannten räuberischen Angoni, die nach Norden wanderten; politisch wichtiger noch wurde die Abtrennung der Matabele unter Umsiligatse vom Zulustamme: ihnen gelang es, im Maschonalande dauernd die Herrschaft über die eingeborene Bevölkerung zu erringen (Matabelereich). Von der Einwirkung der Zuluraubzüge auf Tracht und Bewaffnung nördlicher Stämme war bereits die Rede.

Die zentrale Gruppe der südafrikanischen Bantu repräsentieren die Betschuanen, die gleichfalls zu den Kaffernvölkern (im weiteren Sinne) zu zählen sind und deren östlichsten Zweig die Basuto bilden; ein Teil derselben unter Ssebituane drang im Anfang des neunzehnten Jahrhunderts nördlich über den Sambesi und gründete unter dem Namen der Makololo ein Reich im Barotsegebiet, das von den Unterworfenen aber bald wieder überwältigt und gestürzt wurde. Unter den westlichen Stämmen seien die Batlapin, Barolong, Bakwena, Bamangwato und Batauana hervorgehoben; die Bakalahari sind gleichfalls verarmte und in die Wüste zurückgedrängte Betschuanen.

Völker nördlicher Zugehörigkeit sind die im Okawangogebiet sitzenden Makuba oder Bayeye, die Masupia, Mambukuschu und Makalaka. Den Westen endlich nehmen die Herero, Ovimbundo und Ovambo ein, welch letztere uns wieder zu den Ambuellastämmen überleiten. Noch ziemlich ungeklärt ist die Stellung der Bergdaman (wie es statt Damara heißen soll); ihr Typus ist anscheinend ein grober Negertypus, ihre Sprache ist das Hottentottische; die rauhe Aussprache beweist jedoch, daß sie diese erst nachträglich übernommen haben; in kultureller Beziehung sind sie außerordentlich verarmt und treiben gleich den Buschmännern Sammelwirtschaft (Abb. 279).

Der kriegerische Widerstand, den die südafrikanischen Bantu vielfach der europäischen Kolonisation entgegensetzten, hat dazu geführt, daß die kulturelle und ethnische Auflösung, die durch das Eindringen der Europäer ja überall eingeleitet wird und wurde, hier in noch ausgiebigerem Maße erfolgt ist als anderwärts, so namentlich bei den Kaffern und in neuester Zeit bei den Herero, die nach dem letzten blutigen Aufstand bekanntlich als Volk zu bestehen aufgehört haben.

Die Wirtschaft sämtlicher Stämme gründet sich wie in Ostafrika auf Viehzucht und Ackerbau, erstere besonders bei den Kaffern und Herero, einem reinen Hirtenvolke, letzterer wird vor allem bei den Betschuanen und Ovambo neben der Viehzucht betrieben. Nur die Makuba sind reine Ackerbauer. Früher kannte man allgemein nur den Hackbau — Düngung mit Kuhmist ist von den Ovambo bezeugt —, seit der Ankunft der Europäer hat sich der Pflug mehr und mehr eingebürgert. Die Felder werden umzäunt, auch bestehen

Feldhüterhütten u. dgl. Gebaut werden vorwiegend Hirsearten und Mais; eine große Rolle spielen auch Kürbisse, Bohnen usw. Tabak und Hanf werden als Reizmittel gleichfalls allenthalben gezogen und verwendet. Von Haustieren kommen Ziegen überall vor; Schafe fehlen nur bei den Ovambo. Die gezüchteten Rinder sind langhörnig und gleichen den Watussirindern Ostafrikas, ausgenommen die kurzhörnigen Rinder der Ovambo. Wartung und Pflege ist, ausgenommen bei den Herero, Sache der Männer. Es wird fast ausschließlich die saure Milch genossen; verzehrt werden,

1 2 3 4 5 6

Abb. 277. 1 Sattlerwerkzeug aus Holz, Susu, Sudan; 2 Arbeitsmesser, Njemgebiet, Kamerun; 3 Messer zum Aushöhlen der Kalebassen, Tschamba, Togo; 4 Pfriem, zum Herstellen der Pfeile, Wakamba; 5 Schnitzmesser, Mangbetu; 6 Eisen zum Brennen kranker Haustiere, Masaigebiet, Ostafrika. (Etwa 1/5 n. Gr.) (Lindenmuseum, Stuttgart)

abgesehen von den freigebigeren Ovambo, fast nur gefallene Tiere; die fleischliche Nahrung wurde früher hauptsächlich durch eine ergiebige Jagd bestritten; namentlich die Anlage von Wildzäunen hat hier in den weiten Steppengebieten hohe Ausbildung erreicht. Auch kleineres Getier, Heuschrecken und Termiten, werden nicht verschmäht. Fischfang wird vornehmlich im Okawangosumpfland ausgeübt, die Kaffern jedoch genießen überhaupt keine Fische. Man verwendet aus Bastfäden geflochtene Schleppnetze, Abdämmungen und Wehre mit Kammerreusen, Fischspeere usw. Daneben kommt

noch immer primitive Sammelwirtschaft vor; namentlich in Zeiten der Not werden wild wachsende Rispengräser eingeheimst, Wurzeln von Nymphäen wie zu Zeiten Herodots ausgegraben, ebenso andere Knollenfrüchte, Beeren usw. Zusammengebackene Heuschrecken und Termiten, die man durch Räucherung betäubt und in Gräben einheimst usw., bilden zeitweilig geradezu ein Volksnahrungsmittel (vgl. Strabo für Nordafrika).

Für Wohnzwecke stehen zweierlei Hausformen in Benutzung. Die Bienenkorbhütte bzw. halbkugelige Hütte mit Grasdach ist bei den Kaffernstämmen, den Basuto, Herero — hier mit Mist und Fellbelag gedichtet — und Makuba verbreitet, dagegen sind die Hütten der Ovambo und Betschuanen Rundhütten mit Kegeldach, die der letzteren in der Regel mit einer umlaufenden Veranda versehen. Bei den Batauana im Okawangosumpfland ist auch der Einbau eines Lehmturms als Wohn- oder Vorratsraum ganz wie bei den Barotse üblich. Ärmere begnügen sich in der Regel mit einer Hütte, reichere Leute mit zahlreichen Frauen besitzen ganze Gehöfte, gebildet von den Frauenhütten, Vorratshäusern usw., besonders bei den Betschuanen, Herero und Ovambo. Als Vorratsbehälter für Getreide dienen gewaltige Tonurnen und geflochtene Körbe nebeneinander. Die Kaffernstämme verwahren ihr Getreide in unterirdischen Vorratsgruben wie die Somali. Um das Ganze zieht ein Mattenzaun oder eine Dornenhecke. Die einzelnen Gehöfte werden in der Regel kreisförmig um die Viehkraale und Beratungsplätze oder „kotlas“ gruppiert; letztere sind die Versammlungsorte der Männer, meist durch eine halbrunde Dornenhecke oder einen Steinwall gegen das übrige Gelände abgegrenzt. Diese Siedlungsringe können oder konnten bisweilen zu ganzen Städten anwachsen, namentlich bei den Betschuanenstämmen, wo einzelne bis zu zweitausend Hütten umfaßten. Anders ist die Siedlungsweise der Ovambo; je eine Großfamilie bewohnt ein labyrinthisches Gehöft, das bis zu sechzig Hütten zählen kann. Nach außen hin wird dasselbe durch Palisaden, ja selbst durch ringsum gezogene Gräben festungsartig abgeschlossen (Abb. 280, 281).

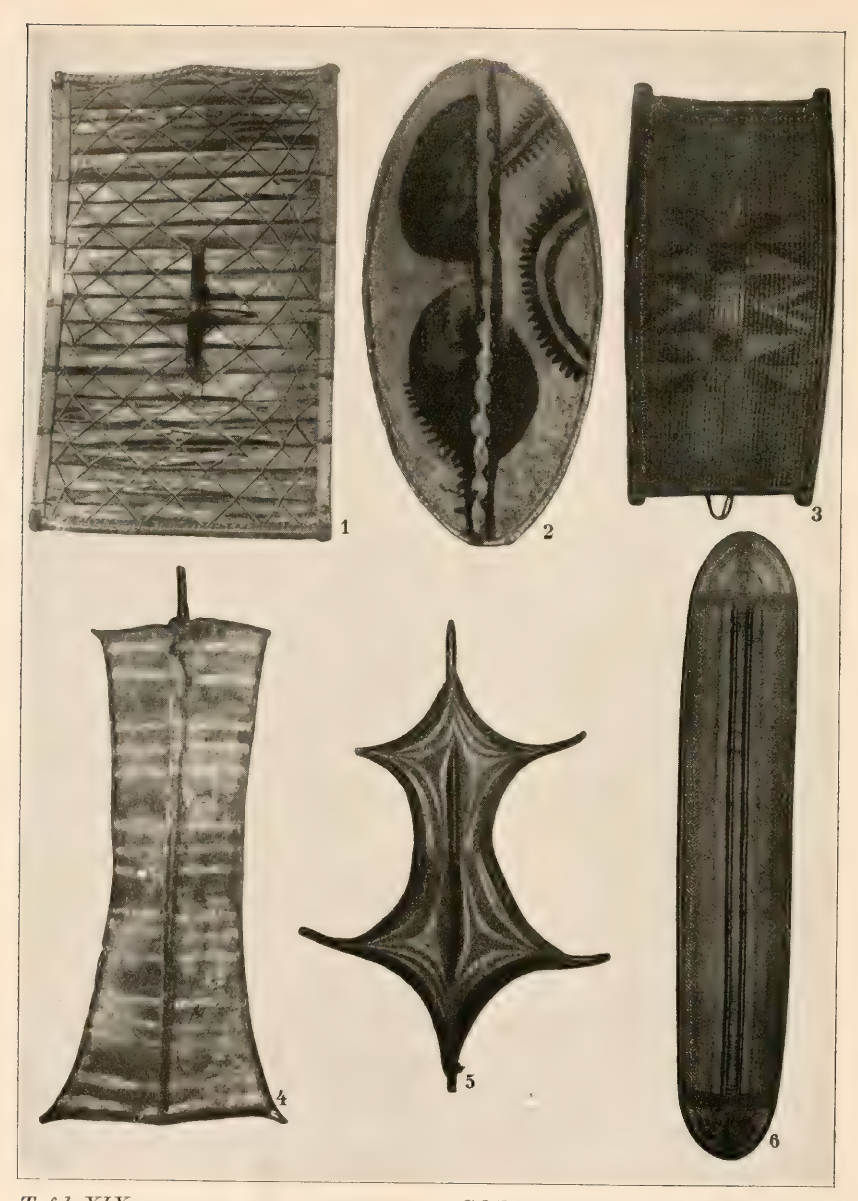
Der Wohn- und Küchenhausrat ist ziemlich einfach. Bettpritschen kennt man nur im Norden (Mambukuschu); in der Regel schläft man auf Matten oder Fellen in der Nähe der meist rund umrandeten Feuerstelle; Kopfstützen werden von den Betschuanen erwähnt; als Sitzgelegenheit dienen hier dreifüßige Stühlchen oder



Tafel XVIII *Schildformen, Ostafrika*

1 Ussukuma, Leder mit zwei Holzbrettern; 2 Manyema, Holz, überflochten und bemalt; 3 Ubudschwe, Holz (aus dem Vollen geschnitzt); 4 Ruanda, Holz, bemalt; 5 Somali, Leder; 6 Uganda, Holz, mit Fellbesatz überflochten. (Etwa $^1/_{15}$ n. Gr.)

(Museum für Völkerkunde in Berlin)



Tafel XIX *Schildformen, Ost- und Zentralafrika*

1 Baluba, Lattenschild (aus Palmblattschäften); 2 Masai, Leder mit Malerei (Kriegerabzeichen) und Mittelrippe; 3 Bafum, geflochten; 4 Acholi, Leder mit hölzerner Mittelrippe; 5 Lango, Acholi, Leder, bemalt („verkümmerte“ Form); 6 Bangala, Flechtwerk („Bogen“-Schild). (Etwa 1/15 n. Gr.)

(Museum für Völkerkunde in Berlin)

auch hübsch geschnitzte Schemel. Kochen, Braten und Rösten geschieht wie überall; große Fleischstücke, wie Elefantenfüße, wurden früher bei den Amaxosa in Blätter gepackt und in einer mit heißen Steinen ausgelegten Grube, die man mit heißer Asche verschloß, gebraten. Zum Mahlen des Getreides verwendete man Stampfmörser bei den Herero, Bergdaman, Betschuanen, Mambukuschu; die Kaffervölker kennen nur Mahlsteine zum Zerkleinern des Getreides.

Tongefäße dienen meist zum Kochen, zur Bierbereitung und zur Aufbewahrung von Wasser. Holz- und Kürbisgefäße findet man überall; die Milch verwahren die Betschuanen und Amaxosa mit Vorliebe in Ledersäcken, die Zulu dagegen in wasserdicht geflochtenen Graskörben, wie sie auch aus Ostafrika bekannt sind. Beim Essen gelangen Holzlöffel, Holzschüsseln u. dgl. in Verwendung. Bamangwato, Bakwena und Basuto scheinen bezüglich der künstlerischen Ausführung derselben die höchste Stufe erreicht zu haben. Die Aufbewahrung des Hausrats erfolgt bisweilen in eigens abgetrennten Nischen der Hütte (Betschuanen, Zulu); die meisten kleineren Habseligkeiten werden an der Wand, den Hauspfählen oder eigenen Pfeilern (Herero), zum Teil in Ledersäcke verpackt, aufgehängt.



Abb. 278. Schmuck bei der Beschneidung, Ugogo (Photozentrale Wira)

Sehr verschiedenartige Formen weist die Bekleidung auf; obwohl sie überall, auch im Norden, (Lobale, Bihé usw.), soweit das Grasland reicht, aus Leder gefertigt wird, gleicht kein Stamm hierin dem andern. Nur der „Karoß“ genannte Mantel, der bei Betschuanen und Kaffern besonders kunstvoll mit aufgenähtem Fellmosaik benäht wird und bei den Hererofrauen mit Eisenperlen geschmückt ist, wird namentlich bei schlechtem Wetter von beiden Geschlechtern durchgängig getragen. Als Schambekleidung tragen die Männer bei den Amaxosa Penisfutterale und einen Ledergürtel, bisweilen Fellstreifen unterm Knie, die Zulu Schürzen aus Fellriemen

oder Schwänzen, die Betschuanen Vorder- und Hinterschurz bzw. eine Art Suspensorium, die Herero einen vielfach umwundenen Riemengürtel und einen kleinen Lederschurz, die Ovambo endlich verschieden breite Gürtelriemen und einen langen Schurz, sowie Fransenbehänge an den Knien. Ziemlich uniform ist die Tracht der Xosa-, Zulu- und Betschuanenweiber: ein kleiner Schurz bei unverheirateten



Abb. 279. Bergdamanfrau mit Kindern

Mädchen, eine sarongartige Lederhülle bei verheirateten Frauen, bei den Betschuanen außerdem eine Pelzmütze als Kopfbedeckung. Weitaus reicher zusammengesetzt ist die Kleidung der Hererofrauen; sie besteht aus einem Fellschurz, einem Miederleibchen, zusammengesetzt aus Ketten von aneinandergereihten Straußeneischeibchen und aus einer ziemlich abenteuerlich geformten, mit Eisenperlen benähten Lederhaube mit drei spitzen, aufwärts stehenden Ohren und einem über den Rücken herabreichenden Lederriemenbehang, an dem Eisenblechhülsen aufgezogen werden; die Mädchen tragen nur einen breiten Fransenschurz. Bei den Ovambofrauen bildet dieses Mieder eine Art Hüftgürtel, dessen einzelne Ringe den ganzen

Unterleib bedecken; dazu kommt ein Vorder- und Hinterschurz, der bei Mädchen die einzige Bekleidung darstellt.

Phantastischer Schmuck und Fellbehang kommt bei Tänzen (Zulu) und Initiationszeremonien (Herero) in Anwendung. Die Kriegertracht der Zulu, Federkronen, Kragen mit Fellstreifenbehang, wurde schon des öfteren erwähnt. Fast gar keinen Schmuck tragen die Betschuanen; ungeheuer reich entwickelt ist bei den Kaffern



Abb. 280. Bavendafamilie vor ihrer Hütte, Nordtransvaal
(Nach H. Johnston)

heute Glasperlschmuck (Abb. 182); bemerkenswert ist auch die ausgiebige Verwendung von Eisenperlen zu Schmuckzwecken bei den Herero, zu Halsketten und als Kleiderbesatz verwendet; auf die Verwendung von Straußeneischeibchen wurde schon hingewiesen. Ähnlich beschaffen ist der Schmuck der Ovambo; die Klasse der Adeligen trägt als sichtbares Zeichen ihrer Vorrechte eine talergroße Schneckenschale am Halse oder am Gürtel. Zu den Geräten, die den Südafrikaner ständig begleiten und förmlichen Schmuckwert besitzen, gehören, abgesehen von Amuletten, Zauberfläschchen, Ahlen, Pfriemen usw., die kunstvoll aus Holz und Horn geschnitzten Schnupftabaksdosen, sowie (bei den Kaffernstämmen) mannigfach verzierte Schnupflöffel aus Eisen und Elfenbein (Abb. 282, 283).

Körperverstümmelung zu Schmuckzwecken ist nicht gebräuchlich; nur bei den Herero, Mambukuschu, Ovambo werden die oberen Schneidezähne zugespitzt, bei den Herero auch die unteren ausgeschlagen. Beschneidung übten Ovambo, Betschuanen und Kaffern, bei welch letzteren sie für die Zulu ganz willkürlich durch Tschaka abgeschafft wurde. Einreiben des Körpers mit Fett, Ocker, auch roter und weißer Farbe ist allgemein beliebt gewesen, metallglänzend bei Betschuanen. Die Haartracht ist bei den jungen Zulumännern sehr großartig, ebenso bisweilen bei den Ovambomännern; besonders lieben hier aber die Frauen künstliche Verlängerung des Haares mittels Palmblattfasern (ähnlich bei den Mambukuschu, Makuba).

Von Waffen kamen Wurf- und Stoßspeere, sowie Bogen mit vergifteten Pfeilen vielfach nebeneinander vor; nur ein Teil der Betschuanen, sowie Zulu und Xosa kennen den Bogen nicht. Ovambo und Herero besaßen Rindenköcher, die mit Leder überzogen waren, ähnlich auch die Mambukuschu. Allgemein gebraucht für Kriegs- und Jagdzwecke sind Wurfkeulen mit kugeligem Knopf (die sogenannten „Kírrís“). In Friedenszeiten war auch ein Stock als Verteidigungswaffe beliebt; die Zulu trugen sie paarweise und führten damit bisweilen Stockkämpfe auf. Kriegsäxte fanden sich hauptsächlich bei den Xosa, Zulu, Betschuanen und Mambukuschu. Messer kennen so ziemlich alle Stämme mit Ausnahme der Xosa und Zulu, denen Assagaispitzen an ihrer Stelle dienten; die Scheiden sind bei Ovambo, Mambukuschu usw. oft recht bizarr geformt. Die Schilde sind durchwegs aus Fellen gefertigt, meist spitzoval, bei den Betschuanen mit flügelartigen Ansätzen versehen. Herero und Ovambo kannten keine Schilde (Abb. 284, 285).

Handwerk und Gewerbe stehen im großen und ganzen nicht auf jener hohen Stufe wie etwa im Barotsereich, immerhin hat die Korbflechterei namentlich im Osten recht ansehnliche Leistungen aufzuweisen. Hervorragend entwickelt ist auch die Lederbereitung; die Betschuanen zeichnen sich durch geschmackvolle Verzierung ihrer Karosse mittels mosaikartig eingesetzter Fellflecke aus. Schmiedekunst ist allen Stämmen bekannt, Eisengewinnung erfolgt nur stellenweise. Dem Verkehr auf dem Wasser dienen bei den Anwohnern des Okawango Einbäume und bootförmig gebundene Schilfflöße, die hauptsächlich zum Fang der Flußpferde und zur Fischerei benutzt werden.

Ganz eigenartige und zum Teil höchst altertümliche Verhältnisse

begegnen wir auf sozialem und geistigem Gebiet. Lustbarkeiten und Tänze besitzen zum Teil mimischen Charakter, so die Kriegstänze und tiernachahmenden Darstellungen (Betschuanen, Herero), zum Teil sind sie rein gymnastischer Art. Holztrommeln zur Begleitung finden sich nur im Norden (Ovambo, Mambukuschu), die Basuto und Herero hatten Trommeln mit Tonkörper; das Xylophon ist auch hier verbreitet, jedoch kennt man manchenorts als



Abb. 281. Getreidespeicher der Ovambo, Südwestafrika
(Aus Benzingers Lichtbilder für den Unterricht)

Soloinstrument nur den Bogen mit Kürbisresonator und einen Bogen mit anzublasendem Federkiel („Gurra“).

So gut wie durchgängig verbreitet sind Altersklasseneinteilungen; besonders ausgebildet sind die damit in Zusammenhang stehenden Pubertätszeremonien für beide Geschlechter bei den Betschuanen — die jungen Leute leben in primitiver Blätter- und Fellkleidung eine Zeitlang im Walde („Kaffernschulen“) —; ähnlich verhielten sich die jungen Männer bei den Xosa; auch bei den Herero fiel mehr Gewicht auf die Beschneidungsfeier der Jünglinge, die Ovambo dagegen veranstalteten besondere Feste für die erwachsenen Mädchen. Zu einer hervorragenden militärischen Organisation hat Tschaka die Altersklasseneinteilung der Zulu herangebildet, indem er den Männern überhaupt verbot, vor dem vierzigsten Jahre zu heiraten. Die Kinder der mit diesen Kriegern

in Gemeinschaft lebenden Mädchen wurden umgebracht, und der Stamm dermaßen in einen einzigen Kriegerhaufen verwandelt, der sich weiterhin nur durch freiwilligen oder erzwungenen Zuzug bzw. Kinderraub von außen her ergänzen konnte.

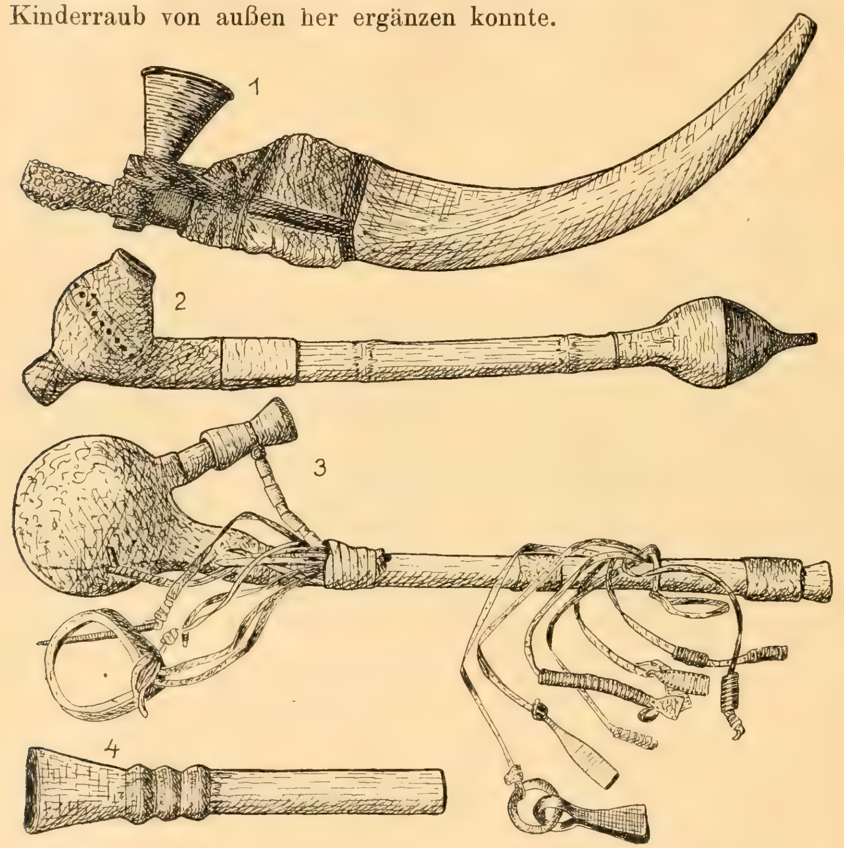


Abb. 282. 1 Tabakspfeife, Njemgebiet, Kamerun; 2 Tabakspfeife für Frauen, Schilluk, Faschoda; 3 Wasserpfeife von Djamdjam; 4 Tabakspfeife, Wabena, Sultanat Merere, Ostafrika. (1—3 etwa $^1/_6$ n. Gr., 4 etwa $^1/_4$ n. Gr.) (Lindenmuseum, Stuttgart)

Das Stammesgefüge beruht bei den Betschuanenstämmen, auch den Kaffern, auf einem deutlich ausgeprägten Totemismus, auf Tiere und Pflanzen sich erstreckend; eine andersartige Klasseneinteilung haben die Herero und Ambostämme, bei welchen jedes Individuum einer bestimmten mütterlichen und väterlichen Gruppe angehört. Die Zugehörigkeit zur Gruppe der Mutter (eanda) wirkt bestimmend auf das Erbrecht und andere soziale Funktionen; die

„väterlichen“ Gruppen („oruzo“) dagegen stellen eine Art „Kultverbände“ dar, innerhalb deren die Stammesüberlieferung gepflegt wird und die sich durch bestimmte Embleme (totemistischer Herkunft?) voneinander unterscheiden. Vaterrechtlich exogame Sippen sind vorläufig von den Betschuanen bezeugt.

Die Ehe ist meist eine Kaufehe; bei den Ovambo wird das Mädchen auch bloß nach erfolgter Übereinkunft dem Manne ausgeliefert. Allerhand Hochzeitsbräuche finden wir bei der Überführung der Braut, namentlich bei den Kaffern, auch wird die Pubertätsfeier oft bis zur Hochzeit hinausgerückt (Herero).



Abb. 283. Tabaksdose, Unyamwesi, Ostafrika; Nasenklammer für Schnupfer, Urundi, Ostafrika. (Etwa 1/2 n. Gr.) (Lindenmuseum, Stuttgart)

Als Regierungsform finden wir überall ein patriarchalisch organisiertes Häuptlingswesen; die ältesten bzw. angesehensten Mitglieder der einzelnen Sippen bilden einen Beirat des Häuptlings, der über Rechtsfälle, vielfach auch über die äußeren Verhältnisse des Stammes zu entscheiden hat.

Die Herausbildung bevorrechteter Klassen, die allein zur Erlangung der Häuptlings- bzw. Priesterwürde berufen sind, ist nur von den Ovambo überliefert. Dagegen treten unterworfene Stämme in der Regel in ein Hörigkeitsverhältnis zu ihren Besiegern (Mambukuschu gegenüber den Betschuanen usw.).

Die Toten werden beklagt und zumeist in Hockerstellung bestattet. Die Herero tragen Trauermützen aus dunklem Fell. Über die Gräber pflegt man Steine zu häufen oder ringsherum Dornhecken zu ziehen.

Die wichtigste Wurzel der religiösen Vorstellungen bildet, abgesehen von totemistischen Ideen, der Ahnenkult. Häuptlingsgeister sind vielfach zu Stammesgottheiten von ziemlich abstraktem Inhalt emporgewachsen. Ein sehr bemerkenswertes religiöses Ritual besitzen die Herero. Der Älteste einer jeden „oruzo“ ist Träger der Priesterwürde in der Familie und hat die Opfer (meist Schlachtopfer) für die Ahnengeister zu besorgen. In seiner Werft (d. h. seinem Gehöfte) brennt als ein sichtbares Symbol der-

selben ein heiliges Feuer, das mit einem vom Omumborombonga-baume (lombretum primigenum) genommenen Bohrstäbchen entzündet wird. Die Überwachung des Feuers ist Sache der ältesten Tochter des Sippenhauptes, welche wie die römischen Vestalinnen unverheiratet bleiben muß. Auch steht ein Zweig des obengenannten Baumes im Hofe, denn dieser Baum gilt als Stammsitz sämtlicher Ahnenseelen, ja als der ursprüngliche Ahne der Menschen selber, von dem die Lebewesen ihren Ursprung genommen haben sollen.

Eine große Rolle spielen allenthalben magische Vorstellungen, namentlich Kriegszauber, Regenzauber, Wahrsagerei, zu welch letzterem Zwecke die „Zauberdoktoren" vier Stäbchen (die beiden Geschlechter symbolisierend) bei sich tragen, aus deren Kombination beim Werfen usw. man dem Patienten auf seine Fragen Auskunft gibt. Nicht zu vergessen ist endlich, daß auch hier dank eingehender Untersuchungen ein reicher Fabelschatz bei den Herero usw. bekannt geworden ist, wodurch die weite Verbreitung, namentlich der Tierfabeln in Afrika, deutlich erwiesen wird.

b) Die Hottentotten

Wohl die umfassendsten Veränderungen auf politischem wie kulturellem Gebiete haben seit der Ankunft der Europäer in Südafrika die anthropologisch und sprachlich von den Bantustämmen scharf abgesonderten Hottentotten erlitten.

Als ursprüngliche, schon seit der frühesten Zeit überlieferte Gruppen kommen in Betracht die zuerst entdeckten Kaphottentotten (Gonaqua), auf die sich der Name zunächst auch nur bezog, die Namaqua in Groß-Namaland, die Koranna am mittleren Oranjefluß und die Griqua am oberen Oranjefluß, die bald sehr stark verbastardiert wurden. Diese Bezeichnungen haben freilich infolge der umfassenden Verschiebungen der Stämme im Zeitraum von fast drei Jahrhunderten heute kaum mehr etwas zu besagen.

Das ursprüngliche Wohngebiet der Hottentotten in Südafrika war, wie hottentottische Ortsnamen in Natal und dem gesamten Kafferngebiete, sowie historische Nachrichten beweisen, zweifellos ein viel größeres als in der Zeit, da die Europäer zum erstenmal mit ihnen in Berührung kamen (1602), und reichte vom Atlantischen Ozean bis in den Osten der Kapkolonie. Durch die von Norden immer weiter vordringenden Kaffernstämme und auch die von diesem Zeitpunkt an erfolgende kolonisatorische Ausbreitung der Europäer von Süden her wurden sie, schon im Rückzug begriffen, ständig nach Nordwesten gedrängt, eine Bewegung, die zunächst mit der Überschreitung des Oranjeflusses nach Norden von seiten kleinerer Stämme ihren Anfang nahm, mit der Zeit aber so gewaltig fortschritt, daß schließlich der Oranjefluß die Südgrenze der Hottentotten bildete, während die Bantustämme des Nordens (Herero und selbst

Ovambo) unbestritten die Herrschaft der neuen Eindringlinge anerkennen mußten. Es war die scharfe Intelligenz und erstaunliche Energie vor allem eines ihrer Führer, „Jonker-Afrikaner“ genannt (1836—62), welcher den von ihm organisierten „Afrikaner“ genannten Trupps eine Zeitlang diese beherrschende Stellung in Südwestafrika verschaffte. Außer diesen bestand eine ganze Reihe anderer Gruppen, die sich zu gemeinsamem Vorgehen zusammengeschlossen hatten, als Veldschoendraagers, Bondelzwaarts, Topnaars, Zwaartboois usw. bezeichnet, die zum Teil noch heute in Groß-Namaland und den angrenzenden Gebieten in Resten bestehen. Die nationale Auflösung des Volkes begann bald nach dem Tode Jonkers und hat ihren Grund in erster Linie in dem erbitterten Vernichtungskriege, den die Herero von da ab durch Jahrzehnte gegen ihren angestammten Feind führten. Durch die fortwährende Berührung mit der europäischen Zivilisation ist auch der kulturelle Eigenbesitz dieser Stämme: Kleidung, Bewaffnung, Wohnform usw., so gut wie gänzlich verlorengegangen. Doch gehören die Hottentotten zu denjenigen Eingeborenen, die sich der europäischen Gesittung verhältnismäßig leicht anzupassen verstanden, und die überaus zahlreichen Mischlinge mit Europäern, die sogenannten „Bastaards“, stellen eine körperlich sehr leistungsfähige und auch geistig wohlgeratene Nachkommenschaft des einstigen primitiven Hirtenvolks dar.

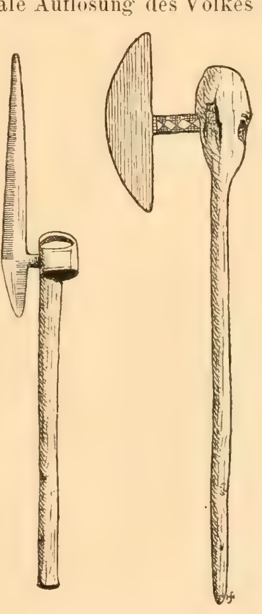


Abb. 284. Kriegsbeile, Zulu, Tati-Distrikt. (Etwa 1/10 n. Gr.) (Lindenmuseum, Stuttgart)

Die Wirtschaftsbasis der Hottentotten bildete die Viehzucht; ihre Rinder gehörten einer langhörnigen Rasse an; Ziegen und Hund waren gleichfalls schon in alter Zeit bekannt; Schafe sollen ihnen gefehlt haben; das Pferd ist erst durch die Europäer eingeführt worden. Milch der Herdentiere bildete dementsprechend ein Hauptnahrungsmittel; Fleisch lieferten außerdem die zahlreichen, leicht zu erbeutenden Jagdtiere; die meeranwohnenden Stämme haben wohl auch dem Fischfang obgelegen. Seit der Ankunft der Europäer betrieben einzelne Gruppen, gelockt von Erwerbsgier, fast ausschließlich Straußen- und Elefantenjagd; gerade diese Elemente sind mit dem abnehmenden Wildreichtum des Landes früh verarmt und von den Missionären zu ansässigen Ackerbauern herangezogen worden. Pflanzliche Nahrung konnte man übrigens früher durch Aufsammeln von Kürbisfrüchten und mehlhaltigen Knollen leicht gewinnen. Als Genußmittel dienten beiden Geschlechtern Tabak und Hanf; Rauschtränke waren unbekannt.

Das Obdach der Hottentotten bestand aus leicht transportablen, mit Matten bedeckten Bienenkorbhütten, die kreisförmig um einen Viehkraal angeordnet wurden. Als Lager diente eine beim Herde in den Sand gegrabene Grube; heute benützt man ein Spanbett oder eine Fellunterlage, die den ganzen vorderen Teil der Hütte einnimmt. Schemel verfertigten die Küstenstämme aus dem Rückgrate des Delphins; im Inlande verwendete man Holzklötze; gegenwärtig besitzt der wohlhabende Hottentotte in der Regel einen

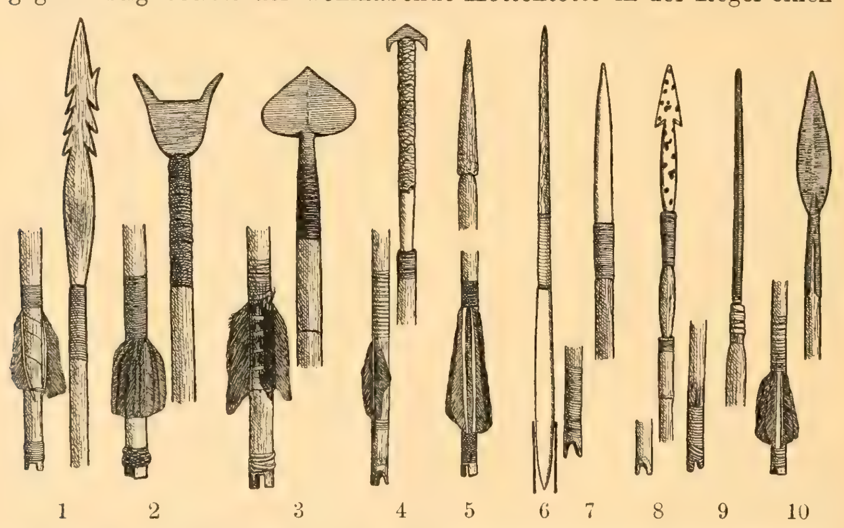


Abb. 285. Pfeile, Südafrika. 1 Pfeil mit Holzspitze, Kunenegebiet, Südwestafrika; 2 und 3 Pfeil, Kunenegebiet; 4 Pfeil mit vergiftetem Ansatzstück aus Bein und Eisenspitze, Kalaharibuschmänner; 5 Pfeil mit Holzspitze, Heiumbuschmänner; 6 Pfeil zum Umstecken mit vergifteter Beinspitze und Zwischenstück aus Rohr, Kalaharibuschmänner; 7 Pfeil zur Aufbewahrung umgesteckt, Buschmänner; 8 Pfeil mit hölzernem Mittelstück und Knochenspitze, Buschmänner; 9 Pfeil der Hottentotten; 10 Pfeil der Ovambo. (Etwa $^1/_4$ n. Gr.)
(Lindenmuseum, Stuttgart)

nach europäischem Vorbilde gezimmerten Schemel, den er stets bei Besuchen mitnimmt. Mahlsteine und Stampfmörser dienten der Bereitung der pflanzlichen Nahrung; der Hausrat, aus irdenen Töpfen, hölzernen Gefäßen und Schüsseln, Ledersäcken für Fett u. dgl. bestehend, wurde auf einem eigenen Gerüst im Hintergrunde der Hütte oder an Riemen hängend aufbewahrt.

Die Kleidung bestand, abgesehen vom Karoß, aus einem Fellgürtel mit einem beutelartigen Behang und einem dreieckigen Hinterschurz bei den Männern; dazu kamen noch Sandalen und

bisweilen eine Mütze; ein Fliegen- oder Schweißwedel, bestehend aus einem an ein Stäbchen gebundenen Schakalschwanz, war mehr zu einer Art Abzeichen geworden. Die Frauen trugen einen Fransenschurz oder einen mit Straußeneischeibchen besetzten Lendenumhang; den Karoß ersetzte auch hier bisweilen das Kindertragtuch; als Kopfbedeckung diente stets eine konische Fellmütze, während die Füße gegen Schlangenbiß (?) durch dicht nebeneinander gelegte Ringe aus Zweigen der Kapweide geschützt waren.

Schmuck wurde von den Männern mit Ausnahme von Elfenbeinringen anscheinend verschmäht; die Frauen trugen Eisen- und Kupferringe, auch Hautringe mit Draht überflochten, ferner Halsketten aus Straußeneischeibchen, Metallgehänge an den Ohren und von den Händlern eingetauschte Fingerringe. Das Haar wurde teilweise rasiert, die stehengebliebenen Zotteln mit allerlei Anhängseln geschmückt. Die Tatauierung beschränkte sich auf einige strichförmige Narben im Gesicht; die Beschneidung scheint eine Art incisio wie bei den Masai gewesen zu sein; von der Hottentottenschürze war schon die Rede.

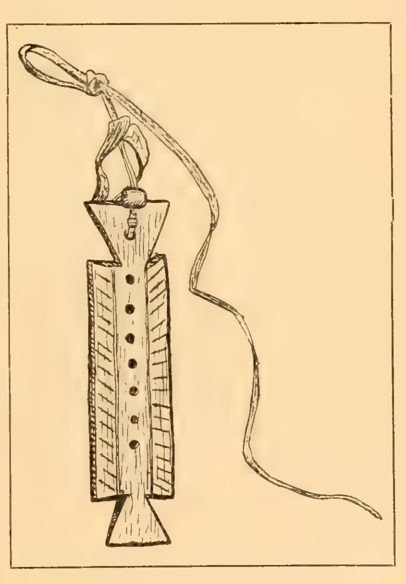


Abb. 286. Wochenkalender der Kaffern und Buschmänner, Südwestafrika. (Etwa 1/3 n. Gr.) (Lindenmuseum, Stuttgart)

Der Körper wurde mit Ocker und Fett gesalbt; Frauen bemalten auch das Gesicht, auch machten namentlich die jungen Mädchen von dem aromatischen Buchupulver gerne Gebrauch. Das Fett wurde in lederüberzogenen Dosen aus Ochsenhorn aufbewahrt und mitgenommen, das aromatische Buchupulver in Schildkrötenschalen.

Als Waffen führten die Hottentotten früher den Bogen und vergiftete Pfeile, ferner den Speer und einen Lederschild, als Wurfwaffe eine kurze Keule, zum Auffangen von Hieben einen Parierstock wie die Bantustämme. Die gewerbliche Tätigkeit war nie hervorragend entwickelt, doch sind namentlich die primitiven Methoden der Lederverarbeitung zu Riemen usw. äußerst sinnreich und zweckmäßig durchgebildet.

Musikbogen u. dgl. befriedigten die musikalischen Bedürfnisse des einzelnen; zur Begleitung der meist gymnastischen Tänze diente eine Topftrommel mit Tonkörper, die zum Teil mit Wasser gefüllt war. Die politische Organisation war ähnlich der der Bantu; die kriegerischen Zeiten waren in hohem Maße dem Emporkommen einzelner energischer Führer förderlich. Die Eheschließung, auf Kauf beruhend, wurde mit bestimmten Zeremonien und Schmausereien gefeiert; Polygamie war, wie ja vielfach auch bei Negern, meist nur bei Vermögenden anzutreffen. Die Greisentötung, die ursprünglich in Übung war, ist unter europäischem Einfluß abgeschafft worden; die Bestattung der Leichen erfolgte in Hockerstellung in schachtförmigen Gruben oder Nischengräbern.

Heute sind die Hottentotten äußerlich dem Christentum gewonnen; in alter Zeit beherrschten ihre religiösen Anschauungen in erster Linie die Vorstellung von einem überragenden Ahnengeist „Tsui-xoab“, der freilich von europäischen Forschern allzu spiritualistisch gefaßt worden ist. Ob Festlichkeiten zur Vollmondszeit als Mondkultus aufzufassen sind, scheint fraglich. Darbringung von Opfern, Heilung von Krankheiten, Befreiung von böswilligem Zauber ist Aufgabe der Zauberpriester.

Sehr reich ist auch der Fabelschatz der Hottentotten, der geradezu als ein Seitenstück zu unseren Geschichten vom Reineke Fuchs angeführt werden kann.

c) Die Buschmänner

Ein ganz besonderes Interesse beansprucht die nach unserem Wissen älteste Bevölkerung Südafrikas, die Buschmänner. Dieses Interesse ist ebensowenig wie bei den Pygmäen in dem Sinne zu verstehen, daß wir in den Buschmännern nur etwa die zeitlichen Vorläufer der heute lebenden großwüchsigen Völker in anthropologischer oder kulturgeschichtlicher Beziehung zu sehen hätten. Der Buschmann hat allerdings eine sehr primitive Daseinsform neben höher entwickelten Völkern bewahrt, aber diese Daseinsform ist ebenso wie seine Physis als eine seiner Umgebung ganz speziell angepaßte, als eine einseitige Entwicklung anzusehen, eben diejenige, die ihm dazu verhilft, die natürlichen Bedingungen derselben aufs beste auszunützen. Diese Spezialisierung ist es, die ihn gehindert hat, sich die Kulturmittel fremder Völker zu eigen zu

machen; seine geradezu instinktmäßig gewordenen Gewohnheiten verlassen ihn nie, und so ist er unter den geänderten Verhältnissen wohl in absehbarer Zeit zum Aussterben verurteilt.

In früherer Zeit waren die Buschmänner sicherlich weiter und über günstiger gestaltete Gebiete Südafrikas verteilt als heute, wie wir dies aus den von ihnen hinterlassenen Felsenmalereien und Gravierungen deutlich ersehen. Diese erstrecken sich namentlich im Kapland, Natal und Rhodesien weit über das heute von ihnen bewohnte Gebiet hinaus; freilebende reine Buschmänner, in eine ganze Anzahl dialektisch gesonderte Stämme zerfallend, werden ja fast



Abb. 287. Jagd auf Strauße. Buschmannmalerei aus einer Höhle im Herscheldistrikt, Kapkolonie. (Ein Buschmann hat, als Strauß verkleidet, eine Straußenherde angeschlichen.) (Etwa 1/6 n. Gr.)
(Nach Stow)

nur mehr in der Kalahari angetroffen; ihre Zahl dürfte etwa zwischen 5000 bis 10000 anzusetzen sein.

In den Wäldern zwischen Kuando und Kubango im Norden lebt nach Serpa Pinto gleichfalls eine kleinwüchsige Rasse mit hellschmutziggelber Körperfarbe, kleinen Augen(schlitzen), weitausladenden Jochbogen und „büschelweise“ wachsendem Haar, mit einer allen Umwohnenden unbekannten Sprache, schweifende Jäger und Sammler, die er „Mucassequere“ nennt. Serpa Pinto rechnet sie zu den Hottentotten, indessen scheinen wir es hier viel eher mit buschmannartigen Gruppen zu tun zu haben.

Die Verarmung und Einengung des ursprünglichen Wohnbereiches und Besitzstandes der Buschmannrasse geht gleichsam noch vor unseren Augen vor sich. Es geht daher nicht an, die älteren Berichte, die uns dieses Leben inhaltsreicher schildern, von höherer gesellschaftlicher Ordnung einzelner Gruppen, regerem religiösen Leben, Festen usw. zu erzählen wissen, nur deshalb als nicht dieses Menschentum betreffend abzulehnen. Vielmehr liegt hier offenbar

dieselbe Erscheinung wie bei den ebenfalls stark von ihrer kulturellen Umgebung abhängigen Pygmäen vor.

Wirtschaftlich sind die Buschmänner jederzeit auf der Stufe der Jäger und Sammler verblieben. Innerhalb ihres Stammesgebietes suchen die einzelnen Trupps jedes Fleckchen nach pflanzlichen und tierischen Nahrungsmitteln ab, ohne jedoch Vorsorge für ihre künftige Beschaffung zu treffen. Das Sammeln der pflanzlichen Nahrung, Wurzeln, Knollen, Früchte, namentlich von wilden saftreichen Kürbisarten, die in diesen wasserarmen Gebieten auch vielfach den Wassergenuß ersetzen müssen, und der kleineren Tiere bleibt den Weibern überlassen, welche diese Dinge mit Hilfe ihrer steinbeschwerten Grabstöcke aus dem Boden ausgraben. Auch die Männer lassen auf ihren Jagdgängen Knollen und Wurzeln als sicheren Erwerb nicht aus den Augen, ebenso werden Raupen, Ochsenfrösche, Schildkröten, Schlangen, Heuschrecken usw. gesammelt; junge Vögel hebt man mittels eines gezwieselten Stockes aus ihren Nestern in hohlen Bäumen, ebenso werden Springhasen aus ihrem Bau geholt; Perlhühner u. dgl. werden mit der Wurfkeule erlegt. Ebensowenig wie letztere Geräte sind die zum Fang größerer Tiere bestimmten künstlichen Vorrichtungen Alleinbesitz der Buschmänner; nur spielen sie bei ihnen als einem Jägervolke naturgemäß eine ganz besonders wichtige Rolle. Kleinere Tiere fängt man in Schnellschlingen; für größeres Wild werden verdeckte Fallgruben in der Nähe der Wasserplätze angelegt; eine stehengelassene Querwand in denselben macht die hineingeratenen Tiere gänzlich hilflos. Für Treibjagden errichtete man meilenlange, bei Fallgruben konvergierende Palisadenzäune. Hohe Anforderungen an Kühnheit und Geschicklichkeit stellte die Jagd auf Elefanten, die mit Hunden gestellt und mit Lanzen getötet wurden. An Antilopenherden schlich sich der Buschmann, bewaffnet mit einem kleinen, schwachen Bogen und Giftpfeilchen oft stundenlang an, um das Geschoß dann aus seinem Versteck auf kaum 10—15 m Entfernung zu entsenden; das Wild konnte sich, gelähmt vom raschwirkenden Gift, kaum mehr weit vom Jäger, vor allem nicht über den Jagdbezirk hinaus entfernen. Strauße wurden mittels Verkleidungen angepirscht, wie wir aus den alten Buschmannmalereien entnehmen können. Eine besondere Leistungsfähigkeit entwickelte der Buschmann endlich bei den Hetzjagden, wobei ein kleiner Trupp von Buschmännern, gewöhnlich drei Jäger, in langsamem Laufe ein müdes

Stück Wild unausgesetzt, tagelang, vor sich hertrieben, ohne es zum Grasen kommen zu lassen, bis es, müde und verhetzt, ihren Lanzen zum Opfer fiel. Bei diesen Läufen bediente man sich kleiner, an der Spitze nach unten und rückwärts gebogener Laufsandalen, die nur den vorderen Teil des Fußes deckten; sie verhinderten ein allzu tiefes Einsinken und schützten zugleich vor der Hitze des Sandes. Der durch die Spitzen aufgewirbelte Staub kam auch einer Maskierung gleich. Fischerei wurde nach Stow durch Vergiften des Wassers oder mit Wehren aus Steinen und Holzwerk mit Reusen, Harpunen u. dgl. geübt.



Abb. 288. Stein mit vertieften Zeichnungen (Kudduantilope und Hartebeest). Buschmannarbeit aus der Gegend von Kimberley (Museum für Völkerkunde in Berlin)

Sehr schwierig ist die Trinkwasserversorgung. Scharrgruben an seichten Flußstellen, die vielfach die Tiere dem Menschen weisen, genügen dem normalen Bedarf. Sonst saugt der Buschmann aus dem feuchten Boden mit einem Rohr, an dessen unterem Teil eine Grasspindel als Filter angebracht ist, mühsam Tropfen um Tropfen auf, sucht Wasser in hohlen Bäumen, und oft sind die reichlich wasserhaltigen Kürbisse und Melonenarten der Kalahari das einzige Mittel, seinen Durst zu löschen.

Den Felsenbienen jagt er unter Zaubergeheul durch Ausräuchern ihren Honig ab und gewinnt einen Rauschtrank daraus. Als Obdach dient dem Buschmann ein von einem Zweiggerüst gestützter Blätterschirm; zum Schlafen bettet er sich in den Sand dicht beim Lagerfeuer; das Hausgerät bilden Reibsteine, hölzerne Mörser, Holzschalen und -löffel; Bodenfunde in Buschmannshöhlen

und an Wasserplätzen beweisen uns, daß ihm auch der Gebrauch von irdenen Töpfen, die er von den umwohnenden Negern bzw. Hottentotten eintauschte, nicht unbekannt gewesen sein kann. Feuer wird mit zwei Stäbchen gebohrt; die Speisen werden in der Asche geröstet, Fleisch auch am Spieß gebraten. Wurde in früherer Zeit ein Elefant oder Flußpferd erbeutet, so wurde in einer hiezu angelegten Grube ein Feuer entzündet; war das Erdreich genügend erhitzt, so wurde die Grube gereinigt und das Fleisch hineingelegt und zugedeckt, worauf es am nächsten Morgen gar bereitet herausgenommen werden konnte. Als Wasserbehälter dienen Straußeneischalen; sie sind oft mit auffälligen Punkt- und Strichmustern verziert, deren Deutung bisher noch aussteht. An sonstigen Behältnissen kannte man Schildkrötenpanzer, Säcke aus dem Wanst des Gnu, aus Fellen und Rindenbast.

Die Kleidung besteht aus Lederschurz (bzw. Lendentuch), Ledermantel und bisweilen einer Mütze bei Männern, einem vorderen und rückwärtigen Schurz und einem etwas größeren Mantel oder Kindertragtuch bei Frauen. Mantel sowie die auf Wanderungen mitgenommenen Sammelsäcke aus Leder besitzen eine durch teilweise Enthaarung hergestellte, merkwürdige Musterung. Außerdem trägt man in einem Beutel eine Ahle zum Entfernen von Dornen, ein Messer, einen aus zwei Steinen bestehenden Pfeilglätter, Feuerhölzer u. dgl. mit sich.

An Schmuck finden wir Ringe aus feinem Messingdraht, Fellstreifen, geflochtenem Gras oder Schwanzhaaren des Elefanten ziemlich allgemein verbreitet. Die Frauen tragen auch eiserne Ohrringe. In die mit rotem Ocker gefärbten Haare stecken die Männer Federn; die Frauen hängen Bündel von sogenannten Choreketten an; es sind dies Schnüre aus aufgereihten Straußeneischeibchen, die auch als Halsschmuck von beiden Geschlechtern getragen werden; ihre Erzeugung ist anscheinend nur einzelnen Stämmen bekannt. Der Körper wird mit Fett oder mit Buchusalbe eingerieben. Auch Tatauierung wird geübt; für gute Jagd transplantiert man sich Stückchen von Antilopenfell u. dgl. unter die Hand (ganz wie in Ostafrika). Ausgiebige Körperbemalung (weiß, rot, gelb) kommt bei Festen vor.

An Waffen sind außer Wurfkeulen nur Bogen und Pfeile (in einem Köcher aus Rohr oder Leder getragen) bekannt. Auch Spieße waren früher gebräuchlich. Der schwache Stabbogen besitzt eine Ledersehne; die Pfeile tragen eine vergiftete Knochenspitze, in die bisweilen noch ein Eisenblatt eingesetzt ist; die einfachen Knochenspitzen werden erst im letzten Moment schußbereit aufgesteckt, während

sie früher verkehrt in den Rohrschaft eingeschoben wurden (Abb. 285). Von gewerblicher Tätigkeit kann nicht die Rede sein; der Holzbearbeitung waren gewiß früher Steingeräte in größerem Ausmaß dienlich; heute werden sie nur mehr fallweise verwendet und meist durch Eisenklingen u. dgl. ersetzt. Auch die Felszeichnungen wurden wohl mit Steinwerkzeugen hergestellt. Recht beachtenswerte Steingeräte stellen die Beschwersteine für Grabstöcke dar; der Buschmann verwendete oft ein erkleckliches Stück Arbeit auf sie, da er sie lediglich durch Aussplitterung zu durchlochen genötigt war.



Abb. 289. Jagd auf Elandantilopen. Buschmannmalerei aus einer Höhle in den Drakensbergen. (Etwa 1/8 n. Gr.)

Von Musikinstrumenten ist nur der Musikbogen bekannt; das Schwirrholz dient zauberischen Zwecken.

Religiösen Hintergrund dürften auch eine Anzahl tiernachahmender Tänze besitzen. Kriegstänze und Scheinkämpfe scheinen besonders früher beliebt gewesen zu sein.

Sehr beachtenswert sind die Buschmannmalereien und -gravierungen, die an hiezu geeigneten Plätzen, Felsen, Höhlen usw., nebeneinander vorkommen. Während die Gravierungen in erster Linie hervorragende naturalistische Tierdarstellungen (Nashorn, Elefanten, Antilopen), aber auch Fußspuren, geometrische Gebilde usw. betreffen, führen uns die Malereien ganze Szenen des Buschmannlebens, Jagden, kriegerische Bilder, auch Tanzszenen vor Augen, die ebenso wie die Gravierungen bemerkenswerte Zeugnisse der künstlerischen Regungen dieser primitiven Jäger bis in verhältnismäßig späte Zeit darstellen.

Die Tanzszenen mit Froschtänzen und anderen merkwürdigen Dingen hängen vielleicht mit dem Sagenschatze (Tierfabeln) der Buschmänner zusammen (Abb. 287, 288, 289).

In sozialer Hinsicht zerfallen die Buschmänner in einzelne, von den Familienhäuptern geleitete Horden, jede in einem bestimmten Jagdbezirke lebend; früher sollen Oberhäuptlinge existiert haben. Es besteht Vielweiberei durch „Kumulation". Junge Männer haben meist nur eine Frau, ältere mehrere. Die Ehe wird durch ein Geschenk besiegelt. Vor allem muß sich der Mann als guter Jäger erweisen. Früher wurde auch eine Brautraubzeremonie (Prügelei mit den grabstockbewehrten Weibern) vollzogen. Manche Stämme mit eifersüchtigen Frauen sollen auch monogam sein (Stow). Der Mann schließt sich der Horde der Frau an. Bei den Knaben bestehen Pubertätsfeiern, ähnlich den „Kaffernschulen"; bei den Mädchen wird der Eintritt der Reife mit Tänzen gefeiert. Zaubermittel, namentlich Jagdzauber, werden reichlich verwendet, auch gibt es eigene Zauberdoktoren. In Sterbefällen erheben Weiber die Totenklage, der Leichnam wird beim Feuer gedörrt und in Hockerstellung begraben. Man gibt dem Toten fast all sein Hab und Gut mit; das Grab wird mit Steinen bedeckt. Der Platz wird in Furcht eiligst verlassen, doch wallfahrtet man in Krankheitsfällen zu den Gräbern, spricht mit den Toten usw. Unbefangene Gutartigkeit, Geradlinigkeit in Wollen und Handlungen unter günstigen Lebensbedingungen kennzeichnen die Seelenverfassung des Buschmannes auf der einen Seite, auf der anderen ist er doch wieder „ein Kind des Augenblicks" ohne Selbstbeherrschung, unbeständig und „ungehemmt", rachsüchtig und grausam oder auch in stumpfem Fatalismus seinem Schicksal ergeben, das ihn in seiner einseitigen Anpassung in absehbarer Zeit zum Untergang führen wird.

d) Madagaskar

Einen Außenposten der afrikanischen Landmasse bildet die Insel Madagaskar, deren ethographische Zugehörigkeit hier noch zum Schlusse kurz besprochen sei. Die Zusammensetzung der Bevölkerung ist eine sehr mannigfaltige; ein negroider Grundstock ist zweifellos vorhanden, seine Zugehörigkeit zur afrikanischen Negerbevölkerung ist jedoch bezweifelt worden, da überall auf der Insel ein austronesischer Dialekt gesprochen wird und auch Sitten und Gebräuche wenig Afrikanisches an sich tragen. In den Vazimba,

Sakalaven und anderen Stämmen haben sich diese Negroiden noch ziemlich deutlich erhalten. Die herrschenden Dynastien sind meist indoarabischen Ursprungs; von großer Wichtigkeit war endlich für die Insel die Zuwanderung austronesischer Völker, der Hova oder Antimerina, die hauptsächlich von Java ausging und etwa seit Christi Geburt erfolgt sein dürfte. Hauptsächlich durch sie wird die Insel ihren größtenteils malaiischen Kulturcharakter erhalten haben. Daß Madagaskar mit dem Festland Afrikas demnach kaum in Beziehung trat, dürfte seinen Grund in der reißenden Strömung der Moçambique-Straße haben, die die Schiffahrt hier stets zu einer sehr gefährlichen gemacht hat.

Es mag zum Schluß nicht unangebracht erscheinen, bei dem stetig sich mehrenden Bestreben, auch die außereuropäischen Länder in das Licht der beglaubigten Geschichte zu rücken, und dieser in der Vorgeschichte einen gefestigteren Unterbau zu geben, die für Afrika bisher erreichbaren chronologischen Daten zum Schlusse unserer Darstellung nochmals kurz zusammenzufassen.

Die im Abschnitt „Kulturaufbau“ vorgetragene Ansicht von jedenfalls sehr alter Bodenständigkeit der Neger hat neuerdings eine wesentliche Bekräftigung durch einen fossilen Schädelfund in einer Knochenhöhle in Nord-West-Rhodesien (Südafrika), Broken Hill, 150 Meilen nördlich vom Kafue-River, gewonnen. Dieser Schädel entspricht dem heutigen Negertypus namentlich im Rauminhalt der Stirnhöhle, Mund- und Zahnbildung sowie Lage des Hinterhauptloches. Der Unterkiefer fehlt, muß aber länger als bei ältestem europäischen Fund (H. Heidelbergensis) gewesen sein; das Gesicht und die Schädelkapsel ist „neandertaloid“ gebildet, d. h. sie stehen zum heutigen Negerschädel etwa im gleichen Verhältnis wie der Neandertaler zum Europäer. Das Alter des Fundes ist, nach den die Höhle füllenden Knochen und Zähnen zu schließen, relativ jung, nach englischen Geologen jünger als Pleistozän, d. h. nachdiluvial. (Nähere kritische Darlegungen von O. Abel stehen bevor.)

Die vorgeschichtlichen Steinfunde müssen, da das absolute Alter der Faustkeiltypen namentlich im Süden auch geologisch als gesichert gelten kann, in den hiedurch gewonnenen Rahmen irgendwie eingeordnet werden. Eine dem Mittelmeerkreis angehörige neolitische Kultur erstreckt sich, wie gezeigt, nur über den Nordrand Afrikas; dem übrigen Afrika wird man den Anbruch einer entsprechenden Daseinsform kaum früher zubilligen können, als dem so kulturschöpferischen Norden. Besondere Wichtigkeit wird bei genaueren Untersuchungen der altägyptischen Chronologie und Kulturentwicklung beizumessen sein. Schon jetzt hat sie uns wesentliche Einsichten in die Einführung der Haustierzucht gewährt, die in Zukunft noch auszubauen sein werden, wobei dann die von L. Adametz aufgestellten Ver-

breitungshypothesen allerdings noch manche Korrektur erfahren dürften, so die des Auftretens des Kamels, der Schafrassen, der voreuropäischen Pferdeeinführung in Südafrika usw. (s. o. S. 432). Ganz wesentlich belangreich ist sie für die Frage des Alters der Eisenkenntnis in Afrika. (In Ägypten kaum älter als 1600 v. Chr.) Durch die in neuerer Zeit wesentlich geförderte Ausdehnung historischer und archäologischer Erkenntnisse nach Oberägypten (Nubien, Meroë) wird Weg und Alter der Ausbreitung der verschiedensten Völkerbewegungen, politischer Bildungen wie geistiger und sachlicher Güter in Ostafrika wie im Sudan gewiß noch im einzelnen verfolgbar sein. (Herrschertum, Herrscherrechte der Frauen, kaufmännische Kulturgüter, Techniken usw. (s. S. 548). Der Sudan wird solchermaßen seit den Tagen des Altertums bis zur islamischen Ära mehr und mehr vom Lichtschimmer der Geschichte erhellt, das Nordosthorn von Afrika noch stärker durch seine alten Beziehungen zu Südarabien usw. Chronologische Fixpunkte in späterer Zeit bis zum Entdeckungszeitalter gewähren Denkmäler und Nachrichten von der Guineaküste, wie vom persisch-arabischen Handesverkehr in Ostafrika (die auf S. 452 Zeile 4 ff. angeführten arabischen Berichte stammen aus dem vierzehnten, nicht aus dem neunzehnten Jahrhundert), sowie die Zeugnisse von Simbabye, die uns vielleicht noch in ältere Zeiten zurückleiten werden. In den inneren Teilen des Kontinents sind wir auf die Stammesüberlieferungen der einzelnen Gruppen angewiesen, die manchmal sogar an chronologischen Fixpunkten rektifiziert werden können (wie die der Buschongo siehe S. 522) und bestenfalls etwa ins frühe Mittelalter zurückreichen. Jedoch ist aus diesen Überlieferungen bei sorgfältiger Nachfrage und Kritik gewiß noch eine Fülle kulturgeschichtlicher Daten zu ziehen, wie auch die älteren Entdecker- und Missionsberichte noch vielfach ihrer Auswertung harren (namentlich für das westliche Kongogebiet, Angola und die Sambesiländer). Ganz ähnliches gilt von Madagaskar, wo die beglaubigte Geschichte erst mit der „Strandung“ kleiner arabischer und indischer Gruppen etwa seit dem sechsten Jahrhundert n. Chr. beginnt, die sich zu Herrschergeschlechtern über die einheimische Bevölkerung aufgeschwungen haben. Die Ankunft der Malais-Polynesier wird heute ziemlich übereinstimmend in viel frühere Zeiten verlegt; durchaus strittig ist dagegen die Herkunft der Negroiden auf der Insel, die manche nicht zu den Negern, sondern zu den dunkelhäutigen Melanesiern stellen.

Die wesentlichste Aufgabe der afrikanischen Ethnographie für die nächste Zukunft wird es jedenfalls sein, den schon ziemlich klar erkennbaren historischen Rahmen der Kulturentwicklung in Sichtung und konkreter Gestaltung des Stoffes mit einem getreuen Bilde des Lebens auszufüllen.

Literatur

Allgemeine Völkerkunde

Adam, Leonhard, Totem und Individualtotem. Zeitschrift für vergl. Rechtswissenschaft XXXIV (Stuttgart 1916).

Andree, Richard, Die Anthropophagie (Leipzig 1887).

— Ethnographische Parallelen und Vergleiche (Stuttgart 1878. Neue Folge. Leipzig 1889).

Ankermann, Bernhard, Ausdrucks- und Spieltätigkeit als Grundlage des Totemismus. Anthropos X/XI (Wien 1915/16).

— Kulturkreise und Kulturschichten in Afrika. Zeitschrift für Ethnologie XXXVII (Berlin 1905).

— Verbreitung und Formen des Totemismus in Afrika. Zeitschrift für Ethnologie XLVII (Berlin 1915).

Avebury, Lord [Sir John Lubbock], The Origin of Civilization and the Primitive Condition of Man. 6. Edition (London 1911).

Bachofen, J. J., Das Mutterrecht (Stuttgart 1861).

Bartels, Max, Die Medizin der Naturvölker (Leipzig 1893).

Beth, Karl, Religion und Magie bei den Naturvölkern (Leipzig 1914).

Bücher, Karl, Arbeit und Rhythmus. 3. Aufl. (Leipzig 1902).

— Entstehung der Volkswirtschaft. 9. Aufl. (Tübingen 1913).

Crawley, Ernest, The Idea of the Soul (London 1909).

— The Mystic Rose. A Study of Primitive Marriage (London 1902).

Cunow, Heinrich, Zur Urgeschichte der Ehe und Familie (Stuttgart 1912).

Danzel, Theodor, Die Anfänge der Schrift (Stuttgart 1912).

Dröber, Wolfgang, Kartographie bei den Naturvölkern. Programm (Erlangen 1903).

Eisenstädter, Julius, Elementargedanke und Übertragungstheorie in der Völkerkunde (Stuttgart 1912).

Foy, Willy, Führer durch das Rautenstrauch-Joest-Museum für Völkerkunde der Stadt Cöln. 3. Aufl. (Cöln 1910).

Frazer, James G., The Belief in Immortality (London 1903).

— The Golden Bough. 3. Ed. 7 vol. (London 1909 f.).

— Totemism and Exogamy (London 1913).

Frobenius, Leo, Der Ursprung der Kultur: I. Der Ursprung der afrikanischen Kulturen (Berlin 1898).

— Die Kulturformen Ozeaniens. Petermanns Mitteilungen XLVI (Gotha 1900).

— Die Masken und Geheimbünde Afrikas (Halle a. S. 1898).

van Gennep, Arnold, L'Etat actuel du Problème Totèmique (Paris 1920).

— Les Rites de Passage (Paris 1909).

Graebner, Fritz, Die melanesische Bogenkultur. Anthropos IV (Wien 1909).

— Die Methode der Ethnologie (Heidelberg 1911).

— Kulturkreise und Kulturschichten in Ozeanien. Zeitschrift für Ethnologie XXXVII (Berlin 1905).

Grosse, Ernst, Die Anfänge der Kunst (Freiburg i. Br. 1894).
— Die Formen der Familie und die Formen der Wirtschaft (Freiburg i. Br. 1896).
Günther, Siegmund, Ziele, Richtpunkte und Methoden der modernen Völkerkunde (Stuttgart 1904).
Haberlandt, Michael, Zur Kritik der Lehre von den Kulturschichten und Kulturkreisen. Petermanns Geogr. Mitteilungen (1911).
Haddon, Alfred C., Evolution in Art (London 1895).
— und Quiggin, E. G., History of Anthropology (London 1910).
Hahn, Eduard, Die Entstehung der Pflugkultur (Heidelberg 1909).
— Die Entstehung der wirtschaftlichen Arbeit (Heidelberg 1908).
— Von der Hacke zum Pflug (Leipzig 1914).
Hartland, Edward Sydney, Primitive Paternity (London 1911).
Hartwich, C., Die menschlichen Genußmittel (Leipzig 1911).
Hellwig, Alfred, Das Asylrecht der Naturvölker (Berlin 1903).
Hildebrandt, Rudolf, Recht und Sitte auf den primitiven wirtschaftlichen Kulturstufen (Jena 1907).
Hoernes, Moritz, Natur- und Urgeschichte des Menschen (Wien 1909).
King, John H., The Development of Religion (New York 1910).
Kohler, Joseph, Zur Urgeschichte der Ehe (Stuttgart 1897).
Koppers, P. Wilhelm, Die Anfänge des menschlichen Gemeinschaftslebens im Spiegel der neueren Völkerkunde (M.-Gladbach 1921).
— Die ethnologische Wirtschaftsforschung. Anthropos X/XI (1915/16).
Kunike, Hugo, Das sogenannte Männerbett. Zeitschrift für Ethnologie XLIII (1911).
Landtmann, Gunnar, The Origin of Priesthood (Skennes, Finland, 1905).
Lang, Andrew, Magic and Religion (London 1901).
— Social Origins and Primeval Law (London 1902).
— The Making of Religion. 3. Ed. (London 1909).
— The Secret of the Totem (London 1905).
Lasch, Richard, Das Marktwesen auf den primitiven Kulturstufen. Zeitschrift für Sozialwissenschaft IX (1906).
— Der Eid. Eine ethnologische Studie (Stuttgart 1908).
Laveleye, Emile de, De la propriété et de ses formes primitives 4. Ed. (Paris 1891).
Letourneau, Charles, La Sociologie d'après l'Ethnographie. 3. Ed. (Paris 1892).
Lippert. Julius, Kulturgeschichte der Menschheit (Stuttgart 1886/87).
v. Luschan, Felix, Zusammenhänge und Konvergenz. Mitteilungen der Wiener Anthropologischen Gesellschaft XLVIII (1918).
Mac Lennan, John Ferguson, Studies in Ancient History (London 1886 96).
— The Patriarchal Theory (London 1885).
Maine, Henry Sumner, Ancient Law. 2. Ed. (London 1887).
Marett, R. R., The Threshold of Religion (London 1909).
Mason, Otis Tufton, Primitive Travel and Transportation. Report of U. S. National Museum for 1894 (Washington 1896).
— Womans Share in Primitive Culture (London 1895).
Meyer, Eduard, Geschichte des Altertums 3. Aufl. I 1: Einleitung: Elemente der Anthropologie (Stuttgart 1907).

Meyer, Eduard, Über die Anfänge des Staates und sein Verhältnis zu den Geschlechterverbänden usw. (Berlin 1907).
Morgan, Lewis, Ancient Society (London 1877). Deutsch von Eichhoff u. d. T.: Die Urgesellschaft. 2. Aufl. (Stuttgart 1900).
— Systems of Consanguinity and Affinity of the Human Family (Washington 1871).
Müller, Friedrich, Grundriß der Sprachwissenschaft I—IV (Wien 1876—88).
— Max, Comparative Mythology. Oxford Essays (London 1856).
Nieboer, H. J., Slavery as an Industrial System (Haag 1900).
Noiré, Ludwig, Das Werkzeug und seine Bedeutung (Mainz 1880).
Pastor, Willy, Die Musik der Naturvölker. Zeitschrift für Ethnologie XLII (1910).
Peschel, Oskar, Völkerkunde. 5. Aufl. her. v. Kirchhoff (Leipzig 1881).
Post, Albert H., Grundriß der ethnologischen Jurisprudenz (Oldenburg 1894/95).
Preuß, Theodor, Der Ursprung der Religion und Kunst. Globus LXXXVI und LXXXVII (1904/05).
— Die geistige Kultur der Naturvölker (Leipzig 1914).
Ratzel, Friedrich, Geschichte, Völkerkunde und historische Perspektive. Historische Zeitschrift XCIII (1904).
— Völkerkunde 2. Aufl. (Leipzig 1894/95).
v. Reitzenstein, Ferdinand, Der Kausalzusammenhang zwischen Geschlechtsverkehr und Empfängnis in Glaube und Brauch der Natur- und Kulturvölker. Zeitschrift für Ethnologie XLI (1909).
Rivers, W. H. R., Kinship und Social Organization (London 1914).
— On the Origin of the Classificatory System of Relationship. Tylor-Festschrift (Oxford 1907).
— The Contact of Peoples. Essays and Studies presented to W. Ridgeway. (Cambridge 1913).
Schmidt, P. Wilhelm, Der Ursprung der Gottesidee 1. Teil (Münster i. W. 1912).
— Die kulturhistorische Methode in der Ethnologie. Anthropos VI (1911).
— Die moderne Ethnologie. Anthropos I (1906).
— Die Stellung der Pygmäenvölker in der Entwicklungsgeschichte des Menschen (Stuttgart 1910).
— Kulturkreise und Kulturschichten in Südamerika. Zeitschrift für Ethnologie. XLV (1913).
— Totemismus, viehzüchterischer Nomadismus und Mutterrecht. Anthropos X/XI (1915/16).
Schultze, Fritz, Der Fetischismus (Leipzig 1871).
— Psychologie der Naturvölker (Leipzig 1900).
Schurtz, Heinrich, Altersklassen und Männerbünde (Berlin 1902).
— Das afrikanische Gewerbe (Leipzig 1900).
— Die Anfänge des Landbesitzes. Zeitschrift für Sozialwissenschaft III (1900).
— Die Speiseverbote (Hamburg 1893).
— Die Tabugesetze. Preuß. Jahrbücher LXXX (1895).
— Grundriß einer Entstehungsgeschichte des Geldes (Weimar 1898).
— Grundzüge einer Philosophie der Tracht (Stuttgart 1891).
— Katechismus der Völkerkunde (Leipzig 1893).
— Urgeschichte der Kultur (Leipzig und Wien 1900).

Schurtz, Heinrich, Wertvernichtung durch den Totenkult. Zeitschrift für Sozialwissenschaft I (1898).

Söderblom, Nathan, Das Werden des Gottesglaubens. Deutsch von Stüve (Leipzig 1916).

Somlo, Fr., Der Güterverkehr in der Urgesellschaft (Brüssel 1909).

Spencer, Herbert, Descriptive Sociology (London 1873—81).

— Principles of Sociology (London 1885—93).

Starke, C. U., Die primitive Familie (Leipzig 1888).

Steinmetz, S. R, Das Verhältnis zwischen Eltern und Kindern bei den Naturvölkern. Zeitschrift für Sozialwissenschaft I (1898).

— De „Fosterage" of Opvoeding in Vreemde Families. Tijdschr.-Koninkl. Nederl. Aardr. Genootsch. (1893).

— Endokannibalismus. Mitteilungen der Wiener Anthropologischen Gesellschaft XXVI (1896).

— Ethnologische Studien zur ersten Entwicklung der Strafe (Leiden 1892).

Stoll, Otto, Das Geschlechtsleben in der Völkerpsychologie (Leipzig 1908).

— Suggestion und Hypnotismus in der Völkerpsychologie (Leipzig 1894).

Stolpe, Hjalmar, Entwicklungserscheinungen in der Ornamentik der Naturvölker. Mitteilungen der Wiener Anthropologischen Gesellschaft XXII (1892).

Thilenius, Georg, Methoden und Probleme der Völkerkunde. Beiheft zu XIV der Museumskunde (Berlin 1916).

Thurnwald, Richard, Ethno-psychologische Studien (Leipzig 1913).

— Politische Gebilde bei Naturvölkern. Zeitschrift für vergleichende Rechtswissenschaft XXXVII (1919).

Tylor, Edward B., Anfänge der Kultur. Deutsch von J. W. Spengel und Ed. Poske (Leipzig 1873).

— Forschungen über die Urgeschichte der Menschheit. Aus dem Englischen von H. Müller (Leipzig o. J. [1869]).

Vierkandt, Alfred, Die Anfänge der Verfassung und Verwaltung und die Verfassung und Verwaltung primitiver Völker. Die Kultur der Gegenwart II 2 (Leipzig 1911).

Die Anfänge der Zauberei und Religion. Globus XCII (1907).

— Die Stetigkeit im Kulturwandel (Leipzig 1908).

Führende Individuen bei den Naturvölkern. Zeitschrift für Sozialwissenschaft XI (1908).

— Naturvölker und Kulturvölker (Leipzig 1896).

Visscher, H., Religion und soziales Leben bei den Naturvölkern (Bonn 1911).

Wake, Staniland, The Development of Marriage and Kinship (London 1889).

Wallascheck, Richard, Anfänge der Tonkunst (Leipzig 1902).

Webster, Sydney, Primitive Secret Societies (New York 1908).

Westermarck, Edward, History of Human Marriage (London 1891).

— Origin and Development of Moral Ideas. 2 vol. (London 1906).

Weule, Karl, Leitfaden der Völkerkunde. Mit Atlas (Leipzig und Wien 1912).

— Vom Kerbstock zum Alphabet. 6. Aufl. (Stuttgart 1915).

Zur Kartographie der Naturvölker. Petermanns Geogr. Mitteilungen (1915).

— Zusammenhänge und Konvergenz. Petermanns Geogr. Mitteilungen (1920).

Wilutzky, Eduard, Vorgeschichte des Rechts (Berlin 1903).

Winternitz, Moritz, Völkerkunde, Völkerkunde und Philologie. Globus LXXVIII (1900).
Wundt, Wilhelm, Elemente der Völkerpsychologie (Leipzig 1912).
— Völkerpsychologie. Eine Untersuchung der Entwicklungsgesetze von Sprache, Mythus und Sitte. 7 Teile (Leipzig 1905—17).

Amerika [1]

Außer in den nachstehend angeführten Werken und Aufsätzen finden sich wertvolle ethnographische, archäologische und anthropologische Arbeiten über die Völker Amerikas in den zahlreichen amerikanistischen Fachorganen, von denen die folgenden besonders hervorgehoben werden mögen:

American Anthropologist (Lancaster [Pa.]).
Anales del Museo Nacional de arqueología y etnología (México).
Archivos do Museu Nacional do Rio de Janeiro.
Boletín de la Academia Nacional de Historia (Quito).
Boletin de la Sociedad Geográfica de Lima.
Boletín del Instituto Geográfico Argentino (Buenos Aires).
Journal de la Société des Américanistes de Paris.
Journal of American Folk-lore (Boston und New York).
Meddelelser om Grønland (Kopenhagen).
Revista del Museo de La Plata.
Revista Trimensal do Instituto Historico e Geographico Brazileiro (Rio de Janeiro).
Verhandlungen der Internationalen Amerikanisten-Kongresse.

I. Die Amerikaner im allgemeinen

Andree, Richard, Der Ursprung der amerikanischen Kulturen. Sitzungsberichte der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, Jahrgang 1905/6.
Beuchat, H., Manuel d'Archéologie Américaine (Paris 1912).
Brinton, Daniel G., American Hero Myths (Philadelphia 1882).
— The American Race. A Linguistic Classification and Ethnographic Description of the Native Tribes of North and South America (New York 1891).
Brühl, Gustav, Die Culturvölker Alt-Amerikas (New York, Cincinnati und St. Louis 1875—1887).
Cronau, Rudolf, Amerika. Die Geschichte seiner Entdeckung von der ältesten bis auf die neueste Zeit. 2 vol. (Leipzig 1892).
Friederici, Georg, Die Schiffahrt der Indianer. Studien und Forschungen zur Menschen- und Völkerkunde I (Stuttgart 1907).
— Skalpieren und ähnliche Kriegsgebräuche in Amerika (Braunschweig 1906).
Graebner, Fritz, Alt- und neuweltliche Kalender. Zeitschrift für Ethnologie LII (Berlin 1921).
— Amerika und die Südseekulturen. Ethnologica II 1 (Leipzig 1913).
Hamy, E. T., Galerie Américaine du Musée d'Ethnographie du Trocadéro. Choix de pièces archéologiques. 2 vol. (Paris 1897).

[1] Die mit einem * versehenen Arbeiten konnten bei der Abfassung dieses Teils nicht mehr berücksichtigt werden.

Hrdlička, Aleš, Early Man in South America. Bulletin 52 of the Bureau of American Ethnology (Washington 1912).

— Skeletal Remains Suggesting or Attributed to Early Man in North America. Bulletin 33 of the Bureau of American Ethnology (Washington 1907).

Joyce, Thomas A., A Short Guide to the American Antiquities in the British Museum (London 1912).

Lehmann-Nitsche, Robert, Nouvelles recherches sur la formation Pampéene et l'homme fossile de la République Argentine. Revista del Museo de la Plata XIV (Buenos Aires 1907).

Müller, J. G., Geschichte der amerikanischen Urreligionen. 2. Aufl. (Basel 1867).

Peschel, Oscar, Geschichte des Zeitalters der Entdeckungen (Stuttgart 1858).

Preuß, Konrad Theodor, Die Begräbnisarten der Amerikaner und Nordostasiaten. Inaugural-Dissertation (Königsberg 1894).

Seler, Eduard, Gesammelte Abhandlungen zur Amerikanischen Sprach- und Altertumskunde. 4 vol.: I—III mit Wort- und Sachregister (Berlin 1902, 1904, 1914) und V (Berlin 1915).

Steffen, Max, Die Landwirtschaft bei den altamerikanischen Kulturvölkern (Leipzig 1883).

Stolpe, Hjalmar, Studier i Amerikansk Ornamentik. Ett Bidrag till Ornamentens Biologi (Stockholm 1896).

The Problems of the Unity or Plurality and the Probable Place of Origin of the American Aborigines. Diskussion bei einer gemeinsamen Sitzung der American Anthropological Association und der American Association for the Advancement of Science in Washington, am 27. Dezember 1911. American Anthropologist N. S. XIV 1 (Lancaster 1912).

Virchow, Rudolf, Crania ethnica americana. Sammlung auserlesener amerikanischer Schädeltypen (Berlin 1892).

Waitz, Theodor, Anthropologie der Naturvölker III und IV: Die Amerikaner (Leipzig 1862 und 1864).

Weber, Friedrich, Beiträge zur Charakteristik der älteren Geschichtsschreiber über Spanisch-Amerika. Beiträge zur Kultur- und Universalgeschichte (herausgegeben von Karl Lamprecht) XIV (Leipzig 1911). Dazu die Besprechung von Georg Friederici in den Göttingischen Gelehrten Anzeigen 1912. 7.

II. Die Naturvölker Nordamerikas

Adam, Leonhard, Stammesorganisation und Häuptlingstum der Tlinkitindianer Nordwestamerikas; — der Haida und Tsimshian; — der Wakashstämme. Zeitschrift für vergleichende Rechtswissenschaft XXIX, XXX und XXXV (Stuttgart 1912, 1913, 1918).

Annual Reports of the Bureau of American Ethnology to the Secretary of the Smithsonian Institution I—XXXIII (Washington 1881—1919). Enthalten Abhandlungen allgemeiner Art über Sprachengruppierung (VII, XXVIII), Totenbestattung (I), Muschelschneidekunst (II), Bilderschrift (X) und Spiele (XXIV) der Nordamerikaner, ferner spezielle Untersuchungen über die Archäologie des Ostens von Fowke (XIII), Holmes (XIII, XV und XX) und Cyrus Thomas (V, XII), über die Archäologie des Südwestens von

Fewkes (XVII. XXII. XXVIII, XXXIII) und Mindeleff (XIII. XV, XVI), über die Eskimo von Boas (VI), Murdoch (IX), Nelson (XVIII) und Turner (XI), über die Nordwestamerikaner von Boas (XXXI) und Swanton (XXVI). über die Völker des Ostens von Hewitt (XXI, XXXII), Hoffman (VII, XIV), Jenks (XIX), MacCauley (V) und Mooney (VII. XIX), über die Prärieindianer von Dorsey (XI), Alice Fletcher (XXII, XXVII) und Mooney (XVII), über die Apatsche und Navaho von Bourke (IX), Matthews (II, III, V), Mindeleff (XVII) und J. Stevenson (VIII), über die Puebloindianer von Cushing (II, XIII), Fewkes (XV. XVI, XIX. XXI), Mindeleff (VIII) und Matilda C. Stevenson (XI, XXIII) und über die Seri und sonorischen Völker von McGee (XVII) und Russell (XXVI).

Bartram. William, Travels through North and South Carolina, Georgia, East and West Florida, the Cherokee Country, the Extensive Territories of the Muscogulges or Creek Confederacy and the Country of the Chactaws (London 1792). Aus dem Engl. von E. A. W. Zimmermann (Berlin 1793).

Bessels, Emil, Die amerikanische Nordpolexpedition (Leipzig 1878).

Birket-Smith, Kaj. A Geographic Study of the Early History of the Algonquian Indians. Internationales Archiv für Ethnographie XXIV (Leiden 1918).

Boas, Franz, The Decorative Art of the Indians of the North Pacific Coast. Bulletins of the American Museum of Natural History IX 10 (New York 1897).

— The Eskimo of Baffin Land and Hudson Bay. 1st and 2nd Report. Bulletin of the American Museum of Natural History XV (New York 1907).

— The Jesup North Pacific Expedition. Verhandlungen des XIII. Internationalen Amerikanisten-Kongresses New York 1902.

— The Social Organization and the Secret Societies of the Kwakiutl Indians. Report of the U. S. National Museum for 1895 (Washington 1897).

Buschmann, J. C. E., Die Spuren der aztekischen Sprache im nördlichen Mexiko und höheren amerikanischen Norden. Abhandlungen der Königl. Preuß. Akademie der Wissenschaften (Berlin 1859).

Catlin, George, Illustrations of the Manners, Customs and Condition of the North American Indians. 8th Ed. 2 vol. (London 1851). Neuausgabe (Edinburg 1903).

Champlain, Samuel de. Voyages et descouvertures faites en la Nouvelle France, depuis l'année 1615 jusques à la fin de l'année 1618. Seconde Édition (Paris 1627).

Cranz, David, Historie von Grönland enthaltend die Beschreibung des Landes und der Einwohner und insbesondere die Geschichte der dortigen Mission der Evangelischen Brüder (Barby 1765).

Dall, William H., Alaska and its Resources (Boston 1870).

— Tribes of the Extreme Northwest. Contributions to North American Ethnology I (Washington 1877).

Dixon, Roland B., The Northern Maidu. Bulletin of the American Museum of Natural History XVII 3 (New York 1905).

— und Kroeber, Alfred R. New Linguistic Families in California. American Anthropologist N. S. XV (Lancaster 1913).

Dorsey, George, The Arapaho Sun Dance; the Ceremony of the Offerings Lodge.

Publications of the Field Columbian Museum, Anthropological Series IV (Chicago 1903).

Dorsey, George, und Voth, H. R., The Oraibi Soyal Ceremony; The Oraibi Powamu Ceremony; The Mishongnovi Ceremonies of the Snake and Antelope Fraternities; The Oraibi Summer Snake Ceremony; The Oraibi Oáqöl Ceremony; Oraibi Natal Customs and Ceremonies; The Oraibi Marau Ceremony; Brief Miscellaneous Hopi Papers. Publications of the Field Columbian Museum. Anthropological Series III, VI und XI (Chicago 1901—1912).

Eickhoff, Heinrich, Die Kultur der Pueblos in Arizona und New Mexico. Studien und Forschungen zur Menschen- und Völkerkunde IV (Stuttgart 1908).

Goddard, Pliny Earle, Indians of the Southwest. Handbook II of the American Museum of Natural History (New York 1913).

— Life and Culture of the Hupa. University of California Publications, American Archaeology and Ethnology I 1 (Berkeley 1903/04).

Grinnel, George Bird, Pawnee Hero Stories and Folk Tales with Notes on the Origin, Customs and Character of the Pawnee People (New York 1893).

— The North American Indians of to-day (London 1900). [Typenatlas.]

Hall, Charles Francis, Life with the Esquimaux (London 1865).

Handbook of American Indians North of Mexico, ed. by Frederick Webb Hodge. 2 vol. Bulletin 30 of the Bureau of American Ethnology (Washington 1907, 1910).

Hariot, Thomas, Narrative of the First English Plantation of Virginia. Neudruck nach der Frankfurter Ausgabe von 1590 (London 1893).

Holmes, William H., Anthropological Studies in California. Report of the U. S. National Museum for 1900 (Washington 1902).

Hough, Walter, Culture of the Ancient Pueblos of the Upper Gila River Region, New Mexico and Arizona. Bulletin 87 of the U. S. National Museum (Washington 1914).

— Primitive American Armor. Report of the U. S. National Museum for 1893 (Washington 1895).

— The Hopi Indian Collection in the United States National Museum. Proceedings of the U. S. National Museum LIV (Washington 1918).

The Jesup North Pacific Expedition edited by Franz Boas. Memoirs of the American Museum of Natural History. 12 vol. (New York 1898—1913). Enthalten Abhandlungen über die Archäologie der Nordwestküste von Harlan J. Smith (I, II), über die Haida von Swanton (V, X), über die Kwakiutl von Boas (III, V, X) und über die Selisch von Teit und Livingston Farrand (I, II).

Klutschak, Heinrich W., Als Eskimo unter Eskimos. Eine Schilderung der Erlebnisse der Schwatkaschen Franklin-Aufsuchungs-Expedition in den Jahren 1878—1880 (Wien 1881).

Kohl, J. G., Kitschi-Gami oder Erzählungen vom Oberen See. Ein Beitrag zur Charakteristik der amerikanischen Indianer. 2 vol. (Bremen 1859).

Krause, Aurel, Die Tlinkit-Indianer. Ergebnisse einer Reise nach der Nordwestküste von Amerika und der Beringstraße (Jena 1885).

— Fritz, Die Kultur der kalifornischen Indianer in ihrer Bedeutung für die Ethnologie und die nordamerikanische Völkerkunde. Schriften des Instituts für Völkerkunde in Leipzig I 4 (Leipzig 1921).

Krause, Fritz, Die Puebloindianer. Abhandlungen der Kaiserl. Leop.-Carol. Deutschen Akademie der Naturforscher LXXXVII 1 (Halle 1907).
— Wanderungen nordamerikanischer Indianer. Verhandlungen des XIX. Deutschen Geographentages zu Straßburg i. E. (Berlin 1915).
— Zur Besiedelungsgeschichte der nordamerikanischen Prärie. Korrespondenzblatt der Deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte XLIV 8/12 (Braunschweig 1913).
Kroeber, Alfred R., The Arapaho. I. General Description, II. Decorative Art and Symbolism, III. Ceremonial Organization, IV. Religion. Bulletin of the American Museum of Natural History XVIII 1 2 4 (New York 1902, 1904, 1907).
Lafitau, Jos. François, Mœurs des sauvages amériquains, comparées aux mœurs des premiers temps. 2 vol. (Paris 1724).
[Lewis and Clark], History of the Expedition under the Command of Captains L. and C. to the Sources of the Missouri, thence across the Rocky Mountains and down the River Columbia to the Pacific Ocean, performed during the years 1804—1806. Ed. by Paul Allen. 2 vol. (Philadelphia 1814).
Loskiel, Georg Heinrich, Geschichte der Mission der evangelischen Brüder unter den Indianern von Nordamerika (Barby 1789).
Loewenthal, John. Die Religion der Ostalgonkin (Berlin 1913).
*— Irokesische Wirtschaftsaltertümer. Zeitschrift für Ethnologie LII (Berlin 1921).
Lumholtz, Carl, Unknown Mexico. A Record of Five Years' Exploration. 2 vol. (London 1903).
McClintock, Walter, The Old North Trail or Life, Legends and Religion of the Blackfoot Indians (London 1910).
McGuire, Joseph D., Pipes and Smoking Customs of the American Aborigines. Report of the U. S. National Museum for 1897 (Washington 1899).
Mason, Otis Tufton, Aboriginal American Basketry. Report of the U. S. National Museum for 1902 (Washington 1904).
— North American Bows. Arrows and Quivers. Report of the U. S. National Museum for 1893 (Washington 1894).
— Pointed Bark Canoes of the Kutenai and Amur. Report of the U. S. National Museum for 1899 (Washington 1901).
— Primitive Travel and Transportation. Report of the U. S. National Museum for 1894 (Washington 1896).
Matthews, Washington, The Night Chant, a Navaho Ceremony. Memoirs of the American Museum of Natural History V (New York 1902).
Möllhausen, Balduin, Reisen in die Felsengebirge Nordamerikas bis zum Hochplateau von Neu-Mexico. 2 vol. (Leipzig 1861).
— Tagebuch einer Reise vom Mississippi nach den Küsten der Südsee (Leipzig 1858).
Moorehead, Warren K., The Stone Age in North America. 2 vol. (Boston und New York 1910).
Morgan, Lewis H., League of the Ho-dé-no-sau-nee or Iroquois (Rochester 1851). New Edition with additional matter by Herbert M. Lloyd (New York 1904).
Morice, A. G., Notes, archaeological, industrial and sociological, on the Western Dénés. Transactions of the Canadian Institute IV (Toronto 1895).
— The Great Déné Race. Anthropos I—V (Wien 1906—1910).

Morice, A. G., The Western Dénés. Their Manners and Customs. Proceedings of the Canadian Institute 3d Series VI 2 (Toronto 1889).

Nansen, Fridtjof, Eskimoleben. Deutsch von Langfeldt (Leipzig und Berlin 1903).

Niblack, Albert P., The Coast Indians of Southern Alaska and Northern British Columbia. Report of the U. S. National Museum for 1888 (Washington 1890).

Nordenskiöld, Gustaf, The Cliff Dwellers of the Mesa Verde, Southwestern Colorado (Stockholm 1893).

Parkman, Francis, France and England in North America. 8 vol. (Boston 1867—1892).

Porsild, Morten P., Studies on the Material Culture of the Eskimo in Westgreenland. Meddelelser om Grønland LI (Kopenhagen 1915). Auszüge unter dem Titel „Über einige Geräte der Eskimo" in der Zeitschrift für Ethnologie XLIV (Berlin 1912).

Powers, Stephen, Tribes of California. Contributions to North American Ethnology III (Washington 1877).

Preuß, Konrad Theodor, Die Nayaritexpedition I: Die Religion der Coraindianer in Texten nebst Wörterbuch (Leipzig 1912).

— Ethnographische Ergebnisse einer Reise in die mexikanische Sierra Madre. Zeitschrift für Ethnologie XL (Berlin 1908).

Richardson, John, Arctic Searching Expedition: a Journal of a Boat Voyage through Rupert's Land and the Arctic Sea. 2 vol. (London 1851).

Rink, H., The Eskimo Tribes. Meddelelser om Grønland XI (Kopenhagen 1887).

Sapir, E., The Na-dene Languages [Tlingit, Haida, Athapaskisch], a Preliminary Report. American Anthropologist N. S. XVII (Lancaster 1915).

— Wiyot and Yurok, Algonquian Languages of California. American Anthropologist N. S. XV (Lancaster 1913).

Sarfert, Ernst, Haus und Dorf bei den Eingeborenen Nordamerikas. Archiv für Anthropologie N. F. VII (Braunschweig 1908).

Schmidt, Emil, Vorgeschichte Nordamerikas im Gebiet der Vereinigten Staaten (Braunschweig 1894).

Schoolcraft, Henry R., Historical and Statistical Information, Respecting the History, Condition and Prospects of the Indian Tribes of the United States. 6 vol. (Philadelphia 1851—1857).

Smith, Harlan J., The Archaeological Collection from the Southern Interior of British Columbia (Ottawa 1913).

Squier, E. G., und Davis, E. H., Ancient Monuments of the Mississippi Valley. Smithsonian Contributions to Knowledge I (Washington 1848).

Steensby, H. P., An Anthropogeographical Study of the Origin of the Eskimo Culture. Meddelelser om Grønland LIII (Kopenhagen 1916).

Swanton, John R., Indian Tribes of the Lower Mississippi Valley and Adjacent Coast of the Gulf of Mexico. Bulletin 43 of the Bureau of American Ethnology (Washington 1911).

Thalbitzer, W., The Ammassalik Eskimo. Contributions to the Ethnology of the East Greenland Natives. Meddelelser om Grønland XXXIX (Kopenhagen 1914).

Voth, H. R., siehe Dorsey und Voth.

Whymper, Frederick, Alaska. Reisen und Erlebnisse im hohen Norden. Deutsche Ausgabe von Friedrich Steger (Braunschweig 1869).

Wied, Maximilian Prinz zu, Reise in das innere Nordamerika in den Jahren 1832—1834. 2 vol. und Atlas (Koblenz 1839 und 1841).

Wilson, Thomas, Prehistoric Art. Report of the U. S. National Museum for 1896 (Washington 1898).

Wissler, Clark, Material Culture of the Blackfoot Indians. Anthropological Papers of the American Museum of Natural History V 1 (New York 1910).

— North American Indians of the Plains. Handbook I of the American Museum of Natural History (New York 1912).

Woldt, A., Kapitain Jacobsens Reise an der Nordwestküste Amerikas (Leipzig 1884).

*Wolf, Morris, Iroquois Religion and its Relation to their Morals. Dissertation (New York 1919).

III. Die Kulturvölker Mittelamerikas

Charnay, Désiré, Cités et ruines Américaines (Paris 1863).

Gabb, William M., On the Indian Tribes and Languages of Costa Rica. Proceedings of the American Philosophical Society XIV (Philadelphia 1876).

Hartman, C. V., Archaeological Researches in Costarica (Stockholm 1901).

— Archaeological Researches on the Pacific Coast of Costarica. Memoirs of the Carnegie Museum III 1 (Pittsburgh 1907).

Holmes, William H., Archaeological Studies among the Ancient Cities of Mexico. Part I, II. Publications of the Field Columbian Museum, Anthropological Series I 1 (Chicago 1895 und 1897).

Joyce, Thomas A., Mexican Archaeology. An Introduction to the Archaeology of the Mexican and Mayan Civilizations of Pre-Spanish America (London 1914).

Kingsborough, Lord, Antiquities of Mexico: Comprising Facsimiles of Ancient Mexican Paintings and Hieroglyphics . . . together with the Monuments of New Spain. 9 vol.: I Codices Mendoza (Oxford), Telleriano-Remensis (Paris). Boturini, Bodley und Selden (Oxford); II Codices Vaticanus A (Rom), Laud (Oxford), Cospi (Bologna), Vindobonensis (Wien) und Humboldt (Berlin); III Codices Borgia (Rom), Dresdensis (Dresden), Fejérváry (Budapest), Vaticanus B (Rom); IV Monumente (nach Dupaix); V—IX Textbände (London 1831—1848).

Kohler, Josef, Das Recht der Azteken. Zeitschrift für vergleichende Rechtswissenschaft XII (Stuttgart 1892).

Kunike, Hugo, Aztekische Märchen nach dem Spanischen des Sahagun (Berlin und Leipzig 1922).

Landa, Diego de, Relation des choses de Yucatan. Texte espagnol et traduction française par l'Abbé Brasseur de Bourbourg (Paris 1864).

Lehmann, Walter, Altmexikanische Kunstgeschichte. Ein Entwurf in Umrissen. Orbis pictus VIII (Berlin 1921).

— Die Archäologie Costa Ricas. Abhandlungen der Naturhistorischen Gesellschaft zu Nürnberg XX (Nürnberg 1913).

— Ergebnisse und Aufgaben der mexikanistischen Forschung. Archiv für Anthropologie N. F. VI (Braunschweig 1907). Mit ausführlicher Bibliographie.

— Zentralamerika I. Teil: Die Sprachen Zentralamerikas. 2 vol. (Berlin 1920)

MacCurdy, George Grant, A Study of Chiriquian Antiquities. Memoirs of the Connecticut Academy of Arts and Sciences III (New Haven 1911).

Maler, Teobert, Researches in the Central Portion of the Usumatsintla Valley. — Explorations of the Upper Usumatsintla and Adjacent Region. — Explorations in the Department of Peten, Guatemala, and Adjacent Regions. Memoirs of the Peabody Museum of American Archaeology and Ethnology II, IV, V (Cambridge [Mass.] 1901—1911).

— Yukatekische Forschungen. Globus LXVIII und LXXXII (Braunschweig 1895 und 1902).

Maudslay, Alfred P., Archaeology, in der von Godman und Salvin herausgegebenen Biologia Centrali-Americana. Part I: Copan, II: Chich'en Itza und Guatemala (Menché), III: Palenque und Tikal, IV: Quiriguá (London 1889—1902).

Mechling, William H., The Indian Linguistic Stocks of Oaxaca, Mexico. American Anthropologist N. S. XIV (Lancaster 1912).

Morley, Sylvanus Griswold, An Introduction to the Study of the Maya Hieroglyphs. Bulletin 57 of the Bureau of American Ethnology (Washington 1915).

— The Inscriptions at Copán. Carnegie Institution of Washington, Publication 219 (1920).

*— The Rise and Fall of the Maya Civilization in the Light of the Monuments and the Native Chronicles. Verhandlungen des XIX. Internationalen Amerikanisten-Kongresses Washington 1917.

Orozco y Berra, Manuel, Geografía de las lenguas y carta etnográfica de México (México 1864).

— Historia antigua y de la conquista de México. 4 vol. und Atlas (México 1880).

Prescott, William H., Geschichte der Eroberung von Mexico mit einer einleitenden Übersicht des früheren mexikanischen Bildungszustandes. Aus dem Englischen übersetzt. 2 vol. (Leipzig 1845).

Preuß, Konrad Theodor, Der Ursprung der Menschenopfer in Mexiko. Globus LXXXVI (Braunschweig 1904).

— Die Feuergötter als Ausgangspunkt zum Verständnis der mexikanischen Religion in ihrem Zusammenhange. Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien XXXIII (1903).

— Phallische Fruchtbarkeitsdämonen als Träger des altmexikanischen Dramas. Archiv für Anthropologie N. F. I (Braunschweig 1903).

Sahagun, Fray Bernardino de, Historia general de las cosas de Nueva España. Ed. Carlos María de Bustamante, 3 vol. (México 1829/30). Französische Ausgabe von D. Jourdanet und Rémi Siméon, 1 vol. (Paris 1880).

Sapper, Karl, Das nördliche Mittel-Amerika nebst einem Ausflug nach dem Hochland von Anahuac. Reisen und Studien aus den Jahren 1888—1895. (Braunschweig 1897).

— Der gegenwärtige Stand der ethnographischen Kenntnis von Mittelamerika. Archiv für Anthropologie N. F. III (Braunschweig 1904).

— Mittelamerikanische Reisen und Studien aus den Jahren 1888—1900 (Braunschweig 1902).

*Saville, Marshall H., The Goldsmith's Art in Ancient Mexico. Indian Notes and Monographs, Miscell. (New York 1920).

Schellhas, P., Die Göttergestalten der Mayahandschriften. 2. Aufl. (Berlin 1904).

Seler, Eduard, Beobachtungen und Studien in den Ruinen von Palenque. Abhandlungen der Königl. Preußischen Akademie der Wissenschaften 1915, Philol.-Hist. Klasse V.

— Codex Borgia. Eine altmexikanische Bilderschrift der Bibliothek der Congregatio de Propaganda Fide. 3 vol. (Berlin 1904, 1906, 1909).

— Die Ruinen von Uxmal. Abhandlungen der Königl. Preußischen Akademie der Wissenschaften 1917, Philol.-Hist. Klasse III.

Seler-Sachs, Cäcilie, Auf alten Wegen in Mexiko und Guatemala. Reiseerinnerungen und Eindrücke aus den Jahren 1895—1897 (Berlin 1900).

— Frauenleben im Reiche der Azteken. Ein Blatt aus der Kulturgeschichte Alt-Mexikos (Berlin 1919).

*Skinner, Alanson, Notes on the Bribri of Costa Rica. Indian Notes and Monographs VI 3 (New York 1920).

Spinden, Herbert, A Study of Maya Art, its Subject Matter and Historical Development. Memoirs of the Peabody Museum of American Archaeology and Ethnology VI (Cambridge [Mass.] 1913).

Squier, E. G., Nicaragua; its People, Scenery, Monuments. 2 vol. (New York 1852). Ins Deutsche übertragen von Eduard Hoepfner. 1 vol. (Leipzig 1854).

Starr, Frederick, Indians of Southern Mexico. An Ethnographic Album (Chicago 1899).

— Notes upon Ethnography of Southern Mexico. Part I, II. Proceedings of the Davenport Academy of Science VIII, IX (1901 und 1902).

— The Physical Characters of the Indians of Southern Mexico. Decennial Publication of the University of Chicago IV (Chicago 1902).

Stephens, John L., Incidents of Travel in Central America, Chiapas and Yucatan. 12th Edition. 2 vol. (New York 1842). Ins Deutsche übertragen von Eduard Hoepfner. 1 vol. (Leipzig 1854).

— Incidents of Travel in Yucatan. 2 vol. (London 1843). Deutsch von N. N. W. Meißner. 1 vol. (Leipzig 1853).

Stoll, Otto, Die Ethnologie der Indianerstämme von Guatemala. Internationales Archiv für Ethnographie I Supplement (Leiden 1889).

— Zur Ethnographie der Republik Guatemala (Zürich 1884).

Strebel, Hermann, Über Tierornamente auf Tongefäßen aus Alt-Mexico. Veröffentl. aus dem Staatl. Museum für Völkerkunde VI 1 (Berlin 1899).

Termer, Franz, Ein Beitrag zum religiösen und kulturellen Leben der Guaimíindianer im sechzehnten Jahrhundert. Korrespondenzblatt der Deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte L 9/12 (Braunschweig 1919).

Thomas, Cyrus, und Swanton, John, Indian Languages of Mexico and Central America and their Geographical Distribution. Bulletin 44 of the Bureau of American Ethnology (Washington 1911).

Tozzer, Alfred M., A Comparative Study of the Mayas and the Lacandones. Report of the Archaeological Institute of America (New York 1907).

IV. Die Naturvölker Südamerikas

Azara, Félix de, Voyages dans l'Amérique Méridionale depuis 1781 jusqu'en 1801. Publiés par C. A. Walkenaer. 4 vol. und Atlas (Paris 1809). Deutsch von Ch. Weyland [gekürzt] im Magazin merkwürdiger neuer Reisebeschreibungen XXXI (Berlin 1810).

Chamberlain, Alexander F., Linguistic Stocks of South American Indians. American Anthropologist N. S. XV (Lancaster 1913).

— Sur quelques familles linguistiques peu connues ou presque inconnues de l'Amérique du Sud. Journal de la Société des Américanistes de Paris N. S. VII (1910).

*Cooper, John M., Analytical and Critical Bibliography of the Tribes of Tierra del Fuego and Adjacent Territory. Bulletin 63 of the Bureau of American Ethnology (Washington 1917).

Coppinger, Richard William, Cruise of the Alert, 1878—1882 [Besuch der Alikuluf und Tschono] (London 1883).

de Créqui-Montfort, G., und Rivet, P., Linguistique Bolivienne. Zahlreiche Aufsätze unter diesem Obertitel im Journal de la Société des Américanistes de Paris N. S. IX, X und XI (1912—1914), International Journal of American Linguistics I 4 (New York 1920) und Muséon (Löwen 1913), in den Mémoires de la Société de Linguistique de Paris XVIII (1913) und in der Zeitschrift für Ethnologie XLV (Berlin 1913).

Crevaux, Jules, Voyages dans l'Amérique du Sud (Paris 1883).

Dobrizhoffer, Martin, Geschichte der Abiponer, einer berittenen und kriegerischen Nation in Paraguay. Aus dem Lateinischen von A. Kreil. 3 vol. (Wien 1783/1784).

Eder, Franz Xaver, Descriptio provinciae Moxitarum in regno Peruano (Budapest 1791).

Ehrenreich, Paul, Anthropologische Studien über die Urbewohner Brasiliens (Braunschweig 1897).

— Beiträge zur Völkerkunde Brasiliens. Veröffentl. aus dem Staatl. Museum für Völkerkunde II 1/2 (Berlin 1891).

— Die Ethnographie Südamerikas im Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts. Archiv für Anthropologie N. F. III (Braunschweig 1904).

— Die Mythen und Legenden der südamerikanischen Urvölker und ihre Beziehungen zu denen Nordamerikas und der Alten Welt. Zeitschrift für Ethnologie XXXVII Supplement (Berlin 1905).

— Über die Botocudos der brasilianischen Provinzen Espiritu santo und Minas Geraes. Zeitschrift für Ethnologie XIX (Berlin 1887).

— Über einige ältere Bildnisse südamerikanischer Indianer. Globus LXVI (Braunschweig 1894).

Falkner, Thomas, A Description of Patagonia and the Adjoining Parts of South America (Hereford 1774). Deutsche Übersetzung (Gotha 1775).

Fewkes, Jesse Walter, The Aborigines of Porto Rico and Neighboring Islands. XXV. Annual Report of the Bureau of American Ethnology (Washington 1907).

Gallardo, Carlos R., Los Onas (Buenos Aires 1910).

de Goeje, C. H., Bijdrage tot de Ethnographie der Surinaamsche Indianen.

Internationales Archiv für Ethnographie XVII Supplement (Leiden 1906). — Beiträge zur Völkerkunde von Surinam. Internationales Archiv für Ethnographie XIX (Leiden 1908).

Grubb, W. Barbrooke, An Unknown People in an Unknown Land. An Account of the Life and Customs of the Lengua Indians of the Paraguayan Chaco. Ed. by H. T. Morrey Jones. 2nd Ed. (London 1911).

Gumilla, José, Historia natural, civil y geográfica de las naciones situadas en las riveras del rio Orinoco. 2 vol. (Barcelona 1791).

v. Hornbostel, Erich, Über ein akustisches Kriterium für Kulturzusammenhänge. Zeitschrift für Ethnologie XLIII (Berlin 1911).

v. Humboldt, Alexander, Reise in den Äquinoktialgegenden des neuen Kontinents. In deutscher Bearbeitung von Hermann Hauff. 4 vol. (Stuttgart 1859/1860).

Hyades, P., und Deniker, J., Mission scientifique du Cap Horn. Tome VII: Anthropologie, Ethnographie (Paris 1891).

*Karsten, Rafael, Beiträge zur Sittengeschichte der südamerikanischen Indianer. — Contributions to the Sociology of the Indian Tribes of Ecuador. Acta Academiae Aboensis, Humaniora I 3 und 4 (Åbo 1920).

Kersten, Ludwig, Die Indianerstämme des Gran Chaco bis zum Ausgange des achtzehnten Jahrhunderts. Internationales Archiv für Ethnographie XVII (Leiden 1905).

Kissenberth, Wilhelm, Bei den Canella-Indianern in Zentral-Maranhão (Brasilien). Bäßler-Archiv II (Leipzig/Berlin 1911).

— Beitrag zur Kenntnis der Tapirapé-Indianer. Bäßler-Archiv VI 1/2 (Leipzig-Berlin 1916).

— Über die hauptsächlichsten Ergebnisse der Araguayareise. Zeitschrift für Ethnologie XLIV (Berlin 1912).

Koch-Grünberg, Theodor, Der Paradiesgarten als Schnitzmotiv der Payaguáindianer. Globus LXXXIII (Braunschweig 1903).

— Die Guaikurustämme. Globus LXXXI (Braunschweig 1902).

— Die Indianerstämme am oberen Rio Negro und Yapurá und ihre sprachliche Zugehörigkeit. Zeitschrift für Ethnologie XXXVIII (Berlin 1906).

— Indianermärchen aus Südamerika (Jena 1920).

— Indianertypen aus dem Amazonasgebiet I—VII (Berlin 1908—1911).

— Südamerikanische Felszeichnungen (Berlin 1907).

— Vom Roroima zum Orinoco. Ergebnisse einer Reise in Nordbrasilien und Venezuela in den Jahren 1911—1913. Bisher 2 vol.: I Schilderung der Reise, II Mythen und Legenden der Taulipang- und Arekuna-Indianer (Berlin 1916, 1917). [Im Erscheinen.]

— Zum Animismus der südamerikanischen Indianer. Internationales Archiv für Ethnographie XIII Supplement (Leiden 1900).

— Zwei Jahre unter den Indianern. Reisen in Nordwestbrasilien. 2 vol. (Berlin 1909). Neue verkürzte Ausgabe in 1 vol. (Stuttgart 1921).

— und Snethlage, E., Die Chipaya und Curuahé. Zeitschrift für Ethnologie XLII (Berlin 1910).

Krause, Fritz, In den Wildnissen Brasiliens. Bericht und Ergebnisse der Leipziger Araguaya-Expedition 1908 (Leipzig 1911).

Lery, Jean de, Histoire d'un voyage faict en la terre du Brésil (1557—1559). Nouvelle édition par Paul Gaffarel. 2 vol. (Paris 1880).

v. Martius, Karl Friedrich Philipp, Beiträge zur Ethnographie und Sprachenkunde Amerikas, zumal Brasiliens. 2 vol. (Leipzig 1867).

— s. auch v. Spix und Martius.

Meyer, Herrmann, Bogen und Pfeil in Central-Brasilien (Leipzig o. J.).

Musters, George Chaworth, Unter den Patagoniern. Wanderungen auf unbetretenem Boden von der Magalhäesstraße bis zum Rio Negro. Aus dem Englischen von J. E. A. Martin (Jena 1873).

v. Nordenskiöld, Erland, De Sydamerikanska Indianernas Kulturhistoria (Stockholm 1912).

— Die Anpassung der Indianer an die Verhältnisse in den Überschwemmungsgebieten in Südamerika. Ymer XXXVI (Stockholm 1916).

— Eine geographische und ethnographische Analyse der materiellen Kultur zweier Indianerstämme in El Gran Chaco (Göteborg 1918).

— Forskningar och Äventyr i Sydamerika (Stockholm 1915).

— Indianer och hvita i nordöstra Bolivia (Stockholm 1911). Deutsche Übersetzung von Ignaz Schlosser (Stuttgart 1922).

— Indianlif i El Gran Chaco (Stockholm 1910). Deutsche Übersetzung von Carl Auerbach (Leipzig 1912).

— The Changes in the Material Culture of two Indian Tribes under the Influence of New Surroundings (Göteborg 1920).

— Une contribution à la connaissance de l'anthropogéographie de l'Amérique. Journal de la Société des Américanistes de Paris N. S. IX (1912).

— Urnengräber und Mounds im bolivianischen Flachlande. Bäßler-Archiv III (Leipzig/Berlin 1913).

d'Orbigny, Alcide, L'homme Américain de l'Amérique Méridionale. 2 vol. (Paris 1839).

Ordinaire, Olivier, Les Sauvages du Pérou. Revue d'Ethnographie VI (Paris 1887).

Outes, Félix F., La edad de piedra en Patagonia. Estudio de arqueología comparada. Anales del Museo Nacional de Buenos Aires XII (1905).

— und Bruch, Carlos, Los aborigenes de la República Argentina (Buenos Aires 1910).

Oviedo, Gonzalo Fernández de, Historia general y natural de las Indias. Publ. por la Real Academia de la Historia. 4 vol. (Madrid 1851—1855).

* Preuß, Konrad Theodor, Religion und Mythologie der Uitoto. Bisher Bd. I: Einführung und Texte. Quellen der Religions-GeschichteGruppe XI (Göttingen und Leipzig 1921). [Im Erscheinen.]

Reich, A., und Stegelmann, F., Bei den Indianern des Urubamba und des Envira. Globus LXXXIII (Braunschweig 1903).

Rivet, Paul, Les familles linguistiques du Nord-Ouest de l'Amérique du Sud. L'Année Linguistique IV (Paris 1912).

— Les Indiens Jibaros. L'Anthropologie XVIII und XIX (Paris 1908).

— und Tastevin, C., Les tribus indiennes des bassins du Purús, du Juruá et des régions limitrophes. La Géographie XXXV 5 (Paris 1921).

— s. auch Créqui-Montfort und Rivet.

v. Rosen, Eric, The Chorotes Indians in the Bolivian Chaco (Stockholm 1904).

*Roth, Walter E., An Inquiry into the Animism and Folk-lore of the Guiana Indians. XXX. Annual Report of the Bureau of American Ethnology (Washington 1915).
Schmidel von Straubing, Ulrich, Wahrhaftige Historie einer wunderbaren Schiffahrt von 1534 bis 1554 [die Erforschung des La Plata und Paraguay]. Herausgegeben von Engelbert Hegaur (München o. J.).
Schmidt, Max, Die Aruaken. Ein Beitrag zum Problem der Kulturverbreitung (Leipzig 1917).
— Die Guató und ihr Gebiet. Bäßler-Archiv IV 6 (Leipzig/Berlin 1914).
— Die Paressí-Kabiši. Bäßler-Archiv IV 4/5 (Leipzig/Berlin 1914).
— Indianerstudien in Zentralbrasilien (Berlin 1905).
— Verhältnis zwischen Form und Gebrauchszweck bei südamerikanischen Sachgütern, besonders den keulenförmigen Holzgeräten. Zeitschrift für Ethnologie L (Berlin 1918).
Schmidt, P. W., Kulturkreise und Kulturschichten in Südamerika. Zeitschrift für Ethnologie XLV (Berlin 1913).
v. Spix, J. B., und v. Martius, K. F. Ph., Reise in Brasilien auf Befehl Sr. Majestät Maximilian Josephs II., Königs von Bayern, in den Jahren 1817 bis 1820. 3 vol. mit Atlas (München 1823—1831).
Staden von Homberg, Hans, Wahrhaftige Historia und Beschreibung einer Landschaft der wilden, nacketen, grimmigen Menschenfresser Leuten, in der neuen Welt America gelegen [1556]. Herausgegeben von Robert Lehmann-Nitsche. Zeitschrift des Deutschen Wissenschaftlichen Vereins zu Buenos Aires VI (1921).
Steere, J., Narrative of a Visit to Indian Tribes of the Purus River, Brasil. Report of the U. S. National Museum for 1901 (Washington 1903).
von den Steinen, Karl, Durch Centralbrasilien (Leipzig 1886).
— Unter den Naturvölkern Zentralbrasiliens (Berlin 1894).
Im Thurn, Everard, Among the Indians of Guiana (London 1883).
Wied, Maximilian Prinz zu, Reise nach Brasilien in den Jahren 1815—1817. 2 vol. und Atlas (Frankfurt a. M. 1820 und 1821).

V. Die Kulturvölker Südamerikas

Ambrosetti, J. B., El bronce en la region Calchaqui. Anales del Museo Nacional de Buenos Aires XI (1904).
Bandelier, Adolph F., The Aboriginal Ruins at Sillustani. American Anthropologist N. S. VII (Lancaster 1905).
— The Islands of Titicaca and Koati (New York 1910).
Bäßler, Arthur, Altperuanische Kunst. Beiträge zur Archäologie des Inca-Reichs. 4 vol. (Berlin 1902/1903).
— Altperuanische Metallgeräte (Berlin 1904).
— Peruanische Mumien. Untersuchungen mit X-Strahlen (Berlin 1904).
Bingham, Hiram, In the Wonderland of Peru [Machu Picchu]. The Work accomplished by the Peruvian Expedition of 1912. National Geographical Magazine XXIV 4 (Washington 1913).
— The Ruins of Choquequirau. American Anthropologist N.S.XII (Lancaster 1910).

Bolinder, Gustaf, Det tropiska snöfjällets Indianer (Stockholm 1916).

— Ijca-Indianernas Kultur. Bidrag till Kännedomen om en Chibcha-Stam (Stockholm 1918).

Boman, Éric, Antiquités de la région Andine de la République Argentine et du désert d'Atacama. 2 vol. (Paris 1908).

de Brettes, Joseph, Les Indiens Arhouaques-Kaggabas. Bulletins et Mémoires de la Société d'Anthropologie. Vme Série IV 3 (Paris 1902).

de Créqui-Montfort, G., und Rivet, P., Contribution à l'étude de l'archéologie et de la métallurgie Colombiennes. Journal de la Société des Américanistes de Paris N. S. XI (1919).

— L'Origine des aborigènes du Pérou et de la Bolivie. Comptes rendus des séances de l'Académie des Inscriptions et Belles Lettres (Paris 1914).

Cunow, Heinrich, Die soziale Verfassung des Inkareichs. Eine Untersuchung des altperuanischen Agrarkommunismus (Stuttgart 1896).

Dorsey, George A., A Bibliography of the Anthropology of Peru. Publications of the Field Columbian Museum, Anthropological Series II 2 (Chicago 1898).

— Archaeological Investigations on the Island of La Plata, Ecuador. Publications of the Field Columbian Museum, Anthropological Series II 5 (Chicago 1901).

Douay, Léon, Contribution à l'américanisme du Cauca (Colombie). Verhandlungen des VII. Internationalen Amerikanisten-Kongresses Berlin 1890.

Ernst, A., Über die Reste der Ureinwohner in den Gebirgen von Mérida. Venezuela. Zeitschrift für Ethnologie XVII (Berlin 1885).

Garcilaso de la Vega, First Part of the Royal Commentaries of the Yncas. Translated with notes etc. by Cl. R. Markham. 2 vol. Hakluyt Society Publications XLI und XLV (London 1869).

Joyce, Thomas A., South American Archaeology. An Introduction to the Archaeology of the South American Continent with Special Reference to the Early History of Peru (London 1912).

Lenz, Rudolf, Estudios Araucanos; materiales para el estudio de la lengua, la literatura y los costumbres de los Indios Mapuche ó Araucanos. Anales de la Universidad de Santiago (1895—1897).

Marcano, G., Ethnographie précolombienne du Venezuela. Vallées d'Aragua et de Caracas (Paris 1889).

Markham, Clements, The Incas of Peru. 2nd Edition (London 1912).

Means, Philip Ainsworth, Aspectos estético-cronológicos de las civilizaciones andinas. Boletín de la Academía Nacional de Historia I 2 (Quito 1920).

Medina, J. F., Los aborígines de Chile (Santiago 1882).

Middendorf, E. W., Die einheimischen Sprachen Perus. 6 vol. (Leipzig 1890 bis 1892). — Wichtig sind die ethnographischen und historischen Einleitungen der einzelnen Bände; Bd. III enthält das Ollanta-Drama.

— Peru. Beobachtungen und Studien über das Land und seine Bewohner während eines 25jährigen Aufenthalts. 3 vol. (Berlin 1893—1895).

Molina, G. J., Saggio sulla storia civile del Chili (Bologna 1787). Deutsche Übersetzung unter dem Titel „Geschichte der Eroberung von Chili durch die Spanier" (Leipzig 1791).

v. Nordenskiöld, Erland. Incallacta, eine befestigte und von Inca Tupac Yupanqui angelegte Stadt. Ymer XXXV (Stockholm 1915).

v. Nordenskiöld, Erland, The Copper and Bronze Ages in South America (Göteborg 1921)).

Pittier de Fábrega, Henry, Ethnographic and Linguistic Notes on the Paez Indians of Tierra adentro, Cauca, Colombia. Memoirs of the American Anthropological Association I (Lancaster [Pa.] 1907).

Posnansky, Arthur, Eine prähistorische Metropole in Südamerika [Tiahuanaco] (Berlin 1914).

Prescott, William H., Geschichte der Eroberung von Peru mit einer einleitenden Übersicht des Bildungszustandes unter den Inkas. Aus dem Englischen übersetzt. 2 vol. (Leipzig 1848).

Preuß, Konrad Theodor, Bericht über meine archäologischen und ethnologischen Forschungsreisen in Kolumbien. Zeitschrift für Ethnologie LII (Berlin 1921).

* — Forschungsreise zu den Kágaba-Indianern der Sierra Nevada de Sta. Marta in Kolumbien. Anthropos XIV/XV (Wien 1919/1920) f. [Im Erscheinen.]

Reiß, W., und Stübel, A., Das Totenfeld von Ancon in Perú. Ein Beitrag zur Kenntnis der Kultur und Industrie des Incareiches nach den Ergebnissen eigner Ausgrabungen. 3 vol. (Berlin 1880—1887).

Restrepo, Vicente, Los Chibchas antes de la conquista española. Mit einem Atlas Arqueológico (Bogotá 1895).

Restrepo Tirado, Ernesto, Los Quimbayas (Bogotá 1912).

Rivet, Paul, À propos de l'origine du mot „Pérou". L'Anthropologie XXII (Paris 1911).

— Les Indiens Colorados. Journal de la Société des Américanistes de Paris N. S. II (1905).

— s. auch Créqui-Montfort und Rivet, Verneau und Rivet.

Sarmiento de Gamboa, Pedro, Geschichte des Inkareiches. Herausgegeben von Richard Pietschmann. Abhandlungen der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen, Philol.-Hist. Klasse N. F. VI 4 (Berlin 1906).

Saville, Marshall H., Precolumbian Decoration of the Teeth in Ecuador. American Anthropologist N. S. XV (Lancaster 1913).

— The Antiquities of Manabí, Ecuador. Preliminary and Final Report. 2 vol. (New York 1907 und 1910).

Schmidt, Max, Über altperuanische Gewebe mit szenenhaften Darstellungen. Bäßler-Archiv I (Leipzig/Berlin 1910).

Seler, Eduard, Präparierte Feindesköpfe bei den Jivarostämmen des oberen Marañon und bei den alten Bewohnern des Departements Ica an der Küste von Peru. Bäßler-Archiv VI (Leipzig/Berlin 1916).

Smith, E. Reuel. The Araucanians or Notes of a Tour among the Indian Tribes of Southern Chile (New York 1855).

Squier, George, Peru. Reise- und Forschungs-Ergebnisse in dem Lande der Incas. Deutsch von J. Heinrich Schmick (Leipzig 1886).

von den Steinen, Karl, Ausgrabungen am Valenciasee. Globus LXXXVI (Braunschweig 1904).

Stübel, A., und Uhle, M., Die Ruinenstätte von Tiahuanaco im Hochlande des alten Perú. Eine kulturgeschichtliche Studie auf Grund selbständiger Aufnahmen (Breslau 1892).

v. Tschudi, J. J., Kulturhistorische und sprachliche Beiträge zur Kenntnis des alten Peru. Denkschriften der Kaiserl. Akademie der Wissenschaften XXXIX (Wien 1891).

— Peru. Reiseskizzen aus den Jahren 1838—1842. 2 vol. (St. Gallen 1846).

Uhle, Max, Die historische Stellung der feinen bunten Gefäße von Ica unter den übrigen prähistorischen Resten von Peru. Verhandlungen des XIV. Internationalen Amerikanisten-Kongresses Stuttgart 1904.

— Die Ruinen von Moche. — Zur Chronologie der alten Kulturen von Ica. Journal de la Société des Américanistes de Paris N. S. X (1913).

— Kultur und Industrie südamerikanischer Völker. Nach den im Besitze des Museums für Völkerkunde zu Leipzig befindlichen Sammlungen von A. Stübel, W. Reiß und B. Koppel. I Alte Zeit, II Neue Zeit. 2 vol. (Berlin 1889 und 1890).

— Los origenes de los Incas. — Las relaciones prehistóricas entre el Perú y la Argentina. Verhandlungen des XVII. Internationalen Amerikanisten-Kongresses Buenos Aires 1910.

— Pachacamac. Report of the William Pepper Peruvian Expedition (Philadelphia 1903).

— Peruvian Throwing-Sticks. American Anthropologist N. S. XI (Lancaster 1909).

— Types of Culture in Peru. American Anthropologist N. S. IV (Lancaster 1902).

— Über die Frühkulturen in der Umgebung von Lima. Verhandlungen des XVI. Internationalen Amerikanisten-Kongresses Wien 1908.

— Verwandtschaften und Wanderungen der Tschibtscha. Verhandlungen des VII. Internationalen Amerikanisten-Kongresses Berlin 1890.

Verneau, R., und Rivet, P., Ethnographie ancienne de l'Équateur. Mission du service géographique de l'armée pour la mesure d'un arc de méridien équatorial en Amérique du Sud (1899—1906). Tome VI (Paris 1912).

Wiener, Charles, Pérou et Bolivie. Récit de voyage, suivi d'études archéologiques et ethnographiques (Paris 1874).

Afrika

Allgemeines

Namhafte Beiträge zur Rassenkunde im Rahmen völkerkundlicher Werke sind durch * bezeichnet.

Adametz, L., Herkunft und Wanderungen der Hamiten, erschlossen aus ihren Haustierrassen. Veröffentlichungen des Forschungsinstituts für Osten und Orient II (Wien 1920).

Meyer, H., Das deutsche Kolonialreich, 2 vol. Mit näheren Schriftennachweisen (Leipzig 1909/10).

Scobel, A., Geographisches Handbuch, 2 vol. (Leipzig 1910).

Sievers, W., Allgemeine Länderkunde, Band „Afrika". Bearbeitet von F. C. Hahn 2. Aufl. (Leipzig 1901).

Stuhlmann, Fr., Beiträge zur Kulturgeschichte von Ostafrika. Reihe „Deutsch-Ostafrika" X (Berlin 1909).

Werth, E., Zur Natur- und Kulturgeschichte der Banane. E. Hahn-Festschrift (Stuttgart 1917).

Rassen und Sprachen

Birkner, F., Die Rassen und Völker der Menschheit. Der Mensch aller Zeiten II (Berlin/München o. J. [1913]).

Czekanowski, J., Die anthropologisch-ethnographischen Arbeiten der Expedition S. H. des Herzogs Adolf Friedrich zu Mecklenburg. Zeitschrift für Ethnologie XLI (Berlin 1909).

— Wissenschaftliche Erg. der deutschen Zentral-Afrika-Expedition 1907/08 VI/1 (1917) und VII (1911).

Finck, F. N., Die Sprachstämme des Erdkreises. Aus Natur und Geisteswelt, Nr. 267. 2. Aufl. (Leipzig 1915).

Johnston, S. H., Die Rassen Afrikas (o. O. und J.).

v. Luschan, F., Pygmäen und Buschmänner. Zeitschrift für Ethnologie XLV (Berlin 1914).

Meinhof, C., Die Sprachen der Hamiten. Beitrag v. Luschan* (Hamburg 1912).

— Grundriß einer Lautlehre der Bantusprachen 2. Aufl. (Berlin 1910).

— Grundzüge einer vergleichenden Grammatik der Bantusprachen (Berlin 1900).

Pöch, R., Die Stellung der Buschmannrasse zu den übrigen Menschenrassen. Sitzungsberichte der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, Jahrgang 1911.

— Über „hamitische" und „semitische" Rassenmerkmale. Berichte aus dem Forschungsinstitut für Osten und Orient II (Wien 1917).

Vorgeschichte und Geschichte

Delmas, P., Über Felsmalereien in Nordafrika. Bull. Soc. Ethnol. et Anthrop. IX (Grenoble 1902).

Desplagnes, L., Le Plateau Central Nigérien (Paris 1907).

Flamand, G. B., Über Felsmalereien in Nordafrika. Bull. Soc. Anthrop. XX (Lyon 1901).

Foureau, F., Documents Scientifiques de la Mission Saharienne, 2 vol. (Paris 1905).

Gautier, E. F., Sahara Algérien. Missions au Sahara I (Paris 1908).

Johnson, J. P., The Prehistoric Period in South Africa (London 1912).

Obermaier, H., Das Paläolithikum und Epipaläolithikum Spaniens. Anthropos XIV—XV (Wien 1920).

— Der Mensch der Vorzeit. Der Mensch aller Zeiten I (Berlin und München o. Jahr [1912]).

Paulitschke, Ph., Prähistorische Funde aus dem Somâllande. Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien XXVIII (1898).

Pöch, R., Südafrikanische Steinwerkzeuge aus verschiedenen Perioden. Sitzungsberichte der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, Jahrgang 1912.

Helmolt, H., Weltgeschichte 2. Aufl. III: „Afrika" usw. Mit zahlreichen weiteren Nachweisungen (Leipzig 1914).

Meyer, Dr. P. C., Erforschungsgeschichte und Staatenbildungen des West-Sudan. Petermanns Mitteilungen Erg.-H. 121 (Gotha 1897).

Weule, K., Völkerwanderungen in Afrika. Verhandlungen des XIX. Deutschen Geographentages zu Straßburg i. E. (Berlin 1915).

Nordafrika

Arcin, A., La Guinée Française (Paris 1907).
Aymard, A., Les Touareg (Paris 1911).
Barth, H., Reisen und Entdeckungen in Nord- und Zentralafrika. 5 vol. (Gotha 1857).
Benhazera, M., Six mois chez les Tourag du Ahaggar (Algier 1908).
Chevalier, F., L'Afrique Centrale Française (Paris 1908)*.
Desplagnes, L. (siehe Vorgeschichte).
Foá, F., Le Dahomey (Paris 1895).
Frobenius, L., Auf dem Wege nach Atlantis (Berlin 1910).
— Kulturtypen aus dem West-Sudan. Petermanns Mitteilungen Erg.-H. 166 (Gotha 1911).
— Und Afrika sprach. 3 vol. (Berlin 1912—14).
Germann, P., Das plastisch-figürliche Kunstgewerbe im Graslande von Kamerun. Jahrbuch des Museums für Völkerkunde IV (Leipzig 1911).
Johnston, H. H., Liberia. 2 vol. (London 1906).
v. Luschan, F., Die Altertümer von Benin (Berlin 1919).
Mansfeld, A., Urwald-Dokumente (Berlin 1908).
Marquardt, J., Die Beninsammlung des Ethnographischen Rijksmuseums in Leiden (ebenda 1913).
Nachtigal, G., Sahara und Sudan. 3 vol. (Berlin 1897)*.
Passarge, S., Adamaua (Berlin 1895).
Schweinfurth, G., Im Herzen von Afrika. 2 vol. (Leipzig 1874).
Tessmann, G., Die Pangwe (Berlin 1913).
Trilles, R. P., Le Totémisme chez les Fân. Anthropos-Bibliothek I H. 4 (Münster 1912).

Mittelafrika

Baumann, O., Fernando Pó, eine afrikanische Tropeninsel (Wien 1888).
Cameron, V. L., Quer durch Afrika (Leipzig 1877). Original Englisch.
Collection des Monographies Ethnographiques. Publié par Cyr. van Overbergh (Bruxelles). Bisher erschienen: Les Bangala, Mayombe, Basonge, Mangbettu, Warega, Kuku, Ababua, Mandja, Baholoholo usw.
Frobenius, L., Im Schatten des Kongostaates. Gute Bilder! (Berlin 1907).
Pechuël-Loesche, E., Volkskunde von Loango (Stuttgart 1907).
Pogge, P., Im Reiche des Muata Yamwo (Leipzig 1880).
v. Rosen, Eric, Träskfolket Svenska Rhodesia-Kongo-Expeditionens Etnografiska Forskningsresultat (Stockholm 1916).
Schmidt, P. W., Die Stellung der Pygmäenvölker usw. Schriftennachweis für Pygmäen und Buschmänner (Stuttgart 1910).
Torday und Joyce, Les Bushongo. Notes Ethnogr. sur... les Bakuba usw. Annales du Musée du Congo Sér. III (Bruxelles 1910).
Wißmann, H., Wolf, L., v. François, C., und Müller, H., Im Innern Afrikas (Leipzig 1888).

Ostafrika

Baumann, O., Durch Masailand zur Nilquelle (Berlin 1894).
— Usambara und seine Nachbargebiete (Berlin 1891).
Bieber, Fr. J., Kaffa. Anthropos-Bibliothek II H. 2.

Czekanowski, J., Ethnographische Karte des Kongo-Nil-Zwischenseen-Gebietes. Petermanns Mitteilungen (Gotha 1911).
Fülleborn, F., Das deutsche Nyassa- und Rowumagebiet. Reihe „Deutsch-Ostafrika" IX (Berlin 1906).
Hall, R. N., Great Zimbabwe, Mashonaland, Rhodesia (London 1905).
Holub, E., Kulturskizze des Marutse-Mambunda-Reiches (Wien 1879).
Johnston, H. H., British Central Africa (London 1897)*.
— The Uganda Protectorate. 2 vol. (London 1902)*.
Kandt, R., Gewerbe in Ruanda. Zeitschrift für Ethnologie XXXVI (Berlin 1904).
MacJver, R., Mediaeval Rhodesia (London 1906).
Merker, M., Die Masai. 2. Aufl. (Berlin 1910).
Meyer, H., Die Barundi (Leipzig 1916).
Paulitschke, Ph., Ethnographie Nordostafrikas. 2 vol. (Berlin 1893).
Pöch, R., Zur Simbabye-Frage. Mitt. der Geograph. Gesellschaft (Wien 1911).
Reche, O., Zur Ethnographie des abflußlosen Gebietes Deutsch-Ostafrikas. Abhandlung des Hamburger Kolonialinstituts XVII (Hamburg 1914).
Rehse, H., Kiziba, Land und Leute (Stuttgart 1910).
v. Sawicki, Dr. L., Der Einfluß des geographischen Milieus auf die rassiale und kulturelle Entwicklung Abessiniens. Mitt. d. Geogr. Gesellschaft (Wien 1913).
Smith, E. W., und Dale, A. M., The Ila speaking peoples of Northern Rhodesia. Maschukulumbwe (London 1920).
Stuhlmann, Fr., Handwerk und Industrie in Ostafrika. Abhandlung des Hamburger Kolonialinstituts X (Hamburg 1910).
— Mit Emin Pascha ins Herz von Afrika (Berlin 1894)*.
Weiß, M., Die Völkerstämme im Norden von Deutsch-Ostafrika (Berlin 1910).
Weule, K., Negerleben in Ostafrika. 2. Aufl. (Leipzig 1909).
— Wissenschaftliche Ergebnisse meiner ethnogr. Forschungsreise in den Südosten Deutsch-Ostafrikas. Mitt. a. d. Deutsch. Schutzgebieten, Erg.-H. I (Berlin 1908).

Südafrika

Bleek, P., und Tongue, H., Bushman Paintings (Oxford 1909).
Fritsch, G., Die Eingeborenen Südafrikas (Breslau 1872)*.
Irle, J., Die Herero (Gütersloh 1906).
Moszeik, Die Malereien der Buschmänner in Südafrika (Berlin 1910).
Passarge, S., Die Buschmänner der Kalahari (Berlin 1907)*.
— Südafrika (Leipzig 1908).
Pöch, R., Über die Kunst der Buschmänner. Sitzungsberichte der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, Jahrgang 1911.
Schinz, H., Deutsch-Südwestafrika (Leipzig 1892).
Schultze, L., Aus Namaland und Kalahari (Jena 1906)*.
Stow, G. W., The Native Races of South Africa (London 1905).

Vergleichendes

Andree, R., Ethnographische Parallelen und Vergleiche. 2 vol. (Stuttgart 1878 und Leipzig 1889).
Ankermann, B., Der gegenwärtige Stand der Ethnographie der Südhälfte Afrikas. Archiv für Anthropologie N. F. IV (Braunschweig 1906).

Ankermann, B., Die afrikanischen Musikinstrumente. Ethnologisches Notizblatt II (Berlin 1902).
— Kulturkreise und Kulturschichten in Afrika. Zeitschrift für Ethnologie XXXVII (Berlin 1905).
— Totenkult und Seelenglaube bei afrikanischen Völkern. Zeitschrift für Ethnologie L (Berlin 1918).
— Verbreitung und Formen des Totemismus in Afrika. Zeitschrift für Ethnologie XLVII (Berlin 1915).
Decorse, J., L'habitation et le village au Congo et au Chari. L'Anthropologie XVI (Paris 1905).
Franke, E., Die geistige Entwicklung der Negerkinder. Beiträge zur Kultur- und Universalgeschichte H. 35 (Leipzig 1915). Ausführlicher Schriftennachweis.
Frobenius, L., Der Ursprung der afrikanischen Kulturen (Berlin 1898).
— Die Masken und Geheimbünde Afrikas. Abhandlungen der Kaiserl. Leop.-Carol. Deutschen Akademie der Naturforscher LXXIV (Halle 1898).
Haberlandt, Dr. A., Die Trinkwasserversorgung primitiver Völker usw. Petermanns Mitteilungen Erg.-H. 174 (Gotha 1912).
Lehmann, O., Die Pfahlbauten der Gegenwart. Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien XXXIV (1904).
v. Luschan, F., Eisentechnik in Afrika. Zeitschrift für Ethnologie XLI (Berlin 1909).
— Zusammenhänge und Konvergenz. Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien XLVIII/XLIX (1919).
Meinhof, K., Die Afrikanischen Religionen. (Referat) Archiv für Religionswissenschaft VIII (Jena 1904), XI (Jena 1908).
Ratzel, Fr., Die afrikanischen Bögen. Abhandlungen der Sächs. Akademie der Wissenschaften XIII 3 (Leipzig 1891).
Schachtzabel, A., Die Siedlungsverhältnisse der Bantuneger. Internationales Archiv für Ethnographie XX Suppl. (1912).
Schmidl, M., Zahl und Zählen in Afrika. Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien XLV (1915). Ausführlicher Schriftennachweis.
Schurtz, H., Altersklassen und Männerbünde (Berlin 1902).
— Das afrikanische Gewerbe (Leipzig 1900).
— Das Wurfeisen der Neger (Leipzig 1889).
— Die geographische Verbreitung der Negertrachten. Internationales Archiv für Ethnographie IV (Leiden 1891).
Steinmetz, Dr. R., Endokannibalismus. Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien XXVI (1896).
Weule, K., Der afrikanische Pfeil (Leipzig 1899).
Sehr belangreich ist ferner der Inhalt der Fachzeitschriften (zum Teil schon oben erwähnt). Als Wegweiser mögen dienen: Zeitschrift für Ethnologie; Bäßler-Archiv; Mitteilungen aus den Deutschen Schutzgebieten (Berlin); Globus (Braunschweig bis 1910); Anthropos (Mödling-Wien) usw.

Namen- und Sachregister

Vorbemerkung: Namen von Autoren, Entdeckern, Forschern und Reisenden sind gesperrt und, wie alle sonstigen Namen, ohne Zusatz. Bei fremdsprachlichen Sachbezeichnungen und Fachausdrücken ist eine kurze Erläuterung (in Klammern) hinzugefügt. „(Abb.)“ hinter einer Seitenzahl bedeutet, daß sich der Hinweis nur auf die Unterschrift einer Abbildung der betreffenden Seite bezieht, während „(m. Abb.)“ sowohl auf den Text als auch auf die Abbildung einer bestimmten Seite verweist. * bedeutet die vom Text abweichende Schreibung eines Völkernamens auf der ethnographischen Karte von Afrika

---

